Deutsch in Amerika

Gustav Adolf Zimmermann





Deutsch in Amerika.

Beiträge zur Geschichte der

Deutsch-amerikanischen Literatur

von

Dr. G. A. Zimmermann,

Superintendent der deutschen Abtheilung der öffentlichen Schulen von Chicago.

I. Episch-lyrische Poesie.

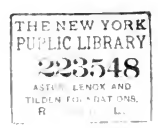
Herausgegeben vom „Germania Männerchor" in Chicago.

Zweite, verbesserte und durch einen Nachtrag vermehrte Auflage.

Chicago.

Eyller & Company.

1894.


THE NEW YORK
PUPLIC LIBRARY
223548
LENOX AND

Schnellpressendruck von Max Stern & Co., Chicago.

Vorwort.

Als wir vor einem Jahre den Plan faßten, eine deutsch-amerikanische Bibliothek zu gründen, welche Alles enthalten sollte, was von Deutsch-Amerikanern geschrieben und hierzulande in Buch- oder Broschürenform gedruckt worden ist, da fand diese Idee allerwegs, wo Deutsch-Amerikaner ein ziel- und selbstbewußtes Geistesleben führen, herzlichen Anklang, und die begeisterten Zurufe von vielen Seiten ließen uns erkennen, daß wir einen guten Wurf gethan hatten. Wir gingen denn auch unverzüglich an's Werk, und schon zählt unsere Bibliothek mehrere hundert Bände, darunter Werke seltenster Art, vom ersten deutschen Bibeldruck durch Chr. Saur an bis herauf in die neueste Zeit. Damit haben wir das Fundament zu einem Werke gelegt, das im Laufe der Jahre nicht nur Alles, was in älterer Zeit erschienen ist, enthalten wird, sondern fortwährend durch die Neuerscheinungen im deutsch-amerikanischen Büchermarkte ergänzt werden kann.

Um nun das Deutsch-Amerikanerthum an dem Schatze, den es uns überwiesen hat, theilnehmen zu lassen, ihm gleichsam unsern Dank in gangbarer Münze zurückzuzahlen, haben wir das von unserem Mitgliede Dr. G. A. Zimmermann seit Jahren gesammelte Material zu einer Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur erworben und dessen Herausgabe unternommen. Diese Literatur-Geschichte wird die ersten zwei Bände des unter dem Titel „Deutsch in Amerika" erscheinenden Gesammtwerkes umfassen; findet sie beim Publikum günstige Aufnahme, dann soll ein dritter Band die Leistungen der Deutsch-Amerikaner auf dem Gebiete der Tonkunst, und ein vierter jene auf dem der Malerei, Bildhauerei und Baukunst uns veranschaulichen. Indem wir hiermit den ersten Band der Oeffentlichkeit übergeben, hoffen wir, damit dem gesammten Deutsch-Amerikanerthum eine ebensolche Freude zu bereiten, wie wir sie bei der Sichtung und Zusammenstellung des Materials empfunden haben. Nicht Wenige werden gleich uns staunen über die stattliche Anzahl dichterisch veranlagter und vielfach hochbegabter Männer und Frauen, welche den deutsch-amerikanischen Parnassus bestiegen haben. Freilich findet sich in diesem Schatzkästlein deutsch-amerikanischer Poesie auch manches Unschöne und Minderwerthige, denn es war uns nicht darum zu thun, nur die bedeutendsten Dichter und von diesen das Beste auszuwählen, sondern von Jedem Etwas zu bringen, und sei es auch nur die Erwähnung des Namens nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Dichters.

Was uns Deutsch-Amerikaner in Augenblicken süßer oder schmerzlicher Erinnerung an die Heimath seelisch bewegt; was wir empfinden, wenn wir an das elterliche Haus, an den deutschen Wald, den deutschen Frühling, an alles Das denken, was uns im alten Vaterlande lieb

und werth geworden war: das haben unsere Dichter, deren Empfinden ein innigeres ist, als das unsrige, zumeist in schöner Form uns geoffenbaret, manche davon in geradezu vollendeter Weise. Doch auch an dem Ringen und Streben der neuen Welt haben die Deutsch-Amerikaner von jeher regen Antheil genommen, und unsere Dichter beweisen durch ihre Weck- und Mahnrufe, ihre lyrischen und epischen Gesänge, wie sehr ihre Seele vom Werdeprozeß des amerikanischen Volkes beeinflußt und ergriffen worden ist. Dieser Band Gedichte ist ein poetisches Geschichtsbild des Deutsch-Amerikanerthums, und er sollte an keinem Herde fehlen, an dem die trauten Laute der deutschen Muttersprache ertönen, an dem deutsches Wesen und deutscher Geist sich heimisch fühlen. Aber auch im alten Vaterlande wird man mit Staunen und Bewunderung auf die Fülle und Güte dieser poetischen Ergüsse der versprengten Kinder blicken; man wird darüber nachdenken und sich fragen, wie es denn eigentlich gekommen sei, daß so viel Talent und Können, so viel Liebe und ideales Streben dem Vaterlande verloren gehen konnten. Und die Antwort darauf? Auch sie findet sich mehr als einmal auf den nachfolgenden Blättern verzeichnet.

Das Wort des Dichters ist die Offenbarung der Volksseele:

„Und daß es nicht verhallet,
Und daß es nicht verweht,
Und daß es wohl berechtigt
Bei seinem Sprößling steht,
Deß haben wir zu achten!
Und darum sprecht und singt:
Zweihundert Jahre sind es,
Seit Deutsch im Land erklingt!"

Chicago, im April 1892.

Für den Germania Männerchor:
Harry Rubens, Präsident.

Das Bibliothek-Comite:

Joseph Brucker. Washington Hesing.
Frederick H. Hild. Dr. Karl Pietsch.
Dr. G. A. Zimmermann.

Inhaltsverzeichniß.

III. Die Gegenwart. (1850—1892.)

Uebersicht der deutsch-amerikanischen Literatur.

Wenn im Nachfolgenden der Versuch gemacht worden ist, eine, besonders für die neuere und neueste Zeit möglichst vollständige Uebersicht der deutsch-amerikanischen Literatur zu gewinnen und das mit viel Mühe gesammelte Material zu einer Geschichte derselben zusammenzustellen, so bedarf die Bezeichnung „Deutsch-amerikanische Literatur" von vornherein einer näheren Begrenzung und Erklärung. Es entsteht nämlich die Frage, ob auch alles Das, was jene Deutschen, welche vorübergehend, als Besucher hierzulande weilten, in literarischer Hinsicht geleistet haben, zur deutsch-amerikanischen Literatur zu zählen ist, oder ob nur das als dazu gehörend anzusehen ist, was von wirklichen Deutsch-Amerikanern, d. h. von solchen Deutschen, welche ihren Wohnsitz in unserem Lande genommen und dieses zu ihrem neuen Vaterlande auserkoren haben, geschrieben worden ist. Die erstere Ansicht wird hauptsächlich von Herrn H. A. Rattermann, dem um die Geschichtsschreibung des Deutschthums in unserem Lande hochverdienten Redakteur der leider eingegangenen Zeitschriften „Der deutsche Pionier" und „Deutsch-amerikanisches Magazin", vertreten. Er sagt: „Die deutsch-amerikanische Literatur reicht so weit zurück, als es überhaupt Deutsche gegeben hat, die den westlichen Erdtheil betraten", und dehnt also auch den Begriff „deutsch-amerikanisch" auf den ganzen Erdtheil Amerika aus. Damit übereinstimmend, beginnt nach ihm die erste geschichtliche Periode der deutsch-amerikanischen Literatur mit der Entdeckung unseres Erdtheils, und als Schriftdenkmäler dieser Periode führt er die folgenden an:

1520, „Newzeit" oder Brief eines deutschen Abenteurers, der mit Ferdinand Cortez nach Mexiko und Yucatan kam, besser bekannt unter dem Namen „Zeitung aus Yucatan". Dieser in deutscher Sprache abgefaßte Brief eines Ungenannten wurde vor etwa vierzig Jahren in Holland aufgefunden und ist durch Friedrich Müller in Amsterdam sowohl in der Ursprache, als auch in modernisiertem Deutsch und einer französischen Uebersetzung durch den Druck veröffentlicht worden. Daß der Verfasser ein Deutscher war, geht aus dem Schlußsatze des Briefes hervor, wo es heißt: „Und Derjenige, so diesen Brief schreibt, ist in Gesellschaft eines Ritters in India gefahren, namens Ferdinand Cortez." — Diese „Zeitung" enthält eine lebhafte Schilderung der Züge des Cortez, sowie des Landes und der wilden Einwohner von Mexiko.

1532 ist die Jahreszahl, welche das zweite deutsch-amerikanische Schriftdenkmal trägt, die Fahrten und Abenteuer Nikolaus Federmann's des Jüngeren aus Ulm in Venezuela. Es ist ein hochinteressantes Buch, das freilich erst im Jahre 1536 in Hagenau gedruckt wurde, und schildert die Züge dieses tapferen deutschen Ritters in Südamerika in den Jahren 1529—1532.

1541 schrieb der fünfte und letzte Gouverneur der Deutschen in Venezuela, Junckherr Philipp von Hutten, seine „Zeitung aus India", welche jedoch erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufgefunden und durch Johann Georg Meusel im ersten Bande seines „Historisch-literarischen Magazins" an die Oeffentlichkeit gelangte. Diese Schrift ist als eine Fortsetzung des Federmann'schen Buches zu betrachten. Hutten war ein Neffe des bekannten Ulrich von Hutten.

Um das Jahr 1560 verfaßte Ulrich Schmidt, aus Straubing an der Donau, ein Büchlein über seine Fahrt nach dem Rio de la Plata, welches in eingänglicher Weise die Feldzüge des Mendoza in Argentinien schildert. Dasselbe wurde von Sigismund Feierabend zu Frankfurt a. M. wenige Jahre später zum Druck befördert und erlebte in der berühmten De Bry-Sammlung im siebenten Theil der sogenannten „Großen Reisen" eine zweite, mit Illustrationen versehene, sowie später eine dritte und vierte Auflage.

1557 erschienen im Verlage von Weigand Hau in Frankfurt Hans Stade's Fahrten und Abenteuer in Brasilien. Auch dieses Buch ist im dritten Theile der „Großen Reisen" De Bry's gedruckt worden, und erlebte gleichfalls mehrere Auflagen.

1669—1670, Die Reisen des Johannes Lederer in die Alleghanygebirge; der Bericht war in lateinischer Sprache geschrieben und eine englische Uebersetzung erschien zu London 1672; eine deutsche fertigte Herr Rattermann an und publizierte sie im „Pionier".

Allein so interessant diese Schriften auch in historischer, ethnologischer und literarischer Hinsicht sind, so glauben wir doch, daß sie nicht zur deutsch-amerikanischen Literatur gerechnet werden können. Freilich nicht etwa deshalb, weil diese ältesten Schrifterzeugnisse in Deutschland und nicht hier in Amerika im Druck erschienen sind; denn wollte man diesen Einwand erheben, so träte allerdings wie Rattermann richtig sagt, das Mechanische an die Stelle des Geistigen, das Bücher-Drucken an die Stelle des Bücher-Schreibens. Auch nicht deshalb, weil die genannten Schriften, wie man schon gesagt hat, in Stil und Schreibweise keine besondere Eigenart repräsentieren; denn was ihnen an vollendeter Sprachform etwa abgehen mag, wird reichlich durch den Inhalt, die neuen Gedanken, Urtheile und Darstellungen aufgewogen, welche so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zogen, daß zahlreiche Auflagen und Uebersetzungen in fremde Sprachen nöthig wurden. Sondern wir meinen, sie gehören darum nicht zur deutsch-amerikanischen Literatur, weil der Begriff „deutsch-amerikanisch" ein durch den allgemeinen Gebrauch bestimmt abgegrenzter ist. Man versteht unter einem Deutsch-Amerikaner einen Deutschen, welcher die Vereinigten Staaten von Amerika als seine zweite Heimath gewählt, also innerhalb ihres Gebietes nicht bloß vorübergehend lebt, und unter deutsch-amerikanischer Literatur demnach die Gesammtheit der literarischen Erzeugnisse in deutscher Sprache von in den Vereinigten Staaten von Amerika seßhaften Deutschen. Der berufenste deutsche Geschichtsforscher unseres Landes, Dr. Oswald Seidensticker, in Philadelphia, hat darum auch Recht, wenn er seine Uebersicht über die deutsch-amerikanische Bibliographie mit den Erstlingsdrucken aus den Jahren 1728 und 1730 beginnt.*

Ueberblicken wir nun die Geschichte dieser deutsch-amerikanischen Literatur von der ersten deutschen Einwanderung an bis auf die Gegenwart, so läßt sich dieselbe in drei Abschnitte oder Perioden eintheilen, nämlich die Zeit der religiösen Einwanderung oder die religiöse Periode von 1675 bis 1825; die Zeit der politischen Einwanderung oder die politische Periode, von 1825 bis 1850, und die Zeit der sozial-politischen Einwanderung oder die Gegenwart von 1850 bis 1892.

* Vgl. „Deutscher Pionier", Neunter Jahrgang, 1877, Seite 178 u. f.: „Deutsch-amerikanische Bibliographie bis zum Schlusse des letzten Jahrhunderts." Dr. O. Seidensticker ist gegenwärtig damit beschäftigt, diese Bibliographie zu vervollständigen und bis zum Jahre 1830 fortzuführen, und dürfte dieselbe im Herbst 1892 erscheinen.

Erster Abschnitt.

Die deutsch-amerikanische Literatur während der Zeit der religiösen Einwanderung.

(1675—1825.)

Der vorwiegende Charakter der deutschen Einwanderung während dieser 150 Jahre ist der religiöse. Es waren nicht politische Verhältnisse und Streitigkeiten, welche die ersten Deutschen aus ihrer Heimath vertrieben, sondern allermeist jene, das geistige, religiöse und kirchliche Leben hemmenden, unfruchtbaren dogmatischen Kämpfe des 17. und 18. Jahrhunderts, jene spitzfindigen scholastischen Streitigkeiten, welche nach dem dreißigjährigen Kriege in maßloser, gehässiger Polemik sich offenbarten und dadurch ein äußerliches Gewohnheitschristenthum hervorriefen. Ein Auflehnen dagegen seitens Solcher, welchen ein innerliches, lebendiges Christenthum zum Bedürfniß geworden, war gerechtfertigt: man sehnte sich nach einem freien Lande, welches der Ausübung kirchlicher Ansichten nichts in den Weg legte. Es waren zumeist Quäker und Herrenhuter; ferner die schwämerischen Separatisten und Labadisten; Wiedertäufer, Mennoniten und Schwenckfelder, welche hier zuerst eine friedliche Ruhestätte suchten. Ihnen folgten bald Glieder der orthodoxen protestantischen Kirchen, Reformierte und Lutheraner, die sich rasch mehrten und zahlreiche Gemeinden in fast allen englischen Provinzen von Maine bis Georgia gründeten, obschon namentlich auch seitens der Sekten-Anhänger der Staat Pennsylvanien die meisten deutschen Ansiedler anzog. An der Spitze dieser Einwanderung standen Geistliche. Ihnen fiel darum im neuen Lande auch die Aufgabe zu, deutsche Sprache und Literatur zu pflegen und unter den Ansiedlern zu erhalten. Namentlich die wissenschaftlich gebildeten, reformierten und lutherischen Geistlichen, — wir nennen blos Michael Schlatter, das Haupt der ersteren, und Heinrich Melchior Mühlenberg, den Patriarchen der lutherischen Kirche, — unterhielten regen Verkehr mit Deutschland in literarischer Beziehung und wurden die eigentlichen Träger deutscher Literatur in unserem Lande. Ihre schriftlichen Erzeugnisse, welche in Deutschland gedruckt und in den sog. „Urlsperger Nachrichten", den „Halle'schen Nachrichten", den „Helmstädtischen Berichten" und der „Büding'schen Sammlung" (Berichte der Herrenhuter Johannes Heckewelder, David Zeisberger, Georg Heinrich Laskiel u. a.) enthalten sind, bieten neben den Erzählungen ihrer Erlebnisse als Missionare eine Fülle von geographischen und naturhistorischen Mittheilungen über die Urvölker Amerika's und bilden neben den Schriften und Berichten der französischen und deutschen Jesuiten und Franziskaner, eines Samuel Fritz, Eusebius Franz Kühn, Anton Sepp, Martin Dobbritzhöfer, in dem in 36 Foliobänden erhaltenen „Weltbott", die Urquelle der Geschichte des ganzen Westens der Vereinigten Staaten.

Allein je länger die Ansiedler, meist Handwerker und Ackerbauer, hier lebten, desto weniger konnten sie der Anglikanisierung entgehen. Die offizielle Landessprache war englisch und damit

der Gebrauch derselben geboten. Alles erhielt nach und nach auch in den deutschen Ansiedlungen englische Namen, und die Nachkommenschaft erlernte außer in dem überwiegend von Deutschen besiedelten Pennsylvanien nur noch nothdürftig die Muttersprache. Dazu kam der traurige Zustand der Literatur in Deutschland selbst, wo das ganze Leben von der unseligen Ausländerei durchdrungen, das poetische Leben des Volkes erstorben und die Literatur ausschließliches Eigenthum der Gelehrten geworden war, welche sich in ihren Produktionen nur auf's Nachahmen verlegten. Naturgemäß konnte so das literarische Leben unter den hiesigen Deutschen vom Mutterlande keine Nahrung erhalten und beschränkte sich infolge dessen auf das Gebiet, welches den Ansiedlern am nächsten lag, auf das religiöse. Die verschiedenen kirchlichen Richtungen, welche unter ihnen vertreten waren, legten ihr Hauptgewicht auf ihre Bekenntnißschriften und Andachtsbücher, und verschafften sich dieselben durch Importationen von Deutschland oder durch Nachdruck; Originalarbeiten wurden nur sehr wenige geleistet. Dieser Zustand dauerte während des ganzen Zeitraums, also auch in der letzten Hälfte des 18. und den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, da in Deutschland die Literatur aufblühte und Männer wie Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Schiller und Göthe die höchste Höhe erreichten. Die Brücke geistiger und literarischer Wechselwirkung war eben abgebrochen, und es gewann namentlich nach dem Unabhängigkeitskriege den Anschein, als sollte deutsche Sprache und Literatur in unserem Lande untergehen. Bloß in Pennsylvanien, von dem viele Amerikaner vor 1776 schon befürchtet hatten, es würde zu einem deutschen Staate heranwachsen, erhielt sie sich ziemlich kräftig am Leben, und Kinder und Enkel der vor einem Menschenalter eingewanderten Deutschen gründeten zur Erhaltung ihrer Sprache in Philadelphia im Jahre 1789 die „Mosheimische Gesellschaft", welche mit einer kurzen Unterbrechung bis zum Jahre 1823 bestand, und deren Verhandlungen in drei stattlichen Bänden sich heute noch im Archiv der deutschen Gesellschaft zu Philadelphia befinden. Auch trugen in dem Staate einige deutsche Zeitungen, vor Allem der noch heute erscheinende, bereits im sechsundneunzigsten Jahrgange stehende „Reading Adler" zur Erhaltung deutscher Sprache bei.

Blicken wir nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf die einzelnen literarischen Produkte, so bestehen dieselben, wie schon angedeutet, hauptsächlich in religiösen Schriften, denen sich einige geschichtliche anreihen. Der Pionier deutsch-amerikanischer Literatur auf diesen beiden Gebieten war der gelehrte, umsichtige Leiter der ersten deutschen Ansiedlung unseres Landes, der Gründer von Germantown (jetzt ein Theil der Stadt Philadelphia), Franz Daniel Pastorius. Trotz seiner umfassenden Thätigkeit als Richter, Bürgermeister und Lehrer, entwickelte er ein geradezu staunenswerthes literarisches Wirken, und hinterließ handschriftlich nicht weniger als 43 Werke, von denen zwar die große Mehrzahl verloren ging, deren Titel wir aber noch in seiner eigenen Handschrift aufgezeichnet haben. Seine poetischen Leistungen beschränken sich auf gnomische und epigrammatische Versuche, welche eine gesunde Lebensanschauung verrathen, überwiegend didaktischen Inhalts, Sprüche der Weisheit und Erfahrung mit pietistischer Färbung, treuherzige Mahnungen und dergleichen. Er feiert die Blumen seines Gartens, die Ereignisse des Landbaues und der Bienenzucht. Ueberall tritt eine gewisse Vorliebe für's Allegorische, für Witz und Wortspiele, Alliterationen und Künsteleien hervor. Pastorius blieb sich sein ganzes Leben hindurch klar darüber, daß er deutschen Ursprungs war, wie eben seine Gedichte beweisen, welche zwar einen lateinischen Titel führen (zu deutsch „Gartenvergnügen"), sich aber ganz an deutsche Vorbilder anschließen. Vor Allem aber blieb er sich über seine unsterbliche That klar, deren weltgeschichtliche Wichtigkeit voraussehend er in der Vorrede zu dem „Grund- und

Lagerbuch von Germantown" folgende denkwürdige und ergreifende (lateinische) Worte schrieb, die in der Uebersetzung also lauten: „Heil! Nachkommenschaft, Nachkommenschaft in Germanopolis! Und erfahre zuvörderst aus dem Inhalte der folgenden Seite, daß deine Eltern und Vorfahren Deutschland, das holde Land, das sie geboren und genährt, in freiwilliger Verbannung verlassen haben (o ihr heimischen Herde!), um in diesem waldreichen Pennsylvanien, in der öden Einsamkeit minder sorgenvoll den Rest ihres Lebens in deutscher Weise, d. h. wie Brüder zuzubringen. Erfahre auch, wie mühselig es war, nach Ueberschiffung des atlantischen Meeres in diesem Nord-Amerika den deutschen Stamm zu gründen. Und du, geliebte Reihe der Enkel, wo wir ein Muster des Rechten waren, ahme unser Beispiel nach; wo wir aber von dem so schwierigen Pfade abgewichen sind, was reumüthig anerkannt wird, vergieb uns, und mögen die Gefahren, die Andere bedrohten, dich vorsichtig machen. Lebe wohl, Nachkommenschaft! Lebe wohl, deutsches Brudervolk! Für immer lebe wohl!"

Ein Jahr nach Pastorius' Tode kam unter einer Schaar Pfälzer, die sich in Germantown niederließen, auch ein Mann nach Amerika, der deshalb nicht übersehen werden darf, weil er die zweite deutsche Druckerei einrichtete. Es war Johann Conrad Beissel. Er hatte das Bäckerhandwerk erlernt, war dann aber religiöser Schwärmer geworden, und zog sich, da ihm das Leben und Treiben in Germantown als zu weltlich mißfiel, 1721 weiter in's Land hinein zurück. Er folgte dabei dem Beispiele eines anderen frommen Schwärmers, Johann Kelpius, welcher schon 1694 nach Germantown gekommen war, aber sich bald in die Waldeinsamkeit am Wissahickon-Fluß zurückgezogen und dort als Eremit gelebt hatte, dabei seine religiösen Ansichten und Gefühle in einem Tagebuche und in Liedern kundgebend, welche noch als Handschriften erhalten sind. Beissel fand in Lancaster County einige Gesinnungsgenossen, und nach allerhand Erlebnissen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, errichtete er mit seinen Anhängern, die in großer Zahl sich in der Umgegend seiner Behausung angesiedelt hatten, das Kloster Ephrata. Ueber den Bau desselben, das Leben und Treiben der Insassen u. s. w. hat Dr. Oswald Seidensticker, auf Grund der „Chronicon Ephratense", eine hochinteressante Monographie geschrieben, welche unter dem Titel „Ephrata, eine amerikanische Klostergeschichte" 1883 in Cincinnati erschienen ist. Wir verweisen auf dieselbe, da wir es bloß mit der literarischen Thätigkeit Beissel's und seiner Genossen zu thun haben. Diese Thätigkeit war eine ziemlich umfassende und erstreckte sich auf Darlegung der religiösen Ansichten und auf Abfassung geistlicher Lieder. Erstere finden sich in den noch erhaltenen Schriften: „Urständliche und Erfahrungsvolle Hohe Zeugnüsse, wie man zum Geistlichen Leben gelangen möge", Ephrata 1745, und verfaßt von Conrad Beissel. „Deliciae Ephratenses oder des Ehrwürdigen Vatters Friedsam Gottrecht (Beissel) Geistliche Reden", Ephrata 1773, und „Theosophische Lectionen", Ephrata 1752, von verschiedenen Verfassern und von geringerer Bedeutung. Die geistlichen Lieder sind enthalten in „Zionitischer Weyrauchs-Hügel", Germantown 1739, für das Kloster gedruckt von Christoph Saur; ferner in „Gesang der Einsamen und verlassenen Turteltaube", Ephrata 1747, und in „Paradiesisches Wunderspiel", Ephrata 1766. Die letzteren beiden Sammlungen wurden im Kloster selbst gedruckt auf der daselbst errichteten, aus Deutschland importierten Presse. Der Werth der Dichtungen ist gering. Beissel schrieb, wie Seidensticker ausführt, „zu viel und zu handwerksmäßig. Der ehemalige Bäcker knetete seine Verse, als stünde er am Backtroge, und schob Strophe an Strophe, als gälte es so viele Laib Brot fertig zu machen. Häufig nimmt er im Eingangsverse einen glücklichen Anlauf, um gleich darauf in's unerträglich Platte und Triviale zu verfallen. Seine und seiner Mitarbeiter lang-

athmige Redeseligkeit wirkt ermüdend und abspannend, wie das ewige Klippklapp einer Mühle. Gewisse Reime drangen sich unabläßig auf: die heilige Liebe und die göttlichen Triebe, das keusche Lamm und der Bräutigam und die Flamm', die Hochzeitfreud' und das weiße Kleid, das Zerfließen und das Genießen, u. s. w." Conrad Beissel publizierte außerdem im Jahre 1728 noch drei Schriften: „Das Büchlein vom Sabbath", „Neun und neunzig mystische Sprüche", und „Zuchtbüchlein über die Ehe"; doch ist nicht bekannt, wo er sie gedruckt erhielt, da keine derselben bis jetzt aufgefunden wurde.

Die Druckerei des Klosters, welche wahrscheinlich 1790 aufgegeben wurde, lieferte im Ganzen 37 Werke, wovon etwa 14 fremde Aufträge waren. Namentlich die Mennoniten ließen verschiedene Bücher dort drucken, wie 1745 „Güldene Aepfel in silbernen Schalen" und „Die ernsthafte Christenpflicht", 1769 das „Christliche Gemüthsgespräch", und ganz besonders den „Blutigen Schauplatz", 1748. Dieses letztere Werk ist „seinem Umfange nach ein wahrer Leviathan unter den Büchern seiner Zeit, ein Foliant, dessen zwei Theile nicht weniger als 1514 Seiten enthalten. Es ist eine ergiebige Fundgrube für die Leidensgeschichte der Taufgesinnten aller Jahrhunderte. Denn obschon die blutige Verfolgung der Mennoniten den Hauptgegenstand bildet, so verwahrt sich der Verfasser doch ausdrücklich gegen die irrthümliche Annahme, seine Religionsgenossen hätten erst mit den verrufenen Anabaptisten ihren Anfang genommen. Das Original, dessen Verfasser Jans Tieleman Van Braght ist, erschien in holländischer Sprache zum erstenmale 1660 in Dordrecht. Die deutschen Mennoniten in Pennsylvanien wünschten dringend, sich dies berühmte und lehrreiche Geschichtswerk durch eine deutsche Uebersetzung zugänglich zu machen, und da ihre wohlhabenderen Glaubensgenossen in Holland, an die sie sich deshalb wandten, nichts thun wollten, so übernahmen einige der „Einsamen Brüder" des Klosters Ephrata, zwar nicht Mennoniten, aber doch in vollster Sympathie mit ihnen und anderen verfolgten Sekten, das Werk zu übersetzen und zu drucken. Die Arbeit dauerte drei Jahre. Das Buch ist vortrefflich gedruckt; das dazu in Ephrata gefertigte Papier ist stark und von bester Qualität; der Einband in lederüberzogenen Holzdeckeln mit messingenen Ecken und Schließen. Der vorgeheftete Kupferstich, von der Größe eines ganzen Blattes, stellt aufwärts wallende Himmelspilger, also wohl die Märtyrer vor. In der Mitte tauft Johannes den Heiland. Kreuze und Todessymbole deuten das Schicksal an, dem die Treuen entgegengehen. Oben windet sich eine Schaar von Seligen um einen Hügel, auf dessen Spitze ein bannertragendes Lamm steht. An anderen Stellen ist allegorisches Gethier, durchblitztes Gewölk u. dgl. vertheilt. Der Preis des Buches war auf 20 Schilling gesetzt; heute verlangt Herr S. H. Zahm, ein Buchhändler in Lancaster, der aus der Jagd auf Ephrata-Drucke eine Spezialität macht, für ein Exemplar 75 Dollars.

Um Erhaltung und Verbreitung deutscher Literatur in dieser Periode machten sich verdient eine ganze Reihe von Druckern. Sie wohnten fast ausschließlich in Pennsylvanien; nur ganz am Ende des 18. Jahrhunderts entstand je eine deutsche Verlagsdruckerei in Baltimore und in Hagerstown in Maryland, während im Staate New York, wie es scheint, kein einziges deutsches Buch gedruckt wurde. Als erster Drucker, welcher es unternahm, deutsche Werke zu drucken, ist zu nennen Benjamin Franklin. Im Auftrage des Klosters von Ephrata, wo ja erst 1745 die deutsche Presse errichtet wurde, druckte er im Jahre 1730, allerdings mit lateinischen Lettern, das erste noch vorhandene oder wenigstens bis jetzt aufgefundene deutsch-amerikanische Buch. Es führt den Titel: „Goettliche Liebes und Lobesgethoene, welche in den hertzen der kinder der Weisheit zusammen ein und von da wieder ausgeflossen. Zum Lob Gottes

und nun von denen schuelern der himmlischen weiszheit zur erweckung und aufmunterung in ihrem Creutz und leiden aus hertzlicher liebe mitgetheilet. Dann mit lieb erfuellet sein bringt Gott den besten Preisz Und giebt zum singen uns die allerschoenste weisz. Zu Philadelphia gedruckt bey Benjamin Francklin in der Marckstrasz 1730." Es ist ein Duodecimoband von 96 Seiten, und das einzige noch vorhandene Exemplar befindet sich im Besitz des Herrn Abraham H. Cassel, eines Landmannes in Harleysville, Montgomery County, Pennsylvanien, eines Nachkommen des weiter unten zu erwähnenden Christoph Saur, dessen Verdienste um deutsch-amerikanische Bücherkunde und die Rettung mancher Unica nicht hoch genug können angeschlagen werden. Herrn Cassel's Bibliothek ist neben den Archiven der historischen Gesellschaft von Pennsylvanien, der Philadelphia Library, der Herrenhuter-Kirche in Bethlehem und der Bibliothek des Herrn Charles Sower, ebenfalls eines Nachkommen von Christoph Saur, die reichste Fundgrube für ältere deutsch-amerikanische Drucke. Ebenfalls im Auftrage der Ephrata Brüder und ihres Hauptes Beissel druckte Franklin 1732 das zweite deutsche Buch mit dem Titel: „Vorspiel der Neuen-Welt Welches sich in der letzten Abendroethe als ein paradiesischer Lichter-glantz, unter den Kindern Gottes hervor gethan In Liebes, Lobes, Leidens, Kraft und Erfahrungs Liedern abgebildet, die gedrueckte, gebueckte und Creutz-tragende Kirche auf Erden. Und wie inzwischen sich Die obere und Triumphirende Kirche als eine Paradiesische vorkost hervorthut und offenbahret. Und daneben, als Ernstliche und zuruffende waechterstimmen an alle annoch zerstreuete Kinder Gottes, das sie sich sammeln und bereit machen auf den baldigen; Ja bald herein brechenden Hochzeit-Tag der braut des Lamms." Und 1736 druckte er für dieselben Auftraggeber das dritte deutsche Buch mit dem Titel: „Jacobs Kampff- und Ritter-Platz, alwo der nach seinem Ursprung sich sehnende geist der in Sophiam verliebten seele mit Gott um den neuen namen gerungen und den Sieg davongetragen. Entworffen In Unterschidlichen Glaubens und leides-liedern und erfahrungsvollen austruckungen des gemuths, darinnen sich darstellet, so wohl auff Seiten Gottes seine unermuedete arbeit zur reinigung solcher seelen, die sich seiner fuerung anvertraut. Als auch auff seiten des Menschen der ernst des geistes im aushalten unter dem process der laeuterung und abschmetzung des Menschen der Suenden samt dem daraus entspringenden lobesgetoen. Zur gemuthlichen erweckung derer, die das heil Jerusalems lieb haben. Verleget von einem liebhaber der wahrheit die im verborgenen wohnt." Alle drei Bücher enthalten schwärmerische Gesänge, ähnlich denen in den oben erwähnten, zu Ephrata gedruckten Schriften; „eine erzwungene Sentimentalität, ein Schwanken zwischen düsterer Ascese und üppiger Gefühlsschwelgerei und vor allen Dingen ein widerliches Schönthun und Liebeständeln mit dem ‚Seelenbräutigam' sind deren hervorstechende Züge, und in letzterer Beziehung scheint Scheffler (Angelus Silesius) zum Vorbilde gedient zu haben".

Außer diesen drei Büchern druckte Franklin später noch andere deutsche Andachts- und Erziehungsbücher, Protokolle und einen Katechismus; doch lief ihm darin von 1738 an der nach Germantown eingewanderte Christoph Saur, Vater, und später dessen gleichnamiger Sohn, den Rang ab. Christoph Saur stammte aus Laasphe, einem Städtchen im Wittgensteinischen (jetzt zu Westfalen gehörig) und kam 1724 als Schneider mit seiner Frau und seinem damals dreijährigen Söhnlein nach Germantown; auch er begab sich (1726) hinaus an den Mühlbach in Lancaster County, konnte sich aber mit dem Treiben Beissel's nicht befreunden und kehrte 1731 nach Germantown zurück, wo er Geschäfte verschiedener Art betrieb. Erst im Jahre 1738 veranlaßte ihn, den Uhrmacher und Optiker, ein religiöses Motiv, eine deutsche Presse zu errichten.

Er selbst schreibt darüber: „Womit finde ich aber Worte, den guten Gott zu loben? Ich bin ihm hoch verpflichtet! Mein Alles seye zu seinem Dienst und Verherrlichung seines Namens! Dieses war in Schwachheit meine Begierde und Verlangen vor das viele Gute, so mir die Zeit meines Hierseyns und meines gantzen Lebens widerfahren. Darum habe ich auch gewünschet, eine deutsche Buchdruckerei im Lande mir anzulegen, die mir N. gekauft und hierher befördert. Nun könte kein bequemer Vehiculum finden, solches durchs ganze Land bekannt zu machen, als zuerst einen Calender zu drucken, wovon hierbey nur das Titelblatt sende, nebst noch einem Abdruck einer Uebersetzung aus dem Engelländischen." Der Titel des Kalenders, des ersten deutsch-amerikanischen Druckes, ist der folgende: „Der Hoch-Deutsch Amerikanische Calender auf das Jahr nach der gnadenreichen Geburt unseres Herrn und Heylandes Jesu Christi 1739. (Welches ein gemein Jahr von 365 Tagen ist.) In sich haltende: Die Wochentage; den Tag des Monats; Tage, welche bemerkt werden; des Monds Auf- und Untergang; des Monds Zeichen und Grad; voll und neu Licht; Erst und letzt Viertel; Aspekten der Planeten sammt der Witterung, der 7 Sterne Aufgang, Südplatz und Untergang; nebst einer dazu gehörigen Vorrede, Erklärung der Zeichen; Aderlaß-Täfflein, Anzeigung der Finsternisse, Courten, Fären, Hauptstraßen u. s. w. Eingerichtet vor die Sonnenhöhe von Pennsylvanien; jedoch an denen angrenzenden Landen ohne merklichen Unterschied zu gebrauchen. Zum ersten Mal herausgegeben. Germantown. Gedruckt und zu finden bei Christoph Saur, wie auch zu haben bei Joh. Wister in Philadelphia." In Format, Einrichtung und Auswahl des Lesestoffes glichen die Saur'schen Kalender, welche von 1738 bis 1777 regelmäßig erschienen, den bekannten deutschen Haushaltungs-Kalendern. Mit den angehängten Lesestücken hat man es nicht so sehr auf die Unterhaltung als auf die Belehrung des gemeinen Mannes abgesehen, denn sie verbreiteten sich in verständlichem, hausbackenem Tone über allerlei nützliche Materien, als da sind: Geschichte, Pflanzenkunde, Länder-Beschreibung, Geschäftsformen, Rathschläge für Gesunde und Kranke, Moral, Hausmittel u. s. w.

Das erste Buch, welches Saur druckte, war der bereits oben erwähnte „Zionitische Weyrauchshügel oder Myrrhenberg" für die Ephratenser, welches Buch, wie es in einem Briefe heißt, „ihme viel Molesten machte", und welches der Anstoß wurde, daß Saur sich ganz von den sonderbaren Heiligen in Ephrata trennte, die dann ihre eigene Druckerei einrichteten. Am 20. August 1739 erschien sodann im Verlage Saur's das Blättchen, welches als Erstling der deutsch-amerikanischen Presse für immer einen denkwürdigen Platz in der Geschichte unseres Landes einnehmen wird. Es hatte vier Seiten mit doppelten Spalten, war 13 Zoll lang und 9 Zoll breit und führte den Titel: „Der Hoch-Deutsch Pennsylvanische Geschicht-schreiber oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchen-Reich. Erstes Stück. August 20. 1739." Ein Exemplar dieser ersten Zeitung befindet sich in Cassel's Bibliothek. Saur war übrigens, wie O. Seidensticker in einem längeren Artikel ausführt, dem wir unsere Angaben entnehmen, weit davon entfernt, eine Zeitung im gewöhnlichen Sinne des Wortes herausgeben zu wollen. Sein sittlicher Charakter sträubte sich dagegen, zur Verbreitung unzuverlässiger Nachrichten die Hand zu bieten, oder Lesestoff zum bloßen Zeitvertreib zu liefern. Noch ausdrücklicher als in den Einleitungsworten des Blattes, verwahrt er sich dagegen in dem Kalender, der zu gleicher Zeit erschien: „Diejenigen", sagt er, „welche vielfältig nachgefraget und künftig noch nachfragen möchten, ob nicht bald deutsche Zeitungen zu haben, denen will man hiermit zu wissen thun, daß man gar nicht gesinnt ist, die edle Zeit solcher Gestalt zu verderben, daß man alle Woche etwas zusammen

suchen sollte, welches keinen Nutzen hat, viel weniger Lügen darzu schreiben, wie der gemeine Welt-Lauff ist." Sodann erfolgt die wirkliche Ankündigung seines Unternehmens, der Prospect, worin er sich folgendermaßen ausläßt: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß man künftig hin gesinnt ist, eine Sammlung von nützlichen und merkwürdigen Geschichten und Begebenheiten zu drucken, zum Theil aus dem Natur-Reiche, was etwa bey diesen Zeiten von Kriegen und Kriegs-geschrey, so wohl aus Europa als andern Theilen der Welt zu hören, so ferne man gewisse und zuverlässige Nachrichten haben kann: als auch gewisse und beglaubte Nachrichten aus dem Kirchen-Reiche, so viel man vor nützlich erkennet. . . . Man ist zwar nicht willens, absolute sich an eine gewisse Zeit zu binden: jedoch solls vermuthlich des jahrs 4 mahl geschehen: also den 16. November, den 16. Februar, den 16. März und den 16. August, und komt hiervon das erste Stück als eine Probe."

Der Vorschlag, Nachrichten von den wichtigsten Tagesereignissen in deutscher Sprache zu veröffentlichen, fand so viel Beifall, daß der „Hochdeutsche Geschichtschreiber" sogleich monatlich erscheinen konnte. Der Subscriptionspreis betrug 3 Schillinge für das Jahr, und anfangs hatten die Abnehmer noch das Recht, Anzeigen gratis einrücken zu lassen. Im Jahre 1741 ward die Zeitung vergrößert, 1745 änderte sie ihren Namen und hieß nun „Berichte oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchen-Reiche". Der Grund zu dieser Aenderung wird in der Januar-Nummer von 1746 erklärt.: „Man (Saur gebraucht statt des editoriellen „wir" gerne „man") habe gehofft, nur lauter wahrhaftige Geschichten aus dem Natur- und Kirchenreiche zu geben. Man hat es aber nicht dahin bringen können. Darum hat man schon eine Zeit her den Titel Geschichtschreiber abgethan und statt dessen Berichte gesetzt, denn hintennach ist befunden, daß zuweilen eines oder das andere nicht geschehen, sondern nur berichtet oder erdichtet worden."

Eine Stelle desselben Artikels kennzeichnet den religiösen Standpunkt Saur's und erinnert an die schwärmerischen, chiliastischen Vorstellungen, welche unter den Wittgensteiner Separatisten und verwandten Kreisen im Schwange waren: „Die Geschichte aus dem Naturreich zu beschreiben, hatte den Zweck, um bekant zu machen, wie es die armen Erdenwürmer auf diesem elendsvollen Erdboden treiben, und daraus zu sehen und zu hören, wie es mit dieser Welt zu Ende geht und wie nahe etwa das herrliche Reich Christi vor der Thür sein möge."

Von 1748 an kamen die Berichte zweimal des Monats heraus. Im Jahre 1762 erfuhr der Name der Zeitung eine abermalige Amendierung. Der jüngere Saur nämlich, in dessen Hände das Geschäft nach seines Vaters Tode (1758) übergegangen war, machte sich ein Gewissen daraus, daß trotz aller Vorsicht zuweilen Nachrichten in der Zeitung mitgetheilt wurden, die sich später als unbegründet herausstellten. Er glaubte es daher seinen Lesern schuldig zu sein, sie auf das Vorkommen unvermeidlicher Zeitungsenten von vornherein vorzubereiten und für seine Nachrichten keine unbedingte Glaubwürdigkeit zu beanspruchen. Dies that er, indem er sein Blatt nunmehr mit folgendem Titel versah: „Germantowner Zeitung oder Sammlung wahrscheinlicher Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreiche, wie auch auf das gemeine Beste angesehene nützliche Unterrichte und Anmerkungen."

Dabei verblieb es bis 1775. Von diesem Jahre an erschien die Zeitung wöchentlich. Der alte Preis von 3 Schillingen das Jahr blieb unverändert, trotzdem daß der Leser statt der ursprünglichen 12 Blätter nunmehr 52 erhielt, und jedes derselben etwa dreimal so groß war als das ursprüngliche Monatsblatt. Sehr originell und den Herren Zeitungsherausgebern unserer Zeit schwerlich einleuchtend war der Grund, den Saur für die Beibehaltung des alten

Preises angab. Er erklärte nämlich, daß die größeren Kosten durch die größeren Einnahmen aus Anzeigen gedeckt würden, und ein redlicher Mann sich nicht doppelt müsse bezahlen lassen. Wie er es mit den Anzeigen hielt, lehrt eine Benachrichtigung an's Publikum vom 15. April 1755, wo es heißt: „Wer um seines Nutzens willen oder ein privat Advertisement einsendet (nicht allzugroß), der zahlet 5 Schillinge. Wird sein Verlangen zum erstenmal ausgefunden, so giebt man zwei Schillinge zurück, auf das zweitemal ein Schilling zurück."

Die Uneigennützigkeit des Druckers ward vom Publikum nicht auf's Beste belohnt. Der saumselige Zahler, dieses bête noire aller Landzeitungen bis auf unsere Tage, existierte auch damals schon, und Saur fand öfters Veranlassung, ihm in's Gewissen zu reden. Aber der gute Mann behandelte die Pflichtvergessenen mit einer Milde, die in's Unglaubliche ging und einen Stein rühren könnte. Alles, was er den Dickhäutern, die auf seiner schwarzen Liste standen, auf's Fell gab, war dies: „Wer drei Jahre und darüber schuldet und sonst keine Reputation hat, muß es nicht übel nehmen, wenn er eine kleine Notiz bekommt." Als Gotthard Armbruster, Saur's ehemaliger Lehrling, mit seinem Bruder Anton in Philadelphia die „Philadelphia Zeitung von allerlei auswärtigen und einheimischen merkwürdigen Sachen" etablierte, zeigte Christoph Saur dies in seinem Blatte am 16. Mai 1748 in freundlicher Weise an und bemerkte dazu: „Nur bittet Saur die Unredlichen, die ihm noch niemals bezahlt haben, sie sollen es diesem nicht ebenso machen."

Die Zahl der Abonnenten war für die damalige Zeit eine sehr beträchtliche. Im Jahre 1751 belief sie sich auf 4000; einige Jahre später bedauert Saur, daß die Menge der zu druckenden Exemplare das rechtzeitige Erscheinen der Zeitung erschwere. Fuhrleute, welche die Vertheilung auf den Landwegen übernommen hatten, „klagten über die große Zahl der abzulegenden Blätter; allein auf die Conestogastraße wurden 350 versandt." Obwohl in erster Linie für die Pennsylvanier Deutschen bestimmt, fand die Zeitung auch in andern Colonien, wo sich Deutsche niedergelassen, Eingang: in Virginien, Georgien und Carolina. Die Zeitung bestand, bis die Katastrophe, welche das Saur'sche Geschäft zu Anfang des Revolutionskrieges zertrümmerte, ihr ein Ende machte.

Bald nach Errichtung seiner Druckerei ging Saur daran, eine würdig ausgestattete d e u t s c h e B i b e l zu verlegen, was für jene Zeit, da die deutsche Bevölkerung kaum 70,000 Seelen zählte und über weite Strecken zerstreut war, auch mit der Noth des Lebens zu kämpfen hatte, ein großes Unternehmen war. Eine englische Bibel erschien erst vierzig Jahre später, und selbst dann hielt der Verleger, Robert Aitken, es für gerathen, sich ganz besondere Garantien zu verschaffen, ehe er das Risiko des Druckes übernahm. Saur's Bibel erschien 1743, und schon nach zwanzig Jahren war eine zweite Ausgabe nöthig, welcher 1776 eine dritte folgte. Das Geschäft Saur's hob sich überhaupt bedeutend, und wenn wir auch keine originalen Werke in seinem Verlag finden, so weist derselbe doch mindestens 140 Artikel auf. Bei Weitem die meisten derselben dienten Zwecken der Andacht und Erbauung; Klassiker wie Lessing, Herder, Schiller und Göthe finden wir natürlich noch nicht darunter, denn sie fanden ja damals selbst in Deutschland noch wenig Eingang bei der großen Masse des Volkes. Neben der Druckerei setzte Saur auch noch andere Industriezweige in Gang, wie die Fabrikation von Papier, Anfertigung der Druckerschwärze, Bereitung von Kienruß und die Typengießerei. Auch betheiligte sich Saur am politischen Leben und agitierte zu Gunsten einer besseren Behandlung der Auswanderer auf den Emigrantenschiffen.

Nach seinem Tode in 1758 ging das Druckerei-Geschäft in die Hände seines einzigen Sohnes

über, welcher es bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges betrieb. Aus religiösen Motiven, wie sie ja auch den Mennoniten, Schwenckfeldern, Herrenhutern und Quäkern eigen waren, befürwortete er den ewigen Frieden und verdammte daher den Gebrauch der Waffen für irgend welchen Zweck als einen Verstoß gegen die Vorschriften des Christenthums. Er hielt es nicht mit England, fand aber auch keinen Gefallen an dem gewaltsamen Widerstand gegen das alte Regiment; und als gar bittere Noth, Unruhe, schlechte Zeiten hereinbrachen, erkannte er in ihnen eine Strafe des Himmels und hielt im Kalender 1778 in einem Gedichte, überschrieben „Eine Anrede eines nachdenkenden Amerikaners an seine Mitbürger", auf die Sünden der Zeit und ihre Folgen eine Strafrede, die also anhebt:

„Du sonst so glücklich Land, das unzählbaren Segen
Von Gott und der Natur empfing,
Und bei dem allen doch auf alten Laster-Wegen
Mit unverschämter Stirne ging!

O Land! Was bist du nun? Ein Schauplatz voller Klagen,
Ein recht bedauernswürdig Land!
Gedrückt von Mord und Raub und tausend andern Plagen,
Die Niemand hier vorher gekannt;

Verwüstung, Hunger, Noth, zu groß, sie zu beschreiben,
Begleiten nun des Würgers Schwert.

— — — — — — — — — — — —

Der Acker lieget wüst, die Felder unbebauet,
Der Landmann trägt aus Zwang das Schwert,
Und stürzt in Krieg und Schlacht, und was das Auge schauet,
Ist Alles bitterer Thränen werth."

Dann kommt der Dichter auf die Schlechtigkeit der Männer zu sprechen:

„Wie lange habt ihr schon der Gottheit Zorn getragen,
Und dennoch bessert ihr euch nicht:
So ruchlos wie zuvor, so jüdisch in dem Handel,
So frech und so gewissenlos,
Als ehemals, bleibet ihr, im alten Sünden-Wandel,
Von Buße fern, von Hoffnung bloß."

Auch die Frauen bekommen ihr Theil:

„Des Hochmuths Schwindelgeist ließ sich in Moden sehen,
Die fremde Länder ausgeheckt,
Verlarvt und lächerlich sah man die Weiber gehen
Mit Sammt und Seide ganz bedeckt.
Statt stiller Häuslichkeit, Fleiß, Sittsamkeit und Tugend,
Fand man sie faul beim theuren Thee,
Den ganzen Tag nichts thun," u. s. w.

Jedenfalls eiferte Saur auch in seiner Zeitung, von der aus jener Zeit leider kein Exemplar mehr vorhanden ist, gegen das Vorgehen der Revolutionspartei; er wurde mit Anderen als Landesverräther verhaftet, mißhandelt und erst auf Verwenden des Generals Mühlenberg wieder in Freiheit gesetzt mit der Erlaubniß, nach einem einsamen Landstädtchen zu gehen; seine Güter aber wurden konfisziert. Er starb am 26. August 1784 im Alter von etwa 64 Jahren.

Von seinen Söhnen widmeten sich mehrere dem Druckerei-Geschäft und verlegten u. a. die Gedichte des Pastors Kunze, während die „Hirtenlieder von Bethlehem", zumeist Lieder von Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, dem Gründer der Brüdergemeine, aus der Zeit seines Aufenthaltes in den Ver. Staaten (1741—1743), noch vom älteren Saur gedruckt wurden. Außer den beiden Söhnen Christoph Saur's betrieben später in Philadelphia noch Druckereien und Verlagsgeschäfte die Gebrüder Gotthart und Anton Armbruster; dann seit 1760 Heinrich Miller, ferner Melchior Steiner und Carl Cist. Die Revolution freilich, welche Saur's Geschäft zerstörte, lähmte auch sie, und nach dem Friedensschluß dauerte es noch eine ziemliche Zeit, ehe sie sich erholten. In Germantown traten 1784 die Drucker Leibert und Billmeyer auf; 1786 kam Lancaster und 1789 Reading zu den Orten, wo deutsche Bücher verlegt wurden. Sie alle aber verlegten sich auf den Nachdruck und Herausgabe deutscher Zeitungen; Originalarbeiten erschienen, wie gesagt, keine, und nur in den Zeitungen hier und da weltliche Dichtungen, welche aber meist anonym waren.

Zweiter Abschnitt.

Die deutsch-amerikanische Literatur während der politischen Einwanderung.

(1825—1850.)

Wenn wir den Charakter des ersten Abschnitts als vorwiegend religiös bezeichneten, so ist damit nicht gesagt, daß ausschließlich religiöse Bewegungen jene Einwanderung hervorriefen; auch politische Verhältnisse veranlaßten, daß viele Deutsche, besonders aus der Pfalz und Württemberg, ein Asyl im freien Lande suchten. Aber erst als in Deutschland nach den Freiheitskriegen die Reaktion mächtig ward, die bekannten Demagogenverfolgungen an der Tagesordnung waren, nahm die politische Auswanderung große Dimensionen an; Tausende aus der Pfalz, Nassau, Hessen, überhaupt den Kleinstaaten, zogen hierher und gründeten bis nach Missouri hin Niederlassungen. Diesem ersten Strom folgte in den Jahren 1848 und 1849 noch ein gewaltigerer; die Revolution von achtundvierzig, welche ganz Europa durchzuckte und erschütterte, steigerte die Auswanderung so sehr, daß Hunderttausende von politisch Verfolgten hierher eilten und ganze Staaten bevölkerten. Der Charakter dieser Einwanderung war demnach ein beinahe ausschließlich politischer. Wenn in dieser Beziehung beide Ströme übereinstimmen, so ist dies nicht der Fall in Betreff des Materials, der Menschen selbst. Die Deutschen der ersten Einwanderung waren überwiegend friedliche, tüchtige Arbeiter, Ackerbauer, Handwerker; die Achtundvierziger dagegen gebildete, thatkräftige, politische Freiheit vertretende Gelehrte, Geschäftsleute, Journalisten, welche auch hier ihre Ideen geltend machten und bestimmend in das politische Leben der einzelnen Staaten eingriffen. Halten wir dies fest, so ergiebt sich daraus von selbst der Gang, welchen die deutsche Literatur hier während dieser Zeit nahm: Die Deutschen der ersten politischen Einwanderung begnügten sich mit Produkten Deutschlands, die Achtundvierziger schufen eine deutsch-amerikanische Originalliteratur. Jene verlegten sich auf Importation und Nachdruck deutscher Werke, diese traten selbst productiv auf. Bei beiden zeigt sich ein Fortschritt. Während nämlich die Einwanderer des 18. Jahrhunderts, wie wir im vorigen Abschnitte gesehen, das religiöse und zwar das in die engen Schranken des Sektenwesens gebundene religiöse Gebiet am meisten literarisch anbauten und bloß noch die Geschichte berücksichtigt wurde, tritt mit dem ersten Strom der politischen Einwanderung ein neues Element hinzu, das sind die deutschen Volksbücher und weiterhin die deutschen Klassiker; und während die Einwanderer der früheren Zeit von der deutschen Literatur den Eindruck eines dürren, nur wenig Früchte bringenden Baumes an die neuen Gestade brachten, standen die der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts unter dem befruchtenden Einflusse des, die herrlichsten Blüthen tragenden Baumes, und mit dem Strome der achtundvierziger Einwanderung werden die geistigen Errungenschaften der

folgenden Zeit auf allen Gebieten menschlichen Wissens als neues Element hinzugefügt, welches das literarische Leben hebt und zur größeren Selbstständigkeit führt.

Wir betrachten diese beiden, sich von selbst ergebenden Unterabschnitte nun des Besonderen.

Die Zeit der ersten politischen Einwanderung, von 1825—1848.

Bereits oben ist bemerkt worden, daß das Material dieser Einwanderung überwiegend aus den unteren Ständen des deutschen Volkes herrührte; nur ein geringer Theil war aus gebildeten Leuten zusammengesetzt. Dies erklärt schon die verschiedene geistige Nahrung, welche verlangt wurde. Das Volk will seine Volksbücher, die es schon in der alten Heimath gerne gelesen, der Gebildete die geistigen Schätze des Vaterlandes. Beides wurde herbeigeschafft durch das beste Mittel, den Nachdruck. Eine Reihe Buchhändler, namentlich in New York und Philadelphia, unternahm es, Ausgaben der beliebtesten deutschen Volksbücher und Klassiker zu veranstalten. W. Radde in New York veröffentlichte schon 1836 das „Museum deutscher Klassiker", welches Göthe's Faust, ausgewählte Werke von Körner, Spindler, Zschokke, Hoffmann, Hauff und Anderen enthielt, verlegte aber bald, da dieses Unternehmen bei dem geringen Prozentsatze der gebildeteren Klasse nur erst geringe Unterstützung fand, mit gutem Erfolge eine Menge Volksbücher, wie „Geschichte vom gehörnten Siegfried", „von der heiligen Pfalzgräfin Genoveva", „von der geduldigen Helena", „von den vier Heymonskindern", ferner „Käthchen von Heilbronn", „Rinaldo Rinaldini", „Schinderhannes" u. dgl., endlich die guten Erzählungen von Christoph Schmid. Nebenbei erschienen in seinem Verlage Bücher wie „Egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh", dann „Börne's Menzel der Franzosenfresser", u. dgl. Ebenfalls in New York, um zuerst bei dieser Stadt zu verweilen, wurden herausgegeben: „Europäische Geheimnisse eines Mediatisirten" 1839, „Der Mensch nach den Forderungen der Vernunft und des Herzens" 1839, „Deutschland", von Heine, 1845. In Philadelphia wurde der Nachdruck besonders von theologischen Büchern und Erbauungsschriften in immer größerem Umfange betrieben, so erschienen: „Stark's Handbuch", „Arndt's wahres Christenthum", „Goßner's Schatzkästlein", „Habermann's Gebetbüchlein", „Hübner's Historien", „Schabalin's wandelnde Seele", „Witschel's Morgen- und Abendopfer," „Hofacker's Predigten", „Lutherische Schriften", „Zschokke's Stunden der Andacht"; dann aus dem Englischen übersetzt: „Fox' Marterthum", „Bunyan's Pilgerreise", „Buck's Handwörterbuch" und viele solcher Erbauungsbücher, die noch heute großen Absatz finden. In Baltimore waren es besonders katholische Gebet- und Andachtsbücher, welche verlegt wurden. In Hartford (Conn.) endlich erschien 1847 eine Uebersetzung der allgemeinen Geschichte der Ver. Staaten von E. B. Taylor, mit vielen Holzschnitten.

Gehen wir über zu den literarischen Originalarbeiten dieser Periode, so waren es anfangs beinahe ausschließlich Zeitungen, welche dieselben veröffentlichten. An selbstständige Herausgabe literarischer Arbeiten war noch nicht zu denken, und so finden wir in den „Plitt's Amerikanische Nachrichten" (1819—1821), Ritter und Goßler's „Amerikanischer Correspondent" (1825—1832), die „Alte und Neue Welt" (1834—1844), welche alle in Philadelphia erschienen, ferner in der, im Jahre 1834 gegründeten „New Yorker Staatszeitung", im „Anzeiger des Westens" von St. Louis (seit 1835), und im „Volksblatt" von Cincinnati (seit 1836) zahlreiche wissenschaftliche, literarische und schöngeistige Aufsätze und Gedichte von Deutsch-Amerikanern, von denen viele von mehr als vorübergehendem Werthe sind. Ihnen schlossen sich geographische und ethnologische Flugschriften eines Dr. Ernst Braun, Fürstenwärther, Zall, Duden, Friedrich

Ernst u. A. an. Da indeß solche, besonders von Reisenden stammenden Schriften nicht immer zuverlässig waren, so rief Eduard Florens Rivinus in Philadelphia ein eigenes Magazin in's Leben, „Atlantis", welches von 1825—1827 in Leipzig herausgegeben wurde. Dieser Zeitschrift folgte C. A. Röding's „Amerikanische Miszellen" 1827 und „Amerika im Jahre 1828—1829", ebenfalls von Röding in Hamburg herausgegeben. Dazu kamen endlich die wissenschaftlichen Arbeiten bedeutender deutsch-amerikanischer Gelehrten, wie eines Karl Follen, Franz Lieber, Karl Beck, Maximilian Schele de Vere, Franz Joseph Grund, Friedrich Münch, Georg Engelmann, Hermann Kriege, Georg Schmucker, J. H. Pulte, Franz Löher und vieler Anderer, von denen die erstgenannten sich meist der englischen Sprache bedienten und auf mehrere der berühmtesten amerikanischen Schriftsteller nachhaltigen und entscheidenden Einfluß ausübten.

Um nun auf einzelne erwähnenswerthe Erscheinungen zu kommen, so werden in diesem wie in den folgenden Abschnitten nur die Produkte auf dem Gebiete der epischen und lyrischen Poesie angeführt, während wir die der dramatischen Poesie und der Prosa einer eingehenden Betrachtung im zweiten Bande unterziehen wollen. Eine erste Sammlung von Originalgedichten deutsch-amerikanischer Dichter veranstaltete Conrad Marxhausen, welcher 1856 den „Deutsch-amerikanischen Dichterwald" in Detroit herausgab. Das Büchlein enthält Gedichte von einundfünfzig Autoren, von denen freilich viele keinen Anspruch auf den Namen eines Dichters erheben können. Wir nennen Karl Aulenbach (Port Washington, Ohio), Albert Berghaus (New York), Dr. Karl Brockmann (Dubuque), Theodor Bruern (St. Charles, Mo.), Carl De Haas (Buffalo), Dr. H. Deichmann (Buffalo), Dr. Eduard Dorsch (Monroe, Mich.), Franziska German, Dr. C. A. Hartmann (Cleveland), Guido Ilges (Detroit), L. W. Kölkenbeck (Pittsburg), Dr. J. G. Munder (Philadelphia), Otto Röser (Saginaw, Mich.), Karl F. Ruckhaber (Cincinnati), A. Walchner (New York), Fr. Wolf (St. Louis). Viel kritischer wurde verfahren bei der Aufnahme von dichterischen Arbeiten in das „Schiller-Album", welches 1859 in Philadelphia erschien, ferner in dem von Gustav Fox und Willibald Winckler herausgegebenen „Schleswig-Holstein-Album" (Cincinnati 1864), sowie in den beiden von E. Steiger in New York herausgegebenen Sammlungen „Heimathgrüße aus Amerika" 1870 und „Dornrosen" 1871. Viele Gedichte, namentlich dieser älteren Zeit, erschienen auch im „Deutschen Pionier", welche Monatsschrift, wie schon früher bemerkt, von 1869—1886 vom Deutschen Pionier-Verein zu Cincinnati herausgegeben wurde.

Obenan nun unter den Dichtern dieser Periode steht der bereits erwähnte, mit Recht berühmte Rechtsgelehrte Franz Lieber. Seine Gedichte, die er neben seinen ernsten Arbeiten zur „Erholung" schrieb, wurden erst nach seinem Tode bekannt, indem seine Wittwe sie im „Pionier" erscheinen ließ; namentlich seine poetische Beschreibung des „Niagara" und die großartige Hymne auf den „Sturm", welch letztere sich mit manchen ähnlichen Leistungen der ersten deutschen Klassiker wohl messen darf, sind poetische Leistungen von bedeutendem Werthe. An ihn reihen sich Friedrich Münch und Ludwig Stork, ersterer der verdienstvolle Pionier Missouri's, welcher sich auch durch seine philosophischen Schriften einen großen Namen erwarb. In Carolina begegnen wir dem General Johann A. Wagener, welcher durch Schrift und Wort ebenso tapfer für deutsches Wesen eintrat, wie er im Bürgerkriege sich auszeichnete, und dem Naturdichter Carl Herling. In Pennsylvanien ist vor Allem zu nennen „Der Alte vom Berge", Ludwig A. Wollenweber, der in hochdeutscher wie in pennsylvanisch-deutscher Sprache schrieb und dichtete. Besonders zahlreich aber waren die Verehrer der Muse in Ohio, wo sich zu jener Zeit namentlich in Cincinnati ein reges geistiges

Leben unter den Deutschen entwickelte. Wir heben hervor den schwermüthigen protestantischen Theologen Robert Clemen und die ihm verwandten Katholiken Dr. Klemens Hammer und Karl von Schmidt-Bürgeler, sowie den sinnigen Paul Schmidt; ferner den sarkastischen Viktor Wilhelm Fröhlich, Dr. Franz Ciolina, Philipp von Gemmingen, Carl Backhaus, Heinrich von Martels, Dr. Karl Sturm, Dr. J. Tellkampf, Karl J. Schuler; endlich den gelehrten Rabbiner Dr. Max Lilienthal, den witzig-satyrischen Max Oertel, den protestantischen Geistlichen Karl Aulenbach. „Teutsche" Treue, Männerwürde u. s. w. behandelte in seinen Gedichten der weithin bekannte protestantische Pastor Carl Weitershausen in Alleghany City. In Wisconsin begegnen wir dem, um die Besiedelung jenes Staates hochverdienten Dr. Carl De Haas und Heinrich A. Bielfeld. Dann ist zu nennen Leopold Alberti, der Baltimorer Arzt Dr. Moritz Wiener, sowie Jakob Smith, Friedrich Lüdeking und Friedrich Pauer. Endlich seien noch erwähnt Eduard Warrens, welcher anfangs der vierziger Jahre in St. Louis manches mehr gut gemeinte als poetische Gedicht im „Anzeiger" veröffentlichte und später als Redakteur des „Oestreichischen Lloyd" eine glänzende Carriere machte, und Julius Hilgard, der berühmte Mathematiker, welcher formvollendete Nachdichtungen von Ovid's Metamorphosen, Moore's Feueranbeter, König Lear und den Nibelungen lieferte. Vorübergehend hielt sich anfangs der vierziger Jahre in New York auch der zu abenteuerlichem Leben geneigte Schleswiger Paul Harro-Harring auf, welcher in zwei Bänden (1844 und 1846) Gedichte, Dramen und Novellen publizierte.

Die Achtundvierziger. 1848—1852.

Wenn in dem vorigen Zeitraum die politische Einwanderung schon eine ganze Menge geistig bedeutender Männer in unser Land brachte, welche sich die Pflege deutscher Sprache und Literatur sehr angelegen sein ließen und der Poesie eine Stätte bereiteten, so brachten die folgenden Jahre infolge der Revolution von 1848 und 1849 eine noch größere Schaar geistig hervorragender Männer nach Amerika. Hunderttausende wurden damals über den Ozean geworfen. „Eine wahrhaft weltbürgerlich angehauchte mächtige Fluthwelle von Talent, Bildung, geistiger und politischer Emanzipdtion, Begeisterung, und vor Allem von überschäumender Jugendkraft im Verein mit allem Dem, was man unter deutschem Gemüth versteht", schreibt Udo Brachvogel, „schlug nun plötzlich nach Amerika hinüber, in ein neues Land, in neue Verhältnisse, in ein neues Leben. Es konnte gar nicht anders sein, als daß das eine große Befruchtung gab, daß es ganz neue Bildungen und Erscheinungen zeitigte; daß, allen Schwierigkeiten zum Trotz, durch welche sich diese Ausgewanderten und Verbannten durchzukämpfen hatten, sie schließlich dort, wo sie den Boden durch frühere deutsche Immigration nur einigermaßen gelockert fanden, oder wo sie in irgendwie namhafter Anzahl von den neuen Verhältnissen Besitz ergreifen konnten, diesem ihren Stempel, und zwar oft in der sichtbarsten Weise, aufdrückten. So machten sie aus Wisconsin im Punkt des Deutschthums ein jüngeres Pennsylvanien, so bildeten sie in allen größeren Städten des Landes, von New York bis New Orleans, von Philadelphia und Baltimore bis zu den großen Capitalen des Seen- und Mississippi-Gebietes, sehr bald den Brenn- und Schwerpunkt von ‚Klein-Deutschland', und machten sich dem alteingesessenen Schollenritterthum schnell genug in jeder Weise wahrnehmbar, ja oft, wie im Fall der unionstreuen St. Louiser Deutschen beim Ausbruch des Bürgerkrieges, recht unangenehm fühlbar. So stellten sie in diesem fürchterlichen Bruderringen selbst ein ebenso ansehnliches wie erfolgreiches Contingent zu der kleinen Armee von Führern, welche das Millionenheer des Nordens in vierjährigem

Kampfe zur Niederwerfung der Sclaverei führte. Und so haben sie namentlich eine deutsche Zeitungspresse auf dem Boden der neuen Welt geschaffen, für die sie nur die bescheidensten Anfänge vorfanden, die sie aber zu ungeahntem Umfang und Einfluß emporführten und in einer Weise mit ihrem Geist und ihrem Talent erfüllten, daß sie noch heute, nach vierzig Jahren, als ihr eigenstes Werk dasteht."

Im Zusammenhang mit dieser deutschen Presse, über deren Vertreter wir in der Abtheilung „Prosa" näher berichten werden, nahm nun die deutsch-amerikanische Literatur einen frischen Aufschwung. „Wer Deutsch schrieb, dichtete und druckte, stellte sich in den Dienst der Tagesschreiberei, und was die letzten vierzig Jahre überhaupt an überragendem deutschen Geist gezeitigt, es hat sich in allen Fällen mehr oder minder in direktem Zusammenhang, in der unmittelbaren Fühlung mit der deutsch-amerikanischen Presse bethätigt, geschult und bewährt." Und zwar gaben diese Literaten der deutschen Literatur ein ganz besonderes Gepräge. Wie in ihrer Prosa, so äußerte sich in ihrer Poesie eine stark radikale Strömung, welche offenen, unerbittlichen Krieg gegen Kirchen und Dogmen führte. Sie verbanden sich mit den vereinzelten Vertretern, welche diese Richtung schon früher gehabt, mit einem Samuel Ludwigh, dem bekannten Herausgeber der „Fackel", einem Rudolph von Maltitz, Viktor Wilhelm Fröhlich, einem Heinrich Koch, genannt „Antipfaff", und Anderen. Und so war die Aufnahme, welche sie hier von ihren schon länger ansässigen Landsleuten erfuhren, anfangs eine nichts weniger als freundliche; sie, die „Grünen", wurden von jenen, den „Grauen", mit großer Bitterkeit als Revolutionäre, als Gotteslästerer verfolgt. Der mächtige Kampf, in welchem die Achtundvierziger übrigens ihr mitgebrachtes revolutionäres und kriegerisches Wesen nicht bloß gegen Gott und alle Welt, sondern — nach echt deutscher Art — nicht am wenigsten gegen einander kehrten, schärfte und verbesserte natürlich auch die geistigen Waffen, die Waffen des Wortes. Und als später der Kampf mehr und mehr nachließ, da fanden Alle, welche geistig strebsam waren und sich die Erhaltung ihres köstlichen Gutes, der deutschen Sprache, angelegen sein ließen, ein gemeinsames Gebiet, dem sie ihre Liebe und Verehrung zuwandten — ihr altes Vaterland. Dieses bildet denn auch in den poetischen Erzeugnissen der Achtundvierziger, trotz der Behandlung, die sie drüben erlitten, den immer wiederkehrenden Gegenstand ihrer Muse. Das alte Vaterland blieb ihnen ein Unvergessenes, und die Liebe zu ihm und das Sehnen nach ihm fand um so rührenderen dichterischen Ausdruck, als diese Ausgewanderten ja auch zugleich noch auf so manches Jahr hinaus Verbannte, Geächtete waren, denen das Land ihrer Geburt, wie Conrad Krez so typisch-schön bemerkt, nur noch „das Land ihrer Väter, nicht länger mehr das ihre" war.

Fassen wir nun zunächst die Dichter unter den Achtundvierzigern in's Auge, welche bereits zum ewigen Frieden eingegangen sind, so seien an erster Stelle genannt: Caspar Butz und Carl Heinrich Schnauffer. Als Vorläufer kann Carl Heinzen, der große radikale Streiter, bezeichnet werden; seine Gedichte verrathen indeß, ebenso wie seine barocken Lustspiele, nur geringe poetische Begabung, wenn er selbst sich auch sehr viel auf seine poetischen Leistungen einbildete. Ein echter, wahrer Dichter war Caspar Butz, der Typus eines Achtundvierzigers. Der Sache der Freiheit, der er sich als junger Mann weihte, blieb er bis zum letzten Athemzug treu, und so durchzieht der Freiheitsgedanke wie ein rother Faden auch seine formvollendeten Gedichte. Sein Element war der Kampf, und ob er am Niagara sitzt, „den Griffel in der Hand und vom Nebel des Sturzes umstäubt", oder ob er den Siegeszug der Unions-Armee schildert, oder ob er den Deutschen im alten Vaterland einen begeisterten Gruß sendet, im-

mer schwelgt er in der Ausmalung von Schlachten, Kanonendonner und Siegesgeschrei. Butz war „viel zu sehr Charakter, um in weibischer Resignation dahinzuschmelzen" und — viel zu sehr deutsch; und so ruft er einmal aus: „Die Welt ist Kampfplatz allerwärts; Nur von dem Deutschen glaubt mit Nichten, Daß von der Heimath läßt sein Herz." Daß er aber auch ein inniges, echt deutsches Gemüth hatte, davon zeugen seine schönen Kinder- und Großvaterlieder, und die poetische Beigabe zur illustrierten Bibel von Doré läßt uns einen tiefen Blick thun in sein religiöses Denken und Leben. Würdig reiht sich ihm an Carl Heinrich Schnauffer, der seiner treuen Anhänglichkeit an's alte Vaterland ergreifenden Ausdruck in seinen Liedern gab. Auch er trat muthig für Freiheit und Wahrheit ein, und sicherlich hätte er noch viel Schönes auch auf poetischem Gebiete geleistet, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod hinweggerafft hätte. Von August Becker besitzen wir leider nur wenige poetische Produkte; wir sagen „leider", denn was wir haben, hat wahrhaft unvergänglichen Werth. Man lese nur sein Lied: „An die Schwarzamsel", und wer würde nicht gefesselt von der kernigen Originalität und dem urwüchsigen Humor, welcher diese Perle unter den deutsch-amerikanischen Gedichten durchzieht! Man merkt es Allem, was er geschrieben, an, daß er ein offener, alles Heimtückische und Scheinheilige verachtender, durch und durch deutscher Charakter war. Müssen wir bei Becker bedauern, daß nur wenige seiner literarischen Arbeiten erhalten blieben, so muß man bei Wilhelm Rothacker bedauern, daß sich die Lebensschicksale hierzulande so ungünstig für ihn gestalteten. Denn wenn auch seine Gedichte ohne sonderlichen poetischen Werth sind, so zeigen sie doch zur Genüge, daß er Tüchtiges hätte leisten können, hätten Noth und widrige Umstände nicht seines Geistes Flug gelähmt.

In Niklas Müller begegnet uns der bedeutendste unter den deutsch-amerikanischen „Naturdichtern". Er erfreute sich in seinen jüngeren Jahren der Unterstützung Uhland's, Koerner's und Schwab's. Seine lyrische Poesie zeugt in der That von nicht geringem Talent und hat den „eigenthümlich zarten Ton eines inspirierten Waldgesanges". „Ihm flüsterte jedes Blatt im Walde süße Dinge, ihm sang der murmelnde Quell sein heiteres Lied ununterbrochen, und wenn im Winter das Bächlein unterm Eise ruhte, so schlummerte er, bis abermals der Lenz erwachte und ihn hinauslockte in den herrlichen Blumengarten, in seinen Serail. ... Müller ist Naturdichter. Deswegen erscheint ihm auch die Welt in ihrer Naturfrische ungekünstelt und ungeschminkt, und er giebt sie wieder, wie er sie findet, wie es ihm das Herz eingiebt." Viele seiner Lieder wurden von Bartsch in Musik gesetzt, und einige von Cullen Bryant in's Englische übertragen. Gut gemeint, aber ohne sonderlichen poetischen Werth, sind die Gedichte des begabten, muthig für Wahrheit und Recht eintretenden protestantischen Geistlichen Gustav Wilhelm Eisenlohr. Des genialen Friedrich Hassaurek's Gedichte sind beinahe ohne Ausnahme von pessimistischer Welt- und Lebensanschauung durchzogen, und die düsteren Klagen über die Eitelkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens lassen keine Freude an seinen sonst nicht unschönen Kindern der Muse aufkommen. Die einzige, wirklich bedeutende Dichterin dieser Periode war die edle, hochgebildete Frau Mathilde Franziska Anneke.

Wir kommen nun zum bedeutendsten und gedankenreichsten Dichter unter den Achtundvierzigern, Eduard Dorsch. „Er ist", wie Konrad Nies trefflich ausführt, „von allen deutsch-amerikanischen Poeten derjenige, der die Begriffe Denken und Dichten am innigsten, oder soll ich sagen, am geschicktesten (?) zu identificieren verstand. Allerdings herrscht bei ihm der Denker häufig noch über den Dichter, und dieses Verhältniß raubt dem Letzteren oft die naive Frische und ursprüngliche Unmittelbarkeit. Dorsch bleibt auch als Poet noch überall streng

logisch und gestattet seinen Augen nie, „in schönem Wahnsinn zu rollen". Doch ist es ungerecht, wie dies schon geschehen, ihn deshalb des künstlichen Unempfindens zu beschuldigen und ihm echt poetische Gluth abzusprechen. Er hat das Haupt eines Philosophen und das Herz eines Poeten, und in den meisten seiner dichterischen Erzeugnisse haben sich diese beiden Faktoren zu gemeinsamem Wirken vereinigt. In seinen früheren Dichtungen, den in den ersten Jahren seines Hierseins veröffentlichten „Hirtenbriefe an mein Volk" und den im Jahre 1875 erschienenen „Parabasen", geht zwar der tendenziös loswetternde Philosoph so zu sagen in hochaufgeschürzten Hemdsärmeln einher und schlägt nicht allein der Lüge und dem Pfaffenthum, sondern auch seiner eigenen Freundin, der Muse der Dichtkunst, oft genug auf's Haupt. Solche, im derbsten Kriegsknechtston alle Toleranz niederfluchende Raisonnements vertragen sich nun einmal nicht mit dem Wesen der Poesie, mögen sie auch noch so begründet und, wie dies bei Dorsch der Fall war, von tief sittlichem Ernste eingegeben sein. Hier thut Prosa weit bessere Dienste. Viel reifer, geklärter, versöhnlicher tritt uns Dorsch in seinem letzten und größten Werk: „Lieder aus der Alten und Neuen Welt" entgegen. In diesen Dichtungen, spiegelt sich das Leben eines hochherzigen, feinsinnigen und geistvollen Mannes. Spinoza war es wohl auch, aus dem Dorsch den warmen Pantheismus geschöpft, der ihm auf seinen, durch Zweifel und Pessimismus führenden Dichterpfad bis zuletzt sonnige Lichter gestreut und selbst die einsame Höhe des in Erkenntniß aufgehenden Atheisten mit dem milden Abendroth weltversöhnlicher Harmonie umwob. Neben der Dichtkunst pflegte er mit großem Fleiß naturwissenschaftliche und archäologische Studien, deren Resultate er häufig dichterisch zu verwerthen strebte. Rein lyrische Töne weiß er in seinen Dichtungen nur selten anzuschlagen. Um so besser aber versteht er es, den epischen Ton voll aufklingen zu lassen und miterlebte oder längst vergangene Ereignisse in den Anschauungskreis der Gegenwart zu rücken, um sie mit den Streiflichtern geistvoller Reflection zu beleuchten. Selbst das sonst Alltägliche gewinnt in dieser Beleuchtung eine, uns warmes Interesse einflößende neue Gestalt. Was für Stoffe er sich auch immer wählen mag, stets weiß er bei Behandlung derselben in selbstständiger Weise vorzugehen und allen Gemeinplätzen taktvoll auszuweichen. Er ist nicht gerade im strengsten Sinn originell, aber er malt mit individuellen Farben, und seine Schöpfungen tragen das Gepräge einer eigenen Schule, in der wir heitere Rheinlandschaften und düstere Urwaldsscenerien harmonisch mit einander verwoben finden. Sein Formensinn ist ein sehr ausgesprochener. Hier und da stoßen wir jedoch auf Härten in Metrik und Reim und eine unangenehm wirkende, gesuchte Künstelei im Ausdruck. Am bedeutendsten tritt uns Dorsch in den Dichtungen entgegen, welche tiefsinnige Fragen über Liebe, Leben und Sein behandeln, und in welchen der Dichter aus dem Gegebenen nach harmonischer Lösung in das Unerforschte hinüber späht. Wo wir den Dichter auch treffen, bei den Trümmern der Vergangenheit oder im lebenswarmen Schooß der Gegenwart, überall sehen wir ihn bemüht, die Wahrheit aufzufinden und Aberglaube und Lüge niederzuzwingen. Mit festem, sicherm Fuß steht er in der neuen Weltanschauung, die in ihm einen der berufensten Sänger gefunden, bei dem so mancher mit „wenig Witz und viel Behagen" sich breitmachende Gernegroß aus dem Geschlecht des jetzt so viel Staub aufwirbelnden „Jüngsten Deutschlands" in die Schule gehen könnte. Eduard Dorsch fordert deshalb zu einem Vergleich mit den Vertretern des „Jüngsten Deutschlands" auf, weil er die gleiche freisinnige und revolutionäre Gesinnung mit diesen theilte. Wo diese jedoch noch jünglingshaft in allen philosophischen und politischen Färbungen herumschillern und irrlichtergleich durch die deutsche Literatur flackern, tritt er uns schon als voller, ganzer Mann entgegen, der in hohem Grade das besitzt, was jenen fehlt: künstlerisches Maß und Reife."

Albert Sigel's Gedichte sind Gelegenheitsgedichte und sollen, wie er selbst sagt, „sich wiedergeben so ernst und heiter wie das Leben", allein so gewissenhaft er auch Licht und Schatten nach beiden Seiten vertheilt hat, es fehlt dem Licht die strahlende Helligkeit und dem Schatten die geheimnißvolle Tiefe, und darum läßt uns seine Muse ziemlich kalt. Um so wärmer ergreifen uns die Gedichte von Hans Hermann Behr. Was er bei seinen ausgedehnten Reisen in den tropischen Weltgegenden und in Australien in der freien Natur Schönes geschaut, läßt er auf sich wirken und gießt es dann in anmuthige Form. Aber so begeistert er die Naturschönheiten der fremden Länder zu besingen versteht, in seinem Innern lebt doch Deutschlands Pracht fort, und dem deutschen Wald leiht er in seinem schönsten Gedichte wirklich ergreifende Töne. In Friedrich Lexow begegnet uns einer der ersten deutsch-amerikanischen Dichter „Es ist keine himmelstürmende Kraft", schreibt Karl Knortz, „keine in dithyrambischem Schwunge einherstürmende Poeten-Persönlichkeit, welche sich in seinen Gedichten Luft macht. Ein wohl angelegtes, in sich gefestigtes Wesen spricht aus ihnen. Klarheit und Ebenmaß sind ihre Signatur. Ueberall geht ein gebildeter Geist ordnend und regelnd mit einer echt lyrischen Begabung Hand in Hand. Selbst das weniger Bedeutende versöhnt durch Anmuth des Ausdrucks und einen Hauch von Sinnigkeit, um so mehr, als man die Lippe, welcher es entstammt, nun für ewig versiegelt wissen muß. Die Hauptzüge seiner Dichtung sind ein starkes, in vollen Accorden austönendes Gefühl für das alte Vaterland und ein ganz und gar hingebendes Verständniß für die Natur und deren tausendfache Sprache. Wir verweisen zum Belege namentlich auf das großartige, ein „Wolkenbild" überschriebene Gedicht hin, in welchem sich Naturandacht- und Kunstfeier (eine Verherrlichung Beethoven's) in glänzender Weise verweben." Der Humorist dieser Periode, und zwar der besten einer, war Otto Brethauer. Was wir von ihm besitzen, beweist, daß er, wenn er nicht zeitlebens mit widrigen Umständen hätte zu kämpfen gehabt, wirklich Großes auf dem Gebiete des Humors würde geleistet haben. Friedrich Otto Dresel, der auch auf dem Gebiet der Roman- und Novellenliteratur Vorzügliches geschrieben hat, zeigt sich als Dichter von seiner besten Seite in seinen schwungvollen patriotischen Liedern, zu denen ihn die Einigung Deutschlands mit so vielen Anderen begeisterte und welche vielfach hier und in Deutschland in Musik gesetzt worden sind.

Dem Heimweh und der Liebe zum alten Vaterland hat unter den gottbegnadeten deutsch-amerikanischen Dichtern keiner rührenderen Ausdruck gegeben, als Conrad Krez; sein Gedicht „An mein Vaterland" möchten wir beinahe als das schönste aller auf hiesigem Boden entstandenen Gedichte bezeichnen. Ergreifend schön sind auch die Gedichte, worin er sein Leben in der Fremde, als Verstoßener vom Vaterland, das er doch so heiß liebt, schildert. Alle seine Gedichte aber, so eng begrenzt auch das Gebiet seiner Lyrik ist, sind gleich ausgezeichnet durch plastische Darstellung und Gedankentiefe. Ebenso patriotisch, wenn auch poetisch nicht so begabt, war Emil Dietzsch. Derselbe kultivierte, wie Nies schreibt, „hauptsächlich das Feld des derben Humors, und auf diesem wandte er sich wiederum mit Vorliebe dem engern Kreis eines gewissen satirischen Humors mit starker lokaler Färbung, sowie der Gelegenheitsdichtung zu. Trotz seines siebenunddreißigjährigen Aufenthaltes in Amerika hat er nie die Eigenart des Pfälzerthums verleugnet, dessen Stempel fast allen seinen Dichtungen aufgeprägt ist." Sein Hauptwerk ist „Kraft und Stoff", in welchem er die bedeutendsten Begebenheiten in der Geschichte des deutschen Volkes ihrer Reihenfolge nach in poetischen Bildern vorführt. „Man weiß nicht recht, welchen Namen man diesem bizarren Humor geben soll, welcher den größten Theil dieser Dichtungen gezeitigt, die bald mit der würdigen Miene wohlgefaßter Strophen einherstolzieren,

bald mit kunterbunten Purzelbaumsprüngen Wilhelm Busch'scher Knittelverse aus dem Hochdeutschen in's Pfälzische und Deutsch-Amerikanische und aus diesem wieder zurück in's Hochdeutsche hüpfen. Auch für das scharfe Auge ist es oft schwer, zu unterscheiden, wo die beabsichtigte Komik anfängt und der unbeabsichtigte Spaß aufhört. Klappt einmal ein Reim auf Hochdeutsch nicht, flugs wird derselbe in die Zwangsjacke des pfälzischen oder deutsch-amerikanischen Jargons gesteckt, und bieten auch diese Dialekte keinen passenden Reim, dann wird eben ein ganz neues Reimwort erfunden oder das alte widerspenstige so lange gestreckt und gereckt, bis endlich doch der nöthige Reimklang aus demselben herausgeschunden ist. In dieser Beziehung hat Emil Dietzsch wirklich Großartiges geleistet. . . . . Aber trotz all dieser hyperkomischen Auswüchse eines sich allzu übermüthig geberdenden Humors, zeigt sich das poetische Talent Dietzsch's doch in unverkennbarer Weise in diesem Buche. Namentlich der zweite und noch mehr der dritte Theil desselben, welche beide den Siegeszug des deutschen Heeres und die Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches behandeln, weisen zahlreiche Stellen auf, die von einem waldfrischen Hauch reinster dichterischer Begeisterung durchweht sind und auch in Form und Ausdruck befriedigen."

Tiefes Gemüth, ein idealer Sinn und wahre Vaterlands- und Freiheitsliebe sprechen aus den Gedichten Edmund Märklin's, welche sich auch sonst durch lebendige Frische und durch gesunden Humor auszeichnen. Nicht ungeschickt sind die poetischen Leistungen von Julius Dresel und Carl Pohle. In Albert Wolff begegnet uns wieder ein Achtundvierziger, der ob der Liebe zum alten Vaterland das neue nicht vernachlässigt und in Schrift und Wort, in Lied und Presse für die Einheit und Freiheit wacker eintritt. Johann Straubenmüller schrieb, neben seiner poetischen Erzählung „Pocahontas", die aber mehr nur gereimte Prosa ist, eine Menge ernster und humoristischer Gedichte, welche meist einfache Vorgänge aus dem täglichen Leben zum Gegenstand haben. Auch hat er einige annehmbare Balladen und Uebersetzungen von Gedichten amerikanischer Autoren geliefert. Die Gedichte Theodor Hielscher's zeichnen sich durch gute Technik und glatten Versbau aus, wenn auch sonst die sich darin kundgebende Auffassung wenig charakteristisch ist. Dasselbe gilt von den poetischen Leistungen von Isidor Kalisch. Emil Querner nannte seine Gedichte „Wilde Blüthen"; mit Recht, denn zahm sind seine Strophen wahrlich nicht; ihr poetischer Werth aber ist gering. Von Adalbert Höpke kennen wir bloß das eine Gedicht „Californien", das aber ein nicht unbedeutendes Talent verräth. Mit ziemlichem Geschick hat Heinrich vom See (Wilhelm Dilg) Indianersagen poetisch bearbeitet und auch sonst ganz annehmbare lyrische Gedichte geschrieben. August Steinlein bietet uns einen reichhaltigen Strauß von Liebes-, Gelegenheits- und Lehrgedichten, und die darin enthaltenen Wahrheiten weiß er in schlichte, oft auch innige Sprache zu kleiden, die um so mehr anspricht, da er eine offene, ehrliche deutsche Natur ist, welche dem Leben stets die heitere Seite abzugewinnen weiß. Rudolf Puchner hat eine entschiedene Vorliebe für Gedichte epischen Inhalts, und sein episches Gedicht „Aglaja", welches uns in die Zeit der römischen Sclavenaufstände unter Spartakus versetzt, ist recht gut geschrieben. Auch seine lyrischen Gedichte sind ansprechend und lesen sich fließend. Letzteres findet auch auf Heinrich Berger's Gedichte Anwendung. Joseph Zentmayer endlich bietet uns in seinem „Spaziergang des Philisters" ein, aus dem Leben gegriffenes Bild voll köstlichen Humors.

Dritter Abschnitt.

Die deutsch-amerikanische Literatur in den letzten vierzig Jahren oder die Gegenwart.

(1850—1892.)

Auch dieser dritte und letzte Abschnitt ließe sich wiederum in Unterabschnitte eintheilen; doch da sich dieselben nicht so scharf scheiden würden, wie jene im vorigen Abschnitte, durch die Ankunft der Achtundvierziger, so fassen wir Alles, was in den letzten vierzig Jahren auf dem Gebiete der episch-lyrischen Poesie geleistet worden ist, unter der Bezeichnung „Gegenwart" zusammen. Schauen wir uns das Erzeugte näher an, so waren es in den ersten zehn Jahren hauptsächlich noch die Ideen der Achtundvierziger, welche das literarische Schaffen und Wirken in Poesie und Prosa beherrschten, zumal so lange die Ereignisse in der alten Welt die Gemüther noch in Bewegung erhielten. In Schrift sowohl wie in Wort warfen sich die Achtundvierziger und ihre Gesinnungsgenossen zu Kritikern der hiesigen Verhältnisse auf und, verstärkt durch eine Menge Nachzügler, d. h. solche, die erst Jahre nach der Revolution ihre Uebersiedelung in's freie Land möglich machen konnten, gedachten sie, hier ihre zum Theil utopischen Pläne zur Ausführung zu bringen. Besonders meinten sie, die Deutschen des Landes hätten sich nicht einer oder der andern der hiesigen politischen Parteien anschließen, sondern eine eigene Partei bilden sollen, mit der Aufgabe, gegen das puritanisch gefärbte Kirchenthum der Amerikaner und die damals noch bestehende Negersclaverei Front zu machen. Erst allmählich, und als sie die Möglichkeit einer neuen Revolution im alten Vaterland und damit ihre Rückkehr aus der Verbannung mehr und mehr schwinden sahen, begannen sie, sich mit den Grundzügen und der Entwickelung des politischen und sozialen Lebens und Treibens des hiesigen Volkes näher vertraut zu machen. Sie erkannten, daß sie nur dann ihren fortschrittlichen Ideen erfolgreich Bahn brechen könnten, wenn sie nicht als gesonderte Partei dastehen, sondern als mithandelnde Glieder in den großen politischen Parteien zum Sauerteig werden würden, der in der großen Masse nach und nach wirken würde. So kam es, daß beim Ausbruch des Bürgerkrieges, dem ja eine ihrer Ideen, die Abschaffung der Sclaverei, zu Grunde lag, dieselben alten Revolutionäre theils persönlich für die Sache der Union und der Freiheit in's Feld zogen, theils in Wort und Schrift ihrem Patriotismus den kräftigsten Ausdruck gaben. Diese Wandlung vom deutschen Revolutionär zum patriotischen Bürger des neuen Vaterlandes spiegelt sich in der Literatur der ersten zwanzig Jahre dieses Abschnittes wieder. Das Heimweh nach dem alten Vaterlande, das in ergreifender Weise in den Liedern und Dichtungen Ausdruck gefunden, klingt mehr und mehr aus, und wir finden, daß derselbe Dichter, der seine Sehnsucht nach der alten Heimath in Worte gekleidet, die jedem Deutschen zum Herzen drangen, nun mit mächtiger Begeisterung das Land der Freiheit, die Sache der Union und die neue Heimath besingt und auch den Beweis liefert, daß das

echt deutsche Gemüthsleben, welches ihm anfangs unter dem kalten Hauche des fremden Amerikanerthums zu erstarren und zu welken schien, hierzulande eine Stätte finden sollte. Noch einmal freilich nahmen ihn die Liebe zum alten Vaterlande und das Heimweh völlig in Beschlag. Als der langersehnte Tag der Einigung Deutschlands anbrach, als die Deutschen einmüthig gegen den alten Erbfeind marschierten und ihn niederwarfen; da griff auch der alte Revolutionär in die Saiten, und in herrlichster Weise wurde in jener denkwürdigen Zeit Deutschland von seinen hiesigen Söhnen besungen. Und bald wurde den letzteren auch die Genugthuung, daß dieselbe Neu- und Großgestaltung der Dinge, welche den Freiheitskämpfen ihrer Jugend in den Augen des späteren Geschlechts so viel von ihrem Nimbus geraubt, ihnen wenigstens persönlich insofern gerecht wurde, daß sie allen die besuchsweise Rückkehr in's alte Vaterland gestattete und viele sogar mit Freuden und Ehren dort willkommen hieß. Der Ausdruck freilich, den einst ihre Sehnsucht, ihre nicht zu zerstörende Heimathszugehörigkeit gefunden, da dies noch nicht der Fall war, lebt fort, und zwar nicht als das wenigst Schöne und Ergreifende, was man ihrem Sinnen und Sagen, ihrem Denken und Dichten auf amerikanischem Boden zu danken hat.

Sehen wir uns nun aber die deutsche Einwanderung an, welche nach der achtundvierziger Revolution in den fünfziger Jahren hierher zu strömen begann und seitdem bis auf den heutigen Tag bald stärker bald schwächer zu strömen fortfährt, so kann man sie im Gegensatz zur früheren als die sozial-politische bezeichnen. Denn diese Einwanderer sind von den früheren wesentlich verschieden. Es sind nicht Leute, welche religiöser Bedenken wegen kommen und hier ungehinderte Ausübung ihres Glaubens suchen; nicht Leute, welche „Raum suchen für den Flügelschlag einer freien Seele" und den unfreien politischen Zuständen des alten Vaterlandes entrinnen; sondern es sind, wenigstens in der überwiegenden Mehrheit, Leute, die sich nach Besserung ihrer sozialen Verhältnisse sehnen, nach materiellen Gütern streben. Es ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, „das Gold Californiens, welches lockt". Es ist die relative Leichtigkeit im täglichen Broterwerb, namentlich für die Ackerbau- und Handwerker-Klasse, der mächtige Ellenbogenraum für die denkbar freieste und ungehindertste Entwickelung des einzelnen Menschen, das größere Ansehen, welches der Mensch als Individuum genießt, die freiheitliche Institution einer Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk, der an natürlichen Hülfsquellen so gewaltige Reichthum des Landes, welche alle zusammen den Magnet bilden, der die Hunderttausende über den Ozean zieht. Sie kommen mit modernen Natur- und Weltanschauungen, erfüllt mit den Ideen des Fortschritts und der Entwickelung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens. Sie finden freilich beinahe alle, daß auch hier das Leben ein Kampf, gar oft ein härterer Kampf ist, als sie sich je haben träumen lassen; daß auch hier die sozialen Gegensätze sich immer mehr verschärfen und damit die soziale Frage mehr und mehr in den Vordergrund tritt. Kann es da anders sein, als daß auch in der Literatur diese, unsere Zeit beherrschende Bewegung ihren Ausdruck findet? Darum finden wir in den zahlreichen poetischen Produkten von Deutsch-Amerikanern in den letzten zwanzig Jahren neben der Behandlung von Stoffen, welche dem deutschen Gemüthsleben entnommen sind, neben der Beschreibung erhabener Naturschönheiten unseres Landes, auch den vielseitigsten Ausdruck des Kämpfens und Ringens, der Gährung und der Umgestaltung, welche die Signatur unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts bilden. Und dabei hat sich der Strom dieser Literatur nicht nur erweitert, — denn wir finden nicht bloß wie früher, das Feld der Lyrik und das Feld der Geschichte angebaut, sondern auch das Epos, der Roman, das Drama findet jetzt seine Bearbeiter, und selbst die Dialekt-Dichtung hat ihre Vertreter, — sondern er hat sich auch vertieft. Die deutsch-amerikanische Dichtung nimmt, so-

wohl ihrem Inhalt wie ihrer Form nach, eine höhere Stufe ein. Es wird von den Autoren mehr Fleiß und Mühe auf die Ausarbeitung ihrer Musenkinder verwendet; die Feile wird angelegt, und so ist es denn schon so weit gekommen, daß unsere deutsch-amerikanischen Poeten die deutschländische Kritik nicht mehr fürchten, sondern geradezu suchen. Viele von ihnen lassen sogar ihre Sachen in Deutschland verlegen. Noch ist freilich die gegenwärtige deutsch-amerikanische Literatur zu jung, als daß sich aus markanten Zügen ihr Charakter einheitlich darstellen ließe; Altes und Neues, Gefühltes und Gedachtes, Freude am Leben und Verzweiflung gehen neben einander her; aber vielversprechend ist sie darum doch, und die Hoffnung, daß sie thatsächlich mehr und mehr einen originalen deutsch-amerikanischen Anstrich gewinnen wird, ist sicherlich nicht ausgeschlossen.

Ehe wir nun auf die einzelnen Dichter näher eingehen, noch ein kurzes Wort über den Nachdruck deutscher Werke. Hatte derselbe, wie wir gesehen, schon in der vorigen Zeitperiode großen Umfang angenommen, so steigerte sich derselbe in den letzten vierzig Jahren ganz enorm. Mit größter Energie warfen sich deutsche Buchdrucker und Verleger im Osten und in neuerer Zeit auch im Westen auf diesen Zweig, so daß namentlich in den fünfziger und sechziger Jahren Buchhändler und Autoren in Deutschland sich bitter darüber beklagten und die Deutsch-Amerikaner deshalb in schärfster Weise angriffen. Doch letztere blieben die Antwort nicht schuldig; der s. Z. allbekannte New Yorker Verleger Friedrich Gerhard vertheidigte den Nachdruck und dessen wohlthätigen Einfluß auf die deutsche wie amerikanische Bevölkerung nachdrücklichst in seiner Schrift: „Der Nachdruck deutscher Schriften in den Ver. Staaten und seine Gegner", New York 1867. In neuerer Zeit sind die Klagen mehr und mehr verstummt. Es würde zu weit führen und allzuviel Raum einnehmen, wollten wir die einzelnen Werke namhaft machen, die hierzulande nachgedruckt wurden. Es genüge, festzustellen, daß alle deutschen Klassiker, die hervorragendsten belletristischen und viele theologische Werke, Schulbücher, zum Theil in eleganter Ausstattung herausgegeben wurden, und Roman-Sammlungen wie die „Deutsche Library", „Heimath und Fremde", „Lieblingsschriftsteller Deutschlands", „Schick's Collektion" und Schick's „Humoristische Bibliothek" großartigen Absatz finden.

Sammlungen von poetischen Produkten dieses Zeitabschnittes sind nur wenige erschienen. Es sind für die erste Zeit die bereits oben erwähnten, von E. Steiger in New York herausgegebenen zwei kleinen Sammlungen: „Dornrosen, Erstlingsblüthen deutscher Lyrik in Amerika", New York 1871, und „Heimathgrüße aus Amerika", New York 1870. Für die neueste Zeit bilden die zwei Jahrgänge der „Deutsch-amerikanischen Dichtung", unter Mitwirkung der hervorragendsten deutsch-amerikanischen Dichter und Schriftsteller herausgegeben von Konrad Nies und später von Konrad Nies und Hermann Rosenthal, 1888 bis 1890, eine reiche Sammlung poetischer Arbeiten. Nies, den wir im weiteren Verlauf unserer Uebersicht als den wohl bedeutendsten Lyriker der neuesten Zeit auf deutsch-amerikanischem Boden werden kennen lernen, ging bei der Herausgabe des Blattes von dem Wunsche aus, „der seither heimathlos herumirrenden deutsch-amerikanischen Dichtkunst endlich einmal ein festes Heim, und den deutsch-amerikanischen Poeten ein Organ zu schaffen, das dazu dienen soll, die sich in ihrer Vereinzelung zersplitternden literarischen Kräfte zu sammeln und durch gegenseitige Anregung und fachmännische Kritik fördernd auf das wahre Talent zu wirken, den anmaßenden Dilettantismus aber, wie er sich häufig in unserer Tagespresse breit macht und die deutsch-amerikanische Poesie der Gefahr der Verflachung aussetzt, zu bekämpfen". Dieses Ziel wollte Nies erreichen, und es ist daher tief zu beklagen, daß die Zeitschrift wieder eingegangen ist. Wir lernen

in den zwei Jahrgängen eine Reihe, zum Theil hervorragender dichterischer Kräfte kennen; die bedeutendsten derselben werden im Nachfolgenden eingehender erwähnt, und führen wir darum hier nur folgende an: J. N. Blum (Newark, N. J.), Georg Bredemeier (St. Paul), C. S. Brick (Californien), Ludwig Buckmann (Brooklyn), Paul Caspers (New York), Claas Denekas (Washington), K. Ernst (Brooklyn), Henry Faust (New York), J. Grahamer (Milwaukee), Hermann Goldberger (Peoria, Jll.), Wilhelm Heeren (Pittsburg), Walther Hoffmann (New York), M. Jsidor (New York), Kurt Norden (Boston), F. Pauly (Cincinnati), Emma Pösche (Washington), Jlda Pösche (New York), Claus Ruyter (Minneapolis), Hugo Scheller (Brooklyn), Albert Schlick (Louisville), Heinrich Urban (New York), Emil Weschke (Neu Ulm, Minn.).

Wenn wir nun schließlich aus der zahlreichen Menge von Dichtern dieser Periode die bedeutendsten und bedeutenderen namhaft machen sollen, so sind wir uns der großen Schwierigkeit dabei wohl bewußt. Es ist ja immer ein verfängliches Unternehmen, meist noch lebende, der Gegenwart angehörende, noch in ihrem geistigen Schaffen stehende Autoren und ihre Produkte zu besprechen und denselben den ihnen zukommenden Platz innerhalb der zeitgenössischen Literatur anzuweisen. Am einfachsten wäre es daher, sie in alphabetischer Reihenfolge aufzuzählen. Doch ziehen wir vor, auch in diesem Abschnitte davon abzusehen und sie gruppenweise vorzuführen. Die erste Gruppe bilden diejenigen, welche theilweise schon innerhalb der vorigen Periode hierher kamen, aber in deren Dichtungen nur wenig von den Revolutionskämpfen nachklingt; sie stellen somit den Uebergang zur eigentlichen Gegenwart mit ihren neuen, hauptsächlich sozialpolitischen Problemen dar. Sodann lassen wir eine ganze Reihe Autoren folgen, die, in den verschiedenartigsten Berufsthätigkeiten stehend, uns zum Theil die schönsten Kinder der lyrischen Muse Deutsch-Amerika's geschenkt haben. An sie seien ferner angereiht Journalisten und Pädagogen, welche den Beweis liefern, daß in diesen aufreibenden Thätigkeiten doch der Sinn für Poesie nicht ganz untergeht. Den Schluß endlich bilden zwei Gruppen, welche darthun, daß Geistliche, protestantische wie katholische, und besonders auch Frauen in unserm Lande mit Erfolg der Muse huldigen. Einzelne Gedichte der letzteren gehören überhaupt zum Besten, was auf dem Gebiete der deutsch-amerikanischen Poesie geleistet worden ist. Ein Anhang endlich soll zeigen, wie selbst das Gebiet der Dialektdichtung immer fleißiger angebaut wird.

Wir beginnen mit Heinrich A. Rattermann und Dr. Gustav Brühl. Das Pseudonym „Hugo Reimmund", welches sich der Erstere beilegte, bezieht sich nur auf den Lyriker; zu einem solchen ist er in der That wie geschaffen, und wir möchten, obschon er selbst auf sein, durch ein fleißiges Selbststudium und scharfe Menschenkenntniß herausgearbeitetes Geschick, Epigramme zu dichten und sich in den schwierigeren Formen der Poesie zu versuchen, mehr Gewicht zu legen scheint, gerade seine rein lyrische Begabung hervorheben, wie sie in seinen melodischen, im Volkston gehaltenen Gedichten sich kundgiebt. Dr. Brühl hat seine zahlreichen Gedichte unter dem Pseudonym „Kara Giorg" (serbisch: der schwarze Georg) veröffentlicht; als Ethnologe behandelt er mit Vorliebe Jndianersagen und Stoffe aus der Pioniergeschichte der Deutschen. Die oft großartigen Naturschilderungen, welche in seinen Dichtungen enthalten sind, sichern ihm einen der ersten Plätze unter den deutsch-amerikanischen Dichtern. Jn Heinrich Binder und Johann W. Dietz haben wir zwei, durch die Revolution in Deutschland Vertriebene, deren dortige Erlebnisse zum Theil noch in ihren Gedichten nachklingen, von denen aber der letztere namentlich die zartesten Saiten des menschlichen Gemüthes anzuschlagen weiß. Wir

nennen ferner aus der Zahl Derer, die anfangs der fünfziger Jahre hierher kamen, Julius Loeb, dessen Schilderungen nicht ohne Schwung sind, und Otto Welden, letzterer Name Pseudonym für Dr. P. J. Reuß, dessen Hauptthätigkeit auf literarischem Gebiete indeß sich auf das Drama erstreckt, während er sich in seinen Gedichten zu sehr in Einzelheiten verliert, ohne die Idee des Ganzen künstlerisch herauszuschälen, und auch der Form zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. In Gottfried Worch begegnet uns noch einer der früher gern gesehenen, jetzt immer mehr aussterbenden Naturdichter, der neben den früher erwähnten Niklas Müller, Carl Herling und dem Nashviller Schneider G. Fr. Bauer wohl genannt werden darf; seine Gedichte sind einfach und schlicht, aber besser als der ihnen gegebene Gesammttitel. Es folgen Georg Heß, Philipp Haimbach und Friedrich Grill; alle drei verrathen ein nicht unbedeutendes lyrisches Talent, und namentlich die Gedichte Haimbach's, mit ihren malerischen Schilderungen, sind zum Theil tief und innig empfunden.

Daß der schon öfter von uns erwähnte, tüchtige Geschichtsforscher Dr. Oswald Seidensticker auch eine eminent poetische Begabung besitzt, beweist sein, freilich nur als Manuscript gedrucktes kleines Epos „Zum 80. Geburtstage", Festgruß an den bekannten Dr. Constantin Hering; ein köstlicher Humor waltet in demselben vor und macht das Lesen der Dichtung, der auch die ernste Seite nicht fehlt, zu einem wahren Genuß. Mit viel Befriedigung wird man auch die sinnigen, warm empfundenen Dichtungen lesen, welche Ferdinand Moras den von ihm in künstlerisch vollendeter Weise ausgeführten Lithographien in Radiermanier beigegeben hat; sein Prachtwerk liefert auf's Neue den Beweis, daß in jedem echten Künstler auch ein Stück Dichter steckt.

Wir kommen nun zu zwei Dichtern, denen wir Vieles vom Besten verdanken, das die deutsch-amerikanische Lyrik überhaupt aufzuweisen hat, nämlich Theodor Kirchhoff und Ernst Anton Zündt. Die poetischen Erzeugnisse Kirchhoff's sind — wir theilen hier das Urtheil Dr. Brühl's mit, dessen Skizze auch die biographischen Angaben entnommen sind — Perlen, am Strande der pazifischen Küste aufgelesen, Goldkörner im Sande der Cordillerenbäche gesammelt, Südfrüchte von den Blüthenbäumen der Tropen gepflückt. Sie verrathen eine scharfe Beobachtungsgabe, die auch im Detail spannend bleibt und für die Eindrücke der überwältigend großartigen Natur, wie die neue Welt sie bietet, die frische, lebendige Darstellung und farbenprächtige Form findet. Herrlich sind in dieser Beziehung die Mississippi-Panoramen und der „Mantel des Mount Davidson". In manchen Liedern, wie in „Verloren", „M. A.", „Meinem Vater", verräth sich ein tief empfindendes Gemüth — ein Gemüth, das den herben Schmerz um die verlorenen Geliebten in wehmüthigen Accorden aushaucht, während in anderen ein köstlicher Humor sprudelt. In den Gedichten der früheren Zeit findet sich nur selten ein epischer Anklang; in seinen neueren jedoch hat er sich der Bearbeitung von Balladen und Sagen mit größtem Erfolge zugewandt, wie z. B. im „Felsbild im Yosemitethale", „Heldin von Husum", „Gräber am Donnersee" u. a. Als Prosaiker werden wir ihn später näher kennen lernen. Kirchhoff's poetisches Schaffen ist noch nicht zu Ende, und darf man noch manche Gabe von ihm erwarten. Abgeschlossen dagegen liegt vor uns das literarische Wirken Zündt's. Er ist ein ungemein vielseitiger Dichter. Sein bestes Können tritt uns in seinen episch-didaktischen Dichtungen entgegen, die alle in großem Stile abgefaßt sind. Seine Lyrik ist hauptsächlich Gelegenheitspoesie, worin wir indeß gerade einen Vorzug sehen; er dichtet nicht aus Langerweile, sondern aus innerem Bedürfniß, und singt nur, „was die Liebe ihn gelehrt hat". Viele dieser Gedichte sind politischen Inhalts; er vertritt in kerniger, edler und begeisterter Sprache die Sache

der Freiheit, des Fortschritts, und dem alten Vaterland, dessen Schicksal er mit glühendem Herzen verfolgt, hat er manch herrlich Lied gesungen. Seine anderen lyrischen Gedichte erinnern vielfach an Brentano und auch an Heine; dieselbe Ironie und Grazie auf der einen, und der volksthümliche Ton, sowie der geheimnißvolle Hauch auf der andern Seite. Recht gelungen sind auch seine Dramen, auf die wir später eingehen werden, und vorzüglich seine Bearbeitungen englischer Dichtungen.

Die freisinnige Richtung, wie sie namentlich in Turnerkreisen gepflegt wird, findet ihren dichterischen Ausdruck in Jakob Heintz und Hugo Andriessen; letzterer hat auch den Gedanken „Poesie durchhaucht das All" in zahlreichen, die Natur verherrlichenden Gedichten ausgeführt. Wohlklingend und von gemüthvoller Auffassung zeugend, sind sodann die Gedichte Anton Thormählen's und Sutro-Schücking's. In weihevolle Stimmung versetzt das bekannte Preisgedicht zum Schillerjubiläum von Ernst Reinhold Solger. Als Meister der Sprache zeigt sich Udo Brachvogel in seinen klangreichen Gedichten; namentlich sind seine glänzenden Schilderungen in den dem alt-römischen Leben entnommenen Dichtungen hervorzuheben, worin er sich als ein würdiger Schüler Freiligrath's erweist. Hervorragend sind die poetischen Erzeugnisse Viktor Precht's, gleichviel, ob er als südlicher Pflanzer uns herrliche Naturschilderungen bietet, oder ob er den Volkston anschlägt und der deutsch-patriotischen Begeisterung der Jahre 1870 und 1871 Worte leiht. Von großem Gedankenreichthum zeugen die Gedichte Dr. Friedrich Castelhun's; sie tragen zwar meist eine radikale Färbung, aber überall tritt er uns als Verkündiger des Idealismus und als begeisterter Herold deutscher Sprache und deutschen Wesens entgegen. Einer der bedeutendsten deutsch-amerikanischen Dichter sodann ist Julius Bruck. Nur bei wenigen finden wir solche Kraft der Darstellung, solch köstlichen Humor und solch hohe Weltauffassung, und unwillkürlich denkt man beim Lesen seiner lachenden Lieder an den Altmeister Viktor v. Scheffel. Bruck ist ein Schüler Scheffel's, aber nicht einer von jenen bierseligen Nachahmern, wie in Deutschland so viele auftauchten, sondern wir finden bei ihm lebensfrohen Scherz, der nicht in Plattheit ausartet; und während Scheffel in seinen Werken das Deutschthum so betonte, daß er es gleichsam aus dem Schacht des Mittelalters ausgrub und seine Gesänge zum Theil nur für deutsche Studenten schrieb, huldigt Bruck dem Humanitätsprinzip im Allgemeinen; er dichtet für den Menschen überhaupt, obwohl er sein Vaterland nicht vergißt und Alles, was deutsch ist, der „heiligen Muttersprache süßen Laut", die deutschen Frauen, deutsche Kunst und Wissenschaft, deutschen Wein mit Freuden begrüßt. Nicht so hohes Lob gebührt Bruck als Epiker; seinem Epos „Ahasver", einer sonst ideenreichen Dichtung, worin der bekannte ewige Wanderer als das Ewig-Irrende im Menschengeiste dargestellt wird, geht der einheitli ch Gedanke ab, auch ist die Sprache darin vielfach schwer verständlich und sind zu viele technische, dem gewöhnlichen Leser fernliegende Ausdrücke gebraucht. Ein wirklich begabter Dichter ist Friedrich Albert Schmitt. Er singt, wie Nies treffend ausführt, in äußerst flüssigen Rhythmen von den Schönheiten der Natur, von Blumen und Vogelsang, von Wind und Wellen, von Frühling und Herbst, vom Scheiden und Meiden, von Lust und Leid der Liebe, von fröhlichem Wandern und von stillem Heimweh. Es sind alte Stoffe, aber man kann sie bei Schmitt gern noch einmal lesen. Er hat ein starkes Naturgefühl und empfindet frisch und warm, wenn auch nie allzutief. Ein Zug in's Große, Fernerliegende, wie er uns bei Dorsch, Zündt und Kirchhoff begegnet, fehlt jedoch Schmitt. Weitgreifende Fragen aus seiner Zeit heraus berührt er nur selten und stets nur flüchtig. Auch seinem Liebesleben, das ihn zu manchem sonst recht gelungenen Lied bewegt, weiß er keine neue Seite abzugewinnen; wie er denn über-

haupt keine bedeutende Dichterphysiognomie trägt und ihm eine bestimmte Eigenart abgeht, so groß und wirklich bewundernswerth auch sein Verstalent ist, das ihn Reim und Rhythmus mit spielender Leichtigkeit handhaben läßt. Diese Anmuth in der Form, verbunden mit einer gewissen harmonischen Tonhaltung, ist es auch, was uns den Dichter sympathisch macht. Viele seiner Lieder sind förmlich „gesungen", und alle tragen etwas Sangliches, Wiegendes, Melodisches an sich. Ueber den Zugeständnissen, die dem Versklang gemacht werden, wird freilich manchmal der gedankliche Inhalt vernachlässigt.

Aus der ersten Hälfte unserer Periode sind noch hervorzuheben Max Eberhardt, dessen gedankenreiche Gedichte den fleißigen, philosophischen Forscher und Denker verrathen; dann Otto Körting, welcher seine heiteren Empfindungen uns in gefälliger Form mitzutheilen weiß; ferner Dr. Erdmann, Dr. Häring und Adolf Pohle; dann weiterhin Heinrich Lange, dessen zwei Bände Gedichte freilich nur sehr geringe poetische Begabung verrathen; ferner die beiden, nicht unbegabten, aber frühzeitig zu Grunde gegangenen Paul Loebel und Hugo Schlag; endlich Wilhelm Riggert. E. Porsch's didaktisches Gedicht „Der wahre Glaube in Folge denkender Naturbetrachtung", St. Louis 1858, bietet bloß ein phrasenreiches Wiederkäuen allbekannter Lehren der Naturwissenschaft.

Wenden wir uns der neueren Zeit zu, so verdienen als zu dieser Gruppe gehörend hervorgehoben zu werden an erster Stelle drei Bewohner von Milwaukee, nämlich Siller, Soubron und Gugler. Frank Siller begründete seinen Ruf durch seine meisterhafte Uebersetzung von Longfellow's Evangeline. In schöner deutscher Sprache giebt er uns diese prächtige amerikanische Idylle, und namentlich fesseln darin die wahrheitsgetreuen Naturschilderungen, die ihm um so besser gelingen, da er in seiner Jugend die meisten der in dem Gedicht geschilderten Gegenden als Jäger durchwandert und dabei „der Wildniß geheimnißvolles Rauschen" vernommen hatte. Dieselbe schöne Sprache finden wir in Siller's „Liedern und Sprüchen", und wenn er in der Vorrede zu diesen sagt: Dem reifen Mann giebt sie (nämlich die Muse) manch ernstes Wort, Dem Weib die Hoffnung und des Glaubens Hort", so haben wir in der That in in ihnen keine leichte, rasch zu überwältigende Lektüre, sondern aus allen Strophen tritt uns gedankenvoller Ernst entgegen. Otto Soubron's Lyrik trägt keinen bestimmt ausgeprägten Charakter; es müßte denn sein, daß man den leidenden Zug, der in seiner erschütterten Gesundheit seinen Ursprung hat, in den Versen wolle gelten lassen. Seine Gedichte, die lyrischen sowohl wie die epischen (Indianersagen behandelnd) sind gut, nur fehlt ihnen hier und da die Feile. In Julius Gugler tritt uns ein Lyriker entgegen, der ernstlich bestrebt ist, die Kinder seiner Muse in gefällige Form zu kleiden. Man merkt es ihnen an, daß viel Fleiß und Nachdenken auf sie verwendet wurde, und sicherlich dürfen wir noch mehr durch gereifte und formvollendete Produkte dieses Dichters erwarten. Mitten in ihrem poetischen Schaffen stehen ferner vier New Yorker, nämlich Hermann Rosenthal, dessen Gedichte und poetische Bearbeitungen von bedeutender poetischer Begabung zeugen; Friedrich Michel, dessen Gedichte sich leicht und glatt lesen, Hermann Behr und Friedrich Edgar. Endlich seien noch angeführt Eugen Friedländer, dessen überreiche Sammlung von Gedichten (unter dem Titel „Ein Kind der Zeit") freilich dringend der Sichtung bedarf; dann Victor Friedländer, dem zwar ein gewisses Talent nicht abzusprechen ist, auf dessen Sammlung „Von Hüben und Drüben" aber ebenfalls das „Weniger wäre mehr" Anwendung findet; sowie Richard Weinacht, dessen „Karnevals-Blüthen" anspruchslose Lieder bieten, von denen manche werth sind, die flüchtige Stunde toller Karnevalslust zu überleben, und Frank Rösch, dessen „Biedermanniade" indeß sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Sozialistische Gedichte schrieben Carl Reuber (Pittsburg), der frühere deutsche Reichstagsabgeordnete Fritsch (Baltimore), der 1886 in New York im tiefsten Elend verstorbene begabte Sonderling Erbschloe, und Maurice Reinhold von Stern.

Wir kommen zu der dritten Gruppe, nämlich zu den Journalisten, und stellen auch hier erst diejenigen zusammen, welche in der ersten Hälfte dieses Zeitabschnittes thätig waren. Wir beginnen mit Willibald Winckler, dem Wandervogel; er hatte alle Anlagen zu einem bedeutenden lyrischen Dichter, gönnte sich aber nicht die nöthige Ruhe und schrieb eine Unmasse Verse, indem er jede „unbedeutende Lokalaffaire oder gehässige Kontroverse reimlings behandelte". Statt sie aber der Vergessenheit anheimzugeben, nahm er sie alle in seine Sammlung auf und auch seine Gattin konnte sich in der, von ihr nach seinem Tode herausgegebenen „gesichteten" Sammlung nicht entschließen, alle die werthlosen Gedichte zu verbannen; dadurch aber werden die wirklich besseren stark beeinträchtigt. Henrich Ende wurde, noch ehe er aus der Sturm- und Drangperiode seines Lebens zur ruhigen Arbeit durchgedrungen, vom Tode hinweggerafft, und so tragen alle seine dichterischen Versuche einen unfertigen Charakter. Die beiden folgenden, Karl Meinecke und Friedrich Wilhelm Heß, waren beide hochbegabt, und ihre poetischen Produkte beweisen, daß sie das Zeug dazu hatten, wirklich Treffliches zu leisten; allein ihre Erfahrungen in diesem Lande trieben sie einem Pessimismus in die Arme, welcher mehr und mehr das ideale Streben in ihnen ertödtete. In Meinecke lebte eine Natur, der, wie in Heine jeder Ernst Scherz, und selbst der Tod nicht Ernst ist; Hohes und Niederes, Erhabenes und Frivoles vermischt sich in seinen Liedern. Dasselbe gilt von Heß oder eigentlich Hasselt, dessen von Geist und Witz sprühenden Gedichte s. Z. gerechtes Aufsehen erregten. Ebenso reich an Geist und Humor, Witz und Satire erwies sich Rudolf Thomann in seinem derb-komischen Epos „Hannes Schaute", alias Shoddy, worin in vierfüßigen Trochäen die Entwickelung eines plattdeutschen Auswanderers vom zuvorkommenden Grocery-Clerk bis zum Staatssenator gezeichnet wird, und in seinen kleinen humoristischen Gedichten; doch hat er auch ernste Poesien geschrieben, worunter das Gedicht „Gutedel" als eine Perle von mehr als gewöhnlichem Werthe gelten muß. Erwähnenswerth ist auch Adolph Wallich.

Es folgt Leopold Schenck, der leider zu früh verstorbene geistige Leiter des „Puck". So trefflich auch die Leitgedichte seines Vorgängers August Herold in der Redaktion dieses Blattes waren, erst Schenck hat, nicht nur durch seine Leitgedichte und seine drolligen Plaudereien (des Till Toll), sondern durch seinen geistigen Einfluß auf den genialen Künstler Keppler, den „Puck" zu einer öffentlichen Macht erhoben. Mit gediegenem Wissen ausgestattet, zeichnete sich Schenck durch meisterhafte Beherrschung der deutschen Sprache und namentlich durch einen eigenartigen, feinen Humor aus. Ernst und Scherz, sinnig gepaart und in edle Sprache gekleidet, kamen in seinen Dichtungen zu wirksamster Geltung, und es ist noch keinem seiner Nachfolger gelungen, die durch seinen Tod gerissene Lücke ganz auszufüllen. Einer derselben, Emil A. Knotser, leistete zwar ganz Annehmbares auf dem Gebiete der Satire, allein es ging ihm die Genialität Schenck's völlig ab.

Als Lyriker von Begabung zeigt sich uns Paul Julius Immergrün, von dessen Gedichten viele komponiert wurden. Curt Thiersch verlegt sich hauptsächlich auf Bearbeitung von Indianer-Episoden und Sagen. Den Gedichten von Fritz zur Windmühlen fehlt die Feile und nur wenige verdienen mehr als vorübergehende Beachtung.

Unter den dichtenden Journalisten der neueren Zeit nimmt den ersten Rang der geniale und hochbegabte Eduard Leyh ein, dessen gedankenvolle Dichtungen den philosophisch geschulten

Meister bekunden. Als echter Poet erweist er sich namentlich auch in seinen höchst gelungenen Uebertragungen englischer Dichtungen; denn er versteht es, in denselben nicht nur die ganze Frische und Ursprünglichkeit der Originaldichtungen zu erhalten, sondern auch die formellen Schönheiten der letzteren wiederzugeben. An Leyh reiht sich ebenbürtig als philosophischer Dichter Dr. Paul Carus, der uns in trefflichen Gedichten seinen geistigen Entwickelungsgang zeichnet. In knapper Form und doch schöner Sprache bietet er seine Gedanken und Stimmungen, und neben seiner ernsten Poesie beweisen einzelne Gedichte, daß ihm die humoristische Ader nicht fehlt, wie er auch feiner Ironie sich zu bedienen weiß. Seine Balladen sind ebenfalls vortrefflich gelungen. Bedeutende Formgewandtheit und tiefes Gefühl verrathen die Gedichte von Wilhelm Keilmann; namentlich seine „Festkantate für die Columbusfeier" ist eine Dichtung von großer Schönheit, welche mit Recht preisgekrönt wurde. Ferner sind zu nennen Georg Schleyer, Hermann Determann, dann der, trotz seiner Erblindung noch rüstig arbeitende Emil D. Kargau, Wilhelm Feistkorn, Hermann Riotte, der sich auch als Recitator einen Namen erworben hat; Georg Juraschek, Karl Reuter Kerger, der Satiriker J. A. Seebaum, Carl Lorenz, Otto Walster und Gustav Lyser.

In der vierten Gruppe sind Lehrer und Pädagogen zusammengestellt. Wir beginnen mit dem fruchtbarsten und in seiner Art hervorragendsten Schriftsteller unter ihnen, Karl Knortz. Seinen bedeutenden Ruf hat sich Knortz hüben und drüben durch seine zahlreichen Prosa-Arbeiten erworben, auf die einzugehen, wir uns indeß hier versagen müssen. Er ist aber auch ein Dichter von hervorragender Bedeutung. Mit großem Geschick behandelt er epische Stoffe, und seine stimmungsvollen Balladen sichern ihm einen hervorragenden Platz unter den Verfassern dieser Dichtungsgattung. Man weiß freilich auch bei diesen Balladen nicht immer, wie viel auf die Original-Dichtungen kommt, an welche Knortz sich anlehnt, schöpft er doch aus den verschiedensten modernen und älteren Literaturen. Sein großes Talent giebt sich gerade darin kund, daß er in meisterhafter Weise fremdsprachliche Dichtungen in deutsches Gewand zu kleiden weiß, und man muß dabei billig staunen über die vielseitige Sprachkenntniß des Verfassers, der uns nicht nur Uebersetzungen oder besser Nachdichtungen aus dem Englischen, Französischen, Spanischen, Portugiesischen, Dänischen, Holländischen, sondern sogar aus dem Altdeutschen und Chinesischen bietet. Von seinen eigenen Dichtungen sind hervorzuheben die humoristischen Gedichte, deren Form freilich hier und da zu wünschen übrig läßt, und vor Allem seine Epigramme, die zu dem Besten gehören, was in neuerer Zeit auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Einen weiteren hervorragenden und talentvollen Dichter treffen wir in Wilhelm Müller. Alle seine Gedichte zeichnen sich durch melodischen Klang, durch schöne Sprache und durch tiefen Gehalt aus. Geradezu meisterhaft sind seine Balladen. Dabei steht dem Verfasser ein feiner Humor zur Verfügung, der namentlich in seiner „Schabiade" zur vollen Entfaltung kommt. In diesem humoristischen Epos giebt Müller eine satirische Beleuchtung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Deutsch-Amerikanerthums, und die oft drastische Komik darin erinnert vielfach an die bekannte Kortum'sche Jobsiade. Die Gedichte Hermann von Wahlde's und Heinrich Fick's sind meist rein lyrischer Natur und geben uns Stimmungsbilder von großer Schönheit. Wilhelm Alpers behandelt in seinem Epos „Die Heldenbraut" eine Episode aus dem amerikanischen Befreiungskriege, worin Deutsche die Hauptrolle spielen; nur schade, daß seine Personen gar nichts Heldenhaftes an sich haben, sondern mark- und kraftlos sind. Viel besser und oft voll wirklich poetischer Schönheit sind die eingestreuten Naturschilderungen, welche beweisen, daß Alpers eher zum Lyriker als zum Epiker das Zeug hat. Einen verdienten Ruf hat sich Carl Theodor

Eben erworben durch seine meisterhafte metrische Uebertragung von Poe's genialem Gedicht „The Raven"; wer so übersetzen kann, dem müssen selbst die Geheimnisse wahrer Poesie nicht fremd sein, und es ist nur zu bedauern, daß Eben durch andere schriftstellerische Arbeiten von weiterem dichterischen Schaffen sich abhalten läßt.

Wir führen weiter an: Georg Herrmann und Max Hempel, welche Beide recht Tüchtiges leisten. Zart und schwungvoll sind die Gedichte Hermann Ruhland's, welcher auch sehr gute geistliche Lieder abgefaßt hat. Als letzten und jüngsten, zu dieser Gruppe gehörenden Dichter nennen wir Konrad Nies. In ihm tritt uns einer der bedeutendsten Lyriker Deutsch-Amerika's entgegen; ja, er möchte wohl kaum unter der jüngeren Generation einen Rivalen haben. Ganz richtig sagt Otto Soubron: „Nicht nur bekundet sich in den Nies'schen Gedichten der formgewandte, sprachliche Schwierigkeiten scheinbar spielend überwältigende, schwungvolle und phantasiereiche Dichter, sondern auch der die Bedeutung seiner Zeit verstehende und für die Ideale der Zukunft begeisterte Mensch." Nies ist es mit der Poesie heiliger Ernst; er ist ihr Priester und so von Begeisterung durchdrungen, daß alle seine Gedichte buchstäblich „Funken" von dem in seinem Innern brennenden Feuer sind. Seine Empfindung ist durch und durch wahr, sein Ausdruck schön und rein; was im Innersten des Menschenherzens vorgeht, das „weiß er bald tröstend, bald klagend, immer aber im tiefsten Grunde und im Hinblick auf ein ewig unerschütterliches Lebensideal versöhnend zu offenbaren". Kein Wunder, daß er auch im alten Vaterland Beachtung und Bewunderung gefunden hat. So schreibt die Berliner Gegenwart: „Der Verfasser hat in seinem reichbewegten und transatlantischen Leben weder die Heimath noch ihren Liedermund vergessen. Eine durchaus sympathische Erscheinung. Seine Verse haben Wohllaut und Melodie, die Lieder Duft und Stimmung, die Balladen Schwung und Leben, und auch im gedankenreichen, glattgefeilten Sonnett zeigt er seine Meisterschaft. Zumal dort, wo die Sehnsucht und das Heimweh ihn begeistern, findet er eigene Töne und greift uns mächtig an's Herz." Mit großem Erfolge ist Nies auch als Recitator aufgetreten.

Wir kommen zur fünften Gruppe, welche die Dichter unter den Geistlichen umfaßt. Zu den protestantischen Geistlichen der früheren Zeit dieser Periode gehören Philipp W. Bickel, dessen Gedichte ein bedeutendes poetisches Talent kundgeben, ferner Wilhelm Strobel, der die zartesten Saiten anzuschlagen weiß und J. G. Eberhard und Johannes Rudolph. Von hervorragender Bedeutung ist Emil Sartorius Schneider; schon seine Soldatenlieder fanden Anklang, mehr aber noch seine poetische Bearbeitung der Bibel, welche großes Geschick verräth, und seine patriotischen Neuen deutschen Heldenbücher. Die beiden hervorragendsten protestantischen Dichter der neueren Zeit sind August Berens und Petro Ilgen, deren Gedichte sich durch große Formgewandtheit und tiefe Empfindung auszeichnen. Erwähnenswerth sind ferner F. W. Herzberger, Gottlieb C. Berkemeier, F. W. A. Liefeld, Carl Rohe und J. C. Stepler. Unter den zahlreichen katholischen Geistlichen, welche poetische Arbeiten veröffentlicht haben, sind hervorzuheben: Ferdinand Schreiber, der auch ein kleines Epos „Amanda" schrieb, Wilhelm Färber, der verstorbene Eugen Funcken, dann Ferdinand Hundt, M. J. Joerger und Alexander Berghold, Heinrich Meißner, der verstorbene F. X. Sailer und L. Paquet (vgl. des letztern Artikel über die deutsch-katholischen Dichter-Priester Amerika's). Die Gedichte all dieser Genannten sind der Beachtung werth; namentlich zeichnen sich die von Schreiber und Färber durch glatte Form und poetischen Schwung aus. Was auch allgemein wohlthuend berührt, ist der Umstand, daß in den Gedichten, welche nicht religiösen Inhalts sind, manch gutes, kräftiges Wort gesprochen wird zur Erhaltung deutscher Sprache und deutschen Wesens.

Die sechste Gruppe endlich bilden die Dichterinnen dieser Periode. Obenan unter ihnen steht die in der Blüthe ihrer Jahre verstorbene Frau Minna Kleeberg. Ihre Gedichte zeichnen sich alle durch schöne Sprache, treffliche Gedanken und echt dichterischen Schwung aus; einzelne darunter sind wahre Perlen, die ihr für immer einen Platz in der zeitgenössischen Literatur sichern. Ihr am nächsten, sowohl was die Auffassung als auch die Gedankenweite und die Formvollendung anbetrifft, steht Frau Marie Raible, deren Gedicht „Deutsch-Amerika" mit Recht die Runde durch die Presse machte. Die Gedichte der verstorbenen Frau Bella Fiebing sind warm empfunden, bewegen sich aber innerhalb eines sehr engen Kreises. Das Letztere gilt auch von den Gedichten von Marianne Kühnhold, von denen zudem viele ganz werthlos sind. Dagegen verdienen die Gedichte und sonstigen literarischen Arbeiten von Frau Pauline Widenmann volle Beachtung, sowohl wegen der darin zum Ausdruck kommenden edlen Gedanken, wie auch wegen ihrer schönen Sprache und dichterischen Auffassung; ebenso ist Dorothea Böttcher hervorzuheben, welche sich als lyrische Dichterin einen beneidenswerthen Ruf erworben hat. Erwähnenswerth sind endlich die verstorbene Frau Fanny Gumpert, dann Nina Güthner, welche Balladen und ein Drama „Die Wahl" schrieb, sowie Auguste Bender, die freilich als Novellenschreiberin weit Besseres leistet wie als Dichterin („Haideblumen", eine Sammlung meist schwermüthiger Gedichte, welche 1887 erschien, wurde von der Verfasserin selbst wieder zurückgezogen), und Minna Neuer („Am Wege gepflückt", Gedichte, Washington). Der Vollständigkeit wegen führen wir aus früherer Zeit noch an: Marie Westland, die Gattin Dr. Blöde's, und Gertrud Blöde (Stuart Sterne), welche beide indeß beinahe ausschließlich sich der englischen Sprache bedienten.

Wir beschließen unsere Uebersicht mit Anführung dessen, was von Deutsch-Amerikanern auf dem Gebiete der Dialektdichtung geleistet wurde. Aus dem Pfälzischen hat sich mit Zusätzen aus dem Schwäbischen und Alemannischen das sog. Deutsch-Pennsylvanisch gebildet, welches noch heute in Pennsylvanien von eingewanderten Deutschen und ihren Nachkommen am reinsten und besten in und bei Allentown gesprochen wird. Dieser Dialekt wurde in Zeitungen und anderen Schriften angewendet, und so kann es nicht überraschen, daß wir auch Dichter, die sich dieses Dialektes bedienen, antreffen. In der Periode der Vor-Achtundvierziger war es Ludwig A. Wollenweber, der das Pennsylvanisch-Deutsche in Prosa und Poesie gebrauchte. Der bedeutendste Dichter dieses Dialekts aber war Heinrich Harbaugh, dessen Dichtungen insgesammt eine Frische und Ursprünglichkeit athmen, wie man sie sich origineller kaum denken kann; dabei giebt sich ein reiches, tiefes Gemüth mit feinem Humor kund. Getrost dürfen wir ihn neben Karl von Holtei stellen. Ebenso naturwahr schildert uns Heinrich L. Fischer das Leben der Deutschen in Pennsylvanien in dieser Mundart; nur geht ihm das tiefe Gemüth Harbaugh's ab. Unter den deutschländischen Dialekten, welche hierzulande dichterisch gepflegt wurden, steht, wie nicht anders zu erwarten, das Plattdeutsche obenan. Der Erste, der uns in dieser Mundart einen echt poetischen Strauß bot, war Ferdinand W. Lafrentz, den kein Geringerer als Klaus Groth einführte und dessen empfindungsvolle und anmuthige Lieder Groth „as frische Grasmelk un söte Grasbotter mit Summerduft un Heimathsluft" bezeichnet. Alfred Arnemann's plattdeutsche Gedichte folgen der Fritz Reuter'schen Sprachweise und schlagen meist einen didaktischen Ton an. Seinen würdigsten Schüler aber hat Reuter auf amerikanischem Boden in Carl Münter gefunden, der in seinem schönen Epos „Nu sünd wi in Amerika" uns ein prächtiges, aus dem Volksleben gegriffenes Bild entwirft. Alle seine Personen sind wahr und echt, und die eingestreuten Naturschilderungen sind geradezu meisterhaft.

Wilhelm Diescher bringt in seinen Hamburger Plattdütschen Gedichten die humoristische wie die ernste Seite des plattdeutschen Volkswesens in gewandter, vollendeter Form zum Ausdruck; seine Verse lesen sich alle leicht und flüssig, nur läßt der Inhalt öfters zu wünschen übrig, und eine Sichtung wäre in der umfangreichen Sammlung am Platze gewesen. Beachtenswerth sind die Gedichte von Nikolaus Butenschön, wenn sich ihr Inhalt auch nicht über das Alltägliche erhebt. Außerdem veröffentlichten noch Adolf Hachtmann, Gustav Holthausen und William Fricke Gedichte und Erzählungen in plattdeutscher Mundart. Einen trefflichen Vertreter hat der hessische Dialekt in Georg Asmus gefunden. Sein, von köstlichem Humor durchzogenes „Amerikanisches Skizzebüchelche" hat mit Recht hier und im alten Vaterland die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; mit warmem Herzen greift er mitten hinein in's volle Menschenleben und in die Natur und bietet uns eine anmuthende und originelle Lektüre. Ein ebenso uneingeschränktes Lob verdienen die Gedichte in schwäbischer Mundart von Johann Martin Bürkle; echt schwäbische Gemüthlichkeit, gewandte Darstellung, poetische Auffassung und sprachlich richtige Wiedergabe der Eigenthümlichkeiten dieses Dialekts sind Vorzüge Bürkle's, die ihm auch im alten Vaterland Beachtung und Anerkennung eingebracht haben. „Schwäbische Knittelverse" hat G. Heerbrandt in seinem „Hannes in Amerika" (New York 1876) veröffentlicht. Zum Schluß noch drei Vertreter des Dialektes, welcher in Luxemburg gesprochen wird. Es sind Nikolaus Gonner, Johann Baptist Nau und Nikolaus Ed. Becker; allen Dreien wird von Kennern dieses für den Sprachunkundigen nicht gerade leicht verständlichen Dialektes poetische Begabung nachgerühmt. Sehr angenehm berührt ihr treues Festhalten an deutschem Wesen.

I.

Religiöse Periode.

1675—1825.

Franz Daniel Pastorius.

Geboren den 26. September 1651 zu Sommerhausen in Franken, studierte er die Rechte in Straßburg, Basel und Jena, wanderte 1683 als Bevollmächtigter der „Frankfurter Land-compagnie" nach Pennsylvanien aus, gründete die erste deutsche Ansiedlung, Germantown, war daselbst als Richter, Bürgermeister, Lehrer und Schriftsteller thätig und starb den 27. December 1719. Er schrieb 43 Werke in deutscher, lateinischer, englischer, französischer, holländischer und italienischer Sprache, und zwar lehrhafte und praktische Abhandlungen, theologische und philosophische Traktate und dichterische Versuche. Gedruckt erschienen blos: „Vier kleine, doch ungemeine und sehr nützliche Traktätlein. 1. Von aller heiligen Lebens-Uebung. 2. Von aller Päbste Gesetz-Ausführung. 3. Von der Concilien-Stritt-Sopirung. 4. Von denen Bischöffen und Patriarchen zu Constantinopel. Zum Grunde der künftig hin noch ferner darauf zu bauen vorhabender Wahrheit praemittiret durch Fr. D. Pastorium J. U. D. 1690." Und: „Umständige Geographische Beschreibung der zu allerletzt erfundenen Provintz Pennsylvaniae, in denen Endgräntzen Americae in der Westwelt gelegen. 1700." Beide Bücher sind natürlich in Deutschland gedruckt. Alle übrigen Schriften, 43 an der Zahl, blieben ungedruckt und gingen, mit Ausnahme weniger, verloren; doch ist das Verzeichniß derselben, in Pastorius' eigener Handschrift, noch vorhanden. Erhalten ist u. a. sein Hauptwerk, „Alvearium oder Bee-Hive", eine encyklopädische Sammlung alles Dessen, was P. für sich und seine Kinder als wissenswerth erachtete. In gutem Englisch und knappem Styl behandelt er auf etwa 1000 Seiten (jede Seite mit durchschnittlich 100 Zeilen, so eng geschrieben, daß dem Werke ein Vergrößerungsglas als Schlüssel beigelegt ist) über 3000 Artikel aus der Geschichte, Kirchengeschichte, Geographie und Literatur. Ferner ist noch erhalten seine Sammlung „Gedichte" in englischer und deutscher Sprache. Wir entnehmen der Abtheilung „Deliciae Hortenses" folgende Proben.

An die Freunde, welche den Garten besuchen.

Ich finde in der weiten Welt
Nichts denn nur Aufruhr, Krieg und Streit,
In meinem engen Gartenfeld
Lieb, Friede, Ruh und Einigkeit.
Mein' Blümlein fechten nimmermehr,
Was alles ihnen auch geschieht;
Sie wissen nichts von Gegenwehr,
Kein Waffen man dar jemals sieht,
Drumb' acht ich ihr Gesellschaft hoch
Und bin bei ihnen gern allein.
Gedenke oft, daß Christi Joch
Will ohne Rach' getragen sein.

Allermaßen ungebührlich
Ist der Handel dieser Zeit,
Daß ein Mensch so unnatürlich
Andre drückt mit Dienstbarkeit.
Ich möcht' einen solchen fragen,
Ob er wohl ein Sklav' möcht sein?
Ohne Zweifel wird er sagen:
Ach, bewahr' mich Gott! Nein, nein!

Wer keinen Garten baut,
Und nichts von Blumen weiß,
Niemals zurücke schaut
Ins irdisch Paradeis:
Ist nur ein Sklav und Knecht
Zum Pflug und Fluch bestimmt (Gen. 3, 17),
Und ihm geschiehet recht,
Daß er sich selbst benimmt
All die Ergötzlichkeit,
Die aus den Gärten fließt,
Und man in dieser Zeit
Auch wohl hiernach genießt.

Das Peterlein gekocht in Wein
Macht Appetit und bricht den Stein,
Treibt den Urin und stärkt den Magen,
Erweckt auch sonst ein fein' Behagen,
Hilft dem Gedächniß, dient vor Sucht
Und ist des Gartens beste Frucht.

Mayenblümchen sind zwar klein,
Riechen doch besonders fein,
Und gedestillirt in Wein,
Sollen sie sehr dienstig seyn
Vor die Lebens-Geisterlein:
Machen auch das Hirne rein,
Stärken die Gedächniß dein.

Schau, wie vergänglich sind die Rosen und Narcissen,
Und was für Blumen mehr der höchste Künstler dir
In dieser Frühlingszeit stellt in dem Garten für,
Indem sie heute kaum die Mutter Erde grüßen,
Wird morgen Niemand mehr von ihrem Orte wissen.
Der schöne Schmuck verfällt, der Wind raubt alle Zier.
Ja, ein unreines Schwein, das tritt sie gar mit Füßen.
So, lieber Leser, geht es gleichfalls dir und mir,
Deswegen lasset uns auf's Sterben sein beflissen.

Wer Muth und Münz' hat, der kann fein
Früh Morgens trinken Wermuthwein
Und all den Tag lang Malvasier;
Hingegen trübes Schwermuth-Bier
Und Kothloch-Wasser aus den Pfützen
Wer Muth- und Münz'los ist, muß nützen.

Weinstöck, die viel Trauben tragen,
Bäume, deren Frücht' behagen,
Und Gesträuche voll von Beeren —
Alle Gott den Herren ehren.
Kraut und Blumen mancher Art
Hoch und nieder, rauh und zart
Bringen Arzeney und Speis
Alle gar zu Gottes Preis.
Darum lasset uns auch loben
Unser'n Schöpfer hocherhoben
Auf von ihm bestimmte Weis'.

Die Fehler meiner Brüder
Sind mir zwar ganz zuwider,
Doch wegen eines Worts
Ihr Zeugniß zu vernichten,
Und freventlich zu richten
Find ich nicht meines Orts.
Es ist das frevle kämpffen,
Ein schnödes Wahrheit-dämpffen,
Ein' Art des Bruder-Mords.

Drum wann nun andre fechten,
Umb Schrifft und Buchstab rechten,
Will ich ohn Heuchel-Schein
(Biß mich der Herr ruft) schweigen,
Friedfertig mich erzeigen
Und unpartheyisch seyn,
Das Gute treulich üben,
Mein Freund und Feinde lieben,
Denn das bringt keine Pein.

Kein Nachreu, keine Schmertzen,
Kein Unruh in dem Hertzen,
Kein Zwyspalt, sondern Freud,
Ja himmlisches Vergnügen,
Wann wir uns wieder fügen
Zur alten Einigkeit,
So uns als Christen ziehmet
Und der Apostel rühmet
Abmachend von dem Streit.

Die gern mit Disputieren
Ihr theure Zeit verlieren,
Die geben nur Verdruß.
Ich wünsch, daß Gottes Wille
Erfüllt werd in der Stille
In steter Reu und Buß.

Conrad Beissel.

1690 in der Pfalz geboren, erlernte er das Bäckerhandwerk, wurde religiöser Schwärmer, kam 1720 nach Amerika, gründete 1735 das Kloster Ephrata, Pa., wo er die erste deutsche Druckerei einrichtete, und starb 1768. Es wurden im Ganzen 37 Werke in Ephrata gedruckt, welche von Beissel, sowie von 35 Brüdern und 22 Schwestern des Klosters verfaßt wurden, darunter Ludwig Höcker, Michael Wohlfahrt, Peter Miller, Maria Eicher, Ezechiel Sangmeister u. A. Die Titel der größten Werke lauten: „Der Zionitische Weyrauchs-Hügel" (820 Seiten), „Das Gesäng der einsamen und verlassenen Turteltaube, nemlich der christlichen Kirche" (495 Seiten), 1747, „Paradisisches Wunder-Spiel, welches sich in den letzten Zeiten und Tagen in denen Abendländischen Welt-Theilen, als ein Vorspiel der neuen Welt hervorgethan" (472 Seiten), 1766. Als Proben mögen folgende Verse Platz finden, die theils Beissel, theils andere der Klosterleute zu Verfassern haben.

Wie ist mir so wohl,
Wenn ichs sagen soll,
Ich kanns nicht vor Liebe nennen,
Was in mir vor Brunst thut brennen.
Wenn ichs sagen soll:
Ich bin Liebe voll.

Ich bin verliebt, ich kanns nicht hehlen,
O reine keusche Himmelsbraut!
Ich will von deiner Lieb erzählen,
Die sich mit mir im Geist vertraut.
Denn deine Treu hat mich bewogen,
Daß ich dir gebe Alles hin:

Du hast mich ganz in dich gezogen
Und hingenommen meinen Sinn.

Was ist, o Schönster, das ich nicht
In deiner Liebe habe?
Sie ist mein Stern, mein Sonnenlicht,
Mein Quell, da ich mich labe.
Mein süßer Wein, mein Himmelsbrod,
Mein Kleid vor Gottes Throne.

Hat mich nicht dein Pfeil getroffen?
Steht mir nicht dein Alles offen?
Liebste, läugnest du dies Pfand,
So du mir zum Mahlschatz geben?
Sah ich dich nicht in mir leben,
Als dein Blick mich überwand?

Komm, o Taube, komm mein Leben,
Laß dir tausend Küsse geben,
Weil mein Mund an deinem hängt!

Ruft, ihr Sterne, überlaut, daß ich liebe;
Und ihr Wasser, rufet nach, daß ich liebe!
Alles, was nur Stimmen hat, sag dem Lamme
Viel von meiner Flamme.

Einmal hat er einen Kuß mir gegeben,
Alsbald konnt ich ohne ihn nicht mehr leben.
Nichts vergnügt mich außer ihm. Alle Dinge
Sind mir zu geringe.

Wie freuet sich mein Hertz und Sinn,
Daß ich auch mit gebracht dahin,
Zu schauen dieses Liebesspiel,
Da man kann lieben nie zuviel.

Ein kleiner Blick von falscher Lieb
Macht oft das Herz so kalt und trüb,
Daß man nicht weiß, wo aus noch ein.
Die Lieb ist keusch und engelrein.

Ich bin ein Täubchen ohne Ehgatt,
Ganz einsam und verlassen,
Find offtmals weder Zweig noch Schatt
Wo sich könnt niederlassen
Mein matter Geist und müder Sinn,
Der sich allein gericht dahin,
Das liebverliebte Hertz zu finden,
Um sich in Lieb ihm zu verbinden.

Sehet, Sehet, Sehet an!
Sehet, Sehet an den Mann!
Der von Gott erhöhet ist,
Der ist unser Herr und Christ!

Johann Kelpius.

Geboren in Siebenbürgen, in der Schule Phil. J. Spener's und Jakob Böhme's zum Pietisten und Mystiker erzogen, wanderte er 1694 nach Germantown aus, von wo er indeß bald in die Einsamkeit am Wissahickon sich zurückzog. Hier gründete er mit anderen Gleichgesinnten eine Art Gemeinde, das „Weib in der Wüste“ genannt (anspielend auf Off. Joh. 12, 1 und 6). Er starb 1708 im Alter von nur 40 Jahren. Erhalten sind von ihm zwei Handschriften; die eine enthält sein lateinisches Tagebuch und deutsche Briefe, worin er seine religiösen Ansichten darlegt; die andere geistliche Lieder, nach Art der Pegnitzschäfer gedichtet, in Alexandrinern abgefaßt, welche Namen wie „Das paradoxe und seltsame Vergnügen der göttlich Verliebten“, „Ein verliebtes Girren der trostlosen Seele in der Morgendämmerung“, oder „Bittersüße Nachts-Ode der sterbenden jedoch sich vergnügenden Liebe“ führen. Hier einige Proben:

Wann werd' ich doch dies ein anschauen und empfinden?
Wann werd' ich in ihm gantz zerfließen und verschwinden?
Wann fällt mein Fünklein Gas in sein Lichtfeuer ein?
Wann wird mein Geist mit ihm nur eine Flamme sein?

So manches kummervolle Jahr
Hab ich nun Dein geharret,
Doch ach! umsonst, ich fürcht fürwahr,
Ich werd doch eingescharret,
Eh ich dich seh,
Eh dann ich steh
Geschmückt zu Deiner Rechten,
Gekrönt mit dem Gerechten.

Ich liebe Jesum nur allein,
Den Bräut'gam meiner Seelen,
Kein andrer soll mein Herzelein
Durch Liebe mir abstehlen.
Niemand kann zwei
Mit gleicher Treu
Zu einer Zeit umfassen,
Drum will ich andre lassen.

O quälende Liebe! O süßeste Plag'!
Verlege, verschiebe nicht länger den Tag,
Verkürze die Zeiten! laß kommen die Stund!
Denk' an den getreuen genädigen Bund,
Und mache denselben für alle Welt kund!

II.

Politische Periode.

1825—1850.



Franz Lieber.

A. Die Vor-Achtundvierziger.

Franz Lieber.

Geboren am 18. März 1800 zu Berlin, besuchte er daselbst das Gymnasium und die Jahn'sche Turn- und Schwimmschule und nahm als Freiwilliger an dem Feldzug gegen Napoleon Theil. Zurückgekehrt und von seinen Wunden genesen, wollte er seine Studien fortsetzen; allein da man zu jener Zeit in der Turnerei allerlei gefährliche Weltumsturzideen witterte, mußte er mit Vater Jahn und anderen eifrigen Turnbrüdern in's Gefängniß wandern. Nach einigen Monaten ohne Verhör entlassen, wurde ihm das Studium auf einer preußischen Universität untersagt, und so bezog er die Universität Jena, wo er schon 1820 zum Doktor beider Rechte promoviert wurde. Er siedelte dann nach Dresden über und begab sich von da nach Griechenland, um an dem dortigen Freiheitskampfe theilzunehmen. Enttäuscht kehrte er dem klassischen Boden den Rücken und traf ganz mittellos in Rom ein. Hier wurde er von dem Historiker Niebuhr, zu jener Zeit preußischer Gesandter, protegiert und zum Erzieher seines ältesten Sohnes angenommen. Als er sich dann aber im Vertrauen auf ein ihm gewordenes Versprechen des Königs von Preußen nach Berlin zurückwagte, wurde er auf alte Anklagen hin nach dem Staatsgefängniß zu Köpnick abgeführt. Niebuhr erlangte für ihn nach einigen Monaten die Freiheit, und nun wanderte er nach Amerika aus. Am 20. Juni 1827 landete er in New York und begab sich nach Boston, wo er alsbald schriftstellerisch thätig war und mit Männern wie Story, Pickering, Channing, Sullivan, Ticknor und Prescott intime Freundschaft schloß. Im Jahre 1832 ging er nach New York und von da nach Philadelphia, wo ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil wurde, für das Girard College einen vollständigen Unterrichtsplan auszuarbeiten. 1835 wurde er zum Professor der Geschichte und Staatswissenschaft an das College von South Carolina zu Columbia berufen, eine Stelle, die er über 20 Jahre bekleidete und während welcher Zeit er sich durch epochemachende Werke über Völker- und Staatenrechte einen Weltruf erwarb. 1844 besuchte Lieber Berlin, wo ihm König Friedrich Wilhelm IV. einen Lehrstuhl an der Universität anbot. Er lehnte indeß ab. Im Jahre 1856 verließ er South Carolina, um eine Professur in New York anzunehmen. Dieselbe behielt er bis zu seinem Tode, am 2. Oktober 1872. Bluntschli, Prescott, von Mohl, Mittermayer u. A. erklärten Lieber als die zuverlässigste Autorität auf dem von ihm gewählten Gebiete.

„Tagebuch in Griechenland", Leipzig, 1823. „Wein- und Wonnelieder", auf der Festung Köpnick entstanden und unter dem Pseudonym Franz Arnold in Berlin erschienen. „Erinnerungen an Niebuhr." Seine übrigen zahlreichen Werke erschienen in englischer Sprache; die bedeutendsten sind: „Manual of Political Ethics", 2 Bände, 1838; „Legal and Political Hermeneutics", 1839, und „Civil Liberty and Self-Government", 2 Bände, 1853. Aus seinem Nachlaß erschienen im „Deutschen Pionier" eine Reihe Gedichte, welche er auf amerikanischem Boden verfaßte.

Der Niagara.

(Philadelphia, Juni 1832.)

Noch Meilen fern hörst du ein dumpfes Tönen,
Wie wenn in Schlachten die Geschütze dröhnen,
Bist du noch nicht zum blut'gen Werk geführt,
Und nur von Zeit zu Zeit auf Windes Schwingen
Des Kampfes ferne Donner zu dir dringen,
Der Schall die Ungeduld der Streiter schürt.

Und näher tönt's, wie wenn am flachen Strande,
Auf festem, steinentblößtem Meeresstrande
Die meilenlange hohe Brandung tollt,
Und zwischenein des tiefen Donners Hallen,
Wie Massen Schnee auf Schnee im Lenze fallen
Von hoher Alp in's tiefe Thal gerollt.

Und wenn der Wand'rer immer näher schreitet,
Mehrt sich der Dunst, der weit sich hin verbreitet,
Empörtes Wasser in den Lüften hoch;
Als könnt's entflieh'n von diesem wilden Kampfe,
Versucht sich's hoch in schwerem Wolkendampfe
Und muß zurück zum Elemente doch.

Nur kleine Wölkchen dann und wann entfliehen
Verflüchtigt aus dem argen Streit und ziehen
Mit ihren Schwestern an dem Himmel fort,
Als brächten sie die wunderreiche Kunde
Des lauten Aufruhrs in dem tiefen Schlunde
Zum hohen, stillen, friedenreichen Ort.

Betäubend rauscht das Toben, Donnern, Wogen;
Du nahest ernst und gierig angezogen —
Da, sieh — der mächt'ge Riesenkatarakt!
Dort bricht ein unermeßliches Gewässer
Wie ein erzürntes Volk los vom Erpresser,
Wo jäher Fels auf jähem Fels gepackt.

Fast bleibst du zögernd und beklommen stehen,
Kannst du noch nicht den hehren Fall erspähen,
Den für den Menschen Gott zum Staunen schuf;
Wie Scheu und harr'nde Neugier sich verbinden,
Sollt' sie sich nah dem größten Mann befinden,
Der seine Zeit erfüllt mit Thatenruf.

Des süßen Wassers Hälfte dieser Erde
Preßt stumm und heftig, daß befreit es werde,
Sich dunkel durch den engen, hohen Sund,
Und prächtig wälzen sich die mächt'gen Massen,
Smaragd in Schnee, vom hohen Rand und lassen
Sich tief hinab in ihren wilden Schlund;

Zerspaltet Schaum, eh' sie dahin gelangen,
Wo ew'ge dichte Nebel sie umfangen,
Und schwerer Dunst bedeckt das tiefe Grau'n.
Dort hörst du's wüthend in der Tiefe brausen,
Aus der die Winde heulend dich umsausen —
O Dante, warum konntest du's nicht schau'n?

Da tief dort unten, hast du Muth zu nahen,
Wo dich gepeitschte Wasser schon umfahen,
Trifft dich ein schriller Ton aus wirrer Luft,
Wie böser Geister kreischende Drommeten,
Zum Lärmen die Gefahr, noch fehlzutreten
Auf schleimbedecktem Fels in nasser Gruft!

Es stürmen Winde um dich aller Seiten,
Die wild und reißend miteinander streiten
Und Ströme jagen in dein Angesicht.
Steh fest und sieh's aus hundert Kesseln dringen,
Sieh Wasser mit dem festen Felsen ringen,
Den es im langen Kampf besiegt, zerbricht.

Ein Schaumgefild, wie ew'ger Winter, decket
Mit seinem Schnee, der weithin sich erstrecket,
Des nie erspähten Abgrunds tiefen Schooß.
Da kocht's und tanzt's und kämpft's, und neu versühnen
Die Wogen sich, die schöngefärbten grünen,
Und sagen sich vom Streite wieder los;

Und eilen fort in Strom und Gegenströmen,
In vielen Wirbeln, die kein Ende nehmen,
In solcher Hast, daß er nicht Zeit gewinnt,
Der pfeilentflieh'nde Strom, sich auszubreiten,
Der, wie das Auge kaum ihn kann geleiten,
Gewölbt in einem hohen Bogen rinnt.

Und über all' dem Zorn und Gischt und Wogen
Schwebt farbenreich der heit're Regenbogen.
Zur Anmuth, die in aller Schöpfung lebt,
Muß, was so wirr, gesetzlos schien zu walten,
Zuletzt auch hier sich tröstend noch gestalten —
Der Geist des Herrn, der über'm Wasser schwebt.

Kometen steigen aus dem tiefen Sotte,
Hoch scheinend über ihrer bösen Grotte,
Seltsam Gebild aus heft'gem Wassers-Zorn,
Geschweifte Wassermeteore, dringen
Sie in die hohe, freie Luft, zerspringen
Und fall'n zurück in ihren wilden Born.

Verweile, Wand'rer, fliehe nicht die Schrecken,
Die hier noch Schreckenvolleres bedecken,
Mach dich mit diesem großen Kampf vertraut,
Den tausend hohe Herrlichkeiten schmücken,
Die reich belohnen, reich dich schon entzücken,
Wo dir noch jüngst vor wüstem Gräu'l gegraut.

Das Wasser schießt in weitem, hohem Bogen,
Zuerst in festen und smaragd'nen Wogen,
Dann theilt sich's in kristall'ne Kugeln hell.
Nun tropft's, geschmolzen Glas, nun träufelt's weißer
Und schneegeschweift, zerstäubt und sprüht wie heißer
Schaum — empfangen von dem Gischte schnell.

Den reißen Winde aufwärts von den Schäumen,
Wo ohne Rast sich hohe Wellen bäumen;
Er raubt vom Wasser, wie es abwärts strebt,
Und steigt, ein dichter Regen, aus den Tiefen,
Von dem die dichtbelaubten Bäume triefen,
Wie Dunst und Duft, der himmelwärts sich hebt.

Wie viele Formen, wie viel' Farben spielen
Vom Tropfen dort bis wo die Wasser wühlen
Im tiefen Busen wilder Leidenschaft!
Wie immer neue Bilder da sich zeigen,
Wo Wasser fallen, Wasser aufwärts steigen,
Bis sie der Strom zuletzt von dannen rafft.

Und immer neue Well'n herzu sich drängen,
Als sollten sie die festen Felsen sprengen,
Und sind Jahrtausend schon herabgerollt,
Die in den steten Bahnen dennoch bleiben —
Ob sie sich noch so widerspenstig sträuben —
Die, der sie schuf, von Ewigkeit gewollt.

Fällt stiller Mond auf diese lauten Wellen,
So sind sie schwarz, die Massen, wie sie schwellen
Von oben her, wie düsterer Basalt —
Verwandelt schnell in marmorweiße Schäume —
Verloren schon in jene finstern Räume,
Aus denen stets ein siedend Chaos schallt.

Und wenn des milden Mondes bleiche Strahlen
Sich in des Nebels Wiederscheine malen,
Sich weißes Licht mit feuchtem Dunst vermählt,
Erzeugt's den holden mildigweißen Bogen,
Mit sanftem Farbenhauche rings umzogen,
Den sich das Tageslicht zum Schmucke wählt.

Er schwebt mit seinem stillen, feuchten Lichte,
Mit seinem gramesbleichen Angesichte —
Was quälst du mich mit banger Furcht und Scheu? —
So sähe er hinab, der uns befreite,
Wenn dieses große Volk sich je entzweite
Und festes Recht vertauscht mit Raserei! —

Ein lieblich Eiland theilt den mächtig breiten
Strom — dem Seen entquoll'nen, jenen weiten —
Es thronet zwischen beiden Wasserfäll'n:
Die schroffen Ufer sind mit Laub gekrönet,
Das sich in glüh'ndem Purpurlicht verschönet,
Wenn späte Strahl'n des Thales Rand erhell'n.

Und soll ich von des Winters Zierde singen,
Wenn über Eis die schnee'gen Schäume dringen
Und herrlich Alles in Kristall sich schreint?
Geh zum Niagara zu allen Zeiten,
Er wird dir Freude tausendfach bereiten,
Und du verläßt ihn zögernd, einen Freund.

Das Große übermannt, ist überschwänglich,
Wenn wir ihm nah, die Kraft ist unzulänglich,
Bis es entfernt in seiner Hoheit steht;
So kannst du ganz erst in der Fern' erfassen
Des hoh'n Niagara's erhab'ne Massen
In ihrer vollen, hehren Majestät.

Ich sah den Evelino angeschwollen
Von seinem hohen Marmorbette rollen;
Die Canada-Kaskaden ungestört
In stillen Staunens Lust hab' ich gesehen;
Nun aber kann ich besser sie verstehen,
Wie alles Große Kleineres erklärt.

Liebesfrage. (1827.)

Was sich liebt, das muß sich finden:
Was sich sehnt, muß sich verbinden.
Novalis.

a. Was sich liebt, das muß sich finden;
Was sich sehnt, muß sich verbinden.
Muß es? — Müssen sich vereinen
Die sich sehnend müde weinen?
Wer kann all die Busen zählen,
Die so arm sich einsam quälen?
Herzen, die in Liebe brennen
Und doch weite Meere trennen?
Herzen einst vereint in Frieden,
Die der taube Tod geschieden?
Die sich liebten — mißverstanden
Und sich nimmer wiederfanden?
Denen Drang und Kraft verliehen,
Thatenlos sich abzumühen?
Was sich liebt, das wird zerrissen;
Was sich sehnt, das muß sich missen.

b. Was sich liebt, das wird zerrissen;
Was sich sehnt, das muß sich missen.
Muß? — Ist all der Schmerz vergebens
Dieses schmerzensvollen Lebens?
Sehnen sich die tausend Seelen —
Nur sich blutend zu verfehlen?
Hat selbst Liebe keine Deutung
Als des größten Grams Verbreitung?
Darin, daß wir liebefähig
Und doch Liebe schmerzet, seh' ich —
In dem Vorrecht uns'rer Schmerzen —
Darin, daß dem reinsten Herzen
Auch das tiefste Weh gegeben,
Seh' ich ein versöhnend Leben.
Was sich liebt, das wird sich finden;
Was sich sehnt, wird sich verbinden.

Erguß, in Erwartung mein Vaterland wiederzusehen. (1844.)

Flüsterte nicht oft die Muse
Mir ein klanggeschmücktes Wort,
Wenn die Freude der Gewährung
Oder ungestilltes Sehnen
Mein bewegtes Herz erfüllen?
Warum schweigt sie grade jetzt?

Singt der Dichter auch die Quelle,
Wie sie murmelnd weiter fließet;
Könnt' er singen, wenn er knieend
Schlürfet heiß den kühlen Born? —
Singt er von dem dreisten Felsen,
Tausendmal besung'nen See,
Säng' er schwimmend, wenn die Welle
Ueber seine Schulter stürzt? —
Singt er gern der Helden Thaten,
Sang er je im Drang der Schlacht? —

Nur die überschauen können,
Nimmt die Muse bei der Hand;
Doch das Herz erzeugt nicht Worte,
Wenn's im Meer der Dichtung schwimmt,
Und der glüh'nden Seele Muse
Fehlet was sie fühlt zu fassen.

Soll ich dichten? — Kann ich singen? —
Vor mir liegt Europa wieder,
Vor mir eine alte Welt,
Neu mir wieder, frisch geworden
Nach der Bannung langem Jahr.
Ihr, die immer dort geblieben,
Könnt mich heute nicht verstehen;
Ihr, die immer dort gewesen,
Könnt nicht fühlen, was mich treibt.

Vor mir liegt Europa offen,
Und die Brust des Schiffes stehet
Dorthin, wo mein Aug' oft sah;
Segelnd von dem Land, wo treue
Herzen mich willkommen hießen
Und ich Gutes viel genoß.
Vor mir liegen nun die Länder,
Soll sie wirklich noch betreten,
Wo ich lernte, träumte, liebte,

Wo ich irrte, litt und rang;
Wo ich froh mein Blut vergossen,
Wo ich meine Ketten trug;
Wo mir frühe Blumen blühten, —
Rauhe Hände sie zerknickten;
Wo noch Freunde meiner harren,
Wo ich Feinde längst vergaß —
Wo ich brünstig meinen Segen
Küssend auf die Stirn des Sohnes
Wieder pressend legen kann.

Wo ich Töne wieder höre
Jener Meister, die entzückend
Meine junge Seele hoben;
Und die Bilder, die ich liebte,
Und die Namen, die ich kenne,
Und die Säulen und die Kirchen
Und des Geistes reiche Schätze
In den wohlgefüllten Sälen,
Und bekannte Berg und Flüsse
Und die Felder und die Hallen,
Wo Geschichte einst geschah
Und geschieht — und Alle grüßen
Mit dem Herzen, das noch innig
Wie es schlug, als ich entfloh;
Doch mit heller'm Geist und reifer'm
Zu erwägen, zu vergleichen —
Mich zu prüfen an dem Alten,
An dem Neuen, was ich kenne.

Ja, ich komme, meine Seele
Sei bereit, ein volles Jahr
Zu empfahn — ein Fest zu leben —
Treu zu forschen, dich erinnern,
Zu genießen, schwärmen, beten —
Kaum genossen, weiter zieh'n;
Theure Menschen endlich sehen,
Deren Herz mir lang befreundet,
Deren Aug' ich nimmer sah;
Selbst den größten dieser Zeit;
Froh zu finden, trüb zu missen,
Mit den Lebenden zu lachen,
Und bei manchem Grab zu weinen,
Und der Freude, wie des Leidens
Glüh'ndste Poesie erfahren. —

Sagt' ich, Thränen seien Dichtung? —
O, dann enden diese Zeilen
Noch in Dichtung voll und reich. —
Doch was darf es hier der Dichtung,
Nehmt den Pilger freundlich auf!

Eifersucht.

Wie schwarz und giftig muß der Wurm doch sein,
Der süße Liebe kann in Wuth verkehren,
Wie muß er qualenvoll ein Herz verzehren:
Gott! halte mich von Eifersüchten rein.

Wie sich im Hirne selbst, vom Hirne fein
Insekten bilden und am Leben zehren,
So kann die Liebe selbst den Wurm gebären,
Der sie zerstört mit namenloser Pein.

Und ach, er wählt sich nur die starken Herzen;
Die schwachen Tadler kennen kaum die Schlange,
Die mit dem Kampfe wächst, gedeiht bei Schmerzen.

Wen macht Othello's Wahnsinn wohl nicht bange?
In Mitleid hab' ich dies Gedicht geschrieben,
Herr! nicht *gebietend*, laß mich *freundlich* lieben.

Am Charfreitage.

(Boston, 1832.)

Gott derer, die den Tag begehen,
Da blutend ihr Erlöser starb
Und für des Lebens tausend Wehen
Des Glaubens milden Trost erwarb;

Gott, dürfen die dich Vater nennen,
Auch die, die nicht beruhigt sind?
Die kämpften, und nicht glauben können —
Ist nur der Gläubige dein Kind?

So kann der Herr der Welt nicht trennen,
Allmächt'ger Geist, allwissend Licht;
Die redlich streben dich zu kennen,
Verstößt du Gott der Wahrheit nicht.

Laßt uns des Nächsten Schwäche tragen;
(Es ist das Schwerste zu bestehn!)
Dann darf der schwache Mensch es wagen,
Zum Vater Aller aufzusehn.

Getäuschte Hoffnung.

Von tausend Plänen reift nur einer,
Von tausend Pfeilen trifft oft keiner;
Doch willst du mehr als die Natur?
Wie viele Blüthen treibt der Baum!
Sie fall'n, verwesen ohne Spur;
Von tausend reift je eine kaum.

An Marie.

(Süd-Carolina, 1849.)

Dein Ring! — Das ist so trüb im Menschenleben,
Daß sie vergessen — nicht in Hader scheiden,
Nicht mißverstehend, sich bedächtig meiden;
Daß sie der kleinen Mühe sich entheben,
Der besten Lebensblume das zu geben,
Was jeder Halm bedarf, soll er nicht leiden.
Sie seh'n wie Jahre tief und tiefer schneiden,
Wenn Seelen sich nicht mehr und mehr verweben;
Sie kennen schon die reichen Liebesgarben,
Und lassen Liebe doch verwelkend darben,
Nachlässig, was verbunden war, sich trennen.
Und so vergessen Herzen, sich zu nähren:
Die aber können sich des Grams nicht wehren,
Die das *Vergessen* nicht *vergessen* können.

Der Sturm.

Kennst du mich wohl,
Mein kreischend Lied?
Ich breche, verwirre, verderbe, vernichte;
Ich schlage und verfehle nie,
Ich tanze den großen Todtentanz!

Ich jage die Wolken,
Daß der Himmel trauert,
Und führe die Nacht,
Meine finstere Geliebte.
Spiel auf, Donner, mein Spielmann!
Blitz, mein Knecht, trage die Fackel! —
Wer ist mir gleich,
Dem Fürst des Verderbens? —
Wohin willst du fliehen,
Wo dich bergen
Vor meiner Gewalt? — —

Ich schüttle den Forst und zerknicke
Die verwegenen Kronen
Hochstrebender Föhren,
Daß das Wild zittert und jammert,
Und der Adler angst
Sich in die wirbelnden Lüfte stürzt;
Ich zerzause das Haupt
Bejahrtester Bäume
Und winde ihren Stamm
Wie junge Gerten,
Und bahne mir hastig
Einen Weg durch den dichtesten
Wald des üppigen Westens.
Weh, wen ich ereile! —
Ich schleudre den Hagel
Auf Saaten und Gärten
Und lach' eurer Mühe;
Und peitsche die Alpen
Mit Schnee und Schloßen,
Daß Hirt und Heerd'
Verlassen umkommt,
Und rolle Lawinen
Auf glückliches Thal. — —

Ich begrabe im Großen!
Wenn ich wirbelnd
Meine finstere Säule
In der Wüste errichte,
Verzweifeln Kameel und Führer
Und hoffen noch Rettung
Im Sande sich schirmend;
Aber ich decke sie alle zu,
Daß kein Bote entkommt!

Und dem Meer gebiet' ich,
Mir eine Säule des Wassers
Zu erheben, die der Mensch
Mit Schrecken gewahrt.

Meine Boten
Wilder Verwüstung
Reisen schneller,
Als alle Bürger der Lüfte,
Ueber Gebirge und Steppen,
Ueber Länder und Meere,
Und ersticken mit giftiger Gluth.
Sie tragen schwüles Verderben
Vom Süden zum Norden,
Und erstarren
Mit des Nordens eisigem Hauch
Die sprossenden Früchte,
Noch eh' sie gedeihen
Zur purpurnen Traube,
Zur goldenen Lemone.

Umfassende See,
Der Menschen Erstaunen,
Ich geißle den Rücken dir:
Was willst du mir thun?
Stoß dein Hirn ein
An felsiger Brandung,
Laß deine Wuth aus
Am tollkühnen Schiffer,
Der mit seiner Kunst
Gegen mich sich vermißt.
Spritz' deinen Gischt
Hoch auf gegen mich,
Tobe und donn're:
Was willst du mir thun?
Ich reiße deinen Schoß auf
Und du mußt gehorchen,
Niedere Magd. —

Da, Menschlein,
Der du auf deinen Brettern
Mir zu trotzen dich wagst
Und wüthend nach Schätzen
Alle Zonen durchsuchst —
Da, fahre hinab
Und sätt'ge deine Gier!
Ich habe Schätze
Jahrhunderte lang
Für dich gesammelt,
Silber und Gold,
Perlen und Plunder.
Ich pfeif' dir ein Lied
Zu deiner lustigen Fahrt.
Graut dir
Vor dem köstlichen Moder?
Blitz, zeig' ihm den Weg!

Friedrich Münch.

Geboren den 25. Juni 1799 in Nieder-Gmünden, Oberhessen, verbrachte er seine erste Jugendzeit in dem einsamen Dorfe. „Daß es", schreibt er in seinen „Erinnerungen", „irgendwo in der Welt schöner sein könnte als hier, fiel mir nicht ein. In unseren Freistunden halfen wir Knaben fleißig mit in ländlichen Arbeiten." Im Jahre 1816 bezog er, um auf Wunsch seines Vaters ebenfalls Theologie zu studieren, die Universität Gießen, wo er mit Karl Follen viel verkehrte. Aber mehr als die Theologie, fesselten ihn die öffentlichen politischen Angelegenheiten; und obschon er eine Vicar-Stelle angetreten, blieb sein Interesse für die Politik wach. Da ihm indeß die Zustände Deutschlands hoffnungslos erschienen, so reifte in ihm der Plan zu einer Auswanderung nach Amerika im Großen. Er gedachte „dem deutschen Volksleben über dem atlantischen Ocean eine würdige Heimstätte zu verschaffen". So zog er an der Spitze einer Gesellschaft Auswanderer nach den Vereinigten Staaten und ließ sich 1838 in Missouri als einer der ersten und geachtetsten Pioniere und Landwirthe nieder. Unter den größten Mühen arbeitete er sich empor. Krankheitsfälle und der Secessionskrieg nahmen ihn arg mit; in letzterem verlor er einen Sohn und seine Wahl zum Staatssenator konnte ihn über den Verlust nicht hinwegtrösten. Indessen eine so gestählte Natur überwindet Leiden, Opfer und Mühen. Eifrigst betheiligte er sich an der Politik, schrieb unter dem Pseudonym „Far West" eine Reihe Aufsätze historischen und philosophischen Inhaltes und gab eine Reihe Schriften heraus. In seinen letzten Jahren widmete er sich ausschließlich dem Weinbau und starb, hochgeachtet, als 82jähriger Greis auf seiner Heimstätte zu Dutzow, bei Washington, Mo., am 14. December 1881. Mit der Rebenscheere in der Hand war er in seinem Weinberg hingesunken und entschlafen.

„Ueber Religion und Christenthum", eine Aufforderung zur besonnenen Prüfung an die Deutschen in Nordamerika, Boston 1847. „Der Staat Missouri", New York 1859, 2. Auflage 1866. „Amerikanische Weinbauschule", St. Louis, 3. Auflage 1867. „Die sinnliche und die geistige Lebensansicht oder Materialismus und Dualismus, beleuchtet vom heutigen Standpunkt der Wissenschaft", Philadelphia 1871. „Geisteslehre für die heranreifende Jugend", St. Louis 1872. „Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit. Dargestellt in den Lebensbildern von Karl Follen, Paul Follen und Friedrich Münch", St. Louis 1873. „Fünf Reden über Religion, Aberglauben und vernünftiges Menschenthum", St. Louis 1876.

Muth in trüber Zeit.

(August 1820.)

Es schlummern die Menschen wohl Tag und Jahr,
Doch die Menschheit glühet erwachend,
Dem rechten Geiste droht nimmer Gefahr,
Frei waltet er, Fesseln verlachend.
Und wie auch die Tücke verborgen lauscht,
Doch sieget der Muth, der blitzend rauscht.

Wie auch die Freiheit zertreten liegt,
Und Glaube und Treue und Tugend,
Wie zagend die Ohnmacht der Willkür sich schmiegt, —
Es glühet der Muth noch voll Jugend,
Und Blitzstrahl hoch über Nacht und Tod
Auflodert im blutigen Morgenroth.

Drum klagt nicht, ihr Edlen, und zweifelt nicht schon, —
Das Herrlichste wird nicht verloren.
Laßt winseln die Feigen im Jammerton, —
Wird aus Nacht doch die Sonne geboren.
Verräther wohl jubeln — und wissen es nicht,
Daß Donner aus schattigen Wolken bricht.

Drum, die ihr von Gott euch berufen erkannt,
Dem höchsten Gedanken zu leben,
Euch flamme der Muth, wie von Blitz entbrannt!
O, dauert im waglichen Streben!
Laßt kriechen den Wurm und sich winden im Staub, —
Hoch schwebet der Aar und erhaschet den Raub.

Auswanderungslied.

(Frühjahr 1834.)

Auf! in muthigem Vertrauen,
Fest und brüderlich vereint!
Vorwärts, vorwärts laßt uns schauen,
Am Missouri Hütten bauen,
Wo der Freiheit Sonne scheint!

Vaterland, das mich geboren,
Lebe wohl, ich scheide nun.
Glück und Freude war verloren, —
Tyrannei, du seist verschworen!
Will im freien Lande ruhn.

Ihr, vom alten Vaterlande,
Seht, wir gehen euch voran.
O zerbrecht auch eure Bande,
Kühn entreißet euch der Schande —
Folgt, o folget unsrer Bahn!

Teutsche Kraft und teutsche Treue —
Ueber Meere flieh'n sie hin.
O, so blühe dann auf's Neue,
Teutsche Kraft und teutsche Treue,
Am Missouri sollt ihr blühn!

Weinlied.

Melodie: Morgenroth.

Pflanzet Wein, pflanzet Wein,
Munter senkt die Reben ein,
In der Sonne milden Strahlen,
Reich die Mühe zu bezahlen,
Werden fröhlich sie gedeih'n.

Spät und früh, spät und früh,
Ohne Rast in Schweiß und Müh
Graben, hacken, schneiden, binden,
Um den Pfahl die Ranke binden,
Das ist süße, süße Müh.

Sonn' und Luft, Sonn' und Luft,
Wintergrün und Blüthenduft,
Dann der Beeren würz'ge Gaben:
Ha! das muß die Seele laben!
Laub und Wein und Blüthenduft!

Allzumal, allzumal
Laßt da unten Sorg' und Qual;
Wandelt frei auf lichten Höhen,
Wo die reinen Lüfte wehen;
Schaut hinab in's tiefe Thal.

Sammelt ein, sammelt ein,
Emsig wandelt durch die Reih'n;
Daß der Most sich dann ergieße
Und in dunklen Strömen fließe;
Munter Alle, groß und klein.

Welch ein Braus, welch ein Braus!
Wie er tobt im engen Haus!
Laßt ihn ruhig sich verklären,
Wird sich herrlich dann bewähren —
Stört ihn nicht im engen Haus!

Nun heran, nun heran;
Denn das Schwerste ist gethan!
Perlt im Glas der Saft der Reben,
Ach, das wird ein Götterleben!
Schenket ein und stoßet an!

Freies Land, freies Land,
Wo ich neue Heimath fand,
Dir erheb' ich diesen Becher;
Stimmet ein, ihr muntren Zecher:
Heil dem neuen Vaterland!

Fast allein noch da.

(Januar 1877.)

Wie oft in trautem Freundes-Kreise,
Vor vielen Jahren da und dort,
Verflog die Zeit in heit'rer Weise
Bei Scherz und auch bei ernstem Wort!

Der lieben Menschen waren viele
Mir nahe durch ein enges Band;
Wir rangen nach dem gleichen Ziele,
Wir waren eins mit Herz und Hand.

Wo sind sie hin, fast Alle, Alle
Mir nun entrückt, doch einst so nah?
Bin, der ich noch auf Erden walle,
Bin ich allein, allein noch da?

So fliegt zu längst entschwund'nen Zeiten
Mein Geist zurück und fraget wohl,
Ob ich allein noch länger streiten
Und leben, athmen, streben soll.

Wann wird auch meine Stunde schlagen,
Der ich so Viele scheiden sah? —
Ich werde straucheln nicht und zagen,
Wenngleich fast nur allein noch da.

Ich klage nicht; es muß vergehen,
Was ist, — verjüngt muß Alles sein.
Laßt Winde meinen Staub verwehen,
Ein Andrer nimmt die Stelle ein.

Ludwig Stork.

Aus Darmstadt im Großherzogthum Hessen gebürtig, hatte Stork eine tüchtige Universitätsbildung genossen und als Mitglied der „Fremdenlegion" den französischen Feldzug in Algier mitgemacht. Im Jahre 1834 kam er nach Amerika, war zuerst an der New Yorker „Staatszeitung" thätig und siedelte dann nach Pennsylvanien über, wo er nacheinander an zahlreichen Zeitungen Mitarbeiter wurde und seine Mußestunden der Dichtkunst widmete. Längere Zeit bekleidete er auch im Staatsdepartement zu Harrisburg die Stelle eines Uebersetzers, denn er beherrschte nicht

nur die deutsche, sondern auch die englische, französische, lateinische und griechische Sprache. In den letzten Jahren seines Lebens zog der sehr excentrische Mann von Ort zu Ort und starb arm und verlassen, im Alter von über 80 Jahren, in Süd-Bethlehem, Pa., am 9. November 1883.

Seine Poesien erschienen meist unter dem Pseudonym „Sigmar Thuisko" oder der Chiffer „L. S." in der New Yorker „Staatszeitung" und Wesselhöft's „Alte und Neue Welt".

Begrüßung Amerika's.

Hoch gegrüßet seid mir heilige Räume,
Du, der Freiheit vielgepriesenes Land!
Wo ich, was bisher im Reich der Träume,
In der Wirklichkeiten Reich nun fand.

Du hast es gewaget, abzuschütteln
Leiblicher und geist'ger Knechtschaft Joch;
Während Andre Vorurtheile rütteln,
Aber tragen ihre Fesseln noch.

Nicht giebt's Fürsten hier, zum Thron geboren
Aus zu oft entartetem Geschlecht;
Das Verdienst nur wird zur Würd' erkoren,
Willkür nicht, Verfassung bürget Recht.

Nicht Soldaten- und Beamtenheere
Zehren an des Bürgers Frucht und Fleiß;
Gilt es Kampf, greift jeder Mann zur Wehre,
Und erfüllte Pflicht genügt als Preis.

Die Religion mit ihren Lehren
Ist nicht feiles Mittel der Partei;
Gott nach seiner Weise zu verehren,
Steht hier Jedem ungekränket frei.

Und der Staat sorgt nur, daß auf das Beste
Die Gesellschaft sicher mag bestehn;
Biederkeit ist dieses Tempels Feste,
Zweck ein allgemeines Wohlergehn.

Ihn bewachet freie Red' und Presse,
Nur der That verantwortlich gemacht;
Sie verwehrt der Tyrannei Exzesse
Und des Aberglaubens grause Nacht.

Lasset uns denn hoffen, fest vertrauen,
Daß die gold'ne Zeit uns wieder nah.
Wenn auch spät die Enkel sie erst schauen,
Du begannst sie, Nordfredonia!

Meine Mutter. (1835.)

Als weinend mich des Lebens Morgenröthe grüßte,
Wer war es, deren stumme Wonne mich da küßte,
Des Erdenglückes Preis nicht länger mißte?
Meine Mutter.

Wer schirmte sorgsam meiner Kindheit zarte Blüthe,
Mit heißer Inbrunst flehend zur allmächt'gen Güte,
Daß Gnadenhuld das süße Kleinod ihr behüte?
Meine Mutter.

Als meines Frühlings Keim von Stürmen rings umfangen,
Der treuen Hoffnung mildes Leuchten schien vergangen,
Wer bebte da, durchzuckt von Schmerz und Todesbangen?
Meine Mutter.

Als kindlich meiner Laute erstes Streben tönte,
Der Theuren heil'gen Namen ich zu stammeln wähnte,
Wer war es, deren Pflege reichster Lohn dann krönte?
Meine Mutter.

Und als die schwanken Glieder ich zu prüfen dachte
Und kriechend eine Spanne Raum zur Rennbahn machte,
Wer war es, deren Freudenangst des Neulings wachte?
Meine Mutter.

Wer heiligte des jungen Busens Erstlingstriebe,
Im Werden schon sie weihend dir, o Geist der Liebe!
Auf daß der Tugend Saame feste Wurzel triebe?
Meine Mutter.

Wer war so ganz von reinster Zärtlichkeit durchdrungen
Und wer, wenn ihres Herzens Segenswunsch gelungen,
Hat dann mit trunknem Aug' des Höchsten Lob gesungen?
Meine Mutter.

Ein leuchtend Vorbild rang in schlummerlosen Mühen,
Des Lieblings zarten Sinn allein für das zu glühen,
Woraus uns Seligkeit und ew'ger Friede blühen,
Meine Mutter.

Nacht auf dem Meere.

Ein Sonnett.

(6. Mai 1836.)

Der Himmel zeigt mit Wolken sich bezogen;
Ein Stern nur blinket, und des Mond's Gesicht,
Von Grau umhüllt, verbreitet dämmernd Licht
Und unten wallen brausend dunkle Wogen.

Der Wind kommt, Segel schwellend, angeflogen,
Kein Anblick sonst und keine Stimme nicht,
Als daß die Fluth am Schiff sich zischend bricht,
So weit sich dehnet meiner Sehkraft Bogen.

Fürwahr, ein Schauspiel, welches, ernst und hehr,
Es zwinget zu bewundern und zu schweigen!
Und mag noch ein Gefühl die Brust beschleichen,
So machet sie besorgtes Bangen schwer:

Doch in dem Sturme, in des Meeres Stille
Geschiehet nur der Gottheit heil'ger Wille.

Jacob Smith.

Wahrscheinlich Jacob Schmidt, war in den zwanziger Jahren Redakteur des „Ohio Adler" in Lancaster, Ohio, siedelte 1833 nach Pennsylvanien über und war dort bis zu seinem Tode an mehreren Journalen thätig, so 1833—1838 als Redakteur des „Adler des Westens" in Pittsburg, worin auch seine Gedichte erschienen.

Johann Andreas Wagener.

Geboren am 23. Juli 1816 in Sievern bei Bremerhafen, kam W. 1831 als junger Kaufmann nach New York und begab sich 1833 nach Charleston, Süd-Carolina, wo er sich bald der Journalistik zuwendete. Als Redakteur der ersten deutschen Zeitung der Südstaaten, des „Teutonen", arbeitete er unausgesetzt an der Hebung des Deutschthums; auch gründete er die erste deutsche Kirchengemeinde in Charleston. Er betheiligte sich am Secessionskriege und wurde General in der conföderirten Armee. 1871 bekleidete er das Amt des Mayors von Charleston. In einer Reihe von Skizzen, die im „Pionier" veröffentlicht wurden, schrieb er eine Geschichte der Deutschen im Süden. Er starb am 28. August 1876.

Widmungslied.

So gehe denn hinaus in's rauhe Leben
Und wandle deinen mühevollen Pfad!
Zwar Rosen wird's, auch Dornen aber geben,
Hier lobt der Freund, dort sinnt der Feind Verrath.
Belächeln darf die Welt dein bestes Streben,
Doch lohnt sich selbst die lobenswerthe That;
Und sollte man den Willen auch verachten,
So sollst du doch nach Gutem ehrlich trachten!

In thät'ger Kraft besteht die wahre Würde
Und wahre Größe nur im Dienst der Pflicht. —
Trägst du als Mann des Unglücks schwere Bürde
Und (wo zu stehen möglich) wankest nicht —
Ist treuer Wille deines Herzens Hürde;
Und fehlte dir auch manchmal klares Licht,
Willst du dann aber weiser, besser werden,
Dann bist du groß als Einer nur auf Erden.

Und so sollst du in deinem kleinen Reiche
Im Guten thun, was irgend möglich ist,
Und ferne bleiben jedem losen Streiche
Und redlich sein, weil du T e u t o n e bist;
Beständig kernicht, wie die deutsche Eiche,
Daß man den Deutschen nie in dir vermißt! —
Dann mögen sie gleich Alle dich verklagen —
Auch Unrecht muß man oft geduldig tragen.

Kennt ihr das Volk, aus dessen Segensschooß
Der Freiheit goldne Frucht dem Erdenrund entsproß?
Aus seinen Landen wird den Nationen
Ihr Recht erstehn; Vernichtung, Tod den Thronen,
Dem Majestätsvergehn, der Acht, dem Bann!
— — — — — — — — —
Kennt ihr den Tag, und kennt ihr Volk und Land?
Ist auch in eurer Brust der Freiheit Gluth entbrannt? —
Dann stimmet an den frohen Lobgesang
Der Heldenschaar, die uns die Freiheit kühn errang!
Bei ihren Enkeln soll ihr Name leben,
In Jubeltönen durch die Lüfte schweben;
Und ernster Weise jeglichen Tyrannen
An diese hohen Wahrheitsworte mahnen:
„Wer Freiheit fordern mag nach Pflicht und Recht,
Der bleibt nicht länger Knecht!"

Am Schluß des Krieges. (1866.)

Mein Traum ist aus, das war das Ende
Von meiner langen Schmerzensnacht!
Mein Traum ist aus, die schwarze Blende
Hat nun dem Lichte Platz gemacht;
Und neue Kraft giebt neues Leben
Zum männlich wahren Pflichtbestreben.
Fort mit den Klagen, weg mit Sorgen,
Die Sonne blinkt zum neuen Morgen!

Mein Traum ist aus, Gott hat die Seele
Mir wieder frei und rein gemacht.
Drum will ich sühnen jede Fehle,
Seit ich vom langen Schlaf erwacht.
Ein Alp hat schwer auf mir gelegen,
Ein schwerer Fels auf meinen Stegen,
Und hat mir schier das Herz erdrückt,
Den Markstein meines Sinn's verrückt.

Mein Traum ist aus, ich fühle wieder
Den hohen Zweck, dem ich bestimmt.
Es kommen wieder Geist und Lieder;
Die biedre Kraft ist nicht verglimmt.
O, bitter, bitter das Erwachen!
Das Herz umkrallt von tausend Drachen. —
Doch fort mit Klagen, weg mit Sorgen!
Die Sonne blinkt zum neuen Morgen!

Klemens Hammer.

Geboren in der Nähe von Prag, siedelte Hammer als katholischer Missionspriester 1838 nach den Ver. Staaten über, wirkte etwa drei Jahre in Detroit, Mich., und zog dann nach Cincinnati, wo er fast 30 Jahre Pastor an der Marien-Kirche war. Er ging später nach Europa zurück und starb 1878 zu Prag. „Lieder der Nacht", im Manuskript.

Harfenklänge.

(Detroit, im September 18[illegible].)

Adagio. — Grab und Mond.

Silberblauer Mondenschein
Fällt herab;
Senkt so manchen Strahl hinein
In das Grab.

Freund des Schlummers, lieber Mond,
Schweige nicht:
Ob im Grabe Dunkel wohnt
Oder Licht?

Alles stumm! — Nun, stilles Grab,
Rede du:
Zogst so manchen Strahl hinab
In die Ruh;

Birgst gar manchen Mondenblick
Silberblau,
Gieb nur einen Strahl zurück! — —
„Komm und schau!"

Allegro. — Gelöster Zwiespalt.

Reißt sie ab, die böse Saite
Meines Innern, reißt sie ab,
Die so oft mir zum Geleite
Finstre Schmerzensklänge gab!

Reißt sie ab, daß sie nicht schrille
Bei dem ernsten, fernen Klang,
Der sich durch die nächt'ge Stille
Dumpf zu mir herüberschwang!

Wehe! wie die Saite zittert,
Da ich wieder wach sie rief;
Wie sie schnell das Spiel erschüttert,
Das noch eben lautlos schlief.

Rasch erfaß ich alle Saiten,
Alle Saiten schwirren auf:
Fort durch alle Herzensweiten
Stürmt des Schmerzensklanges Lauf.

Doch nicht Schmerz ist's, was da klinget,
Schmerz nicht, was mit Mühe kaum
Sich dem Tongewirr entringet,
Wie ein schwüler Morgentraum.

Lust ist's, die, dem Schmerz verschwistert,
Plötzlich nachhallt, — stille Lust,
Dicht beschwicht'gend niederflüstert
Auf's empörte Meer der Brust.

Wehmuth tönet um die Saite,
Die nur Schmerzenslaut erst gab,
Süße Wehmuth tönt die Saite, —
Reißt, o reißt sie drum nicht ab!

Andante. — Schlummerlied einer Mutter.

Schlafe ruhig, liebe Kleine,
Träume friedlich, gutes Kind;
Schläft doch auch der Mond, der reine,
Der das schöne Silber spinnt.

Schlafen doch die lieben Sterne;
Denn ihr Blinzeln ist nur Traum,
Lässig ruh'n sie in der Ferne
Auf dem weißen Wolkenflaum.

Schläfrig nicken alle Wipfel
Und die Blätter schwanken nicht,
Feiernd lehnt des Berges Gipfel,
Wie ein schlafend Angesicht.

Alle Thäler ruh'n dem Schlummer
Schweigend an der milden Brust:
In den Hütten schläft der Kummer,
In Palästen schläft die Lust.

Keine Winde scherzen wachend
Und kein Vogel schwirrt herum,
Die Natur, sonst laut und lachend,
Liegt im Schlaf und lächelt stumm.

Auch dein Vater schläft schon lange
Weck ihn nicht, er ist es werth,
Daß ein schöner Traum die Wange
Wonneselig ihm verklärt.

In des Schlummers kühler Tiefe
Liegt schon Alles, lieb und lind.
Selbst die Muttersorge schliefe,
Schliefest du schon, liebes Kind!

Robert Clemen.

In Schlesien 1816 geboren, studierte er in Breslau und Gießen Theologie und kam 1838 nach Amerika. Nachdem er eine Zeit lang in Pennsylvanien Prediger einer lutherischen Kirche gewesen, übernahm er 1840 in Cincinnati eine Pfarrstelle, 1845 eine solche in Columbus. Später wirkte er als Lehrer an den öffentlichen Schulen zu Columbus, und starb 1869.

„Blätter aus der Kirchengeschichte" und „Robert Wiclaf" in den „Prot. Zeitblättern" erschienen. „Geschichte der Inquisition", Cincinnati 1849. „Gedichte", Columbus, Ohio, 1867.

Der Glühwurm.

Der Dämm'rung grauer Schatten
Schwebt nieder zu der Welt,
Und dort, auf grünen Matten
Erglänzt ein Sternenzelt.
Das ist ein lustig Flimmern
Auf Gräsern und am Strauch,
Es wechseln Nacht und Schimmern
Schnell, wie des Windes Hauch.

Bald schwebt es auf und nieder
In tausendfält'ger Pracht,
Dann sinkt's in Dunkel wieder
Und wandelt sich in Nacht;
Nun leuchtet's wieder munter —
Nun schwindet Alles hin —
Die Sternlein gehen unter
Im dunklen Wiesengrün.

O Mensch, mit deinen Freuden
Und deines Herzens Weh'n,
Hast du die Herrlichkeiten
Der Juninacht geseh'n?
Dem Wurm mit seinem Flimmern
Noch niemals nachgedacht?
Du gleichst mit deinem Schimmern
Dem Wurm der Juninacht.

Noch ruht am Mutterherzen
Der Säugling engelrein,
Da ziehen Angst und Schmerzen
Im Mutterherzen ein;
Der Tod mit seinem Leide
Hat schnell ein End' gemacht,
Dahin ist schon die Freude,
Vorbei die Juninacht.

Recht hüpfen sie und springen
Der frohen Kinder Schaar;
Wie sie so lustig singen,
Mit Herz und Stimme klar.
Da kommen, ach, auch Leiden,
Verdrängen Lust und Scherz —
Bald schimmert es von Freuden,
Bald bricht das junge Herz.

Wie glücklich und voll Sehnen
Steh'n sie am Traualtar,
Und reichen sich in Thränen
Die Hand zum Bunde dar.
Da steht der Himmel offen!
Es bebt die volle Brust! —
Doch, ach! — bald sinkt das Hoffen,
Verschwinden Glück und Lust.

O Mensch! mit deinem Streben,
Mit deiner Liebe Macht,
Wie gleichst du doch im Leben
Dem Wurm der Juninacht!
Kaum fängst du an zu schimmern
In deines Glückes Glanz,
So liegt es schon in Trümmern,
Verwelkt der Hochzeitskranz.

Jetzt lachen wir und scherzen
Und lieben voller Gluth,
Da kommt mit ihren Schmerzen
Die Nacht und raubt den Muth.
Es glänzt noch einmal wieder
Zu seligem Genuß,
Und — ach! man beugt sich nieder
Und küßt den Todtenkuß.

Bald sind es Freudenthränen,
Die unser Auge weint;
Bald suchst in langem Sehnen
Vergebens du den Freund;
Bald Jauchzen und Entzücken,
Verzweiflung bald und Noth;
Bald strahlt's in Sonnenblicken,
Bald dunkle Nacht und Tod!

Wir tanzen, ach! und träumen
Im Schimmer und im Glanz
Auf dieser Erde Räumen
Den bunten Glühwurmtanz:
Noch einmal leuchtet's munter —
Nun schwindet Alles hin —
Die Würmlein gehen unter
Im dunklen Wiesengrün.

Das schöne Lieschen.

Ein Dialog.

(Am 22. Februar 1867.)

Erster Bursche.

Sieh' da, mein Landsmann! auch gekommen
In dieses hochgelobte Land?
Auch du hast Abschied nun genommen
Vom alten deutschen Vaterland?
O sag', was hat dich fortgetrieben
Von deiner Heimath Blumenflur?
War es dein Hoffen und dein Lieben? —
Ach Theurer, du betrogst dich nur!

Zweiter Bursche.

Wohl war's mein Hoffen und Verlangen
Nach einer freien, bessern Welt,
Wo Alle liebend sich umfangen
Und Alle nur e i n Ziel beseelt;
Wo mehr als dreißig Millionen,
Verbunden durch der Freiheit Band,
Wie Brüder beieinander wohnen,
Hier im gelobten Freiheitsland.

Erster Bursche.

Ich will dir deinen Wahn nicht rauben —
Sei glücklich, hoffe nicht zu viel —
Das Schicksal fragt nicht viel nach Glauben
Und spielt oft ein gar wildes Spiel.
Drum mache dich gefaßt zum Streite
Und reiche mir die Bruderhand:
Wir bleiben treu im Glück und Leide
Auch hier im neuen Vaterland!

Zweiter Bursche.

Wir bleiben treu im Glück und Leide
Auch hier im neuen Vaterland!

Erster Bursche.

Doch sag', was machen unsre Brüder,
Mit denen wir so manche Nacht
Beim Schalle muntrer Burschenlieder
Und Klang der Becher zugebracht?
Schlägt man noch immer gute Klingen?
Darf man beim frischen Rebensaft
Auch noch den „L a n d e s v a t e r" singen?
Oder ist dieser abgeschafft?

Zweiter Bursche.

Gar viele sind Philister worden,
Und mancher ruht im Grabe schon;
Sie sind zerstreut nach Süd und Norden,
Und keiner trug den Preis davon.
Ob sie den „L a n d e s v a t e r" singen?
Ach Gott! es v a t e r t sich nicht mehr!
Er müßte ja verteufelt springen
Vor Preußens Zündnadelgewehr.

Erster Bursche.

So sage denn, was macht das Lieschen,
Das allerliebste schöne Kind? —
O wie so manches süße Küßchen — —
O sag', was macht sie, sag's geschwind!
Sie blühte schön wie eine Rose
Und küßte ganz nach Täubchen Art,
Auch saß sie oft auf meinem Schooße
Und spielte dann mit meinem Bart.

Zweiter Bursche.

Das Lieschen? — O ein schön'res Täubchen
Gab's nirgends in der weiten Welt!
Doch nahm, wie alle, sie das Häubchen,
Und nun ist's schlecht um sie bestellt.
Du würdest sie nicht mehr erkennen,
Gar manche Runzel träfst du an;
Und grad' als wir uns mußten trennen,
Verlor sie ihren ersten Zahn.

Erster Bursche.

Das arme Kind! — ich könnte weinen!
O welche schöne gold'ne Zeit!
Das Lieschen zahnlos muß erscheinen,
Mit Runzeln der Vergänglichkeit! —
Doch horch! — Kannst du die Trommel hören?
Sieh' da ein schwarzes Regiment!
Zu feiern, Washington zu Ehren,
Den Tag, den jeder Freie kennt.

Zweiter Bursche.

Und nur die Neger jubeln heute
Und bringen Dank dem großen Mann,
Der in der Zeit von Noth und Leide
Dem Lande Heil und Sieg errang?
Was Wunder, wenn die letzten Zähne
Das schöne Lieschen schon verlor,
Verlor die Republik, die schöne,
Doch auch schon Aug' und Zahn und Ohr.

Beide.

Ja, nur die Neger feiern heute
Und bringen Dank dem großen Mann,
Der in des Landes Noth und Leide
Dem Land die Freiheit einst gewann!
Die Weißen fühlen sich erhaben
Weit über solches Kinderspiel;
Ihr Washington ist längst begraben,
Begraben auch das Dankgefühl.

Erster Bursche.

Das Lieschen tröste sich mit Allen:
Was alt ist, runzelt und vergeht!
Auch Washington läßt sich's gefallen —
Ob wohl die Republik besteht? —
Doch wie sich auch ihr Schicksal wende,
Der Bursche bleibt dem Burschen treu,
Sie reichen sich die Bruderhände
Und sind auch noch im Tode frei!

Beide.

Ja, wie sich auch das Schicksal wende,
Der Bursche bleibt dem Burschen treu,
Sie reichen sich die Bruderhände
Und sind auch noch im Tode frei!

Karl von Schmidt-Bürgeler.

Geboren am 20. April 1820 auf dem Gute von Bürgelen in der Nähe von Weimar, genoß er eine treffliche Erziehung, wurde aber wegen seiner Heirath mit einer Schauspielerin enterbt und wanderte 1846 nach den Ver. Staaten, wo er erst auf den deutschen Bühnen auftrat, später aber in Cincinnati blieb und sich der Journalistik widmete. Er war an dem von Rittig & Rothacker herausgegebenen „Unabhängigen" thätig; ebenso am „Volksblatt" und „Volksfreund". Auch betheiligte er sich am Bürgerkrieg. Er trat später zur katholischen Kirche über, wohin ihn sein unglückliches Familienleben trieb, und starb am 2. November 1873.

Beglückt.

Dir will ich eine Thräne weinen,
Dir trautes Herz, dir theures Lieb,
Mit dem ich in den Buchenhainen,
In Minne mir die Zeit vertrieb,
Beglückt!

Schalk! wie du unter Blättern lauschtest,
Ob ich die Blume dir gepflückt?
Und wie du Kuß um Kuß dann tauschtest,
Als mit dem Strauß ich dich geschmückt,
Beglückt!

O las ich's nicht in deinen Zügen?
Das blaue Auge strahlte auf!
Nein, dieser Blick, er kann nicht trügen,
Der Unschuld Himmel schwamm darauf
Beglückt!

Und wie du dann mit zarten Händen,
In keuscher Scham, das blonde Haar
Zierlich geflochten, wie's bei „Wenden"
Vor alter Zeit noch Sitte war,
Beglückt!

Und wie in jubelnden Accorden
Der Drossel Schlag du übersangst,
Und dann mit herzig süßen Worten
Die Arme liebend um mich schlangst,
Beglückt!

Wie träumten wir in duft'ger Halde
Von Glück und Ehr' in künft'ger Zeit,
Es flüsterte so lieb im Walde
Der Gnomen Heer: Husch, husch! Ihr seid
Beglückt!

Jetzt steh' ich da, ein müder Wand'rer,
An deinem Grab' und weine still,
Bin nicht mehr der, ich bin ein And'rer,
Thu, was ich soll und was ich will —
Beglückt?

O nein! die weiße duft'ge Rose,
Ich pflanzte dir sie auf das Grab,
Ich riß sie aus der Erde Schooße
Und riß mit ihr mein Lieben ab — —
Zerdrückt!

Der blinde Bettler.

O, habet Mitleid, Freunde, habt Erbarmen!
Ein armer Mann klopft heut' an eurer Thür,
Verschließt sie nicht dem Aermsten aller Armen,
Seht, ich bin blind — ich kann ja nicht dafür.
Zur Arbeit fehlet mir das Augenlicht,
Drum reich' ich euch das flehende Gedicht;
O, es geschieht mit innerm Widerstreben:
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

Ich höre wohl der Arbeit rüstig Weben,
Hör' wie der Webstuhl saust, der Hammer dröhnt;
Hör' die Maschine sich im Takte heben,
Hör' wie des Dampfes Kraft sich müht und stöhnt.
Doch ich bin blind, arbeiten kann ich nicht,
In meine Nacht kein Sonnenschimmer bricht;
Euch hat Gott gütig helles Leben gegeben:
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

Fünf Jahre sind's, seit mir das Licht geschwunden.
Einst sah ich freudig wohl der Sonne Pracht,
In rüst'ger Arbeit hatt' ich Trost gefunden —
Und nun umflort das Auge düstre Nacht.
Dem höchsten Glücke bin ich nun entrückt,
Ich wandl' umher nun elend und gedrückt;
Drum bitt' ich euch, mir Armem Trost zu geben:
Denn ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

Ich fühle wohl des Winters eis'ge Kälte,
Doch seh' ich nicht die Freuden, die er beut;
All' was das Herz mir einstens freudig schwellte,
Hat meiner Blindheit Winter nun verschneit.
Und wenn der Frühling frische Blumen bringt,
Wenn Blüth' an Blüth' aus ihrer Knospe dringt,
Dann sehet ihr des Frühlings duft'ges Weben —
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben.

Ihr weidet euch an Gottes reichen Gaben,
Ihr sehet, was er gütig ausgestreut,
Ihr könnet euch an seinen Wundern laben,
Genießen, was sich eurem Auge beut.
Die schönste Gabe ist das Augenlicht,
Durch welche Gott von seinen Wundern spricht;
O, mög' er's euch bis spät zum Tode geben:
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

Ihr seht im trauten Kreis die Freunde stehen,
Und bei der Arbeit tönet euer Lied.
Wie Stunden, Tage, Jahre auch vergehen,
Ein süßer Trost durch eure Herzen zieht.
Ihr seht, was ihr mit fleiß'ger Hand gethan
Und blickt die Euren liebesfreudig an,
Seht euch vom Segen eures Werks umgeben:
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

Drum habet Mitleid, Freunde, habt Erbarmen!
Ein armer Mann klopft heut' an eurer Thür,
Verschließt sie nicht dem Aermsten aller Armen,
Denn ich bin blind — ich kann ja nicht dafür.
Zur Arbeit fehlet mir das Augenlicht,
Drum reich' ich euch dies flehende Gedicht;
O, es geschieht mit inner'm Widerstreben:
Doch ich bin blind, bin blind und muß doch leben!

Paul Schmidt.

Am 18. Februar 1811 zu Altenschlirf im Vogelsgebirge, Oberhessen, geboren, besuchte er das Gymnasium zu Friedberg und die Universität zu Gießen. Die damaligen unerquicklichen Zustände veranlaßten ihn 1831, in den Ver. Staaten ein größeres Feld für freies Streben zu suchen. Er ließ sich erst in Pennsylvanien nieder, wo er, um die deutsche Sprache zu heben, eine deutsche Zeitung herausgab. Dasselbe that er in Ohio. Er unternahm dann Reisen nach dem Westen und ließ sich in der Nähe von Friedrich Münch auf einem Landgut nieder. Während des Krieges bekleidete er den gefahrvollen Posten eines Sheriffs und eines Marschalls im St. Charles Bezirk. Mit gebrochener Gesundheit begab er sich dann nach Covington, Ky., wo er nach langem, schwerem Siechthum am 21. August 1876 starb.

„Gedichte von Paul Schmidt", herausgegeben nach dem Tode des Dichters von seinem Sohne, Orlando P. Schmidt, in Covington, Ky., 1878. „Erstes Lehr- und Lesebuch für die deutschen Volksschulen in Nord-Amerika", Pittsburg, V. Scriba, 1855.

Vergiß mein nicht.

Gestützt an eine Thränenweide,
Sann ich dem Traum des Lebens nach,
Und in der Leyer zarter Saite
Erklang des Sängers leises Ach!
Als plötzlich eine Stimme spricht:
„Vergiß mein nicht!"

Ich sah mich um: Ha! wie entzückte,
Was hier mir in die Augen fiel!
Mit einem Blüthenkranze schmückte
Ein Genius mein Saitenspiel,
Und singt, indem den Kranz er flicht:
„Vergiß mein nicht!"

Soll ich den Genius dir nennen?
Du, du bist's, schöne Künstlerin,
Und frei soll dir mein Mund bekennen,
Daß ich dir ewig dankbar bin;
Dein warmer Freund, wenn Alles bricht,
Vergißt dich nicht!

See-Gedichte.

a. Fahrt auf der Weser.

Motto: Schau um dich her, du siehst in weiten Fernen
Nur Wasser und des Himmels Spur,
Doch schau hinauf, dort über jenen Sternen,
Dort wohnt der Vater der Natur!

Rings umwallt von weißbeschäumten Wogen
Und vom Hauch der Lüfte fortgezogen,
Gleitet ruhig schwebend wie der Friede
„Amphitrite".

Und nach den Wolken streben ihre Masten,
Tief im Raume ruhn die schweren Lasten,
Und in Höh' und Tiefe wimmeln ihre
Passagiere,

Die sich an des Vaterlandes Plagen
Satt geseh'n und übersatt getragen,
Und dem Sklavenjoche zu entfliehen,
Weiter ziehen.

---

b. Tagesanbruch.

Dunkel ruht auf den empörten Fluthen,
Höher schwimmt des reinen Aethers Blau,
Und des frühen Morgens Rosen-Gluthen
Ueberschleiert dichter Wolken Grau.
Und mit Grausen
Hör' ich Sturmessausen;
Furchtbar schwankt des Schiffes hoher Bau.

Und ich schaue freudig in die Höhe:
Deine Liebe, Vater, sieht herab;
O, ich fühle, ahne deine Nähe
In dem Aether, in der Fluthen Grab.
Nimmer klagen
Will ich; nie verzagen,
Bricht auch meiner Hoffnung letzter Stab!

c. Sonnenaufgang.
(Windstille.)

Glühende Masten
Tauchen aus dem tiefen, nassen,
Blauen Element herauf.
Morgenlüfte säuseln,
Sanfte Wellen kräuseln
Um der „Amphitrite“ Lauf.

Tiefes Schweigen,
Dunkelgraue Wolken steigen
Auf am blauen Firmament;
Und Delphinenschaaren
Spielen in dem klaren
Leisbewegten Element.

Dunkel, grauer
Wird der Himmel. Streifen grauer
Wolkenschatten mischen sich;
Aus den Fluthen blitzen
Und aus Meeresritzen
Opferflammen feierlich.

Vögel streichen,
In den weiten Wasserreichen,
Wiegend auf der Morgenluft.
Freudiges Erwarten
Schwellt die Brust des Barden,
Titan steigt aus Meeresgruft.

d. Morgengedanken.
(Vor einem heftigen Sturm.)

Neblicht trübe
Ruht der Morgen
Auf der dunklen Meeresfluth.
Und Aeolus
Zieht den grauen
Wolkenschleier
Um Aurora's Rosengluth.

Weste ziehen tiefe Furchen,
Gähnend schwellt der Ozean:
Und der Seemann
Sieht mit Sorgen
Der Gefahren
Warnende Verkünder an.

Tief im Raum
Ruht im Schlummer
Eingewiegt ein bunter Schwarm,
Und Matrosen
Schnarchen ruhig
Auf den bloßen
Dielen in des Schlafes Arm.

Dank dir, Lenker in der Höhe,
Der die Zukunft uns verhüllt.
Wehe, Wehe!
Wer vermessen
Diese hohe Weisheit schilt!

Güte, die du Alles füllst,
Warum sollt' ich
Zagend beben,
Wenn du dieses dunkle Leben
Höhern Freuden weihen willst!

e. Sonnenuntergang.
(Völlige Windstille.)

Der Sonne Purpurgluthen
Verschmelzen in den Fluthen
Vom tiefen Ozean.

Ich kann mir's nicht verbergen,
Von grünbelaubten Bergen
Sieht sich dies Schauspiel schöner an.

Ich blicke mit Vertrauen
Im Geist nach jenen Auen,
Wo Glück und Freiheit blüh'n.

Ich will nach jenen Gründen,
Um Ruh und Glück zu finden,
Natur, an deinen Busen flieh'n.

f. Nachtgedanken.
(Unfern der Küste von Neu-Fundland.)

Horch! im weiten Raume waltet
Tiefes Schweigen,
Schwarze Wetterwolken steigen
Auf am Horizont;
Keine Sterne
Schimmern aus der Ferne,
Und die Dunkelheit verbirgt den Mond!

Aus der Oede, dumpf verkündet,
Nahen Stürme,
Und die letzte Helle schwindet
Vor dem schwarzen Heer.
Silberflimmer
Zieh'n im blauen Schimmer,
Hüpfend mit im Wellentanz durch's Meer.

Von des Tages Last und Mühe
Losgewunden,
Ruht im hohlen Raum dort unten
Eine große Schaar;
Träumen süße
Sich im Paradiese,
Ahnen nicht die Nähe der Gefahr.

Aber aus dem wirren Knäuel
Löst sich schweigend
Mancher Freund der Nacht. Am Seile
Festgeklammert, sieht
Er die hohen
Meereswogen drohen,
Bis der Morgenstrahl im Osten glüht.

Ludwig August Wollenweber.

Am 5. December 1807 in Irheim bei Zweibrücken in der Rheinpfalz geboren, mußte er, frühe verwaist, das Studium aufgeben und wurde Buchdrucker. Nachdem er ausgelernt hatte, begab er sich auf die Wanderschaft und durchstreifte ganz Deutschland. Im Jahre 1832 kam er zu dem berühmten Volksmann Wirth nach Homburg und wurde Drucker von dessen Volkszeitung „Deutsche Tribüne", die aber bald darauf vom deutschen Bundestag verboten wurde. Wirth und Siebenpfeiffer, die beiden bairischen Volksmänner, veranstalteten darauf das berühmte Hambacher Volksfest, das seinen Theilnehmern die schlimmsten Polizei-Verfolgungen zuzog. Zu den Anordnern des Festes hatte auch Wollenweber gehört; er floh vor den Verfolgungen nach Frankreich und dann nach Holland und ging von Rotterdam nach Philadelphia. Hier konnte er keine Beschäftigung finden und begab sich zu Fuß auf die Wanderschaft durch Pennsylvanien. Nach verschiedenen Abenteuern kam Wollenweber wieder nach Philadelphia, wo er Arbeit in dem damals erscheinenden Wochenblatt „Die Schnellpost" von Wesselhöfft erhielt. Bald darauf stiftete er selbst ein Blatt, „Der Freimüthige", und übernahm endlich den 1838 gegründeten „Philadelphia Demokrat", der zuerst wöchentlich, dann zweimal wöchentlich und bald darauf täglich erschien. Im Jahre 1853 verkaufte Wollenweber die Zeitung an seinen Schwager Hoffmann, welchem sich bald Dr. E. Morwitz anschloß. Wollenweber betrieb nun andere Geschäfte in Philadelphia, z. B. ein Dampferpassagier-Geschäft, zog sich aber bald zuerst nach Lebanon und dann nach Reading zurück, wo er sich bis zu seinem, im Jahre 1888 erfolgten Tode literarisch beschäftigte. Er schrieb: „Gila, das Indianermädchen" oder „Die wiedergefundenen deutschen Kinder unter den Indianern", Schauspiel in fünf Akten; „Freuden und Leiden in Amerika" oder „Die Lateiner am Schuylkill-Canal", Schauspiel in vier Akten. Ferner erschienen: „Gemälde aus dem pennsylvanischen Volksleben", Schilderungen in poetischer und prosaischer Form in Mundart und Ausdrucksweise der Deutsch-Pennsylvanier; „General Peter Mühlenberg" und seine deutschen Soldaten im amerikanischen Freiheitskampfe; „Sprache, Sitten und Gebräuche der Deutsch-Pennsylvanier"; „Aus Berks County schwerster Zeit", eine historische Erzählung aus dem Leben und den Leiden der ersten deutschen Ansiedler in Berks County; „Die drei Gräber auf dem Riethen Kirchhof", eine historische Erzählung der Opfer, welche die Deutsch-Amerikaner während des Befreiungskrieges gebracht; „Die erste Mühle am Mühlbach", eine Erzählung aus der Zeit der ersten deutschen Ansiedler in Pennsylvanien, und andere kleinere Schriften.

Ich bin e Pennsylvänier.

Ich bin e Pennsylvänier,
Druff bin ich stolz un froh.
Das Land is schö, die Leut sin nett,
Bei Tschinks! ich mach' schier en'ge Wett,
'S biets ke Land der Welt.

Mir stamme vun de Deutsche her,
Druff bin ich a recht stolz,
Die Deutsche sin arg brave Leut,
Sin sparsam, fleißig un gescheut,
Sie biet ke Volk der Welt!

Do guck nur ens de Garte an,
Wie Pennsylväniе heßt,
Wachst do net Alles schö un gut
Und hot net jeder g'sundes Blut,
'S biets ke Land der Welt!

Un net allenig uf der Erd'
Wachst Alles schö un gut,
A drunne gebts so viel ihr wollt
Kohle, Eise — meh' werth wie Gold.
'S biets ke Land der Welt!

Im Summer.

Der Summer ist e harter Mann,
Wie macht er uns so häs
Un fangt mer kaum zu schaffe an,
So laft a gleich der Schwäß;
Der Dorst, er plogt de Schaffmann schwer,
Un kommt a viel ze Trinke her,
Es batt (nützt) doch alles nix.

Erst geht es zu dem Mähe 'naus,
Vor Tag schon kracht die Sens,
Un ischt es mit der Heuert aus,
Gebt's gleich ne annere Tschens (Gelegenheit);
Do gehts uf's Korn un Weze her
Un ischt die Erbet noch so schwer,
Der Bauer muß doch dran.

Un doch gleich ich de Bauere Stand,
Un schwapp (tausche) net mit der Stadt,
Es ischt so schö bei uns im Land
Wann man a Erbet hat,
Man ischt doch g'sund und froh dabei
Un kommt zu keiner Lumperei
Wie's häppent (vorkommt) in der Stadt.

Karl Herling.

Er wurde am 5. März 1816 zu Weißenfels in der Provinz Sachsen geboren und erlernte als Sohn eines Handwerkers das Schuhmacher-Gewerbe. Im Jahre 1845 kam er nach Charleston, Süd-Carolina, wo er sich niederließ und sein Handwerk betrieb. Von der Natur für einen andern Stand bestimmt, bildete er sich durch Lesen und Selbststudium heran und schrieb eine Anzahl gedankenreicher, blos in der Form mangelhafter Dichtungen, welche ihm wohl einen Platz unter den „Naturdichtern" sichern sollten. Er starb, allgemein betrauert, am 2. November 1883.

In der Heimath nach dreißig Jahren.

Sei mir gegrüßt, du Heimath meiner Jugend,
Die in der Ferne mir so lieblich sprach,
Wo ich empfing die Keime erster Tugend,
Ein Segen, der mir stets im Herzen lag!
Empfanget mich, ihr Trauten meines Herzens,
Ihr Höhen, Thäler, Triften, Flur und Hain!
O, sorglos floh'n die Tage einst des Scherzens
Dem Falter gleich, der spielt im Sonnenschein!

Hier steh' ich nun im Reiche meiner Träume,
Am blumigen Gestad der Saale da.
Der Mond blickt freundlich durch die Wolkensäume,
Und Hesperus, der Holde, ist ihm nah!
Umschwebet mich, ihr Geister meiner Lieben,
Geheiligt sei durch euch die stille Nacht,
Ein inn'rer Drang hat mich hierher getrieben —
Erinnerung mit ihrer Zaubermacht!

Fern von der Heimath, bei den schönsten Festen,
Stieg leise sie in meiner Seele auf,
Der Sonne hehrer Niedergang im Westen
Erschien mir herrlicher in ihrem Lauf.
Drum immer sei die Heimath hoch gepriesen,
Wo Liebe einst die Kindheit hat gewiegt,
Wo selbstsuchtslos die Herzen sich erschließen,
In deren Inner'm Redlichkeit nur liegt!

O schönes Thal, wie konnt' ich von dir scheiden,
Wo sich der Lenz so blumenreich erschließt?
Wo läutend in dem Feld die Heerden weiden,
Der Bach durch Blüthenmatten sich ergießt?
Trotz Zeit und Raum wand mir die schönsten Blüthen
Zum Kranz der Frühling, der mich hier umgab —
Entblättert sind, die einst so schön erblühten,
Und decken manches ihm so theure Grab!

Schon dreißig Jahr'! Wohin sind sie gegangen?
Ach, unaufhaltsam rollt das Rad der Zeit!
Der Jugend frische, schöne Rosenwangen
Sind stets ein Opfer der Vergänglichkeit!
Der Welle gleich, die leise murmelnd eilet,
Sie plätschert sterbende Sekunden aus;
Dem Strome gleich, der nimmer ruhig weilet,
Der sich zum Meere wälzet mit Gebraus.

So steh' auch ich am Ausgang meiner Tage,
Wo bald der Geist sich aus der Zeit erhebt,
Und was ich ahnungsreich im Herzen trage,
Verwirklicht sich, wenn hier ich ausgelebt.
Und wie vor Freuden mir die Thränen fließen,
Sich mein Gemüth des Lebens Drang ergiebt;
Doch größ're Freude muß uns dort ersprießen,
Wo wir die wiederseh'n, die wir geliebt!

Da hör' ich's zwölf vom nahen Thurme schlagen,
Und sanft durchbebt der Glockenton die Brust;
Die Nachtigall mit sehnsuchtsvollem Klagen
Verkündet mir der Heimath süße Lust.
Hier will ich still an der Erinn'rung zehren,
Die in sich trägt für mich den schönsten Lohn,
Daß froh ich kann zurück zur Heimath kehren
Als alter, ihr noch treu geblieb'ner Sohn!

Frühlingsfreuden.

Wie sind doch die Tage des Frühlings so schön,
Wer kann sie wohl würdig besingen?
Es grünet und blühet auf Feldern und Höh'n,
Und die Wälder, sie jauchzen und klingen;
Es summen die Bienen auf blumiger Au,
Von würzigen Düften umgeben,
Die Vöglein, sie tragen sich Hälmchen zum Bau
Des Heims für ihr häusliches Leben.

Im Lenze, da zeigt sich die schöpf'rische Macht:
Gott gab uns den Frühling zur Freude,
Er schmückte die Fluren in lieblicher Pracht
Mit grünem und blumigem Kleide.
Hoch schwingt sich die Lerche zum himmlischen Blau
Und singt ihre trillernde Weise,
Es spielet der Lichtstrahl in perlendem Thau
Am Strauch, an dem blumigen Reise.

Heut', wo uns die herrlichsten Blumen erblüht,
Die allerorts sprossen und ranken,
Wer hätte wohl da ein erstorben Gemüth,
Gefühllos und ohne Gedanken?
Es lockt ja die Fülle der Schönheit hinaus
Aus dem winterlich dumpfigen Zimmer,
Und Jeder läßt ruhig die Sorgen zu Haus,
Zu schauen den Glanz und den Schimmer.

O liebliche, reizende Frühlingsnatur,
Wie wirst du so innig empfunden!
In Thälern und Wäldern, auf Wiese und Flur
Verlebt man die glücklichsten Stunden.
Hier webet die Freude, hier lebet die Lust,
Wo Alles summt, zwitschert und rauschet,
Hier hebt sich die fühlende menschliche Brust,
Wenn still sie den Jubel belauschet.

Laßt lagern uns, Freunde, mit fröhlichem Sinn
Auf die schwelligen, blumigen Matten;
Laßt wandeln uns in des Waldes Grün,
In der Haine bergende Schatten.
Wo die Quelle sprudelt und murmelt der Bach,
Dort pflückt man die Blumen zum Kranze,
Und unter dem duftig sich wölbenden Dach,
Da reih'n sich die Paare zum Tanze.

Juchheissa! wie schwingen die trunkenen Reih'n
Elastisch sich rund in dem Kreise;
Wie schallet so jubelnd, so lustig darein
Der Geige, des Brummbasses Weise!
Es wechselt die Freude im traulichen Spiel,
Cupido erhebt seine Schwingen,
Und manches Liebherzchen findet sein Ziel,
Wenn Lieder des Frühlings erklingen.

Carl Friedrich Eberhard Backhaus.

Am 25. Juli 1808 zu Petershagen, Westfalen, geboren, studierte er in Göttingen Medizin, ging infolge des Studentenaufstandes 1831 in die Hofapotheke zu Bernburg und 1834 nach Amerika, wo er in Cincinnati eine Apotheke eröffnete, welche bald der Sammelplatz der Literaten Cincinnati's wurde. Er schrieb viele Gelegenheitsgedichte, poetische Erzählungen und einige Lustspiele, zum Theil unter dem Pseudonym „Peter von York". Er starb am 8. September 1871.

Carl de Haas.

Im Wupperthal geboren, war er erst daselbst Schulmann, wanderte dann Anfangs der vierziger Jahre nach den Ver. Staaten aus und ließ sich als Farmer in der Nähe von Fond du Lac, Wisconsin, nieder. Im Jahre 1848 ging er nach Buffalo, wo er den „Demokrat" als Wochenblatt gründete, welches 1851 in ein tägliches Blatt umgewandelt und bald darauf mit Brunck's „Weltbürger" verschmolzen wurde. Nach einigen Jahren trat de Haas aus der Redaktion, war eine Zeit lang Theater-Direktor in Detroit und ging in den sechziger Jahren nach Fond du Lac zurück, wo er 1875 starb.

„Nordamerika, Wisconsin", Winke für Auswanderer, von Dr. Carl de Haas, Farmer in Wisconsin, Barmen 1846. Dieses Buch hat wie kaum ein zweites die deutsche Auswanderung gefördert und wesentlich dazu beigetragen, Wisconsin zu einem deutschen Staate zu machen. Seine Gedichte erschienen in Buffaloer, St. Louiser und Fond du Lac Zeitungen.

Niabra und Nemarettah.

Eine Indianersage.

Wenn die Fluth des Niagara
Fernab noch vom jähen Schlund,
Thut ein donnergleich Getöse
Schon des Falles Nähe kund.
Und sie bäumt sich heftig sträubend
Schäumend wider wirr Gestein,
Bis es reißt mit Allgewalt sie
In die Tiefe jach hinein.

Um das Eiland in der Mitte
Theilt sich der gewalt'ge Fluß,
Hier und drüben stürzt er tosend
Abgrundwärts mit mächt'gem Guß.
Eine Wildniß noch durchströmt er,
Zu dem Eiland führt kein Steg;
Nur ein einzig menschlich Wesen
Fand bis jetzt zu ihm den Weg.

Als mit seiner Nemarettah
Aufwärts, nach des Stromes Rand,
Einst Niabra saß im Wigwam,
Schaut er nach des Eilands Strand:
Sieht er nicht den Hirsch dort springen,
Lustig zwischen Baum und Strauch?
Schwamm der hin durch diesen Strudel?
Was der kann, das kann ich auch!

Schnell nach Pfeil und Bogen greifend,
Eilt er hin zu dem Canoe,
Rudert durch das Fluthgetöse
Nach dem wald'gen Eiland zu.
Vorwärts zieht's ihn hin zum Abgrund,
Er strebt seitab fort und fort,
Bis er mit dem morschen Fahrzeug
Landet in dem sichern Port. — —

Seit Niabra's kühner Jagdfahrt
Woch' auf Woche schon verfloß;
Längst schon ist der Hirsch gefallen
Durch sein sicheres Geschoß.
Nemarettah steht am Strande,
Ringt die Hände, rauft das Haar:
Drüben weilt er, ein Gefang'ner,
Der ihr Hort, ihr Schutzgeist war.

Ach, kein Pfad bringt ihn herüber,
Tosend braust die Fluth hinab:
Eine Fahrt durch diesen Strudel
Führt in's tiefe, finst're Grab!
„Komm', Niabra, kehre wieder,
Komm' an der Geliebten Brust!
Nur mit dir kann ich genießen
Dieses Lebens Leid und Lust!

„O, Niabra, du mein Alles,
Laß nicht länger harren mich!
Komm', o komm', denn Nemarettah
Kann nicht leben ohne dich." —
Zwar durch Kataraktes Donner
Dringet ihre Stimme nicht;
Doch Niabra *sieht*, was klagend
Drüben die Geliebte spricht.

Und er eilt zu seinem Fahrzeug,
In den Strom schießt's fessellos,
Kraftvoll schwingt er jetzt die Ruder
In der Fluthen wild Getos. —
Bleich steht Nemarettah droben
An dem steilen Uferrand,
Gleich dem starren Marmorbilde,
Wie durch Zauber festgebannt.

Und ihr Auge voll Entsetzen
Folgt dem schwankenden Canoe,
Das vom Strudel fortgerissen
Treibt dem jähen Abgrund zu.
Ha, schon schwebt's am Rand des Schlundes
— Seht, was glänzt ihr Blick so stier! —
Da streckt der Geliebte scheidend
Beide Arme aus nach ihr.

Sie auch breitet ihre Arme
Nach dem Heißgeliebten aus,
Springt hinab vom Felsgestade
In der Wogen wild Gebraus. — —
Zischend spritzen auf die Fluthen,
Donnernd brüllt's im tiefen Schlund,
Und zwei Leichen sind gebettet
Unten tief im feuchten Grund.

Das Todtenschiff.

Angekommen ist im Hafen
Von New York der „Boreas",
Fünfzig Tage hat durchirret
Er des Meer's unendlich Naß;
Zweiunddreißig Leichen senkte
In die Tiefe man hinab,
Zweiunddreißig deutsche Dulder
Schlummern tief im feuchten Grab.

Dichtgedrängt auf dem Verdecke
Schwenkten jubelnd sie den Hut,
Weil, vom Vaterlande scheidend,
Sie vertrau'n der salz'gen Fluth:
„Drüben, drüben seh'n wir wieder,
Uns're Lieben, die schon dort!
Lebe wohl, o arme Heimath,
Drüben winkt ein sich'rer Port!"

Und es schwellt der Wind die Segel
Nach dem Land der Hoffnung hin —
Weh', da naht die große Seuche!
Wehe, die Verderberin!
In des Zwischendeckes Enge,
Ausgefüllt vom Hauch der Pest,
Feiert schon der Todesengel
Sein entsetzlich Erntefest.

Bleich, auf engem, hartem Lager
Liegt die hoffnungsvolle Braut,
Trostlos in's gebroch'ne Auge
Knieend der Geliebte schaut —
Dort umschlingt vereis'ten Blickes
Starr die Mutter ihren Sohn:
Gestern ihre einz'ge Hoffnung,
Heute eine Leiche schon.

Droben binden rohe Hände
Einen Greis in's Segeltuch,
Einem Sohne in Ohio
Sollte gelten sein Besuch;
Theilen wollt' er mit dem Einz'gen
Seines Lebens glücklich Loos —
Jetzt gebettet wird der Arme
In des Weltmeers Riesenschooß.

Hohlen Auges steht am Maste
Dort ein Mann und stiert hinaus
In der Wolken Flammenblitze,
In der Wogen wild Gebraus.
Einsam steht er jetzt im Leben,
Seine Gattin deckt die Fluth,
Seine Söhne, seine Töchter
Raffte hin der Seuche Wuth.

Angekommen ist im Hafen
Von New York der „Boreas",
Fünfzig Tage hat durchirret
Er des Meer's unendlich Naß;
Und dem Rumpf des Todtenschiffes
Eine bleiche Schaar entsteigt,
Die, verschont vom Todesengel,
Das ersehnte Ziel erreicht.

Bilder aus dem Urwaldsleben.

a. Abschied von der Heimath.

Im Auge helle Thränen,
Im Blicke Gottvertrau'n,
Wagt er mit heißem Sehnen,
Zum Fensterlein aufzuschau'n.

Da winkt sie lächelnd nieder,
Die ihm die Liebste ist,
Da lächelt froh er wieder,
Den Gram er ganz vergißt.

„Leb' wohl, leb' wohl, Feinsliebchen,
Schürz' dich und folge bald,
Dann führ' ich dich in's Stübchen
Dort drüben im Riesenwald.

„Wie will ich dort sie schwingen,
Die blanke Axt mit Lust,
Wie soll mein Lied erklingen
Aus voller deutscher Brust!"

O könnt' mein Lied dich erreichen,
O könntest die Lust du schau'n,
Wenn wir aus Urwald's Eichen
Das traute Stübchen bau'n!

b. Der Bau des Blockhauses.

Gestützt auf seine Axt, die scharfe,
Steht stolz er jetzt auf seinem Land.
Gefället sind des Urwald's Eichen,
Hier modern sie, die Riesenleichen,
Dort lodern sie im hellen Brand.

Doch sind nicht alle Urwaldsriesen
Frivol dem Untergang geweiht:
Dort liegt ein Haufe glattbehauen,
Das traute Häuslein aufzubauen,
Daß es zur Hochzeit sei bereit.

Die Nachbarn mit den schwiel'gen Händen,
Sie helfen treu dem neuen Freund;
Und Block auf Block wird aufgeschichtet,
Und nach dem Loth genau gerichtet
Und auf den Ecken fest vereint.

Und als das Häuslein wohnlich worden,
Trug er zur Post ein Brieflein fein:
„Jetzt, Liebchen, schürze dich und eile,
Daß ich mein Stübchen mit dir theile;
Sobald du kommst, soll Hochzeit sein!"

c. Die Hochzeit.

Liebchen hat sich schnell geschürzet! —
Horch, ein Brummbaß und zwei Geigen
Spielen dort im neuen Blockhaus
Lustig auf zum Hochzeitsreigen.

Denn der alte Friedensrichter
Fügte segnend ihre Hände,
Flehte auf zu dem Allgüt'gen,
Daß er seinen Segen sende.

Abends wird es wieder stille
In dem trauten Blockhausstübchen,
Doch nicht einsam ist es drinnen:
Farmer schläft bei seinem Liebchen.

Durch des Urwalds Gipfel lauschet
Mond, der bleiche, hellen Blickes,
Freut sich schelmisch lächelnd ob des
Urwäldlichen Farmerglückes.

Friedrich Pauer.

Er wohnte in den dreißiger Jahren zuerst in New York und später in Philadelphia, und schrieb zahlreiche Gedichte für die „Alte und Neue Welt", die zumeist einen religiösen, sentimentalen Ton tragen.

Moritz Wiener.

Im Jahre 1812 in Berlin geboren, studierte er Philosophie unter Hegel und später Medizin, etablierte sich dann als Arzt in seiner Vaterstadt; nebenbei aber beschäftigte er sich mit Literatur. Von 1833 an war er Mitarbeiter am „Figaro", an dem „Gesellschafter" von Gubitz, der „Literaturzeitung" von Willibald Alexis, Theodor Hell's „Dresdener Abendzeitung" 2c. Im Jahre 1834 erschien sein erster Roman, „Die Proselytin"; 1837 „Selma, die Seherin" (bei Fernbach); 1838 „Die Herbstrosen" (bei Kern in Breslau). 1843 war er an der dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmeten Uebersetzung des Aeschylos von Johannes Franz betheiligt. 1844 wurde seine Tragödie „Die Waise von Lucca" auf der Berliner Hofbühne zur Aufführung gebracht. Ein Jahr später erschien seine mit einem Vorwort von Tieck versehene Uebersetzung der Dramen des Zeitgenossen Shakespeare's, John Ford. Im Jahre 1847 wanderte er nach den Ver. Staaten aus und ließ sich in Baltimore als Arzt nieder. Auch hier betheiligte er sich an allen literarischen Bestrebungen und schrieb viele Gedichte und Aufsätze.

Mutterliebe.

Einem weiten Ozeane,
Dessen Tiefen nicht erreichbar,
Ist die unbegrenzte Liebe
Einer Mutterbrust vergleichbar.

Wie sich auf des Meeres Grunde,
Jedem Menschenaug' verschlossen,
Unbekannte Wesen regen,
Perlen und Korallen sproßen;

Also lebt im Mutterherzen,
Jedem Sterblichen verborgen,
Eine ganze Welt von Freuden,
Opfermuth und Schmerz und Sorgen.

Wie der helle Mond am Himmel
Seine Silberstrahlen sendet,
Unser Lager zu erhellen
Mit dem Licht, das niemals blendet:

So erhellt der Mutter Lächeln
Ihres Lieblings kleine Wiege
Und verklärt mit mildem Zauber
Seine sanften, reinen Züge.

Wie die Stern' am Himmelsdome
Wandellos und ruhig blinken,
Daß die irregegang'nen Pilger
Nicht in dunkler Nacht versinken:

Also leuchten, lenken, führen
Mutteraugen, Doppelsterne,
Wachend über alle Kinder
In der Nähe, in der Ferne.

Erst wenn diese Augen brechen,
Wenn sie todt, die uns geboren,
Wissen wir, was wir besaßen,
Fühlen tief, was wir verloren.

Friedrich Lüdeking.

Gebürtig aus Neustadt am Rübenberg, Hannover, war L. als Student in Göttingen an den Unruhen des Jahres 1832 thätig gewesen und darauf nach Amerika geflüchtet. In Philadelphia war er Lehrer einer Privatschule, siedelte 1837 nach Baltimore über, wo er als Lehrer und Organist an der deutschen „Zionsgemeinde" wirkte. Er schrieb viele Gedichte, die in Zeitungen erschienen.

Max Lilienthal.

Am 6. November 1815 in München von jüdischen Eltern geboren, absolvierte er in seiner Vaterstadt die Universität, an der er 1837 als Doktor der Philosophie promovierte und dann Theologie studierte. Im Jahre 1839 ging er nach Rußland als Direktor der Akademie in Riga, wurde 1840 als Rath an das Ministerium der Volksaufklärung berufen; verließ aber 1845 den russischen Dienst, da seine Familie nach Amerika ausgewandert war und er mit der proselytierenden Politik des Kaisers Nikolaus sich nicht befreunden konnte. Von 1845 bis 1855 lebte er als Rabbiner und Vorstand eines Pensionats in New York. 1855 wurde er als Rabbiner an die Reformgemeinde nach Cincinnati berufen, wo er bald zu großem Ansehen gelangte und sich bis zu seinem Tode, der am 6. April 1882 erfolgte, an allen gemeinnützigen Bestrebungen betheiligte.

„Freiheit, Frühling und Liebe“, Gedichte, 1857. Weitere Gedichte erschienen im Cincinnati „Volksblatt“, „Volksfreund“ und in der „Debora“. Die drei Dramen „Die Strelitzen-Mutter“, „Rudolf von Habsburg“, „Der Einwanderer“, blos im Manuskript vorhanden.

Die Zeit am Webstuhle.

An ihrem Webestuhle,
Da sitzt die alte Zeit
Und webet der Geschichte
Gar buntes, langes Kleid.

Der gute, liebe Herrgott,
Er zeichnet die Dessins,
Sie sind so schön und besser
Als die der Gobelins.

Die Zettel an dem Webstuhl
Sind nur das ew'ge Recht,
Das heilig sich vererbet
Auf jegliches Geschlecht.

Der Einschlag ist das Leben
Mit seiner bunten That;
Wie mannigfach die Farben,
Die sie zu wählen hat.

Die Schifflein an dem Stuhle —
Die sind die Menschen gar,
Sie wirft sie auf und unter
Gar schnell und wunderbar.

Was hat sie nicht gewebet
In dieses bunte Kleid,
Die Tugend und das Laster
Sind treulich abgefeit.

Die Alte wird oft müde
Und webt nicht weiter fort,
Und schwätzt, wie alte Weiber,
Gar manch' unnöthig Wort.

Anstatt an's Werk zu gehen,
Staunt sie, was sie vollbracht,
Und ruft: Das ist das Beste,
Das man noch je erdacht.

Da schlägt die Weltenglocke —
Wie das so mächtig schallt —
Und weckt aus ihren Träumen
Die gute Alte bald.

Gar neue, schöne Bilder
Sind hier vor sie gestellt,
Der liebe, gute Herrgott
Hat dringend sie bestellt.

Der Freiheit Siegeskränze,
Das Licht, so neu und mild,
Den Sturz der Finsternisse
Sieht man auf diesem Bild.

Die Alte frägt und krittelt,
Will nicht zur Arbeit hin;
Das Bild hat sie geblendet,
Zu fremd ist ihr sein Sinn.

Doch mächt'ger geht der Wecker
Dort an der Weltenuhr,
Sie weiß ja nichts von Zögern,
Sie kennt den Fortschritt nur.

Die Alte muß zur Arbeit,
Es drängt sie mächtig hin;
Wann wirst du doch einst fertig,
Du träge Weberin?

Heinrich von Martels.

Geboren 1803 auf dem Schloß Dankern, Herzogthum Arenburg-Meppen, trat er erst in militärische Dienste, bereiste von 1831 bis 1833 die Ver. Staaten, studierte dann in Bonn Philosophie, kam 1845 abermals nach Amerika, verlor auf einer Plantage am Rio Colorado sein ganzes Vermögen und begab sich infolge dessen 1850 nach Cincinnati, wo er erst als Journalist am „Volksblatt“ und „Volksfreund“ thätig war. Seit Jahren aber bekleidet er die Stelle eines offiziellen Dolmetschers im Cincinnati Polizeigericht.

Leopold Alberti.

Geboren am 30. November 1816 zu Rendsburg, kam A. 1846 nach New York, wo er als Zeitungsredakteur thätig war. Von 1854 an studierte er zu Columbus, Ohio, Theologie, war Geistlicher an verschiedenen Orten, wirkte von 1864 bis 1871 als Professor an dem Seminar der Evangelischen Synode des Nordwestens bei Chicago und kehrte 1871 nach Kiel zurück; er lebt gegenwärtig in Sülfeld, Holstein.

„Palingenesie der Hölle", Episches Intermezzo, 1865.

Kindergruppe.

Im Dornbuschschatten eine Kinderschaar,
Am Sommertag, die Blumen in dem Schooße;
Sie flechten Kränze sich, und frisch und klar
Umschmückt ihr Haupt mit goldnem Glanz die Rose.

O Dornenbusch, wie du so ernst und still
Zu dieser Kinderschaar herab dich neigest!
Vor ihrer Kränze anmuthreicher Füll'
So feierlich und dunkel dich bezeigest!

Ein Wort bist du, wohl tiefer Deutung gleich,
Und lösen will ich's und den Kindern sagen:
„Freut euch der Blumenkränze. Hat für euch
Die Liebe doch den Dornenkranz getragen!"

Idyll.

Und soll ich in die Welt hinaus
Aus stillem Thale ziehn?
Dort draußen ist mein Leben aus,
Will nur der Liebe blühn.

O Quelle, die im Waldesgrund
Im Wonnemond ich fand,
Die flüsternd sich wie Märchenkund'
Durch stille Büsche wand!

O Quelle, der gefolgt ich bin
Durch all den dunkeln Wald,
Bis auf einmal um Seel' und Sinn
Ein leuchtend Wunder wallt!

Im Morgenschein das grüne Thal,
All überall im Glanz!
Hinströmt die Quell', sie webt im Strahl
Goldnetz und Funkelkranz.

Strömt golden nach der Hütte fort,
Am Baum, so blüthenreich;
Erglänzend an dem Fenster dort,
Du und ein Rosenzweig!

Sahst aber nicht am Waldessaum
Den fremden Wandersmann,
Sahst auf den Zweig nur, wie im Traum,
Und auf die Rose dran.

War ja die erste Ros' im Jahr,
War über Nacht erwacht,
Hatt' mit dem Glanz so wunderbar
Wie Glück dich angelacht.

Und hielt mit ihrem duft'gen Hauch
Dich fest so weich und reich,
Als sollt' in deinem Herzen auch
Es aufgehn rosengleich.

Das war der Tag, das war die Stund',
Wo mein Herz auch erbebt,
Und wo geschah die Rosenkund',
Die unser Loos verwebt.

Die mich dahin, dem Schicksal nach,
Zu deiner Hütte zog;
Eintrat ich unter deren Dach,
Drauf Blüth' und Taube flog.

Und siehe, um mich ganz und gar
Der stillste Friedensort!
Tiefsinnig mit Großelternpaar
Mit sanftem Willkommswort.

Und du in holder Jugendpracht,
Selbst wie die Rose roth,
Ein Rosenbild voll sel'ger Macht,
Das ew'gen Gruß entbot!

So fand ich dich, so band es mich
An dich für ew'ge Zeit!
Die Welt aus meinen Sinnen wich
Wie wüster Traum so weit.

Verhallend schlägt ihr lauter Schall
An Bergen rings zurück.
Waldheimlich still läßt überall
Es uns in Lieb und Glück.

Einig, einig, deutsches Volk!

Einig, einig, deutsches Volk!
Will das Herz mir nicht zerschellen?
Kann es also groß erschwellen,
Um wie du so groß zu sein?
Volk, das langer, banger Kleinheit
Sich entrungen, und als Einheit
Ziehet in die Herzen ein!
Einig, einig, deutsches Volk!

Einig, einig, deutsches Volk!
Der Kyffhäuser ist geborsten,
Adler fliegen aus den Horsten,
Kündend, was erstanden ist:
Barbarossa — deutsche Einheit
Nach so langer, banger Kleinheit —
Einheit, die du Kaiser bist!
Einig, einig, deutsches Volk!

Einig, einig, deutsches Volk!
Und mit donnernden Gewittern
Schreitest du, um zu zersplittern
Welschen Trug und Uebermuth.
Von den Sünden deiner Kleinheit
Reinigst du in hehrer Einheit,
Riese, dich mit deinem Blut!
Einig, einig, deutsches Volk!

Einig, einig, deutsches Volk!
Barbarossa, hoher Kaiser,
Sieh', der Zukunft grüne Reiser
Krönen dein gesalbtes Haupt!
Dein nach langer, banger Kleinheit,
Dein die Zukunft, deutsche Einheit,
Geistesschlachten, siegumlaubt!
Einig, einig, deutsches Volk!

Karl Aulenbach.

Zu Homburg in der Rheinpfalz im Jahre 1813 geboren, wurde er, nachdem er in Erlangen Theologie studiert hatte, Prediger in Schneeheim bei Lahr, mußte jedoch, da er sich an der Befreiung des Dr. Wirth 1836 betheiligte, flüchten und kam nach den Ver. Staaten. Hier bekleidete er über dreißig Jahre lang das Amt eines Predigers in Zanesville, Ohio, dann zwei Jahre ein solches in Woodsfield, Ohio, und starb am 25. September 1881 zu Ashervilla, Indiana.

„Eine Sammlung von Gedichten des Ehrw. K. Aulenbach", veranstaltet zur 25. Existenz-Feier des „Weltboten", Allentown, Pa., 1879.

An mein Vaterland. (1840.)

Wie lieb' ich dich, du Land, das mich geboren!
Wie lieb' ich dich, mein schönes deutsches Land,
Wo Treue ihren Wohnsitz sich erkoren,
Mit Redlichkeit noch wandelt Hand in Hand;
Wo nicht auf Lug und nied'ren Trug erpicht,
Noch sonder Falsch das Herz zum Herzen spricht.

Rühmt immerhin mir Wälschlands Zauberzonen!
Italien, das Land der Wunder, mir!
Ich gönn' ihm gerne seine stolzen Kronen
Und seiner volksbelebten Städte Zier;
Mir g'nügt mein Vaterland; auf seinen Au'n
Will ich den letzten meiner Tage schau'n.

Rühmt immerhin in hohen Schmeicheltönen
Mir Südens Töchter; dunkler Augen Glanz!
Nur meines Vaterlandes sanften Schönen
Wind' ich bescheiden der Verehrung Kranz.
Wo Unschuldsblüthe noch die Wange malt,
Der Liebe Himmel blauem Aug' entstrahlt.

O Weltregierer, breite deine Hände
Jetzt segnend aus ob meinem Vaterland,
Damit kein Fremdling seine Rechte schände,
Damit es einst, von Heldenmuth entbrannt
Und löwenstark, in Noth und in Gefahr
Beschirme seiner Freiheit Hochaltar!

Am Grabe Zeisbergers.

Allerheil'gen war's, ein schöner Morgen,
— Spinnen sah man ihre Netze zieh'n —
Ritt ich, frei von meines Amtes Sorgen,
Fernab Trenton, gegen Dover hin.

Seitwärts bog ich nach dem Gosenhügel,
— Helles Grün noch schmückte Flur und Rain —
Und, umschattet von der Wehmuth Flügel,
Sah' ich vor mir einen Todtenhain.

Weiße Steine zeigten mir die Stelle,
Die so manchen müden Schläfer deckt,
Den des Lebens trügerische Welle
Nun nicht mehr zu neuen Sorgen weckt.

Sinnend forscht' ich nach des Mannes Namen,*)
Der die Hütte in die Wildniß schlug,
Und des theuren Gotteswortes Saamen
Zu den Stämmen rother Heiden trug.

Der die Rechte seines Gottes lehrte,
Jenes Gottes, der die Sünder heilt,
Und der Noth des braunen Kindes wehrte,
Sechzig Jahre Leid und Freud' getheilt.

Der, ein Vater und ein treuer Lehrer,
Und ein Hort in dräuender Gefahr,
Seines Heilands redlicher Verehrer,
Reich in Ihm und seiner Liebe war.

Viele Jahre hat ihm Gott geschenket;
Innig fleht er: Komm' Herr Jesu, komm!
Warme Liebe hat ihn hier versenket,
Als sein letzter Abendschein verglomm.

Lange Wallfahrt war ihm hier beschieden,
Wechselnd zog des Lebens Lust und Gram
Ihm vorüber, bis zum Himmelsfrieden
Ihn, den Zeugen, sein Erlöser nahm.

*) David Zeisberger, geboren 1721, gestorben 17. November 1808, arbeitete über ein halbes Jahrhundert unter den Indianern Nord-Amerika's. Eine Marmorplatte schmückt den Hügel seiner Ruhe.

Englands Herrschaft sah er hier im Lande,
Seinen Trotz und seinen Uebermuth;
Brechen sah er feiler Knechtschaft Bande,
Und erkämpft der Freiheit köstlich Gut.

Manchen Fremden sah er wacker streiten; —
Deutscher Muth hielt seine Probe aus —
Und den Yankee Arnold sah er scheiden
Als Verräther aus dem Vaterhaus.

Mehr denn Bürgerfreiheit dieser Erde,
Galt ihm Freiheit in dem Gottessohn;
Dafür trug er tausendfach Beschwerde;
Dafür pries er Christi Dornenkron';

Dafür rang er mit der Kraft des Leuen;
Dafür sprach er sonder Menschenschen;
Dafür schwang er durch die Wüsteneien
Christi Banner, seinem Rufe treu;

Dafür litt er Hunger, Frost und Blöße;
Dafür Undank in der Christen Reih'n;
Dafür mied er eitle Ruhmesgröße;
Ihm genügte, Jesu Knecht zu sein!

Diener Christi, lernt von diesem Streiter!
Lernt verachten jeden Flitterschein!
Lernt von ihm, in trüben Tagen heiter
Und im Kreuze voll Ergebung sein!

Seht sein Dulden, Hoffen! Seht sein Wagen!
Seht sein Auge, das nach oben blickt!
Und wir wollen ängstlich schon verzagen,
Wenn der Höchste seine Prüfung schickt?

Seht sein Lieben, Opfern und Entsagen!
Seht sein Mühen auf dem Schnitterfeld!
Und nach Würden wollten wir noch jagen,
Und nach Schätzen einer Sinnenwelt?

Seht die Demuth seine Laufbahn krönen,
Aechten Glaubens segensreiche Frucht!
Und der Ehrfurcht wollten wir noch fröhnen,
Die das Ihre, nicht den Heiland sucht?

Seht sein kluges Eifern und sein Brennen
Für der Wahrheit unvergänglich Gut!
Und um Formen wollten wir noch trennen,
Was in Einem Grunde selig ruht?

Spötter Christi, lernt von diesem Helden!
Lernet Glauben an den Gottessohn!
Die Versöhnung wagt ihr frech zu schelten,
Und dem Wort der Bibel sprecht ihr Hohn!

Euch ist Christus bloß ein guter, weiser
Mann, wenn's hoch gilt, sittlicher Prophet;
Und nach Licht schreit ihr die Kehle heiser;
Christus bleibt und euer Licht vergeht.

Mit der Weisheit, die ihr fein gesponnen;
Mit dem magern Worte, das ihr lehrt,
Wär' kein Sohn der Wälder noch gewonnen
Und dem Weg des Friedens zugekehrt;

Läg' dies weite Land noch unterm Banne
Finstern Heidenthums, der Wahrheit baar.
Darum, Spötter, Achtung vor dem Manne,
Der im Glauben unerschüttert war!

Gnadenhütten, Saron, wallt zum Grabe,
Wo der Staub des Biedermannes ruht!
Gottes Wort blieb seines Herzens Habe
In der Zeiten aufgeregter Fluth.

Weiht dem großen Todten eure Zähre!
Schaut sein Wirken und sein Ende an,
Und bekennt der Wahrheit da zur Ehre:
Das hat deutscher Glaubensmuth gethan!

Winters Freuden.

Schön ist es, in Lenzestagen
Zu durchschwärmen Flur und Wald,
Wenn belaubte Aeste ragen
Und der Lerche Lied erschallt;
Doch auch schön ist's, da zu weilen,
Wo der Ofen Wärme streut,
Wenn die Stürme draußen heulen
Und der Winter streng gebeut.

Schön sind, Sommer, deine Freuden,
Wenn erwacht die todte Flur
Und sich Herz und Auge weiden
An den Wundern der Natur;
Wenn, gelagert an der Quelle,
Unser Ohr dem Sange lauscht
Und aus goldner Saatenwelle
Tausendfacher Segen rauscht.

Schön nicht minder sind die Freuden,
Die uns schenkt des Winters Hand,
Wenn sich Flur und Anger kleiden
In der Unschuld Lichtgewand;
Wenn sich auf dem Fenster malen
Blumen mannichfalt und schön,
Und von Eisesschimmer strahlen
Ringsum Flüsse, Bäch' und See'n.

Schön sind, Winter, deine Freuden,
Wenn auf schneebedecktem Pfad,
Unter hellem Schellenläuten,
Raschen Lauf's der Schlitten naht;
Wenn der Knabe, grimmer Kälte
Spottend, nach dem Schlittschuh greift,
Und vom Vaterhaus zum Felde
Rastlos hin nach Bahnen streift.

Schön sind, Winter, deine Freuden,
Wenn der Christbaum, bunt geziert,
Längst entflohne Seligkeiten
Unserm Geist vorüberführt;
Wenn mit Zauberklängen wieder
Uns die Kindheit mild umrauscht,
Als wir nicht um Fürstengüter
Peitsch' und Trommel je vertauscht.

Schön sind, Winter, deine Freuden,
Wenn die Hausfrau, früh und spät,
Fern von Prahlsucht, still, bescheiden,
Ihren Faden emsig dreht;
Wenn sie nimmermehr ermüdet,
Ihrer Pflicht genug zu thun,
Bis die Stränge, wohlgehütet,
Auf dem Webestuhle ruhn.

Schön sind, Winter, deine Freuden,
Wenn der Kluge dir erspart;
Wenn er aus des Sommers Zeiten
Dir noch etwas aufbewahrt;
O dann mag er außer Sorgen
Auch beim strengen Schalten sein!
Wohlbestellt ist er, geborgen,
Und zufrieden schläft er ein.

Wohl dem Manne, der am warmen
Herde weilt, im sichern Schooß;
Mitleid d e m doch und Erbarmen,
Der da irret, heimathlos;
Dem nicht Erdenwonnen blühen,
Der nicht weich sich betten kann,
Dem nicht Flammen traulich glühen;
Mitleid jedem armen Mann!

Carl Weitershausen.

Am 11. November 1811 zu Beltersheim, Hessen-Darmstadt, geboren, studierte er Theologie in Gießen, betheiligte sich als Student am Hambacher Fest und wurde infolge dessen in's „schwarze Buch des politischen Inquisitionsgerichtes" eingetragen. Um der Verhaftung zu entgehen, wanderte er nach dem freien Amerika aus und übernahm erst in Chambersburg, Pa., eine Predigerstelle und dann 1839 die Predigerstelle an der vereinigt-evangelischen Gemeinde in Allegheny-City, Pennsylvanien. Diese Stelle bekleidete er über 40 Jahre lang und übte großen Einfluß aus durch sein kraftvolles Wirken in Wort und Schrift. Namentlich nahm er an allen Bewegungen und Bestrebungen, die auf Hebung und Förderung des Deutschthums berechnet waren, den lebhaftesten und regsten Antheil und machte sich um die Pflege der Turnerei sehr verdient. Er starb hochgeehrt in seinem 80. Lebensjahre.

„Der Sänger teutsche Volkslieder", eine Sammlung Lieder, gedichtet von W., August Becker und Anderen, Gießen 1832. „Jugendzeitung", 2 Jahrgänge, 1844 und 1845, Pittsburg. „Gedichte", 1. Band, Pittsburg 1870. „Gedichte", 2. Band, Pittsburg 1871. „Gedichte", 3. Band, bloß im Manuskript vorhanden.

Der Becher.

Den Becher, Kinder, gebt mir her,
Den Becher, mir so werth!
Ich hab' so manches Jahr ihn sehr,
Vor Allem hochgeehrt.

Zuvor doch gießet bis zum Rand
Ihn voll mit edlem Wein,
Deß Rebe blüht im teutschen Land,
Am alten Vater Rhein!

Dem Freunde weih' ich diesen Trank,
Der einst im Sturmgefecht
Hin in des Todes Arme sank
Für Freiheit und für Recht.

Auch ich einst aus zum Kampfe zog
Mit Deutschlands muth'ger Schaar;
Zu brechen schnöder Knechtschafts Joch,
Bot meinen Arm ich dar.

Und in dem letzten Siegeskampf
Mein treuer Kamerad
Gleich mir, umwölkt von Pulverdampf,
Sein Schwert geschwungen hat.

Da, eines Feindes Kugel wählt
Zum Ziel sich seine Brust;
Er sank, im Tode noch ein Held,
Sich seiner Pflicht bewußt.

Und sterbend bot mir seine Hand
Den Becher: „Nimm ihn hin!
Gott sei mit dir, dem Vaterland,
Laß seine Freiheit blühn!"

Das war mein guter Kamerad,
Manch' Jahr schon sah sein Grab;
Mein Herz ihn nicht vergessen hat,
Der mir den Becher gab.

An seinem Todestage heut'
Reicht mir gefüllt ihn dar!
Dem Vaterland sei er geweiht,
Dem Freund, der treu mir war!

Und wenn mein Lauf geendet hat,
Den Becher ja mir ehrt!
Denkt an des Vaters Kamerad,
Ihm bis zum Tod so werth!

An die Teutschen diesseits des Meeres.

Es ruht in Frankreichs Erde
So mancher brave Soldat,
Der tapfer mit dem Schwerte
Voll Muth gefochten hat.

Für's Vaterland gestorben
Ist mancher Heldensohn,
Und hat ihm treu erworben
Des Sieges hohen Lohn.

Doch in die Brust der Sieger
Die bitt're Klage schallt,
Im Jubelsang der Krieger
Manch' Seufzer wiederhallt.

Der Gatte kehrt nicht wieder
Zu seines Hauses Glück,
Zum Kreise trauter Brüder
Manch' Bruder nicht zurück.

O seht die Eltern flehen
Zu Gott in tiefem Schmerz,
Die Wittwen, Waisen stehen,
Fern von des Vaters Herz!

Die Wunden, die geschlagen
Die heiße, blut'ge Schlacht,
Wie so nach heitern Tagen
Wohl folgt die düst're Nacht!

Von Osten schallt herüber
Der volle Siegesklang,
Von Osten auch herüber
Die Trauer schwer und bang.

Sie dringt zum teutschen Herzen
Wohl über's weite Meer,
Sie reichen wohl voll Schmerzen
Die Rechte uns daher.

So laßt hinüber dringen
Das Wort mit rascher That:
„Wir wollen liebend bringen
Euch Hülfe, Trost und Rath!"

Da, wo ein Herz noch schläget
In einer teutschen Brust,
Sich noch ein Puls beweget,
Des teutschen Bluts bewußt,

Laßt uns nicht müßig stehen,
Seid Mann für Mann zur Hand!
Nicht bitten und nicht flehen
Soll's alte Heimathsland.

So laßt den Sieg uns feiern
Der Teutschen hoch und hehr!
Laßt helfen uns den Theuern,
Den Brüdern über'm Meer!

Heil Washington!

Mel.: Heil unserm Bunde, Heil rc.

Heil dir im Sternenglanz,
Vater des Vaterlands,
Heil Washington!
Dir, der von Gott gesandt,
Muthig, mit starker Hand
Löste der Knechtschaft Band,
Columbia's Sohn!

Dir tönt im Festgesang
Heute des Liedes Klang
Aus freier Brust,
Wo uns're Saaten blüh'n,
Noch freie Herzen glüh'n,
Wenn wir zum Kampfe zieh'n,
Freudig voll Lust.

Wenn sich erhebt das Schwert
Rasch für der Heimath Herd
In fester Hand,
Fürchten nicht Sturm und Noth,
Strömet das Blut auch roth,
Nahet im Kampf der Tod
Für's Vaterland.

Wo uns dein Geist umschwebt,
Freudig das Herz erbebt,
Tod oder Sieg!
Muthig die Herzen glüh'n,
Laßt uns zum Kampfe zieh'n
Auf freier Bahn dahin!
Tod oder Sieg!

Wo unsre Banner weh'n,
Darf es nicht untergeh'n,
Der Freiheit Band!
Wenn auch manch' Auge weint,
Wenn auch wohl mancher Freund
Sinket, dem Tod' vereint,
Für's Vaterland.

Hurrah! das Banner weht,
Glänzend und sternbesä't,
Im heil'gen Krieg!
Hört, wie sie braust die Schlacht,
Stark ist der Freiheit Macht,
Brüder, bald ist's vollbracht,
Uns ist der Sieg.

Heil euch im Siegesglanz,
Söhne des Vaterlands,
Fest steh' der Bund!
Fest wie der Fels im Meer
Stehe der Freien Heer!
Wieder schallt's hoch und hehr:
Heil unserm Bund!

Schallet aus freier Brust,
Tönet voll hoher Lust,
Im Jubelton!
Heil dir, du tapf'res Schwert,
Heil dir, du freier Herd,
Du, unsrer Liebe werth,
Heil Washington!

Heil dir im Sternenglanz,
Vater des Vaterlands,
Columbia's Sohn!
Sehe aus Himmelshöh'n
Frei unsre Banner weh'n,
Fest uns im Kampfe steh'n,
Heil Washington!

Heinrich A. Bielfeld.

Am 20. Juni 1818 in Bremen geboren, genoß er eine vorzügliche Erziehung, verließ dann anfangs der vierziger Jahre die alte Heimath, hielt sich erst in Mexiko auf und kam 1844 nach Milwaukee. Hier betheiligte er sich bald am öffentlichen Leben, bekleidete mehrere Aemter, widmete sich aber später der Advokatur und war einer der gesuchtesten Notare der Stadt. Als Redner und Schriftsteller nahm er an allen fortschrittlichen Bewegungen regsten Antheil. Er starb am 16. November 1882.

„Gedichte" von H. A. Bielfeld, Milwaukee 1889.

Old Settlers Lied.

Noch einmal, alte Kameraden,
Eh' wir ihn gehn, den letzten Gang,
Soll uns ein frohes Gastmahl laden:
Der Tag ist kurz, die Nacht ist lang,
Im Grabe tönet kein Gesang.

Auf der Erinn'rung sanften Wellen
Trag' uns ein schöner Augenblick
Dahin, wo Kraft und Jugend schwellen,
Zu Heiterkeit und Lebensglück,
In die Vergangenheit zurück.

„Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' noch Lenz und Tugend blühn?"
Das sangen wir in frühern Tagen, —
Noch einmal laßt's vorüberziehn
Eh' Licht und Leben uns entfliehn.

Tritt denn, o Kindheit goldner Morgen,
Vor unser geistig Angesicht!
Tief in dem Innersten verborgen,
Wenn es auch nicht die Zunge spricht,
Blüht Jedem ein Vergißmeinnicht.

Wir lebten auch, wie unsre Jungen,
So in den lieben Tag hinein.
Wir haben auch wie sie gesungen,
Die Erde ist kein Leichenstein,
Ist werth, darauf ein Mensch zu sein.

Und wenn uns auch das Leben böte
Nicht mehr den vollen Kelch der Lust,
So ist doch schön die Abendröthe,
Obwohl des alten Wandrers Brust
Sich Sonnenuntergangs bewußt.

Noch einmal, alte Kameraden,
Eh' wir ihn gehn, den letzten Gang,
Soll uns ein frohes Gastmahl laden:
Der Tag ist kurz, die Nacht ist lang,
Im Grabe tönet kein Gesang.

Sylvesterlied. (1870.)

Den Deutschen in Amerika.

Warum das Leben, das Lebend'ge hassen?
Beschaue nur im milden Licht
Das Menschenwesen, wiege zwischen Kälte
Und Ueberspannung dich im Gleichgewicht,
Und wo der Dünkel hart ein Urtheil fällte,
So laß ihn fühlen, was ihm selbst gebricht;
Du, selbst kein Engel, wohnst nicht unter Engeln,
Nachsicht erwirbt sich Nachsicht, liebt geliebt,
Die Menschen sind, trotz allen ihren Mängeln,
Das Liebenswürdigste doch was es giebt;
Fürwahr, es wechseln Freud' und Lust,
Genieße, wenn du kannst, und leide, wenn du mußt,
Vergiß den Schmerz, erfrische das Vergnügen,
Zu einer Freundin, einem Freund gelenkt,
Mittheilend lerne, wie der Andre denkt;
Gelingt es dir, den Starrsinn zu besiegen,
Das Gute wird im Ganzen überwiegen.

Göthe.

Hell erklingen laßt es heut' im Kreise,
Laßt uns singen, Frauen, Männer, Greise,
Einen jovialen Rundgesang!
Laßt ermessen uns die Augenblicke,
Laßt vergessen uns des Schicksals Tücke,
Sie begraben unter Sang und Klang.

Gott der Freude, Gott der Bruderliebe,
Senket beide eure besten Triebe
In das oft gequälte Menschenherz.
Füllt die Becher voll bis zu den Kronen,
Alte Zecher, daß die Epigonen
Sich erlaben an der Väter Scherz.

Angestoßen! Freundschaft, Ehr' und Treue!
Angestoßen! Freunde, uns erfreue
Alles Schöne, was die Erde gab!
Was wir lieben, wollen wir erfassen,
Was uns trüben kann die Stunde, lassen
In den Fluß der Unterwelt hinab.

Einmal, Brüder, laßt uns denn umarmen,
Einmal wieder am Gefühl erwarmen,
Das von innen kommt, von innen stammt.
Aus den kleinen engegezognen Schranken
Hebt zu reinen menschlichen Gedanken
Euch empor — und eure Seele flammt!

Hoch den Frauen! Und aus Aller Blicken
Lasset schauen seliges Entzücken.
Denn es gilt der Mutter und dem Weib.
Netzt die Wimper mit dem Augenwasser;
Arme Stümper sind die Weiberhasser.
Hoch den Frauen, schön an Seel' und Leib!

Hoch den rothen und den bleichen Wangen!
Hoch den Todten, die vorangegangen,
Klanglos, über'n tiefen Acheron.
Allen reich' und armen Menschenkindern,
Allen weich- und hartgesottnen Sündern
Werde heute Absolution.

Hoch dem Zweifel an den „Unfehlbaren"!
An den Teufel und an Geisterschaaren,
Hirngespinste einer rohen Zeit!
Von den Parzen oder Schicksalsfratzen,
Von den Schwarzen mit geschornen Glatzen
Wird der Mensch doch einmal noch befreit.

Hoch den Wächtern, die von ihren Höhen
Den Geschlechtern, die nach uns erstehen,
Zeichnen des Jahrhunderts Thaten auf!
Die, „durch Nacht zum Licht" im ew'gen Kriege
Mit der Macht der Dummheit und der Lüge,
Glorreich enden ihren Siegeslauf.

Hoch den Königen der Wissenschaften!
Hoch den Wenigen, die uns entrafften
Dem gedankenlosen Gaukelspiel.
Hoch den Edeln, die uns weiser machten,
Die den Schädeln Stoff zum Denken brachten,
Der wie Manna in die Wüste fiel.

Hoch den Componisten und Poeten!
Ach, wie müßten wir die Mühle treten
Ohne das geliebte Zwillingspaar!
Wenn, beseelt von heil'ger Gluth des Schönen,
Sich vermählt das Wort mit süßen Tönen,
Wird der Mensch den Gott in sich gewahr.

Hoch den Meistern edler Bildungswerke!
Hoch den Geistern, die mit Mannesstärke
Paaren jugendliche Phantasie!
Den Zerstörern der Verdummungs-Knechte,
Allen Lehrern gleicher Menschenrechte
Unsern Beifall, unsre Sympathie!

Denn sie streben nach dem Höchsten, weihen
Ihres Lebens Kraft dem Edlen, reihen
Ein sich in das Buch der Ewigkeit.
Hoch den Lenkern auf den Lebenswegen!
Hoch den Denkern, die trotz Schicksalsschlägen
Halten fest am freien Geist der Zeit.

Lasset, Bürger dieser freien Staaten,
Laßt den Würgern und den Potentaten
Fremder Länder ihren Firlefanz!
Streut den Saamen eines neuen Lebens,
Euren Namen traget nicht vergebens
Und verachtet allen Mummenschanz.

Wenn die Throne stürzen und vergehen,
Nationen nur allein bestehen
Vor des Volks gerechtem Tribunal
Wenn den Massen, von dem Schmutz entledigt,
Auf den Gassen Bildung wird gepredigt,
Bleibt die Freiheit nicht mehr Ideal.

Genius der reinen Menschheit, drücke
Einen Kuß auf unsre Stirn, entrücke
Uns dem Kastengeist auf einen Tag!
Heilig, heilig ist die Menschenliebe!
Mit uns weile, und kein Mißton trübe
Dieses Jahres letzten Stundenschlag.

B. Die Achtundvierziger.

1848—1850.

Caspar Butz.

In Hagen zu Westfalen am 23. Oktober 1825 geboren, wurde Butz, da er seinen Vater früh verlor, Handlungsreisender und bereiste Deutschland, Frankreich und Nord-Afrika. Von Jugend auf aber hatte er große Neigung zur Literatur und widmete sich deren Studium und der Poesie. Im Jahre 1848 betheiligte er sich an der verunglückten Bewegung als Redakteur der „Hagener Zeitung", wurde Mitglied der „provisorischen Regierung", floh dann aber, steckbrieflich verfolgt, nach den Ver. Staaten. Im Jahre 1854 kam er nach Chicago und betheiligte sich hier in Wort und Schrift an den politischen Kämpfen, namentlich auch an der Begründung der republikanischen Partei. 1858 wurde er zum Mitglied der Legislatur gewählt. Während des Bürgerkrieges leistete er durch seine Feder der nationalen Sache vortreffliche Dienste und einige seiner besten Gedichte verdanken jener sturmbewegten Zeit ihr Entstehen. 1864 gab Butz die „Deutschen Monatshefte" heraus, welche durch Beiträge von Stallo, Münch, Kapp und Anderen Bedeutung gewannen, jedoch nicht aufrecht erhalten werden konnten. Mit warmer Begeisterung begrüßte der Dichter auch die Wiedererrichtung des Deutschen Reichs, und in das Ringen, welche der Wiedergeburt unsers Vaterlandes voranging, klang die Leier des deutschen Sängers kraftvoll zu Kampf und Sieg. Die letzte öffentliche Stellung, welche Butz bekleidete, war die eines Stadt-Kämmerers (City Clerk) von Chicago. Nach Ablauf seiner Amtszeit übersiedelte er mit zweien seiner Söhne nach Des Moines, Iowa, wo er ein kaufmännisches Geschäft in's Leben rief, aber kurz vor Vollendung des sechzigsten Jahres am 17. Oktober 1885 starb.

„Deutsche Monatshefte", als Fortsetzung von Essellen's Atlantis, Chicago 1864 und 1865. „Gedichte eines Deutsch-Amerikaners", Chicago 1879. „Großvater-Lieder", Chicago 1887, nach seinem Tode herausgegeben. „Poetische Beigabe zur Doré'schen illustrierten Bibel", bis jetzt nur im Manuskript vorhanden.

Am Niagara. (1852.)

(Unter dem Tafelfelsen.)

Vom Felsen sickert es tropfenweis
In langsam einförmigem Takt,
Nun vor mir schäumt er wie siedendheiß,
Der tobende Katarakt —
Hoch oben die ragende Felsenwand
Ein Baldachin für das Haupt,
So sitz ich, den Griffel in der Hand,
Vom Nebel des Sturzes umstaubt.

Welch ein Dichtersitz! Mir zu Füßen liegt
Die sprudelnde Wasserwelt.
Ueber Klippen, die sie im Kampf besiegt,
Stürzt sie wild, wie ein zürnender Held.
Im ewigen Ringen, im steten Kampf
Hat sie Bahn bis zum Meer sich gemacht,
Der Nebelschleier ihr Pulverdampf,
Ihr Tosen der Donner der Schlacht.

Und allein im wilden, tobenden Streit
Sitz ich einsam am Felsenhang,
Gedenke des großen Kampfes der Zeit,
Der gekämpft wird nun schon so lang.
Niagara's Lauf und der Menschheit Loos
Ein ewiger Kampf um die Bahn;
Zur Bahn der freien Entfaltung getrost
Und wild streben beide hinan.

Hernieder stürzet des Stromes Lauf
Den Felsen mit donnerndem Krach.
Hoch sprudelt der Gischt, die Woge wallt auf,
Dann stürzt sie der anderen nach,
Kein Hemmen, kein Halten, hinab die Bahn,
Sie trotzet dem hemmenden Stein,
Und stolz und brausend zum Ozean
Wälzt sie siegesgewiß sich hinein.



Caspar Butz.

Da hemmt kein Bergsturz, kein blinkender See,
Fern grüßt sie im Osten das Land,
Die Mauern der Städte, die grüne Höh'
Umzieht sie mit silbernem Band.
Durch tobenden Sturz, durch Höhlen und Nacht
Bricht sie herrlich und strahlend her,
Sie schaukelt die Brigg und die tanzende Yacht
Mit Schätzen beladen zum Meer.

So auch die Menschheit, durch Kampf und Schlacht
Wird sie siegreich zieh'n ihre Bahn,
In der Zukunft frei, in Glanz und Pracht
Vergißt sie den Streit, den Orkan.
Niagara's Donner an meinem Ohr,
Im Herzen die Hoffnung der Zeit,
So brachen die Worte gewaltsam hervor,
Die ich euch, ihr Kämpfer, geweiht!

Der zweite Dezember. (1859.)

Ein Todtenlied für John Brown.*

„Selbst die Freiheit, ihr höchstes Gut, wenn sie auch Ströme Bluts dafür vergossen, verkaufen sie für Gold, Lust und Wahn, wenn sie dieselbe kaum gekostet haben. Des Guten unfähig, zittern sie vor dem Bösen, häufen Gräuel auf Gräuel, ihm zu entfliehn und zerschlagen dann wieder ihrer Hände Werk."
Klinger, Faust, 1. Buch.

Er stieg aus einem Abgrund tief,
In den ein großes Volk gesunken;
Es hat der Finst're, der ihn rief,
In Blut sich noch nicht satt getrunken;
Er hetzt und treibt ihn stolz und dreist,
Daß er Europa überfliege,
Der blutige Dezembergeist,
Der um des Corsen Fahne kreist,
Er feiert seine dunklen Siege!

Es ist derselbe Geist, der schon
Empor von Capri's Klippen strebte,
Der finster lächelnd, voller Hohn
Das Lager des Tiber umschwebte.
Der einst an Philipps Throne saß
Und umgeht noch im Escuriale,
Der schon des Towerhügels Gras
Mit Blut besprengt und oft das Glas
Kredenzt bei manchem Königsmahle.

Und heute kommt er über's Meer!
Die Zeit ist da, die Zeit ist günstig!
Es flehten längst ihn zu uns her
Gar viele Herzen laut und brünstig.
O! edler, „ritterlicher" Sinn,
Wie darfst du heute glänzend prangen!
Dem Würger wirf sein Opfer hin!
Sei stolz! Du hast als Baldachin
Ein Blutgerüst, ihn zu empfangen.

Durch solche Pforte laß ihn zieh'n
Und streu ihm junge, grüne Reiser!
Laß deine dumpfen Sorgen flieh'n
Und deine Furcht, sie poche leiser!
Und wenn du aufschrickst aus dem Schlaf
Und wähnst, du hörest Ketten brechen, —
Dann tröste dich, 's ist nur dein Sklav',
Den deine Geißel blutig traf,
Wie sollt' er jetzt sich noch erfrechen!

Und wenn du zitterst wie ein Laub
Vor eines Greises weißen Haaren,
So denke, daß sein morscher Staub
Im Grab jetzt ruht mit seinen Jahren.
Du hast ja Strang und Beil und Schwert,
Feig jauchzt dir zu manch' armer Schächer,
O! du bist deiner Ahnen werth,
Voran! wie sie, die nichts belehrt,
Bis dich, wie sie, ereilt der Rächer!

Ja, laß im Bajonettenwald
Nur wie Santerre die Trommeln schlagen,
Daß ja die Stimme rasch verhallt,
Die du nicht hörst mehr ohne Zagen.
Hier stirbt ein König der Idee!
Die bleichen Lippen werden klingen
Von dieses Landes tiefem Weh
Im Geisterton; in Fern' und Näh'
Trägt ihn der Wind auf seinen Schwingen.

Du stolzer Greis, du Römerstirn,
Geschmäht, verleumdet, hart getadelt,
Du hast, wie auch die Menschen irr'n,
Den Strick des Henkers heut' geadelt.
Wie fandest du in toller Hast
Im Bibelbuch der Freiheit Wesen?!
Hier ist die Freiheit eine Last!
O! nein, Unglücklicher, du hast
Im Buch der Bücher falsch gelesen!

Der erste du! nach eig'ner Wahl
Zogst du das Schwert, das einst entscheidet;
Doch war's kein Alexander-Stahl,
Der scharf den Knoten rasch zerschneidet.
Die todten Söhne um dich her,
Des Kampfes erste Heldenleichen,
So stehst du da, ein Bild so hehr,
Das die Jahrhunderte nicht mehr
Verwischen werden oder bleichen!

Das Volk, das einst, Prometheus gleich,
Den ersten Freiheitsfunken raubte,
An das, selbst zuckend unter'm Streich,
So manch' gepreßtes Herz einst glaubte;
Das Volk, das sich so hoch vermaß,
Dem freudig klang der Dichter Leier,
Das in der Freiheit Strahlen saß,
Liegt in des Bodens dürrem Gras,
Und nagend sitzt auf ihm der Geier!

Wer würgt den Würger?! — Alles stumm!
Nichts regt sich mehr in Juda's Zelten.
Gott Plutus thront im Heiligthum,
Was kann die Freiheit da noch gelten!

---

* John Brown wurde am 2. Dezember 1859 in Charlestown, Virginien, hingerichtet.

Den Dichter weht es heute an,
Als würd' es trüb' und kalt auf Erden,
Als sei die Freiheit nur ein Wahn;
Doch glänzt sein Auge! — er sieht nah'n
Die Kämpfe, die da kommen werden!

An Abraham Lincoln.*

(September 1862.)

Quousque tandem ....

Halt ein! Zurück! ich seh' dich schaudernd geh'n
Zum Abgrund, dessen Tiefe unermessen!
Gingst du allein, ich könnt dich stürzen seh'n
Und ernst die Arme kreuzen unterdessen.
Gingst du allein, — mit dir begraben läg'
Ein Alp, der uns erpreßt die Fieberlaute,
Doch abwärts, abwärts den verlornen Steg
Ziehst du ein Volk, das dir zu viel vertraute.

Zurück! eh' noch der letzte Donner hallt,
Der Grabesdonner, einem großen Volke;
Zum Bersten schwer, so sehen wir geballt,
Die über uns dort hängt, die finstre Wolke.
Schon leuchten sehen wir den falben Strahl,
Schwer ist die Luft von dichten Nebelschwaden;
O! sprich! der Ruf ergeht zum letzten Mal,
Noch gilt dein Wort: Wo soll sie sich entladen?

Im Blute schwimmt das arme Vaterland,
Der Jugend Blüthe mäht der Tod in Reihen;
Das Volk hat dir die stolze Schaar gesandt,
Doch um dem Siegertode sie zu weihen.
Wie es so mächtig um die Freiheit wirbt,
Dies Volk, wie nie noch ward darum geworben;
Doch jeder Held, der in den Waffen stirbt —
Wir fragen dich: Wofür sie denn gestorben?

Ja, mächtig dringt die Frage an dein Ohr.
Bedenke! Deiner wartet die Geschichte!
Vom Staube warf zur Höhe schnell empor
Das Volk dich einst, doch, daß es streng dich richte;
Es kürte dich im heißen Freiheitsdrang,
Das schönste Banner dieser Welt zu halten;
Trägst du es noch auf seinem Siegesgang?
O Gott! kein Lebenshauch mehr in den Falten!

Doch wie wir ernst uns Alle reih'n zur Schlacht,
Noch kennen wir das alte Liebeszeichen!
Der Weg zur Freiheit, wie der Weg zur Macht,
Wir wissen, beide führen über Leichen.
Warfst du die Fahne weg! Weh' dir! dann geht
Auch über dich der stolze Siegeswagen;
Die and're Bahn! Bedenk', es ist zu spät,
Wenn über dich bald wild die Rosse jagen!

* Als er zögerte, die Emancipations-Proklamation zu erlassen.

Die große Heerschau. (1865.)

Dem Bürger U. S. Grant gewidmet.

Wohl mag er sinnend steh'n am weißen Haus,
Herniederschauend hoch von der Estrade,
Der Schlachtenlenker, den des Sturms Gebraus
Nie abgelenkt von dem erwählten Pfade;
Wie groß auch dieser Augenblick für ihn
In seines Triumphator-Mantels Falten,
Das Volk steht neben ihm auf hoher Bühn'
Und sprich zu ihm: Nun laß uns Heerschau halten.

Da nahen sie, schon fluthet die Musik,
Fanfaren schmetternd, durch des Staubes Wolke,
Dort blinkt ein Bajonet schon vor, der Blick
Wird frei, da liegt die Scene vor dem Volke!
In breiten Reih'n, — der lange Krieg ist aus,
Geschlossen sind die eh'rnen Januspforten, —
So zieht das Heer der Republik nach Haus,
So paradieren unsre Sturmcohorten.

Da spricht zu ihm des Volkes Stimme: Schau
Hinab nun auf dein Heer zum letzten Male,
Die Schlachtennamen auf der Fahnen Blau,
Besieh' sie recht in ihrem Ruhmesstrahle.
Sieh jene Riesen dort, ich sandt' sie her
Fern aus des Nordens düst'rer Fichtenhalde,
Du kennst sie wohl, sie führten das Gewehr,
Wie man die Flößerstange führt im Walde.

Und Jene dort, sie kamen von den Seen,
Wo man den Ahorn zapft im Waldesdunkel,
Wo man die Knaben zieht, die trommelnd geh'n
Entgegen kühn dem Bajonetgefunkel.
Sieh diese da, ihr Heimathsdach es reckt
Sich schlicht empor auf weiter Steppe Rasen;
Der Sturm der Steppe hat sie nie geschreckt,
Der Sturm der Schlacht hat sie nie umgeblasen.

Ein andres Corps! des schönen Flusses Strand
Sah oft sie rudern und die Wirbel zwingen,
So wie das Ruder sie mit fester Hand
Einst hielten, hielten fest sie ihre Klingen.
Und diese dort, des fernen Westens Schaar,
Seit lange schon gestählt im Freiheits-Kampfe,
Sie hörten flattern ihres Landes Aar
Und folgten seinem Flug im Pulverdampfe.

Sie Alle sandt' ich her zum großen Streit,
Nicht Alle kehren in die Heimath wieder;
Mein war der Schmerz, das Opfer und das Leid,
Auf mich stieg stets der schwarze Schatten nieder.
Ein Geisterzug folgt diesem Siegspanier,
Ob ungeseh'n auch in der großen Stunde,
Ihn seh'n die Mütter überall wie hier,
An mancher Hüttenthür hält er die Runde.

Du Agamemnon in der großen Schlacht,
Laß auf dein Haupt mich still den Lorbeer drücken,
Die Bürgerkrone sei dir dargebracht,
Mein theurer Held mit den bescheid'nen Blicken.
So stehst du größer da, als legt' den Stab
Der Herrschaft dir ein feiges Volk zu Füßen;
Wer einem freien Volke Frieden gab,
Den darf die Freiheit auf die Stirne küssen.

Ein Kuß, der dir Unsterblichkeit verschafft!
Es wird die Nachwelt deiner stets gedenken. —
In and're Bahnen muß aus eig'ner Kraft
Ich mein Geschick mit fester Hand nun lenken.
Nehmt Abschied denn von Krieges Pomp und Schein,
Und pflanzt die Freiheit tief in alle Herzen,
— So sprach des Volkes Stimme hell und rein
Am Tage des Triumphes und der Schmerzen.

Gruß der Deutschen in Amerika.

(15. Juli 1870.)

Wenn Wünsche Kugeln wären, wenn Blitz und Donnerschlag
Der längst Verbannten Zürnen, jetzt am Entscheidungstag,
Wie würd' der Donner rollen gewaltig über's Meer
Für Deutschland eine Salve und für sein tapf'res Heer!
Vergessen ist ja Alles, vergessen jede Noth,
Vergessen jedes Urtheil, ob es auch sprach: der Tod!
Für dich, o Muttererde, du Land der Herrlichkeit,
Auch deine fernen Söhne, sie stehen mit im Streit!

Nicht Zeit ist's mehr für Worte, Gott grüße dich, mein Land!
Wie stehst du stolz im Streite, der jetzt so jäh entbrannt!
Ein Feigling, der verzweifelt nur einen Augenblick.
Hol' deine alte Größe und Ehre dir zurück!
Pflanz' auf des Wasgau's Höhen das deutsche Banner auf,
Laß weh'n die alten Farben von Straßburgs Domes Knauf!
Nun ist für deine Kammern, trotz des Jahrhunderts Hohn,
Endlich die Zeit gekommen, die Zeit der Reunion!

Der Würfel ist gefallen, der furchtbar eisern rollt;
Sie haben mit beschlossen, sie haben mit gewollt;
Sie küssen ihm begeistert den Reiterstiefel blank,
Der einst bis an die Knöchel in Bürgerblut versank;
Hohläugig, ein Gespenste, betritt in blindem Wahn
Der letzte Bonaparte die letzte Schlachtenbahn;
Gerichtet von den Völkern, stürzt er im Blachgefild,
Denn seines stolzen Hauses Jahrhundert ist erfüllt.

Doch du, der jetzt du lenkest des Vaterlands Geschick,
O! stehe fest! o! wanke jetzt keinen Augenblick;
O! sieh, wie Klio's Auge so ernst jetzt blickt auf dich,
O! sei dem deutschen Volke kein zweiter Metternich!
Vermähle du, du kannst es, reich' nur dem Volk die Hand,
Die Freiheit mit der Größe im deutschen Vaterland!
Wir segnen den Befreier, wir fluchen dem Verrath!
Auf! und vollziehe endlich der Deutschen größte That!

Die Anbetung der Hirten.

(Zu dem Doré'schen Bilde, nach Lucas 2, 15—19.)

Nicht ganz erloschen ist im Völkerleben
Der Schein von jener ersten Schöpfungswiese,
Und durch Jahrtausende herunter beben
Die Klänge aus dem ersten Paradiese.

Und Schein und Klang, sie leuchten und sie tönen
In allen Menschenherzen, die da pochen;
Der ew'ge Wunsch ja bleibt, sich zu versöhnen
Dem Schöpfer wieder, der so hart gesprochen.

Und in der Römerwelt, so tief gesunken,
So stolz und doch verschlammt im Erdenkothe,
Erstrahlen plötzlich neue Geistesfunken,
Aus niederm Volke kommt ein Götterbote.

O! heil'ge Nacht du, auf Judäa's Triften,
Auf arme Hirten, ungelehrte Laien,
Klingt jetzt zuerst herab hoch aus den Lüften
Das Wort, das einst die Menschheit soll befreien.

Ja, Friede, hallt es, Friede jetzt auf Erden,
Und Ehre sei dem Herrn dort in der Höhe;
So soll die neue Zeit geboren werden,
Darin gesundet dann die Menschheit stehe. — —

Das große Wort ist ausgesprochen nun,
Und hallt fortan durch alle Ewigkeiten;
Es webt und wirkt, nicht rasten wird's und ruhn,
Bis es erfüllt; es ist das Wort der Zeiten,

Das schon von Anfang war, das bleiben wird,
Wie auch die Stürme seinen Ton verhüllen,
Und mancher Sclave hört's und mancher Hirt
Noch heut' und hofft, es möge sich erfüllen.

Die Hirten beten an, der Herr der Welt,
Umflossen von der Zukunft Glorienscheine,
Er lächelt von der Mutter Schooß, umstellt
Schon von der ersten christlichen Gemeine.

Der Großpapa und sein Enkel.

Zwei Jahr' nun alt, du spielst schon Pferdchen
Und spannst den Großpapa in's Joch,
Und schwingst auf deinem kleinen Erdchen
Die Peitsche mir fast allzuhoch.

Dein Zuruf ist nicht deutscher Zunge,
Schon weht des Landes Luft dich an,
Ach! sei es Mädchen oder Junge,
Die fremde Sprache tritt heran.

Das läßt sich nun nicht ändern, bessern,
Wie grimmig auch der Alte flucht,
Daß sie dein Deutsch schon so verwässern,
Das er dir zu erhalten sucht.

Bei ihm auch stellt sich in der Rede
Ein ungerufen Wort oft ein;
Wozu die lange bitt're Fehde:
Sprich du nur beide Sprachen rein.

Das ist mein Ziel, und nun — ich trabe
Ja schon zu deiner Peitsche Knall,
'Gee up! rufst du, ich alter Knabe
Hör' gern so deines Stimmchens Schall.

Doch kann ich nicht mehr galoppieren
Wie deine jungen Freundchen thun,
Auch ließ ich niemals gern mich führen,
Das Alter naht, ich möchte ruh'n.

Auch Zaum und Sattel, noch so prächtig
Mit Gold und Silberkram verziert,
Ich hab' sie nie getragen, mächtig
Hab' ich dagegen rebelliert.

Nur du kannst mich zum Pferdchen machen,
Knall nicht zu hart, ich renn' geschwind,
Hopp! Hopp! wie herzlich Beide lachen,
Der Großpapa, das Enkelkind.

Und nun genug, nimm ab die Zügel,
Und reit auf meinem Kniee jetzt,
Die Jugend übt gern ihre Flügel,
Wenn sich das Alter gerne setzt.

Carl Heinrich Schnauffer.

Im Jahre 1823 zu Heimsheim, Württemberg, geboren, widmete er sich zuerst dem kaufmännischen Fache, später aber Universitätsstudien in Heidelberg, nach deren Absolvierung er sofort an der „Mannheimer-Abendzeitung" thätig wurde. Das Jahr 1848 sah ihn als Streiter in den Reihen des Volkes und dann als Flüchtling in der Schweiz, wo er Mitarbeiter an Hecker's „Volksfreund" war. In 1849 kehrte er nach Baden zurück und nach Beendigung des kurzen Freiheitskampfes wandte er sich wieder nach der Schweiz, dann nach England und schließlich nach den Ver. Staaten. In Baltimore gründete er den „Baltimore Wecker", worin er mit großem Muth trotz aller Schwierigkeiten die Rechte des Volkes, die Wahrheit und Freiheit verfocht. Er starb im besten Mannesalter am 4. September 1854.

„Todtenkränze", eine Sammlung Gedichte, 1850. „Cromwell", ein Trauerspiel, 1853. „Studentenbriefe"; „Schilderung des Flüchtlingsleben". „Lieder und Gedichte aus dem Nachlaß", Baltimore 1879.

Das deutsche Volkslied.

In deinen Weisen lebet
Des Volkes höchste Lust,
In deinen Tönen bebet
Der Jammer seiner Brust.

Dein Jubel, deine Klage,
Sie künden treulich beid'
Des Landes Wohl und Plage,
Des Volkes Freud' und Leid.

Und hör' ich dich erklingen,
Ich fühl' mein Herz erglüh'n,
Ich hör' mein Leben singen
In deinen Melodien:

Des Knaben frohe Tage,
Des Jünglings Hochgefühl,
Des Mannes Noth und Plage
In Heimath und Exil.

Das klingt nicht im Gedichte,
Das Alles glüht und blüht.
Des deutschen Volks Geschichte
Lebt in dem deutschen Lied.

Deutscher Sang.

Der stillen Felsenquelle
Ist gleich das deutsche Lied
Und gleich der Meereswelle,
Die wild im Sturme zieht.
Und wo aus deutscher Kehle
Der Chorgesang erschallt,
Da hebt sich jede Seele,
Da bleibt kein Herze kalt.

Im deutschen Heimathlande,
In Noth und Sturm und Drang,
Da sprengten sie die Bande
Bei stolzem Schlachtgesang.
Und als zu Grab getragen
Die junge Freiheit sie,
Da tönen ihre Klagen
In Liedes Melodie.

Und von der Väter Boden
D'rauf wanderten sie aus,
Vom Grabe lieber Todten,
Von Herd und Hof und Haus.
Sie mußten ja von hinnen,
Sie hatten nimmer Ruh',
Ihr Denken und ihr Sinnen
Trieb sie der Freiheit zu.

Und über'm Ozeane
Der Kunst noch huld'gen sie
Und tragen ihre Fahne
Durch Urwald und Prairie;
Und was wir hier erringen
An Glück und Ehr' und Macht,
Der Sänger wird's ersingen,
Es wird durch's Lied vollbracht.

Turner-Marsch.

Gut Heil! Das ist des Turners Gruß
Beim Kommen und beim Gehn,
So ruft er, wenn er scheiden muß
Und so beim Wiedersehn.
Und zieht, am Hut den Blumenstrauß,
Er stolz zur Turnerei,
Dann ruft er froh und freudig aus:
Bahn frei!

Gut Heil! So geht mit frohem Muth
Der Turner seinen Gang;
Die Jugendgluth, das heiße Blut,
Liebt Spiel und liebt Gesang.
So geht es über Fels und Steg,
Vorüber und vorbei,
Und manchmal donnert's auf dem Weg:
Bahn frei!

Gut Heil! So stimmt der Turner an
Noch in der schlimmsten Zeit;
So greift er keck zu Schwert und Fahn'
Und zieht in Kampf und Streit.
Und in der finstern Kugelsaat
Bleibt er der Freiheit treu,
Und jubelt nach der Siegesthat:
Bahn frei!

Zum Heimathland steht mein Verlangen.

O, sprich von keiner schönern Zone —
Ich hang' an meinem Heimathland,
Und mir ist aller Länder Krone
Des Rheines rebengrüner Strand.
O, sprich nicht von des Südens Palmen —
Des Schwarzwalds süße Tannennacht,
Das Thal mit Blumen und mit Halmen —
Wo find' ich diese deutsche Pracht?

O, sprich von keinem bessern Volke,
Als das, das meine Sprache spricht!
Der Stern bleibt Stern, auch wenn die Wolke
Verfinstert hat sein goldnes Licht;
Und jene Sprache, sanft und linde,
Klingt sie im Herzen fort und fort,
Darin die Mutter mit dem Kinde
Gekoset einst das erste Wort.

O, sprich von keinen frohern Stunden,
Die hier die Zukunft bringen mag:
Die Heimath heilt die tiefsten Wunden
Und Freuden bringt sie jeden Tag.
O, Zeit! wo froh im Lenz als Knabe
Ich wilde Rosen suchen ging
Und knieend auf des Vaters Grabe
Um's Kreuz die duft'gen Kränze hing!

O, sprich von keinem treuern Herzen
Und sprich von keinem fremden Glück,
Mild, wie der Strahl der Himmelskerzen,
Ist meines deutschen Mädchens Blick!
Zum Heimathland steht mein Verlangen,
Ein müder Fremdling, such' ich Ruh',
Und wo das Licht mir aufgegangen,
Drück' man mir auch die Augen zu.

Der Arbeiter-Messias.

Durch Flur und Wald mit frohem Rauschen
Hinzieht der Bachstrom, ewig jung,
Die Blumen an den Ufern lauschen
Den Sagen seiner Wanderung.
Sie folgen ihm mit leisen Klagen
Und harren bange, was er spricht;
Doch was in ihrem Schooß sie tragen —
Die stillen Wasser sagen's nicht.

Ein Kindesange, frei und offen,
Unschuldig, treulich, hell und rein,
Ein flammend Bild von Lieb' und Hoffen —
Das ist des Feuers goldner Schein.
Man sitzt am Herd in süßem Sinnen,
Man träumt im Schau'n der Purpurgluth,
Und kann die Lösung nicht gewinnen
Des Räthsels, das darinnen ruht.

In Asche mußten Wälder stieben,
Und manches Land verschlang das Meer,
Von Feu'r und Wasser aufgerieben
Liegt manche Insel wüst und leer.
Doch wenn sie erst ein Bündniß schließen,
Die Elemente wilder Kraft,
Da machen die zwei größten Riesen
Als Weltgebieter Brüderschaft.

In einer eh'rnen Doppelkammer
Da walten beide sich gesellt,
Und federleicht hebt sich der Hammer,
Der wie der Donner niederfällt.
Wasser und Feu'r — ein mächtig Wesen
Erzeuget dieser seltne Bund;
Wie Großes heut' wir von ihm lesen,
Noch Größ'res wird der Nachwelt kund.

Der Dampf — ha! wenn die Wasser kochen,
Der Dampf — ha! wenn die Flammen sprüh'n,
Da hört ihn stöhnen, hört ihn pochen
Und grimm in seinem Kerker glüh'n.
Ein wilder Leu in Eisenringen
Und furchtbar noch im Kettengang:
Ein Adler mit gebundnen Schwingen,
Das ist der Dampf in Band und Zwang.

Ein Griff — ein Pfiff — und jeder Hebel
Im großen Triebwerk leibt und lebt,
Denn Allmacht heißt der blaue Nebel,
Der aus dem heißen Strudel schwebt.
Im Sturme fliegen alle Räder,
Und dieser Sturm ist Maß und Takt;
Der Eisenschwengel wird zur Feder,
Die leicht im Rundlauf hebt und packt.

Und was dereinst von tausend Händen
In Monden mühsam ward vollbracht —
Der Dampf kann spielend es vollenden
In einem Tag, in einer Nacht.
Er bricht und mahlt das Korn, fällt Stämme,
Geht wie das Pferd am Pfluge mit,
Er führt die Nadel, bauet Dämme,
Und schneidet Straßen durch Granit.

Er jagt das Schiff im Ozeane
Und führt's im Sturme durch die Welt;
Er trägt der Bildung reine Fahne
In's roheste Nomadenzelt;
Er führt zur Wohlfahrt, führt zum Glücke,
Er ist des Friedens gold'ne Hand,
Und schlägt der Freiheit feste Brücke
Von Volk zu Volk, von Land zu Land.

Er ist das Schwungrad der Geschichte,
Er tilgt der Arbeit schwerste Pein,
Und wird der Menschheit im Gerichte
Vertheid'ger und Erlöser sein.
Bekränzt mit Lorbeer, schmückt mit Rosen
Den Dämon, der für Alle schafft,
Und laßt durch's Universum tosen
Die Pulse seiner Siegeskraft.

Karl Heinzen.

Geboren am 22. Februar 1809 zu Grevenbroich bei Düsseldorf, studierte er in Bonn, wurde aber wegen einer rebellischen Rede relegiert, ging 1829 als Unteroffizier mit holländischen Soldaten nach Batavia, kehrte 1831 zurück, verwickelte sich in seinem „persönlichen Kampfe mit der Bureaukratie" in solche Unannehmlichkeiten, daß er verschiedene Stellen aufgeben, ja zuletzt steckbrieflich verfolgt flüchten mußte. Nichtsdestoweniger fuhr er von der Schweiz aus fort, radikale Flugschriften zu publizieren, die auf eine Revolution hinarbeiteten. Er wurde gezwungen, die Schweiz zu verlassen und kam 1848 nach New York (Gründung der „N. Y. Schnellpost"), eilte beim Ausbruch der 1848er Bewegungen zurück, mußte aber wieder fliehen und begab sich 1850 nach New York, 1853 nach Louisville, wo er den „Pionier" begründete, endlich 1859 nach Boston, wo er zwanzig Jahre lang im „Pionier" für den „teutschen Radikalismus" seine scharfe, von bitterster Satyre getränkte Feder führte. Nach jahrelangem Leiden starb er am 12. November 1880. Er war die feste Stütze und stärkste Säule des Radikalismus, den er in nicht weniger als 67 Schriften vertheidigte. Seine Gedichte, obschon er sich nicht wenig darauf einbildete, sind von geringem Werthe.

„Gedichte", Köln 1841. „Dr. Nebel" oder „Gelehrsamkeit und Leben", Lustspiel in fünf Aufzügen, Köln 1841. „Gedichte", 3. Auflage, Boston 1867. „Lustspiele", 2. Auflage, Boston 1872.

Letzter Wunsch.

Im Wald laßt mich begraben sein!
Zwar werd' ich selber es nicht wissen,
Lieg' ich auf einem nackten Stein,
Oder auf einem Blätterkissen,
Doch wo mein liebster Aufenthalt,
Da laßt mich schlafen auch — im Wald.

In stiller, schatt'ger Einsamkeit,
Wo nie ein feindlich Thun mich kränkte,
Wenn ich mich sorg' und kampfbereit
In's Träumen der Natur versenkte,
Dort laßt mich ruhn, dort bringt mich hin,
Weiß ich auch selbst nicht, wo ich bin.

Wenn es im Frühling blüht und singt,
Wenn es im Sommer schwirrt und säuselt,
Wenn es im Herbste reift und springt,
Wenn es im Winter braust und eiselt,
Zwar weiß ich's nicht, doch laßt mich nur
Vergehn im Leben der Natur.

Ihr sei, was von mir blieb, vertraut,
Sie nützt es für dies Waldesleben,
Das auf sich aus Verwelktem baut,
Sich sprossend, blühend zu erheben.
D'rum nicht in dumpfem Kirchhofsschrein,
Im Wald laßt mich begraben sein.

Epigramme.

Dichter und Philister.

Wo mit Sonnen und Sternen der Dichter sich leuchtet im Weltall,
Tappt mit dem Talglichtstumpf plump der Philister umher.

Scharfsichtige Blindheit.

„Die Lieb' ist blind!" Doch sah noch nie
Ein Falkenaug' so scharf wie sie.

Erinnerung.

Der Schein und Wirklichkeit vereint,
Der Spiegel, drin das Alte jung,
Das Todte lebend dir erscheint,
Er heißt — Erinnerung.

Verleumder.

Die dich bei falschem Namen nennen,
Sind die, die dich am Besten kennen.

Aechte Aristokratie.

Aristokrat? Wer wollt's bei euch nicht sein?
Bei euch ist's Jeder, ist er nicht gemein.

August Becker.

In dem hessischen Städtchen Hochweissel in der Wetterau 1814 geboren, genoß er eine vorzügliche Erziehung, studierte anfangs der dreißiger Jahre in Gießen Theologie und schloß sich den geheimen Studenten-Verbindungen an, deren Ziel und Endzweck die Befreiung des Vaterlandes vom Joche der Fürsten war. Anfangs April 1835 wurde er infolge Denunciation des berüchtigten Clemm verhaftet, zuerst nach Friedberg und dann nach Darmstadt gebracht, wo er unter der empörenden Tyrannei des Gerichtsraths Georgi eine vierjährige Leidensperiode durchmachen mußte, wovon er in seiner „Erzählung eines politischen Gefangenen über seine Behandlung während vierjähriger Untersuchungshaft" ein ergreifendes Bild lieferte. Als „letzter Gefangener, der mit Geständnissen zurückhielt", wurde er 1839 entlassen. Er hielt sich dann theils in Basel, theils im Elsaß, literarisch thätig, auf. Im Jahre 1848 kehrte er nach Hessen zurück und betheiligte sich an der revolutionären Bewegung; dadurch mißliebig geworden, wanderte er 1852 nach den Ver. Staaten aus, redigierte in Cincinnati den „Republikaner" und die „Abendzeitung", betheiligte sich am Kriege als Feldcaplan („das berittene Wort Gottes"), trat 1865 in die Redaktion des „Cincinnati Volksblatt" und 1869 in die des „Cincinnati Courier". Er starb am 26. März 1871 nach langwieriger Krankheit, hochgeachtet als durch und durch deutscher, edler Mann, ohne Falsch und voll tiefen Gemüthes („Ich kann nicht hassen").

An die Schwarzamsel.

Du schwarze Amsel mit dem gold'nen Mund,
Aus Deutschland über's weite Meer gebracht,
Sag' an, was singst du so zu jeder Stund'
Des heißen Tages und der schwülen Nacht?

So weit von deinem deutschen Nest entfernt,
Gefangen in dem frei'sten Land der Welt, —
Wie kommt's, daß du das Pfeifen nicht verlernt,
Und daß du immer singst — und nicht für Geld?

Hat dich vielleicht ein Kukuk in dem Hag
Durch seinen losen Schelmenruf geneckt,
Hat einer Drossel Lied, der Finken Schlag
Aus deinen Kerkerträumen dich geweckt?

Hast du der Lerche, die aus blauer Luft
In Trillern Erd' und Himmel jubelnd preist,
Die Wachtel, die den Schnitterinnen ruft
Zum Erntefeste, zugehorcht im Geist?

Hast du das Schluchzen einer Nachtigall,
Hast des Zaunkönigs Zirpen du gehört?
Hat eines Murmelbächleins Wasserfall
Den Frieden deiner kleinen Brust gestört?

Hat dir ein sanfter Wind der Fiedel Sang
Vom Kirchweihtanze leise zugeführt,
Hat Hirtenflötenton, der Waldhornklang
Des „Jägers aus Kurpfalz" dich so gerührt?

Hast du des Mühlrads Rauschen in dem Thal
Vernommen, „wo man nichts als Liebe mahlt",
Sah'st du die Wiese, die bei'm Morgenstrahl
Der Sonn' im Perlenthau erblitzt und strahlt?

Sind's Veilchendüfte, ist's der würz'ge Hauch
Der Maienglöcklein, was dich hat berauscht,
Sah'st du „Vergißmeinnicht" zu tief in's Aug'?
Hast „deutscher Eichen Flüstern" du gelauscht?

Hast du im Traum die Elfen, so dein Nest
Umtanzten einst im Buchwald an der Rhön,
Hast den Waldmeister du zum Hochzeitsfest
Mit seiner Braut, der Rebe, ziehen seh'n?

Ach, nichts von Alledem! Kein deutscher Spatz
Gilbcht hier dich an, und Niemand lauschet dir;
Du armes Ding, du singst nur für die Katz',
Die schier dich fressen möcht' vor Liebesgier.

Der Mockingbird, der Spötter aus dem Süd,
Im Käfig dort, nur kreischt und schreit dir zu,
Er ahmt nicht, spottet nach nur deinem Lied
Aus Neid, weil er's so gut nicht kann wie du.

Ja, von den Deutschen hinter'm Bier sogar
Wirst du ob deiner „Grünheit" ausgelacht.
Spricht einer: „Dieser schwarze Narr
Schafft für sein Board bei Tag und selbst bei Nacht.

Wo nimmt er nur die Zeit zum Fressen her?"
„Und wo zum Trinken erst?" ein andrer schreit.
Ein dritter ruft: „Wenn ich der Vogel wär',
Ich wollte euch was — pfeifen — allezeit."

Und Gläserklirr'n, Gelächter übertönt
Unpatriotisch deinen Waldgesang,
Zum Dank für deinen Fleiß wirst du verhöhnt —
Und noch dazu in englisch-deutschem Slang.

Dir geht's wie's andern Schwarzen einst erging,
Die man — um's Geld — im heißen Afrika
Mit List und Hunden hetzte, stahl und fing
Und dann verkaufte nach Amerika,

Um hier in Knechtschaft einem fremden Herrn
Zu dienen für der Atzung kargen Lohn,
Und, freundlos und der theuren Heimath fern,
Zu tragen kalter Menschen Spott und Hohn. —

Doch das ist jetzt vorbei; die schwarze Brut,
Sie ist jetzt frei. Das gute, ew'ge Recht
In hunderttausend Bleichgesichter Blut
Hat sich gerächt am frevelnden Geschlecht.

Auch für die Schwarzen kam der Freiheit Tag.
Und jeder lunzt jetzt, spielt und singt und tanzt
Und schafft, den Weißen gleich, so viel er mag:
D'rum, Schwarze, mach es auch so, wenn du kannst.

Schaff' nicht zu viel und mache dir's bequem,
Nimm dir zum Essen Zeit und kühlen Trunk;
Acht Stunden, nach dem neueren System,
Für eines Tages Arbeit sind genung.

Und werde praktisch — laß den süßen Kram,
Sing' nicht von Herz und Schmerz und solchem Tand,
Wir lieben solches Zeug nicht, sind ihm gram,
Wir sind ein praktisch Volk im freien Land.

Sing' nicht vom Fliederbaum, sing' uns vom Stump,
Sing' nicht vom Waldesgrün, vom Greenback sing',
Denn dann versteht dich Gentleman und Lump,
Und Alles lauscht dem kleinen, schwarzen Ding. —

Doch sollte Nachts um zwei noch ganz allein,
Wenn Alle fort, sich ein Reporter nah'n,
Um nach des Tages Müh'n sein müd Gebein
Mit kühlem Gerstensaft zu stärken: dann —

Dann sing' ihm deine schönsten Lieder all,
Sing' ihm die ganze deutsche Litanei
Vom Haidenröslein und Frau Nachtigall,
Von der Prinzessin Ilf' und Lorelei —

Und anderm solchen Zeug, — auf daß er nicht
Von Selbstmord träum' und Coroners Inquest,
Von Mord und Todtschlag, Polizei-Gericht,
Von Picnic-Keilen, Puffs und all' dem Rest

Der local items: sondern daß er nur
Vom „Fuhrmann's Wirthshaus" träum' „am Rheine dort",
Vom Mühlbach, Drachenfels und von der „Flur,
Wo wir als Knaben spielten" — und so fort.

Vom „Jägerhäuschen" auch „am Waldessaum"
Und Allem, „was stolziert in grüner Tracht"
Et cæteris — Nun, Amsel, gute Nacht!
Schlaf' wohl, und träume selbst denselben Traum!

Trinklied. (1870.)

So laßt nach leid'gem deutschen Brauch
Die Gläser laut erklingen,
Und sollen sie in Scherben auch
Zehntausendfach zerspringen!
Das Reich des Louis Napoleon
Liegt heut' ja auch in Scherben,
Und zu dem schönsten Stück davon
Sind lachend wir die Erben.

Nicht Allen freilich lacht das Herz
So froh wie unsres heute.
Gar mancher deutschen Mutter Schmerz
Mischt sich in unsre Freude;
Doch weg damit! Was liegt daran!
Macht euch doch keine Sorgen!
Pah! einmal müssen wir auch dran,
Sei's heute oder morgen.

Sei's morgen, doch nur heute nicht!
Heut' wollen wir noch trinken,
Bis daß erlischt des Mondes Licht,
Und bis die Sterne sinken.
Sind doch am deutschen Himmel jetzt
Uns Sterne aufgegangen,
Die bis zum allerletzten Letzt
Dort glänzend werden prangen.

Stoßt an! Die edle deutsche Brut,
Die Tapfern sollen leben,
Die frei ihr bestes Heldenblut
Für Deutschland hingegeben.

Die unverzagt und löwenkühn
Den tapfern Feind bezwangen,
Und — uns zum Spaß — zuletzt auch IHN
Sammt seinem Heer gefangen.

Entblößt das Haupt und schwenkt den Hut,
Ein Hundsfott, wer sie tadelt,
Sie, die durch ihren Heldenmuth
Das deutsche Volk geadelt!
Sie sollen dreimal leben hoch
Durch alle deutschen Lande!
Stoßt an! Trinkt aus! Es lebe hoch
Die ganze „deutsche Bande"!

Wilhelm Rothacker.

In Engen, Baden, 1828 geboren, studierte er in Freiburg und Tübingen Literatur und Aesthetik, betheiligte sich 1848 an der revolutionären Bewegung, floh nach der Schweiz und kam 1850 nach den Ver. Staaten. Hier war er an verschiedenen Zeitungen in Pittsburg und Cincinnati thätig, redigierte später die „Turnzeitung" in Dubuque und starb in bedrängten Verhältnissen am 25. November 1859 zu Cincinnati.

„Hinterlassene Schriften von Wilh. Rothacker", Cincinnati 1860.

Die Menschenrechte.

Mit blankem Schwert und scharfer Lanze,
So tret' ich in die Wahlstatt ein;
Ich ring' nicht nach dem Lorbeerkranze,
Und doch muß brav gestritten sein.
Es liegt so Vieles noch im Argen,
Noch strahlt er nicht, der Menschheit Stern,
Weil stets sie den Betrug verbargen
Von der Tribün' und Preß' die Herr'n.

Zertreten kauern Nationen,
Die Erde liegt ein ödes Feld,
Und doch ließ' sich so herrlich wohnen
Auf dieser weiten, schönen Welt.
Die angebornen Menschenrechte,
Sie griffen nirgends, nirgends Raum;
Triumphe feiert nur das Schlechte
Und Freiheit ist noch stets ein Traum.

Kaum daß die Väter blutig sanken,
Zu werben uns ein besser Loos,
So bauen wir uns neue Schranken
Und ziehen den Verrath uns groß.
Noch gilt es d'rum ein schweres Ringen,
Denn die Gemeinheit ist so stark,
Und ach! die Dummheit schwer zu zwingen —
Es kostet unser bestes Mark.

Doch keck voran mit hellem Schilde
Und Wahrheit als Palladium;
Ist auch noch spärlich unsre Gilde,
So ist doch groß des Kampfes Ruhm.
Voran, und nieder rings die Lüge,
Gehandelt und nicht feig geklagt!
Welch bessern Spruch mein Banner trüge,
Als Hutten's Spruch: „Ich hab's gewagt!"

Niklas Müller.

Geboren am 15. November 1809 in Langenau bei Ulm als Kind einer armen Handwerkersfamilie, besuchte er die Dorfschule und las dabei sehr viel, wurde Buchdrucker und machte als solcher eine ausgedehnte Reise. Das Sturmjahr 1848 zog ihn mit in die Wogen der Revolution; er mußte flüchten und lebte längere Zeit im Exil in der Schweiz. Im Jahre 1853 wanderte er nach New York aus, wo er zuerst als Setzer in verschiedenen Buchdruckereien arbeitete, sich aber bald ein eigenes Geschäft gründete. Er starb nach kurzem Krankenlager am 15. August 1875.

„Lieder", Stuttgart, J. G. Cotta, 1837. „Neuere Lieder und Gedichte", New York 1867. Seine übrigen Gedichte, die er eben herausgeben wollte, als der Tod ihn hinwegriß, erschienen meist im Sonntagsblatt der „N. Y. Staatszeitung".

Klage des Freiheitskämpfers.

O strenge Göttin, hör' mein Klagen
Und neige willig mir dein Ohr;
Der deine Fahne lang getragen,
Er stellt sie wieder vor dein Thor.
Der Jugend freudenvolle Tage
Hab' ich, o Freiheit, dir geweiht,
Wenn Andern bei dem Festgelage,
Bei Tanz und Spiel hinfloh die Zeit.
Die Lust, im Kleide bunt von Farben,
Sie winkte mir und Ehr' und Gold.
Mich lockten Reichthums goldne Garben,
Fortuna lächelte mir hold.
Ihr Füllhorn, voll des reichsten Glückes,
Die Göttin goß es vor mir aus:
Ich sah auf dich und wies zurück es,
Gekränkt verließ sie drauf mein Haus.
Was galtst du mir! du ließ'st mich dürsten,
Stets floh dein Kelch vor meinem Mund,
Aus Deutschland trieb mich fort der Fürsten
Und aus der Schweiz des Volkes Bund.
Schon manches Auge sah ich brechen
Noch einmal glänzend vor dem Tod
Und hört' die Märtyrer noch sprechen
Vom nahen Freiheitsmorgenroth.
O Täuschung! Sie sind hingefahren,
Wohl fanden ihre Freiheit sie:
Ich bin ergraut schon vor den Jahren,
Doch dich, o Göttin, sah ich nie.
„Nach Westen flieht die Weltgeschichte!"
So lautete des Sehers Wort;
Nach Westen zog ich, mit dem Lichte
Der Sonne wandernd zog ich fort.
So kam auch ich mit manchen Braven
In's Land des edlen Washington —
Den Fuß im Nacken seines Sclaven,
Sprach dir der freie Bürger Hohn.
Die Freistatt hab' ich zwar gefunden,
Vor den Bedrängern fand ich Ruh,
Doch schmerzen noch die alten Wunden —
O Statt der Freiheit, wo bist du?

Hoboken Spatzenlied.

Gestern ließ ich mich verlocken,
Summ summ, summ summ, summ summ, summ!
Hinzugehen nach Hoboken;
Summ summ, summ summ, summ summ, summ!
Und was glaubt ihr, das ich sah?
Einen Landsmann fand ich da.

Als in Otto's Cottage-Räumen,
Summ summ u. s. w.,
Unter den Kastanienbäumen,
Summ summ u. s. w.,
Etwas zu mir nehmen will ich,
Hör' ich rufen: „Zwillich, zwillich!"

Als ich hörte diese Laute,
Kaum ich meinen Ohren traute;
Und ich blickte nach dem Platz:
Droben saß ein deutscher Spatz.

Diese Töne, die verwandten,
Aus den deutschen Vaterlanden,
Sie entzückten mich so sehr;
Spatz, wie kommst denn du hierher?

Als die Raupen, gottvergessen,
Haben Alles aufgefressen;
Und da fingen sie uns ein,
Brachten uns zu euch herein.

O, wie ließ ich mir's da schmecken,
Nach der Seefahrt Angst und Schrecken:
Alle Tag' ein frischer Schmaus;
So gut lebt' ich nie zu Haus.

Und wie geht dir's seither, Schlingel?
Lebt dein Weib, der holde Engel?
Deine Kinder, damals klein,
Müssen jetzt erwachsen sein.

Hab' zwei Töchter und drei Söhne;
Alle bringen ihre Löhne
Jeden Samstag mir nach Haus;
O, ich mache ganz gut aus.

Ei, das freut mich ganz entsetzlich,
Und mir wird zu Muth ganz spätzlich;
Aber sag' mir, altes Haus,
Machst du nicht bald wieder 'naus?

Nun bringst du mich doch zum Lachen;
Warum soll hinaus ich machen?
Hier bekomm' ich Haus und Lot,
Draußen schießen sie mich todt.

Hast ganz recht, mein alter Knabe,
Bleib nur hier bis zu dem Grabe.
Greenwood ist ein großer Platz,
Da hat auch noch Raum ein Spatz.

Mein Serail.

Nun tretet in mein Serail:
Ich zeig' euch meine Frauen —
Doch ist kein Theil von ihnen feil;
Ihr dürft sie nur schauen,
Auf ihren grünen Auen.

Wie sind so hold die Frauen mein!
Sie sind vom reinsten Adel.
Ihr Kleid, so fein, ist immer rein,
Gemacht ganz ohne Tadel,
Doch ohne Zwirn und Nadel.

Seht Rosa hier im Sammetkleid;
Das kommt nicht aus der Mode.
Sie trägt's in Freud, sie trägt's in Leid
Und trägt es bis zum Tode,
Das schöne Kleid, das rothe.

Dort Lilie, so weiß wie Schnee,
Von keiner Schuld beflecket.
Das kleinste Weh in ihrer Näh'
Gleich ihre Theilnahm' wecket —
Von Thränenthau bedecket.

Im bunten Kleid mit langem Schweif
Zeigt sich Prinzeß Tulpine,
Ist etwas steif und trägt den Reif
Von ihrer Krinoline
Mit fürstlich stolzer Miene.

Gewaschen frisch im Morgenthau,
Mit lieblichem Gesichte,
Mit Aeuglein blau, gar hold zur Schau,
Im hellen Morgenlichte,
Blühn die Vergißmeinnichte.

Noch stehen viele rings umher,
Voll Duft auf Mund und Wangen.
Es fällt mir schwer, zu nennen her
Sie alle, nach Verlangen,
Die hier in Schönheit prangen.

Doch noch die allerliebsten — wart! —
Verstecken sich am Lädchen,
Ganz klein und zart in ihrer Art:
Das sind wohl die Resedchen —
Bescheidne, sanfte Mädchen.

Gustav Wilhelm Eisenlohr.

Geboren am 18. Mai 1811 in Lörrach, Baden, studierte er Theologie in Halle und Heidelberg, wurde Pfarrer in Emmendingen und Vorstand der höheren Töchterschule, betheiligte sich an den Kämpfen der achtundvierziger und neunundvierziger Jahre und wurde infolge dessen des Hochverraths angeklagt. Nach Amerika begnadigt, landete er 1850 in New York, wurde Prediger in Neu-Braunfels, Texas, und 1857 in Cincinnati an der deutschen St. Paulusgemeinde, welche Stelle er bis 1887 inne hatte. Er begab sich dann nach Dallas, in Texas, wo er am 19. November 1881 starb.

„Christliche Lyra", Freiburg 1839. „Todtenkränze", 1848. Seine übrigen Gedichte erschienen in den von ihm über 20 Jahre lang redigierten „Protestantischen Zeitblättern". Uebersetzung Petrarca's im Manuskript.

Friedrich Hassaurek.

Geboren am 9. Oktober 1832 zu Wien, besuchte er das dortige Gymnasium, das er eben absolviert hatte, als die Revolution von 1848 ausbrach. Er betheiligte sich an derselben, wurde im Straßenkampf verwundet und wanderte 1849 nach den Ver. Staaten aus, wo er sich in Cincinnati niederließ. Hier gründete er ein eigenes Blatt, den „Hochwächter", verkaufte dasselbe aber 1857, um sich der Advokatur zu widmen. Dabei betheiligte er sich in hervorragender Weise am politischen Leben und ging, von Präsident Lincoln ernannt, als Gesandter nach Ecuador. Im Jahre 1865 resignierte er und, nach Cincinnati zurückgekehrt, übernahm er die Redaktion des „Volksblatt", dessen Haupteigenthümer er wurde. Er starb am 3. Oktober 1885 in Paris.

„Hierarchie und Aristokratie", Roman, 1855. „Das Geheimniß der Anden", Roman, aus dem Englischen in's Deutsche übersetzt von C. A. Honthumb, 1879. „Welke Blätter und Blüthen", Gedichte, Cincinnati 1877.

Stachelbeeren.

Es wachsen am Strauche der Liebe
Die Beeren der Wonne und Lust;
Doch zerfleischen die scharfen Stacheln
Die arme verwundete Brust.
Es pflücket Keiner die Beeren,
Den der spitzige Stachel nicht sticht;
Doch Mancher stirbt an den Stacheln,
Bevor die Beeren er bricht.

In fünfzig Jahren ist Alles vorbei.

Was grämst du dich, verliebter Esel,
Daß dich nicht mag die schöne Kunigunde?
In weniger als fünfzig Jahren
Hat sie nicht einen heilen Zahn im Munde.
Triefäugig und die Stimme kreischend,
Siehst du sie keuchend wackeln an der Krücke;

Ist dies das Bild, das dich entzückte
Und unentbehrlich war zu deinem Glücke!
Wozu der Gram, der das Herz dir vergällt?
Voll schöner Mädchen ist die Welt.
In fünfzig Jahren ist's einerlei;
In fünfzig Jahren ist Alles vorbei.

Was läßt du dich vom Ehrgeiz plagen,
Um dir das bischen Leben zu verleiden?
Was hilft's, dem Schatten nachzujagen
Und Haß und Neid zu ernten, statt der Freuden?
Ob du geglänzt hast und gerungen,
Wer fragt darnach heut' über fünfzig Jahre?
Was hilft dir dann das Lorbeer-Unkraut,
Wenn man dich ausstreckt auf der Todtenbahre?
Es kommt die Zeit — da kräht kein Hahn
Nach Allem, was du hier gethan.
In fünfzig Jahren ist's einerlei;
In fünfzig Jahren ist Alles vorbei.

Was willst der Welt dein Glück du opfern,
Verdammen dich zu freudlosem Entsagen,
Um scharfen Zungen auszuweichen
Und Rechnung jedem Vorurtheil zu tragen?
Kalt geht die Welt an dir vorüber,
Fragt nicht darnach, was du ihr preisgegeben,
Ahnt nicht einmal, daß ihretwegen
Du dir verbittert hast das kurze Leben.
D'rum zitt're nicht vor dem Urtheil der Welt,
Thu', was du für Recht hältst und was dir gefällt.
In fünfzig Jahren ist's einerlei;
In fünfzig Jahren ist Alles vorbei.

Und wenn das Schicksal dich verfolgt,
Wenn dich entnervt das ewige Mißlingen,
Wenn trotz der Unerreichbarkeit
Des Ziels du doch verurtheilt bist, zu ringen;
Wenn zu dem Unglück des Entsagens
Sich auch noch bitt're Leiden an dich klammern,
Dann magst du, lieber Freund, dich fragen:
Wozu denn das Vergängliche bejammern?
Ein wenig Geduld! Rasch flieht die Zeit,
Nichts dauert eine Ewigkeit.
In fünfzig Jahren ist's einerlei;
In fünfzig Jahren ist Alles vorbei.

Umwölkte Tage.

Gramumflorte Nebeltage,
Wohl und Weh' ist eure Trübe,
Paßt so gut zu meinem Trübsinn,
Paßt zu meiner todten Liebe.

Wenn nur nicht die böse Sonne
Dieses traute Düster störte,
Und dem nachterfüllten Auge
Seinen Thränenflor verwehrte.

Sonne, bist so bitterböse
Mit dem beißend scharfen Lichte;
Spottest nur mit deiner Helle
Meiner düsteren Gedichte.

Mathilde Franziska Anneke.

Sie wurde am 3. April 1817 in Blankenstein an der Ruhr geboren als Kind einer angesehenen katholischen Familie (Giesler), in ihrem neunzehnten Jahre an einen Herrn von Tabouillot verheirathet, ließ sich aber nach einem Jahre von diesem Manne gerichtlich scheiden. Die zwanzigjährige Frau war jetzt auf sich selbst angewiesen und verwerthete daher ihre vielseitige Bildung zur Schriftstellerei, redigierte das „Westfälische Jahrbuch“ unter Mitwirkung von Größen wie Levin Schücking und Freiligrath, schrieb für verschiedene Zeitschriften, darunter auch Gedichte, Novellen, sowie ein Drama: „Dithon oder die Tempelweihe“. Von der revolutionären Strömung ergriffen, heirathete sie im Jahre 1847 den vormaligen preußischen Artillerie-Offizier Fritz Anneke und gründete während dessen politischer Gefangenschaft (1848) die „Neue Kölnische Zeitung“, die bald gerichtlich unterdrückt wurde. Infolge dessen verwandelte sie die Zeitung in eine „Frauenzeitung“, worin sie für Erlangung gleicher Rechte für ihr Geschlecht und für die Rechte der Arbeit kämpfte. Auch diese wurde bald unterdrückt, und da inzwischen die Revolution in der Pfalz und in Baden ausgebrochen war, an der Fritz A. sich betheiligte, so folgte sie Letzterem in den Kampf. Als die pfälzische Revolutions-Armee von der preußischen aus der Pfalz vertrieben wurde, zog sie mit ihrem Manne an der Spitze derselben nach Baden und hielt ihren Einzug in Karlsruhe hoch zu Roß. Auch von hier vertrieben, ging sie mit ihrem Manne erst nach Frankreich und der Schweiz und noch im selben Jahre (1849)



Eduard Dorsch.

nach Amerika, woselbst sie ihre vielseitige schriftstellerische Thätigkeit fortsetzte. Im Jahre 1852 gründete sie die „Deutsche Frauen-Zeitung" in Milwaukee, siedelte mit derselben aber schon im Herbste desselben Jahres nach der Stadt New York, von dort nach Jersey City und später nach Newark über, woselbst auch ihr Gemahl eine politische Zeitung gründete. Als ihre Zeitung aber nach 2 Jahren, hauptsächlich infolge ihrer Erkrankung, einging, kehrte sie nach Europa zurück, woselbst sie von 1860—1865 als Correspondentin des „Belletristischen Journals" von New York und der „Illinois Staatszeitung" von Chicago in der Schweiz lebte. Sie schrieb außerdem mehrere Romane und Novellen, kehrte 1865 nach Amerika zurück und lebte seitdem zumeist in Milwaukee, wo sie eine Privatschule für Mädchen leitete. Sie starb nach schweren Leiden am 25. November 1884. Frau A. war eine der bedeutendsten deutschen und deutsch-amerikanischen Frauen, von edlem Charakter, und hoch erhaben über den englisch-amerikanischen Weiberrechtlerinnen, sowohl an Bildung, als in Betreff der Weite des Gesichtskreises.

„Damen-Almanach", 1842. „Produkte der rothen Erde", 1846. „Das Geisterhaus in New York", Roman, 1863.

Wer eine Harfe sich erkor.

Wer eine Harfe sich erkor,
Dem mag es noch gelingen,
Von Schlossesho f zum Burgesthor
Sich Minne zu ersingen. —

Doch wer auf dunklem Flügelpaar
Des Aars sich schwang zur Sonne,
Sang zu den Sternen hell und klar
Das Lied der eignen Wonne.

Und wer es sang, sein schweres Leid
Aus seines Herzens Tiefen,
Daß Echostimmen nah und weit
Es immer wieder riefen:

Der laß es still verhallend ziehn
In's Meer der Ewigkeiten,
Der mag am letzten Strahl verglühn,
Am letzten aller Zeiten.

Der laß im lauten Katarakt
Und in des Sturmes Wettern
Den letzten und den schönsten Takt
Verrauschen und zerschmettern.

Maitrank.

Jüngst war ich zum Garten gegangen,
Zum duftenden Blüthenhain,
Da hielt die Rebe umfangen
Holdliebchen das Waldmeisterlein.

Sie haben gar heimlich geplaudert,
Ich habe sie doch belauscht,
Sie haben in schwingenden Rhythmen
Sich Küsse um Küsse getauscht.

Sie haben gar lieblich geplaudert
Von künftiger Seligkeit,
Sie haben sich Beide verlobet
Für die lustige Maienzeit.

Sie haben sich Beide vereinigt
Hier unter dem schönen Baum,
Zu blühen, zu träumen, zu lieben,
Zu träumen den Sommernachtstraum.

O still! ja der Frühling will kommen,
Der Rebe ihr Herzblut, der Wein,
Wird dich umfluthen, umrauschen,
Holdseliges Waldmeisterlein.

Eduard Dorsch.

Geboren am 10. Januar 1822 zu Würzburg in Baiern, studierte er in München und Wien Medizin, unternahm längere Reisen durch Frankreich und Oesterreich, siedelte 1849 infolge der Revolution nach den Ver. Staaten über, fristete erst in New York als Correspondent europäischer Zeitschriften sein Leben, wanderte aber bald nach dem Westen und fand in Monroe, Michigan, seine bleibende Heimath. Soweit es ihm eine ausgebreitete ärztliche Praxis erlaubte, betheiligte sich Dr. Dorsch auch von Monroe aus am öffentlichen Leben, lieferte viele Jahre lang Beiträge in Poesie und Prosa für das Sonntagsblatt der „Illinois Staatszeitung", betheiligte sich besonders in den Präsidentenwahljahren 1856 und 1860 mit Mund und Feder begeistert an den politischen Kämpfen und war im Jahre 1860 einer der Lincoln-Präsidentenwahlmänner von Michigan. Später widmete er sich namentlich naturwissenschaftlichen Studien. Wie er in seinen politischen Ansichten

sehr radikal war und sich vielfach zum Sozialismus neigte, so war er auch ein radikaler Freidenker und machte aus seinem Atheismus keinen Hehl. Von 1872 bis 1879 bekleidete er in ehrenvollster Weise das Amt eines Mitgliedes des staatlichen Erziehungsrathes. Er starb am 10. Januar 1887.

„Kurze Hirtenbriefe an das deutsche Volk diesseits und jenseits des Ozeans", 1851. „Parabasen", Milwaukee 1875. „Aus der Alten und Neuen Welt", eine Auswahl seiner Dichtungen, New York 1884.

Als Student in München.

Schnell herab vom Kopf die Kappe! Ein Professor kommt daher,
Langsam, feierlichen Schrittes, und das Haupt gedankenschwer.
Was der arme Mann nur wieder für Gedanken hegen mag?
Kann er gar nichts Beff'res treiben, als zu denken jeden Tag?

„Denken?" fragte der Professor, — Gott! er hat mein Wort gehört! —
„Denken, sagst du, junger Laffe? Glaubst du, ich sei so bethört?
Glaubst du deine Vorgesetzten so im Bund mit Höllenmächten,
Daß du wagst, sie zu verläumden und zu sagen, daß sie dächten?

„Denken! Großer Gott im Himmel! Wie sie schwätzt, die junge Brut!
Ist denn nicht das Denken schon ein Sündigen an Christi Blut?
Ist denn nicht das bloße Denken Sünde schon am heil'gen Geist,
Der ohn' alles unser Denken uns die rechten Pfade weist?

„Auf den mysteriösen Wellen unsres Glaubens hinzuschwimmen,
Auf den Stufen des Gebetes auf zum Thron des Herrn zu glimmen,
Das geziemt dem guten Christen, Rosenkranz und Messe hören,
Aber nicht den Teufel selber durch das Denken zu beschwören.

„Weißt du nicht, daß einst durch Denken Lucifer gefallen ist,
Daß der Höllenwurm des Denkens immer weiter um sich frißt?
Daß du weiter denken müssest, wenn du Einmal nur gedacht,
Bis dein Denken dich zuletzt um deine Seligkeit gebracht?

„Hüte dich, mein Sohn, ja hüt' dich vor dem Denken immerdar!
Komm' herein mit in die Kirche, laß uns beten am Altar,
Daß der Herr uns nicht versuche, daß die höchste Gnade walte
Und den bösen Geist des Denkens ewig uns vom Leibe halte!"

Californien 1849.

Was mir in Deutschland wie ein Märchen klang,
Die Kunde von dem neuen Eldorado,
Das sich empor zum alten Ophir schwang:

Hier ist es Wirklichkeit. Wie der Tornado,
Der Häuser stürzt und Bäume niederbricht,
Heut' über Mezas, morgen über'n Prado

Und durch das Canon freien Weg sich ficht,
So unaufhaltsam stürzt der Menschenstrom
Durch Wälder, wo der Sonne heitres Licht

Noch nie erhellt den weiten grünen Dom,
Durch Steppen, die kein weißer Fuß betreten,
Kaum des Indianers flüchtiges Phantom.

Auf Riesenschiffen, die die Wogen kneten
Zu weißem Schaum, und deren Feuersäule
Gen Himmel droht gleich zornigem Athleten,

Zieh'n sie dahin, geballt in dichte Knäule,
Doch stets bereit, am Ziel sich zu zerstreuen,
Und „Gold! Gold!" klingt ihr gieriges Geheule.

Es reißt der Freund sich los von dem Getreuen,
Verlassen mag die Braut am Ufer klagen,
Dem alten Vater mag der Hunger dräuen:

Nichts hält! — Fort geht's, nach gelbem Koth zu jagen,
In kurzer Frist Reichthümer aufzustapeln
Und mit dem Reichthum Laster heimzutragen. —

Am Strand des stillen Meers, ha! welch ein Zappeln!
Welch ein Gewühl von alt und jungen Thoren
Im Schatten dieser Pinien und Pappeln!

Hier ist ein Platz zum Hafen auserkoren,
Dort soll den Strand entlang die Stadt sich strecken!
Herbei! wer nicht der Erste, hat verloren!

Da spannen sie die Zelte, bunte Stecken
Bezeichnen, wo die Straßen sich vereinen,
Und farb'ge Wimpel weh'n an allen Ecken.

Zwar fehlt's der Stadt an Holz noch und an Steinen,
Doch ist sie fertig aus dem Nichts gesprungen
Und schachert schon im Großen und im Kleinen.

Wer aber weiter in das Land gedrungen,
Der steht im Wasser wohl bis an die Hüfte
Und wäscht, bis ihm der goldne Fund gelungen.

Was kümmern ihn des Lenzes laue Lüfte,
Die bunten Blumen, die am Ufer schwanken,
Und ihm darbieten Farbenglanz und Düfte?

Er wäscht und schaufelt weiter ohne Wanken,
Denn Gold allein ist seines Wirkens Ziel,
Nach Gold nur streben Wünsche und Gedanken.

Jetzt hat er es; sei's wenig oder viel,
Was bleibt ihm übrig, als es zu verschwenden,
Denn nach der Heimath führt so schnell kein Kiel.

Kein Schiff vermag vom Ufer sich zu wenden,
Denn Steuermann, Matrosen, Küchenjungen
Berühren nicht mehr Taue mit den Händen;

Dem engen Schiffsraum sind sie all' entsprungen,
Und in dem Segeltuch, das Wind einst fing,
Wird Californiens goldner Staub geschwungen.

Da ist kein Stand zu hoch und zu gering,
Der sich der Schaufel schämte, um zu graben,
Der nicht um Gold durch Koth und Wasser ging'.

Der bleiche Greis wetteifert mit dem Knaben,
Das Weib mit dem vom Sturm gebräunten Mann,
Das Losungswort ist: „Haben! Haben! Haben!"

Wer aber hätte je genug, und wann?
Es zu verdoppeln muß der Würfel kreisen,
Dem nie ein Goldbegieriger entrann.

Und wem das Glück lacht, den bedroht das Eisen;
Ein Mörder lauert hinter jeder Hecke,
Sein Recht auf Gold mit Kugeln zu beweisen.

Und ist's dies nicht, so steht an jeder Ecke
Das Laster mit verführerischen Wangen,
Daß es die Lust dir nach Verbot'nem wecke.

Nur eines Winks bedarf's, du bist gefangen
Und in den Schooß der Dirne fließt das Gold,
Um das du seufztest Jahre lang mit Bangen.

Das ist das Bild vom Eldorado. Hold
Und lockend ist es nicht für Jedermann,
Nicht für den Sänger, der nicht dient um Sold.

Und doch was Tugend nicht und Weisheit kann,
Das kann das Gold; drum sprechet ihm nicht Hohn;
Es führet aus, was manch ein Weiser sann,
Und bricht die Bahn der Civilisation.

Was ist die Liebe?

Die alte Frage, was die Liebe sei,
Stellst du an mich? Mein Kind, was soll ich sagen?
Soll wiederkäuen ich den alten Brei
Von den zwei Herzen, die zusammen schlagen?
Von den zwei Seelen, draus, me Hercule!
Nur Ein Gedanke springt? Wie abgedroschen!
Giebt's denn, zu preisen die Urewige,
Kein Bild, deß Farbenpracht noch nicht erloschen?

Doch halt! ich weiß jetzt, was sie ist, mein Lieb!
Sie ist ein Heimweh! Wenn du mir so ferne,
Fühl' ich der Sehnsucht immerwachen Trieb,
Wie wohl im Blau ihn fühlen Zwillingssterne.
Sie ist ein Heimweh nach dem Paradies,
Aus dem der Mensch, der je gedacht, vertrieben;
Wer hinter sich der Kindheit Unschuld ließ,
Dem ist die Liebe übrig nur geblieben.
Ein Heimweh ist sie! Wenn du bei mir bist,
Bin ich daheim, im Herzen süßen Frieden;
Fern in der Welt tost wohl der Bruderzwist,
Wir aber sind weltweit davon geschieden.

Hast du nicht schon gehört, daß man dran stirbt,
Am Heimweh, wie man stirbt an heißer Liebe?
Sieh, wenn um Seele so die Seele wirbt,
Das ist die Flucht nur aus dem Weltgetriebe:
Die Flucht zur Heimath, wo die Schmerzen flieh'n,
Wo alle Wunden, auch die schlimmsten, heilen,
Wo jeder Irrthum milde wird verzieh'n
Und selbst in's Elend sich zwei Sel'ge theilen.

Zwei Liebende.

„Nur schnell, schnell, Doktor! noch sind sie nicht kalt,
Vielleicht sind sie vom Schlimmsten noch zu retten,
Daß solch ein Unglück nicht wie mit Gewalt
An meine Bude sich vermag zu ketten!"
So schrie mir zu der Meister vom Hotel,
In das ein Kellner eilig mich gerufen,
Als auf der Treppe, welche nicht gar hell,
Ich stolpert' über nicht geseh'ne Stufen.

Ich trat in's Zimmer. Auf dem Bett, umringt
Von der Bedienten neubegier'gem Schwarme,
Lag still ein Paar, deß Seelen wohl beschwingt
Schon schwebten über jedem Menschenharme.
Ein Lächeln lag auf ihrem Angesicht,
Noch hielten sie mit Armen sich umschlungen,
Als hätten, scheidend von der Sonne Licht,
Zu einem Sieg sie sich emporgerungen.

Doch war's zu spät. Die Herzen standen still,
Der Augen Glanz war trüb schon und gebrochen,
Und doch schien nur ein liebliches Idyll
Von einem Blitzstrahl plötzlich unterbrochen.
Zwei Särge nur, jedoch in Einem Grab,
War Alles, was die Todten jetzt noch brauchten;
Kein Priester! da den Segen Liebe gab,
Als in dem letzten Kusse sie verhauchten.

Was aber war's, das in den Tod sie trieb?
Sie sah'n nicht aus, als drohte Mangel ihnen,
Sie waren alt, doch hatten sie sich lieb,
Das zeigten noch die stillzufriednen Mienen.
Ja, nöthig war es nicht, daß sie den Tod
Gewaltsam selber an das Lager riefen;
Nur wen'ge Jahre noch, und ohne Noth
Kam ja die Zeit heran, daß sie entschliefen.

Wer löst dies Räthsel? Ach, ein Räthsel ist
Das stille Brüten solcher Menschenseelen,
Und wer es nach dem eignen Maße mißt,
Kann wider Willen weit den Weg verfehlen.
So wunderbar verflicht oft das Geschick
Des Engels Leben mit dem Loos des Narren,
Daß selbst der Denker mit dem klaren Blick
In einen finstern Abgrund meint zu starren.

Hier fanden wir die Lösung. Eingenäht
Trug auf der Brust der Mann ein Tagebüchlein;
In Versen war's und wie aus Pietät
Noch eingeschlagen in ein seiden Tüchlein.
Das Tüchlein stammte noch aus einer Zeit,
Da sie getrennt weit von einander lebten;
Sie hatt' es ihm an jenem Tag geweiht,
Als böse Menschen sie zu trennen strebten.

Klein war die Gabe, doch wie hoch er sie
Gehalten, sprach er aus in vielen Liedern,
Als sein Besitz nur in der Phantasie
Und er zu fern, die Gabe zu erwiedern.
Die Namen? Ja, wir fanden beide auch,
Doch da sie unbekannt dahingefahren,
Verrathe auch von mir kein leiser Hauch,
Weß Landes Kind und welchen Stamms sie waren.

In ihrer Jugend hatten sie wohl schwer
Gekämpft mit Jenen, die sie sich nicht gönnten,
Sie aber wollten ringen um so mehr,
Auf daß sie früher sich vereinen könnten.
Doch was sie litten, schrieben sie nicht auf,
Nur klingt es leis aus seiner Lieder Zeilen;
Sie nahmen Menschenhaß mit in den Kauf
Und wußten ihm sein Maß auch zuzutheilen.

Den Beiden war die Locke schon ergraut,
Als endlich sie das Glück zusammenführte
Und ihnen, die der Treue fest vertraut,
Der Liebe Gluth zu hellen Flammen schürte.
Da sie nicht sorgen mußten um das Brod,
So sorgten sie nur, ihre wen'gen Tage
Zu schmücken mit der Freude schönstem Roth,
Um dann zu ruh'n in Einem Sarkophage.

Sie reisten fröhlich auf und ab den Rhein
Und weilten liebend an den schönsten Plätzen;
Sie kehrten in der blauen Grotte ein,
Gesättigt von Italiens Wunderschätzen.
Das Leben kosteten sie in Paris
Und fanden's schaal und gingen in die Wüste,
Und da in ihnen selbst ihr Paradies,
Vergnügte sie auch Syriens öde Küste.

Als sie die Herrlichkeiten all gesehn,
Die Welt nichts weiter ihnen konnte bieten,
Beschlossen sie der Heimath zuzugehn
Und wegzuwerfen dieses Lebens Nieten.
War des Genusses Fähigkeit vorbei?
Befürchteten Beschwerden sie vom Alter?
Bedrohte Armuth sie? Was es auch sei,
Die Menschenraupe wollte werden Falter.

Was braucht's dazu? Zwei Tropfen sind genug,
In einem Glase Wein kann man sie nippen,
Und lächelnd küßt der ew'ge Schlaf im Flug
Die müde Seele von den heißen Lippen.
So hatten sie gethan. Kein Kampf, kein Schmerz
Vergällte ihnen mehr die letzte Stunde;
Sie starben wie sie lebten, Herz an Herz,
Und segnend ihrer Liebe süße Wunde.

Und Alles hatten sie vorausbestellt;
Die Särge kamen und der Todtenwagen,
Und auf dem Tisch lag eine Rolle Geld,
Die Schuld an Wirth und Alle abzutragen.
Ein Zettelchen bat ihm die Mühe ab
Und sprach die Bitte aus, sie nicht zu trennen;
Kein Priester solle sprechen auf dem Grab
Und keine Zeitung ihre Namen nennen.

Vergessen wollten sie für immer sein
Von Allen, denen je sie nah gewesen,
Selbst auf dem Grabe sollte nie vom Stein
Ein Wandrer ihre dunklen Namen lesen.
Und so geschah's. Nur Wen'ge gingen mit,
Als man zur ew'gen Ruhe sie getragen —
Wer aber, der dies liest, wird ihren Schritt
Mit eif'ger Lippe zu verdammen wagen?

Die Steinaxt.

Seit Langem, Liebchen, warfst du keinen Blick
Auf meine Sammlung alter Raritäten,
Obgleich mir zugebracht ein gut Geschick
So Mancherlei aus allen Fakultäten.
Von all' den wunderlichen Dingen aber,
Gerafft aus der Natur geheimstem Schrein,
Bei der Korallen Riesenkandelaber,
Bei Ammonshörnern, Muscheln, Enkriniten,
Und jenen asselgleichen Trilobiten,
Bezeichn' ich dir nur einen schwarzen Stein.

Schau dorthin! Siehst dem Steine du es an?
Er ist der Grundstein unsrer heut'gen Größe;
Die glatte Steinaxt aus Obsidian
That mehr als nur die Pflicht im Schlachtgetöse.
Der sie zuerst geformt, war ein Genie,
Wie größ'res keines noch gelebt auf Erden,
Denn erst durch ihre Gunst, wie durch Magie,
Vermochte aus dem Thier ein Mensch zu werden.
Roh war sie erst, aus Kiesel, Feuerstein,
Sie hatte eine sägenförm'ge Schneide,
Und blieb für tausend Jahre wohl allein
Des einst'gen Mannes theuerstes Geschmeide.
Weit vorgerückt schon war er in Kultur,
Und weiter schon geworden an Begriffen,
Als er beschloß, zu bessern die Natur,
Und sieh! es ward die erste Axt geschliffen.
Der Feuerstein ward unnütz; der Granit
Und der Obsidian ertrug das Schleifen,
Und weiter ging der Mensch noch einen Schritt,
Er bohrt' ihn an, um drein den Stiel zu steifen.

Der Träger meiner Axt ging nicht so weit;
Mit Stricken noch mußt' er den Stiel befest'gen,
Und schwach bewehrt war er in jener Zeit
Zum Kampfe mit des Waldes wilden Bestien.
Noch siehst du an der Axt die tiefe Kerbe,
Die einst dem Strick gab Sicherheit und Haltung —
O lehrte uns doch eines Topfes Scherbe
Auch dieser Menschheit mälige Entfaltung! —

Am Mississippi war's, am Riesenstrom,
Wo ich am Strand die Axt einst aufgelesen,
Die mir für jene Rasse ein Diplom
Des Menschenthums, des ringenden, gewesen.
Vielleicht trug sie ein Bruder des Skeletts,
Das so tief lag im Mississippischlamme,
Daß es nach waltendem Naturgesetz
Wohl zwanzigtausend Jahre schlief im Damme.

Wohin ging diese Rasse? Aehnlich war
Sie nicht den Wilden dieses Continents,
Den jetzt der Weiße — auch noch ein Barbar —
Vom Boden tilgt mit strenger Consequenz.
Zog sie nach Süden? Baute sie vielleicht
Die Tempelpracht von Urmal und Palenque,
Wie ihr Gebein in alten Hügeln bleicht
An des Ohio wald'gem Thalgesenke?
Wer löst uns diese Frage? Wie der Wind,
Der über ihrem Staub die Blätter schüttelt,
Floh sie dahin, stumm für das Enkelkind,
Das am Geheimniß ihrer Gräber rüttelt.

Doch still davon! Wer auch die Art gemacht,
Gleichviel, wer sie im Kampf um's Dasein schwang,
Sie zeigt, daß unser Vorfahr auch gedacht
Und fortgestrebt hat, preist ihn auch kein Sang.
Schau nicht verächtlich drum auf seiner Hand
So unbeholfen Werkzeug! Hätten Ahnen
Gewuchert nicht mit ihrem Grau Verstand,
Sie hätten uns den Weg nicht können bahnen.
Nicht hätt' sich Stein an Stein gefügt cyklopisch,
Um längst versunk'ne Städte zu erbauen,
Noch heute könnten wir nicht mikroskopisch
Des Künstlers Alabasterblock behauen.
Durch den Genieblitz, der mit Schlag und Hieb
Zur Art den Kieselstein versucht' zu formen,
Erstand der jungen Menschheit Schaffungstrieb
Und zog die Kunst die Grenzen sich und Normen.
Er drückt den Meißel in des Künstlers Hand
Und schuf der Götter dräuende Gestalten,
Wie er zum Menschenbrauch zusammenband
Des Weltalls urdämonische Gewalten.

Die Art, die heute schwingt der Pionier,
Wie ähnlich ist sie dieser, wenn auch Eisen!
Und nöthig war die Steinart, um auch dir
In neuer Welt den Wohnplatz anzuweisen.
Schwer ist es, den Zusammenhang zu sehn,
Der uns mit der Vergangenheit verbindet,
Und doch kann Alles Schritt vor Schritt nur gehn,
Weil Wirkung sich nicht ohne Ursach' findet.
Wenn wieder du in deinen Spiegel blickst,
Vergegenwärt'ge dir das Weib des Ahnen,
Der diese Steinart schwang! Auch du umstrickst
Nicht zärtlicher den Nacken des Germanen,
Als es das Weib des Troglodyten that,
Der Mastodon und Megatherium
Mit Urweltsmenschenmuth entgegentrat,
Sie auch wohl fand in Liebe ihren Ruhm,
Mit rauher Sprache hat auch sie vielleicht
Ihm zarte Worte in das Ohr geflüstert,
Und ihm den süßen Beerentrank gereicht,
Wenn Unmuth ihm die niedre Stirn umdüstert'.
Wer weiß, ob Beide eines Tags nicht auch
Vor einer Sammlung Raritäten standen,
Und dran studierten ihrer Ahnen Brauch,
Und sich als klüg're Enkel glücklich fanden?
Mit seiner scharfen Art aus glattem Stein,
Verschmähte wohl die rauhe er von Kiesel,
Und die Genossin hüllte stolz sich ein,
Statt in den Bärenpelz, in's Kleid von Wiesel.

Gleichviel! So hoch wir über sie uns schwangen,
Es lohnt sich doch, zu schau'n auf sie zurück,
Denn sie auch, wenn schon längst dahingegangen,
Sie kannten Menschenleid und Menschenglück.

Traum des Rheins. (1849.)

Ich sah im Traum den deutschen Rhein,
Er schaute traurig vor sich nieder;
Recht tief betrübt schien er zu sein
Und summte längst verscholl'ne Lieder.
Dann sprach er laut: „Durch meine Glieder
Fühlt' ich ein Zucken hin und wieder,
Mir war's, als sei aus langer Nacht
Mein Volk zu neuer That erwacht.

„Das war ein Sturm ringsum im Land,
Wie wenn im Faß die Weine gähren;
So wie die Saat der Freiheit stand,
Versprach sie reiche, volle Aehren.
Doch sollt' mein Traum nicht lange währen:
Ein Berg, so wähnt' ich, wollt' gebären,
Und als die Frucht zu Tage kam,
Da ward die Sonne roth vor Scham.

„Um einen Lappen, schwarz-roth-gold,
Hoch auf dem Thurme zu entfalten,
Hört' ich so manchen Trunkenbold
Gewaltig hohe Reden halten;
Im Uebrigen blieb es beim Alten,
Sie sind zersplittert und zerspalten,
Waiblinger hier und Welfe dort,
Einig und deutsch an keinem Ort.

„Schlaft fort, ihr Helden, die im Dom
Zu Speier ruhen und zu Aachen,
Ich berge mich in meinem Strom,
Es will mein Volk noch nicht erwachen.
Noch läßt's von Fremden sich verlachen,
Noch läßt der Tag sich nicht entfachen,
Der heil'ge Auferstehungstag,
Der es vom Joch befreien mag.

„Noch rufst du nicht zum blut'gen Tanz
Du Fiedel Volkers, die verklungen,
Noch schläfst du fern vom Sonnenglanz,
Balmung, du Schwert der Nibelungen.
Todt liegt der Held, der dich geschwungen,
Die Drachen züngeln unbezwungen,
Und bis ein Rächer dir ersteht,
Noch oft die Sonne niedergeht."

So sprach der Rhein und über'n Strom
Hinschwand sein Bild in Nebelwogen,
Gleich einem riesigen Phantom,
Das warnend durch die Welt gezogen.
Ich aber habe aufgesogen
Die Worte all, die ihm entflogen,
Und leg' sie dir, mein Volk, an's Herz. —
O, wär's statt Worten glühend Erz!

Wunsch.

Laßt meinen Leib von Feuersgluth verzehren,
Wenn ihm entwichen Leben und Bewegung!
Mich schaudert vor der kalten Grabeslegung
Und vor dem Loos, die Würmer nur zu mehren.

Gönnt mir zuletzt des Scheiterhaufens Ehren!
Gleicht doch der Geist auch einer Flammenregung,
Die freudig loht zu hehrer Weltausfegung,
Wenn Uebermuth und Knechtsinn sie versehren

Die Sonne legt allabendlich sich nieder
Auf jenen Brandpfühl, den aus Wolkenroth
Der flieh'nde Tag aufschichtet immer wieder.

Von ihr umleuchtet laßt nach meinem Tod
Von Feuersgluth verzehren meine Glieder,
Daß Gold in Gold mein Leib zum Himmel loht.

Albert Sigel.

Am 13. November 1827 zu Sinsheim bei Heidelberg in Baden als Sohn eines Oberamtmanns geboren, genoß er mit seinem älteren Bruder Franz, dem nachmals berühmt gewordenen General der Unionsarmee, eine vorzügliche Erziehung, besuchte die Gymnasien zu Bruchsal und Karlsruhe, betheiligte sich mit seinem Bruder an der achtundvierziger Bewegung, saß deshalb eine Zeit lang gefangen und begab sich 1853 nach den Ver. Staaten, wo er an Journalen thätig war. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges trat er sofort in die Armee ein, wurde zum Oberst ernannt und machte den ganzen Krieg mit. Später bekleidete er verschiedene politische Stellungen und war zuletzt Generaladjutant von Missouri. Er starb in St. Louis am 13. März 1884.

„Deutscher Geschichtskalender", New York 1854. „Gedichte", St. Louis 1863.

Der Hafen von New York.

Das Meer, es ruht,
Es schimmert die Fluth,
Es trinken die Wellen
Der Sonne Gluth.

Wie flammt nicht der schirmende Riesenteich
Mit schwimmendem Inseln- und Städte-Reich,
Mit der Schiffe ragendem Mastenwald, —
Den kühnen Gegnern der Sturmesgewalt!
Wie malerisch hebt sich aus grünem Grunde
Das Inselufer, das Landhaus, das bunte!
Wie durchrauschen Lüfte das Glanzgefild'! —
O herrlicher Schöpfung bezaubernd Bild!

So schön erhellt,
Reiht Belt sich an Belt
Um die Metropole
Der neuen Welt.

Wie funkeln die Fenster, der Kuppeln Zier,
Die grauen Pfeiler, geformt zum Spalier,
Die hohen Thürme in sonniger Gluth,
Und spiegeln die Schatten in heller Fluth!
Das staunende Auge kann kaum erfassen
Der Schiffe Gewühl, des Häusermeers Massen,
An denen des Abends purpurnes Licht
Mit scheidendem Strahlengebilde sich bricht.

Hier ragt empor
Das steinerne Fort,
Ein drohender Wächter,
Ein Felsenthor.

Die Brandung schlägt rauschend um seinen Fuß,
Doch weht seine Flagge gar trauten Gruß
Dem feiernden Pilger der Wasserbahn
Im räumlichen Fahrzeug, im schwachen Kahn;
Sie begrüßt beim Rauschen der Schaufelschläge
Des Dampfers schmucke Terrassengehege;
Sie begrüßt die geschmeidig flinke Yacht
Mit ihrer phantastischen Flaggenpracht.

In droh'nder Schau
Schwankt dort am Tau
Der stolzen Fregatte
Gewalt'ger Bau.

Wild trotzige Mahnung thut sie uns kund,
Es blitzt der Geschütze verderblicher Mund,
Gerüttelt zur blutigen Meeresschlacht,
Aus höllischer Luken offenem Schacht;
Doch friedlich umflattern und ohne Schreck
Die grauen Vögel das eiserne Deck,
Und sorglos an schwimmender Seebastei
Ziehn die Boote der Kaufmannschaft vorbei.

Ein lieber Gast
Hält dort mit der Last
Die Handelsflottille
In kurzer Rast.

Die Barke schaukelt am sicheren Strand,
Von dem wühlenden Erze festgebannt
Wiegt der Segler, der bald die Küste streift,
Bald wieder dann in den Ozean schweift,
In die Nähe wilder Bananenhaine,
In die Reiche flammender Nordlichtscheine,
In die bläulichen Golfe des Mittelmeers
Zu tauschen die Schätze des Weltverkehrs.

Was aber dort
Im sicheren Port,
Was wollen die Wandrer
Vom fremden Ort?

Was trieb euch aus traulichem Heimathland
Zum schönen, doch liebeskärglichen Strand?
Zwar steht euch der Freude Jubel noch an,
Noch wiegt euch in Hoffnung ein schöner Wahn;
Doch glaubt mir: die Leiden, die ihr ertragen,
Ihr sollt sie nur tauschen mit anderen Klagen;
Wie's aber auch sei, — wir sind euch ja hold,
Nicht kämpft ihr doch fürder um Fürstensold.

Doch schon einher
Zieht der Sterne Heer;
Da zittert ein Donner
Dumpf über's Meer.

Das ist das Zeichen zum Hafenschluß.
Noch wird uns der Sonne verklärter Kuß,
Und schon schwebt aus bergendem Hinterhalt
Der finsteren Schatten Gespenstergestalt,
Leis spielen die Winde im Wogenschaume,
Es neigen sich Berg und Meer zum Traume;
Nur die laute Großstadt der Handelswelt
Wirft leuchtende Scheine zum Himmelszelt.

Hans Hermann Behr.

Geboren 1818 in Köthen, studierte er in Halle, Würzburg und Berlin Medizin, machte dann ausgedehnte Reisen durch Australien, Asien und Afrika, betheiligte sich nach seiner Rückkehr an der Volkserhebung von 1848 und begab sich 1850 über Australien und Manila nach San Francisco, wo er sich dauernd niederließ und als Arzt und Professor am pharmazeutischen Colleg eine rege Thätigkeit entwickelte. Seit einigen Jahren hat er die ärztliche Praxis ganz aufgegeben und bekleidet die Stelle als Custos der Academy of Sciences. Seine Gedichte erschienen in der „Gartenlaube" und anderen Zeitschriften.

Aus wilder Welt.

Der Abend.

Mein Führer der Schatten, mein Obdach der Wald,
Am Quell in der Wildniß mein Aufenthalt.

Dort grast mein Pferd, hier ruhen meine Hunde,
Das Feuer loht, die Flinte lehnt am Stein,
Die Eule ruft, der Schakal macht die Runde,
Die weite Fläche träumt im Mondenschein.

Vorüber ist der Tag mit seinen Gluthen,
Die Jagd vorbei, des Wanderns Lust gestillt,
Und wie der Nautilus auf stillern Fluthen
Treibt jetzt herbei verflossner Tage Bild.

Es war 'mal Abend und — o frommes Zeichen! —
Der starre Tannenbaum trug Frucht und Licht —
Das Mutterauge! — Doch die Träume weichen,
Es winkt ein Stern, der dort durch Wolken bricht.

Und Abend war's, Musik und Kerzenschimmer
Und Festesreigen in geschmücktem Raum.
Sie bot die Hand, ihr Mund sprach: Dein auf immer!
O holdes Wort! — ein Vogel sang im Traum.

Und Abend war's. Die Glocke heult vom Thurme,
Die Trommel wirbelt und das Feuer loht;
Die Salve kracht, der Feind rückt an zum Sturme,
Wie roth die Welt! — Es ist das Morgenroth.

Mein Führer der Schatten, mein Obdach der Wald,
Am Quell in der Wildniß mein Aufenthalt!

Der Morgen.

Im Osten graut es, dort lehnt mein Geschoß,
Die Meute bellt, und es wiehert mein Roß.

Aus blauer Ferne leuchtet's hervor,
Und es hebt sich die Sonn', und sie schwebt empor.

Es funkelt der Strahl, der in Perlen sich bricht,
Und jubelnd begrüßt die Lerche das Licht.

Es schwingen Glocken und Kelche glühn,
Und lange Schatten streifen das Grün.

Und die Schatten fliehn vor dem Morgenstrahl
Und gleiten mit Hast zu Schlucht und Thal.

Es tanzt mein Roß, und die Meute bellt
Wie frisch ist der Morgen, wie weit ist die Welt!

Im deutschen und im fremden Wald.

Wie ist der deutsche Wald so schön,
Der Buchenhain an Bergeshöhn,
Der starken Eiche Stolz und Macht,
Der schlanken Birke Wipfelpracht,
Wie rauscht es in den Kronen stolz,
Wie flüstert's hold im Unterholz,
Wie rinnt so hell
Der muntre Quell,
Und hüpft aus Waldesdunkel
Mit Murmeln und Gefunkel!

Wie traurig ist der fremde Wald,
Wie öde, still und ungestalt
Das starre Laub am fremden Holz,
Das ist zum Flüstern viel zu stolz,
Das hat nicht Worte, heimisch traut,
Das knarrt und klappt in fremdem Laut.
Und schwarz und schwach
Schleicht dort der Bach,
Umstrüppt von Reis und Dorne,
Aus schlammgefülltem Borne.

Wie bist du deutscher Wald so schön,
Du heil'ger Wald im Frühlingswehn,
Wenn es in allen Wipfeln schallt
Von Liebeslust und Lenzgewalt,
Von Finkenruf und Amselschlag,
Von Stimmen all im Blätterdach!
O Wiederhall
Im Waldessaal,
O grüne Wipfellieder,
Wie traut tönt ihr hernieder!

Beim Finden eines Veilchens in Australien.

Sei mir gegrüßt am steilen Felsenhange,
Du zarte Blüthe aus dem Heimathland!
Ich drücke dich in meiner Sehnsucht Drange
An Mund und Brust, du Wiedersehenspfand.

Schon lange schweift mein Fuß in toller Irre
Von Wald zu Wald, von Hang zu Hang,
Bis er durch fremder Formen wüst Gewirre
Zu dir und in dein stilles Felsthal drang.

Und augenblicklich ist's wie Heimathlieder,
Wie fremdes Grüßen und der Mutter Kuß,
Und längst vergess'ne Zeiten kehren wieder,
Im Eukalyptus rauscht's wie Eichengruß.

Nun gehst du Heimathsbote unter Palmen
Mit über's blaue Meer zum trauten Nord
Und flüsterst Schwesterblüthen unter Halmen
Von Südens Wundern leise Blumenwort.

Friedrich Lerow.

Am 29. Januar 1827 in Tönning, Schleswig, geboren, besuchte er die dortige Stadtschule und erlernte dann von 1842 bis 1846 in Rendsburg die Buchdruckerei, worauf er eine Zeit lang in Aalborg als Schriftsetzer thätig war. Im Jahre 1849 errichtete er in Rendsburg eine Druckerei, wurde aber wegen politischer Vergehen angeklagt, verhaftet und zu achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Schon nach einem Jahre indeß begnadigt, begab er sich 1852 nach New York und wurde Mitarbeiter an dem von seinem Vetter Rudolf Lerow herausgegebenen „Belletristischen Journal". Er starb am 3. December 1872.

„Auf dem Geierfels", Novelle, 1862. „Imperia", Novelle, 1863. „Vornehm und Gering", Novelle, 1864. „Gedichte", New York 1872.

Aprilschnee.

Schwere Flocken treibt der Wind,
Mir zum Herzeleid.
Glöcklein, Crokos, Hyazinth,
Alles ist verschneit.

Böser Winter! über Nacht
Bist du eingekehrt,
Hast der Blumen bunte Pracht
Grausam mir zerstört.

Aber, horcht! Die Wüstenei
Schwindet wie ein Traum.
Süß, wie Flöten und Schalmei
Klingt's von jedem Baum.

Fröhlich rufen Fink' und Meis'
Von der Zweige Joch:
Flocken, macht mir's nimmer weiß!
Frühling ist es doch!

An der Wiege.

Von Linnen dicht umhüllt,
Im frühen Morgentraume,
Ein lieblich Menschenbild
Ruht schlummernd dort im Flaume.
Die Männer und die Frau'n,
Sie kommen leis gegangen,
Die weiße Perl' zu schau'n
In weißer Muschel prangen.

Den Schleier halb gerückt —
Kein Wörtchen darf erklingen —
So sehn sie, still entzückt,
Den Cherub ohne Schwingen.
Die Lippen süß gepaart
Zum Küssen und zum Kosen,
Die Händchen, licht und zart,
Wie kaum erschloss'ne Rosen.

Wie Blumen auf der Au,
Ein duftgeheimes Werde!
Kaum durch der Augen Thau
Gehört er noch der Erde.
O holder Maientag,
Dir blutet keine Wunde;
Dich küßt die Liebe wach,
Dir lächelt jede Stunde.

Weiß wie der Hostie Kranz
Und rein wie ein Gebete,
Noch blickt des Himmels Glanz
Durch seiner Wimpern Röthe.



Friedrich Lerow.

Noch sind dem jungen Trieb
Die goldnen Pforten offen.
Sein Gestern ist die Lieb,
Sein Morgen ist das Hoffen.

Schon giebt er — wißt ihr's auch? —
Von tausend Dingen Kunde
Nur durch den süßen Hauch
Vom kleinen Rosenmunde.
Wohl mag die Sprache sein
Gar seltsam, voller Mängel,
Verstehn sie doch allein
Die Mutter und die Engel.

So nimm denn unsern Gruß,
Du Funke künft'ger Gluthen,
Du Mensch gewordner Kuß,
Du Keim von allem Guten.
Erinn'rung, Hoffnung sind
Vereint bei deiner Feier,
Drum bist du uns, o Kind,
So heilig und so theuer.

Du lieblicher Tyrann,
Dem alle Sorgen gelten,
Einst reifest du zum Mann
Und wählest fremde Welten.
Wenn dich das Leben ruft,
O folg' dem heißen Triebe!
Des Herzens liebster Duft,
Das Opfer ist's der Liebe.

Deutscher Glaube. (1847.)

Du bist es noch, du bleibst es immer,
Du Volk der Kraft, du Volk der Treu',
Und häufen Trümmer sich auf Trümmer,
Ich raff' mich auf, und glaub' auf's Neu'.

Noch immer aus den Augen sprühet
Der alten Freiheitsfeuer Brand,
Und immer noch das Herz erglühet
Beim Zaubernamen: Vaterland!

Es zuckt der Arm, nur zu bedächtig.
Der Busen wogt im Weltmeerdrang.
Du ballst die Faust, und heldenkräftig
Die Sehnen schwell'n, wie Bogenstrang.

Ich hab' gehört — zusammenraffen
Mußt' ich, was an Geduld mir ward —
Du sei'st zur Freiheit nicht geschaffen,
Du sei'st in Windeln schon erstarrt.

Und schaudernd ward der Blick erhoben.
Sollt' solch ein Volk verloren sein?
Und Gottes Donner dröhnt' von oben,
Jehovah rief sein krachend: Nein!

Nein, nicht zur Knechtschaft rief sein Werde
Der Weltengeist dem deutschen Blut.
Seid stolz, seid stolz! Das Vieh der Erde,
Es ist zur Geißel noch zu gut.

Und wenn ein Mann, Tyrannenbeute,
Gefesselt, nicht zur Freiheit strebt,
Da ist's, von Brutus bis auf heute,
Da ist's ihm Schande, daß er lebt!

Du wirst des Streites dich erkühnen,
Und Sieger sein im Drachenstrauß,
Und fürder nicht mit Schande dienen
Als Büttel dann im fremden Haus.

Dein Banner, nun ein Spott auf Erden,
Und mit Erröthen nur gesehn,
Es wird der Freiheit Leitstern werden,
Vor Legionen prasselnd wehn.

Schon hör' ich Siegesjubel schallen,
Vom Beltgebraus zum Rebenstrand.
Gegrüßt im Heldenlocken-Wallen!
Gegrüßt, mein Volk, mein Vaterland!

Er kommt.

Er kommt, er kommt, der Wecker und Befreier.
Schon fächelt uns die Wang' sein warmer Hauch.
Er lauschet durch der Abendröthe Schleier,
Gleich wie ein Kind durch blüh'nden Rosenstrauch.

Er kommt, er kommt! Schon regt sich allerwegen
Der milde Zauber, den sein Nahen bringt.
Schon wird der Arm, der ihm sich streckt entgegen,
Und jedes Antlitz, das ihn grüßt, verjüngt.

Hinaus, o Freund! hinaus aus deinen Mauern!
Komm, mach' dich auf, entgegen ihm zu gehn!
Erzittert nicht dein Herz in Wonneschauern,
Du hast dem Frühling nicht in's Herz gesehn.

Erkenn' am dürren Zweig, der sich belebet,
Erkenn' es an dem Drang, der in dir glüht,
Erkenn' am schwachen Halme, der sich hebet,
Daß sich vor dir ein Wunder heut' vollzieht.

Doch du, den es gebannt in enge Kreise,
Der Schmerzen Sohn, sein Liebling bist auch du.
Es deckt mit leichtem Blumenfinger leise
Der Frühling dir das müde Auge zu.

Durch deine Träume läßt er Vögel singen,
Und beim Erwachen reicht er dir die Hand.
Der Auferstehung Wunder zu vollbringen,
Er kommt, er kommt, und wandelt durch das Land.

Er kommt, und reicht in seinem Heiligthume
Euch der Erlösung, der Befreiung Trank.
O lasset, mit dem Vogel und der Blume,
Empor zum Himmel wirbeln euren Dank!

Was ist ein Wort?

Was ist ein Wort, wenn sich der Mann
Bewährt im Schlachtenreigen?
Und dennoch wagt es sich heran,
Und dennoch kann's nicht schweigen.
Zu solcher Zeit, was ist ein Lied,
Wenn die Kanonen singen?
Und dennoch ist's der Brust entglüht,
Und möcht' hinüber klingen.

Gott segne dich, o Vaterland!
Gott segne deine Wehre!
Du trägst in deiner starken Hand
Der Völker Glück und Ehre.
Gott segne, Deutschland, dein Panier,
Auf daß es herrlich walle!
Ein jeder Sieg, errungen dir,
Er ist ein Sieg für Alle.

Du edler Jüngling, der enteilt,
Gott segne dein Beginnen!
Du edle Jungfrau, die verweilt,
O laß die Thräne rinnen!
O laßt sie fließen ineinand',
Das Herzblut und die Thräne.
So bildet sich dem Vaterland
Der Freiheit Hippokrene.

Wir stehen hier am fremden Strand,
Im festen Bruderbunde,
Und trau'n auf dich, o Vaterland,
Und lauschen deiner Kunde.
Der Zorn, der deinem Aug' entbricht,
Er ist der Zukunft Lichten.
O wäre dein die Freiheit nicht,
Man müßt' auf sie verzichten.

Der Traum, an den die Menschheit glaubt,
Für den die Guten glühen,
Er ist in deinem stolzen Haupt
Zur Wahrheit längst gediehen.
So mög' es blitzen wild und heiß
Im heil'gen Sturmgetose.
Du giebst der Welt als Siegespreis
Die allerschönste Rose.

Ein Wolkenbild.

Dort standen wir im Abendsonnenstrahl,
Um uns des Frühlings Blumen ausgestreuet.
Zu unsern Füßen dehnte sich das Thal,
Das, immer reizvoll, immer sich erneuet.
Noch eben prangt' es uns im goldnen Licht.
Jetzt sah'n wir leise Düfte sich vereinen,
Gleich einem Schleier, der das Angesicht
Der holden Braut nur holder läßt erscheinen.

Da plötzlich, wie durch einen Zauberstab,
Der Schleier fällt, die Nebel sind zerrissen,
Und dorten, weit am Horizont hinab,
Wälzt sich heran ein Meer von Finsternissen.
Als würd' der Welt das Himmelslicht geraubt,
So wirbelt's aufwärts durch des Abgrunds Thore,
Und zitternd neiget ihr gelocktes Haupt
Des Urwalds Waisenkind, die Sycamore.

Es drängt, es steigt, es wirbelt himmelwärts,
Und ernster, banger jetzt die Blicke staunen,
Und nah und näher schleicht's an unser Herz
Vom Cedernhain, wie leises Geisterraunen.
Doch dorten in der Höhe — schaut, o schaut,
Was zaubernd dort die Wolkengeister schufen!
Ein Riesenhaupt, geliebt uns und vertraut!
Beethoven! haben jubelnd wir gerufen.

So trotzig hat nur Einer je geblickt.
So konnt' von Allen Einer nur es wagen.
Ein Göttersohn, dem Grabesjoch entrückt,
Wird jetzt vom Donner er emporgetragen.
Es strebt des Haars dämonenhaft Gewirr
Von seiner Stirn, der freien, stolzen, kühnen.
So hält er finster, grollend im Geschirr
Die Geister, die ihm huld'gen und ihm dienen.

Wie liegt so lautlos jetzt vor uns das Thal!
Die Erde füllt ein Hoffen und ein Bangen,
Als fürchte sie des Himmels Wetterstrahl,
Und sehne dennoch sich, ihn zu empfangen.
So ist es, wenn von deiner Harmonie,
O Meister, uns die ersten Töne rauschen,
Wenn deiner schwermuthsvollen Melodie
Wir bang, verzagt, und doch bezaubert lauschen.

Da zuckt ein Blitz. Gebrochen ist der Bann.
Es ward dem Wilden das Signal gegeben.
Die Donner roll'n — heran — heran — heran.
Die Felsen zittern, und die Herzen beben.
Es braust der Sturm. Ha, Alles ist erwacht,
Und einet sich zu grausenvoller Schöne.
So ist es, wenn entfesselt ward die Macht,
O Meister, der von dir geweihten Töne.

Doch fern und ferner jetzt der Donner hallt,
Und milder wird des Wettersturms Getose.
Ein lindes Säuseln aus den Tiefen wallt,
Es hauchet ihren zartsten Duft die Rose.
Es dankt das Thal wie ein geöffnet Herz
Dem Geiste, der in Sturm und Wetter waltet.
So ist's, o Meister, wenn der wilde Schmerz
In dir zur milden Wehmuth sich gestaltet.

Die Wolken fliehn — die Sonne bricht hervor —
Geschlossen sind des finstern Abgrunds Pforten.
Es öffnet sich der Himmel goldnes Thor.
O wunderherrlich Prangen aller Orten!
Es blitzt das Thal wie ein Juwelenmeer,
Und Herz und Auge schweifen feuertrunken,
Und in uns jubelt, Meister, hell und hehr,
Dein Hymnus: Freude, schöner Götterfunken! —

Dem Hohen Heil! Triumph dem Genius!
Es sprudelt uns sein Born bei jeder Wendung.
Er bietet Segen, weil er segnen muß.
Ihm ist das Wohlthun seines Seins Vollendung.
Die Harmonieen, die dein eignes Ohr,
Ach, nie vernahm auf nachtumhüllten Wegen,
Sie brausen aus den Wolken uns hervor,
Sie säuseln sanft vom Veilchen uns entgegen.

Mit Blumen hast du uns den Pfad bestreut,
Wo selber du auf Dornen nur gegangen.
Dein herber Schmerz, er wird uns Seligkeit,
Benetzt uns gleich die Thräne Aug' und Wangen.
Und ist der wilde Groll in dir erwacht,
Wohl kennen wir den Urquell deiner Triebe.
Der finstre Haß, der elend dich gemacht,
Es war der heil'ge Zorn der Menschenliebe!

Dort standen wir im Abendsonnenstrahl,
Um uns des Frühlings Blumen ausgestreuet.
Zu unsern Füßen lag verklärt das Thal,
Das, immer reizvoll, immer sich erneuet.
Mit weichem Arm umschlang uns Harmonie.
In uns und um uns Großes war geschehen.
So ward es uns wie eine Symphonie,
So haben wir's gehört, gefühlt, gesehen.

Abraham Lincoln.

Den Unterdrückten warst du ein Befreier,
Das Wohl der Brüder war dein einzig Glück.
O schlummre sanft, du Edler, Guter, Treuer,
Am Mutterbusen deiner Republik!

Ein Volk in Thränen! Ist es doch uns Allen,
Als wär' das Licht des Lebens uns getrübt.
Wir wissen's Alle, daß du mußtest fallen,
Weil innig, feurig du dein Volk geliebt.

Wie schien so oft durch dunkler Wolken Pforte
Dein freundlich Aug' uns, ruhig wie ein Stern!
Wie hielt so oft am gramumhüllten Orte
Dein starker Geist uns die Verzweiflung fern!

So schließen fester wir die heil'gen Bande
An deinem Grab, und unsre Losung sei,
Daß athmen soll in dem verwaisten Lande
Kein Sclave mehr, und keine Tyrannei.

Was du gewollt, es soll durch uns geschehen.
Zu deinem Rächer wird dein Volk sich weihn.
Ein schön'rer Bau als alle Mausoleen,
Der Freiheit Tempel, soll dein Denkmal sein.

Du bist auf immerdar uns der Geweihte,
Dein mildes Haupt umwallt vom Sternenglanz,
Und Millionen, die dein Wort befreite,
Sie winden weinend dir den Todtenkranz.

Otto Brethauer.

Im baierischen Unterfranken geboren, hatte er kaum seine akademischen Studien begonnen, als die achtundvierziger Revolution ausbrach und seine Zukunftspläne durchkreuzte. Schon anfangs der fünfziger Jahre wurde er mit dem großen Strom an unsere Gestade verschlagen. Unbemittelt und ohne bestimmten Beruf, hatte er harten Kampf um des Lebens Nothdurft zu bestehen. Nach einigen Jahren glückte es ihm, eine Stellung bei der damaligen New Yorker „Abendzeitung" zu erlangen, wo er sich namentlich als Redakteur des humoristischen Theils des „Atlantische Blätter" betitelten Sonntagsblattes bald vortheilhaft bekannt machte. 1858 gründete er, im Verein mit Max Cohnheim, den „N. Y. Humorist", ein Blatt, das seinem Namen wahrlich keine Unehre machte und in seinem für das Jahr 1859 herausgegebenen Kalender eine Fundgrube für Witz und Humor lieferte, wie sie in Wort und Bild gesunder und harmloser wohl noch nie zuvor hier eröffnet worden. Die Ungunst der Zeiten zwang ihn, sein Blatt aufzugeben, und nun arbeitete er wieder an verschiedenen anderen Blättern, u. a. am „Schneddereddeng". Die letzten Jahre wurden ihm durch Krankheit und Sorgen verbittert; doch blieb er auch dann der „Humorist von Gottes Gnaden". Er starb im Alter von etwa 50 Jahren 1882.

„Aus meiner Mappe", Ernstes und Launiges, New York 1880.

Weihnachten.

Weihnachten ist da — herbei, herbei,
Ihr Kleinen, herbei zur Bescheerung!
Des Kindesherzens heißestem Wunsch
Wird heute Nacht ja Gewährung.
Es strahlet der Baum, es biegt sich der Zweig,
Das Völkchen jubelt: „Wie sind wir so reich!"

Draußen durch Platz und Gasse
Brauset der eisige Wind;
Fester drücket die blasse,
Arme Mutter ihr Kind
An die verwelkte Brust —
Das auch ist Weihnachtslust!
Wer denkt an die Armen?

St. Niclas zieht von Haus zu Haus,
Und Gabe häuft sich auf Gabe:
„Hier hast du, was dein Herz begehrt —
Warst auch ein fleißiger Knabe;
Und du, goldlockiges Mädchen, du,
Sieh 'mal die Puppe! Greif immer zu!"

Draußen ächzt es und stöhnt es:
„Herzchen, stille — bald sind
Wir daheim — kein verwöhntes,
Reiches, vornehmes Kind
Bist du ja — aus ist die Noth,
Haben ja Milch und Brod!"
Wer denkt an die Armen?

Du Mammonfürst im Marmorpalast,
Ob warm nie das Herz dir geschlagen,
So sollst du der Selbstsucht heute doch —
Es ist ja nur ein Tag — entsagen.
Den Riegel schnell weg von Herz und Schrank,
O, Himmelswonne ist Armer Dank!

Hörst du ihn toben und brausen
Aus dem Norden, den Wind?
Ha, wild packet ein Grausen
Eisig Mutter und Kind.
Raffe dich auf — hinaus
Durch des Sturmes Gebraus —
Und hilf den Armen!

Spätes Heimweh.

Seit von der Heimath ich geschieden
Und bin gekommen über's Meer,
Hinrollten viele, viele Jahre,
Ich weiß es kaum, wie lang es her.

Eins weiß ich fest: Die Trennung füllte
Mich nicht mit Herzeleid und Gram,
Da bald das neue, reiche Leben
Mir Herz und Sinn gefangen nahm.

Wohl regte sich, ward Deutschland's Name
Von aller Welt mit Ruhm genannt,
In mir der Stolz und in Begeist'rung
Für's Vaterland war ich entbrannt. —

Des Försterhauses doch, des alten,
Am schatt'gen, grünen Waldessaum,
Drin man den Wildfang zähmen wollte,
Drin ich geträumt den Jugendtraum —

Wie selten, selten dacht' ich seiner!
Jetzt tritt an mich die Sehnsucht hin,
An mich, den kalten Weltverlor'nen,
Wie eine milde Mahnerin.

O Heimweh, nahst dich noch so späte —
Grau worden sind die Haare schier —
Doch trotz dem Weh, das du bereitest,
Tief innen sei willkommen mir!

Ich hör' den wilden Bergbach rauschen,
Dem ich mein Jugendleid geklagt;
Ich seh' die stolze Riesenfichte,
Die auf des Berges Gipfel ragt;

Zu dessen Fuß seh' ich den Kirchhof
Und Erde d'rin, die sanft bedeckt
Das Liebste, was ich jemals hatte,
Was keine Sehnsucht je erweckt.

Denk' ich daran, daß von den Gräbern
Der Schmuck der Blumen längst entwich,
So möcht', wenn ich noch weinen könnte,
So möcht' ich weinen bitterlich!

Stimmen der Liebe.

I.

Du fragst, warum ich dich so oft
Anschaue, holdes Liebchen?
Ich habe, Kind, schon einmal geliebt
Ein Mädchen mit solchen Grübchen.

Du bist gerade so schnippisch wie sie;
Gerieth sie in Extase,
So ward ihr, wie dir, ganz purpurroth
Die griechisch geformte Nase.

Du hast dasselbe seidene Haar,
Denselben schneeweißen Nacken,
Du hast denselben kirschrothen Mund,
Dieselben bauschigen Backen.

Du hast dieselbe Grazie,
Dieselben anmuth'gen Geberden;
Dir wogt der Busen, wie er ihr gewogt —
Man könnte seekrank werden.

Piano spielst du, ganz wie sie,
Halb grausam, halb ergötzlich;
Die Gnaden-Arie, die krähst,
Gleich ihr, du ganz entsetzlich!

II.

Die keusche Luna wandelt
Dahin die Himmelsbahn;
Mein Liebchen sitzt mir zur Seite
Und sieht mich verlangend an.

Sie schmiegt sich, wie eine Blume,
An mich, sie hat mir gereicht
Das weiche, weiße Händchen;
Ihr Herz ist zu voll — sie schweigt.

„O schweige nicht länger," fleh' ich
Und drücke sie feurig an mich:
„Sprich endlich die Himmelsworte,
Die simplen: Ich liebe dich!"

Da senkt sie erröthend das Köpfchen
(O Scham, du schönste Zier!)
Und flüstert die Himmelsworte
In's Ohr mir: „Ich liebe dir!"

III.

Hat das Pfäfflein uns gesegnet,
Bist du erst mein liebes Weibchen,
Sollst du haben, was du wünschest
Für Gemüth, Geist und das Leibchen.

In der Loge des Prosceniums
Sollst du vielbewundert sitzen,
Die kostbarsten Steine sollen
Dir an Hand und Busen blitzen;

Und in Prachtgewänder werd' ich
Deine Formen, deine schönen,
Hüllen, mögen auch Philister
Und die alten Schachteln höhnen.

Als die schönste aller Frauen
Sollen Dichter dich besingen;
Bei dem perlenden Champagner
Sollen dir Toaste klingen.

Schätze aus der Heimath Schooße
Und des Auslands rarste Gaben,
Sei's für königliche Preise —
Alles, Alles sollst du haben.

Geistesschätze, goldgebunden,
Redwitz, Geibel, Lenau, Körner
Sollen deinen Nipptisch zieren —
Aber dank' mir nicht durch Hörner!

Den Turnern.

Reckt euch und streckt euch mit Macht — doch geistig auch müsset ihr ringen;
Bloßes Klettern, bedenkt, habt ihr mit Affen gemein.

An einen Satyriker.

Schwinge die Geißel nicht der Satyre, wenn du nicht Geist hast;
Wolle Mephisto nicht sein, wenn du nur Grobian bist!

An einen „Humoristen“.

So Mancher dünkt sich Humorist zu sein in Schrift und Rede,
Und ist doch nur zu jeder Frist 'ne giftgeschwoll'ne Kröte.

An eine Gewichtige.

Sitz' ich dir staunend gegenüber,
Denk' ich bei mir ein jedes Mal:
Du bist nicht mehr ein Frauen z i m m e r,
Du bist schon mehr ein Frauen s a a l.

Friedrich Otto Dresel.

Am 21. September 1824 in Detmold geboren, studierte er die Rechte in Jena, wurde 1846 Auditor am Stadtgericht zu Detmold, betheiligte sich an der demokratischen Bewegung und übernahm die Redaktion der „Wage“. Auf Grund eines Artikels wurde er des Hochverraths angeklagt und 1849 vorgeladen, um sein Urtheil zu hören — zwei Jahre Zuchthaus. Er zog es vor, sich der Strafe durch die Flucht zu entziehen; er begab sich, steckbrieflich verfolgt, nach Bremen, wo ihn Capitän Frerichs so sicher auf dem Schiff „Beethoven“ versteckte, daß die Verfolger seiner nicht habhaft wurden. Er landete 1849 in Baltimore und begab sich nach Massillon, Ohio, wo er unter vielen Entbehrungen das englisch-amerikanische Gesetzeswesen studierte; 1853 siedelte er nach Columbus über und betheiligte sich hier alsbald am politischen Leben. 1861 in die Staatsgesetzgebung gewählt, war er einer der bedeutendsten Führer der Staatsrechts-Demokraten. 1864 resignierte er auf die Stelle eines Volksvertreters und widmete sich der Rechtspraxis. Schon seit 1853 war er auch musikalisch thätig, und 1854 Bundespräsident beim 13. Bundesgesangfest. Infolge unglücklicher Spekulationen und angegriffener Gesundheit wurde er schwermüthig und machte am 3. Januar 1881 durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende.

Er schrieb die Novellen: „Bekenntnisse eines Advokaten“, „Die Lebensversicherungs-Police“, „Doppelehe oder keine Doppelehe“; ferner den preisgekrönten Roman „Oskar Welden“. Seine Gedichte wurden vielfach in Musik gesetzt.

Das Reichspanier. (1870.)

Willkommen, schwarz-roth-weiß Panier!
Weh' stolz voran! wir folgen dir,
Zu kämpfen und zu siegen!
Ein blut'ger Lorbeer schmückt dich schon.
Voran! Bald wird des Franken Thron
In Schutt und Trümmer liegen!
Auf, auf zum Kampf! Die Losung sei:
Ein ein'ges Deutschland, stark und frei!

Was wir gehofft, nur still gedacht,
Des Feindes Spott hat's wahr gemacht:
Es giebt e i n Deutschland wieder!
Kein Preußen, Baden, Baierland;
Am Rhein, wie an der Nordsee Strand,
Allüberall nur Brüder.
Auf, auf zum Kampf! Die Losung sei:
Ein ein'ges Deutschland, stark und frei!

Ob schwarz-roth-weiß, ob schwarz-roth-gold;
Das Banner Deutschlands ist entrollt!

Gefahr mag dräu'n, Verderben,
Wir achten's nicht, ziehn in's Gefecht
Mit Sang und Klang, für deutsches Recht,
Für's Vaterland zu sterben!
Auf, auf zum Kampf! Die Losung sei:
Ein ein'ges Deutschland, stark und frei!

Mahnruf des 2. Juni 1878.

(An den deutschen Kaiser.)

Den Arm des Buben, der auf dich geschossen,
Den fessle, Kaiser! Halte streng Gericht!
In Bande schlage seine Schuldgenossen!
Doch sei gerecht, — die Unschuld fessle nicht!

Dem Henker sei des Mörders Haupt verfallen!
Zertritt die gift'ge Natter, die dich sticht!
Dann wird von allen Lippen „Amen" schallen,
Doch sei gerecht, — die Freiheit tödte nicht!

Du warst bisher ein milder, weiser Lenker:
Das Volk beschirmte treu den Kaiserthron;
O mach' den Mörder nicht zum Freiheitshenker!
Sonst wird, statt Lieb' und Treue, Haß dein Lohn.

Man will, du sollst den Sarg des Volkes zimmern.
Thu's, Kaiser, nicht! du säest Drachensaat!
Willst du nicht selber Thron und Reich zertrümmern,
Dann straf' nicht Alle für des Einen That!

Fabrikarbeiter.

(13. September 1846.)

Was brauset wie dumpfer Donner von fern?
Was leuchten die Flammen da drüben? —
Sie haben erschlagen den reichen Herrn;
Die Rache der Armen sie üben.

Sie arbeiten da wohl Tag und Nacht
Und mußten doch hungern und darben.
Der Herr hat höhnisch nur gelacht,
Wenn in einsamem Jammer sie starben.

Sie arbeiteten sich in's kühle Grab —
Und mußten's still ertragen.
Der Lohn, der war, ach, so klein, so knapp, —
Sie durften nicht seufzen, nicht klagen.

Doch endlich hat sie der Zorn übermannt,
Der Herr war ja nicht zu erweichen:
Da sind sie in wildem Hasse entbrannt —
Nun liegen dort blutige Leichen.

Die Flammen vertilgen die Stätte der Noth,
Es stehn nur noch rauchende Trümmer. —
Sagt an, ihr Reichen, was bleibt euch im Tod
Von all' eurem goldenen Schimmer? —

Konrad Krez.

Geboren am 27. April 1828 zu Landau in der Rheinpfalz, besuchte er das Gymnasium zu Speyer und studierte die Rechte zu Heidelberg. Wegen seiner Theilnahme an der badisch-pfälzischen Erhebung für die Reichsverfassung wurde er 1848 „in contumaciam" zum Tode verurtheilt; lebte als Flüchtling in der Schweiz und in Frankreich und kam 1850 nach New York, wo er sich der Advokatur zuwandte. Im Jahre 1854 siedelte er nach Sheboygan, Wisconsin, über, wurde Staatsanwalt und betheiligte sich am Bürgerkrieg. Er machte die Belagerung von Vicksburg, die Feldzüge in Arkansas und gegen Mobile mit und wurde zum Brigade-General ernannt. Nach dem Kriege war er wieder in Sheboygan als Advokat thätig, bekleidete verschiedene Aemter, wurde 1888 zur Praxis am obersten Gerichtshof der Ver. Staaten zugelassen und ist gegenwärtig als Advokat in Milwaukee ansässig.

„Dornen und Rosen von den Vogesen", Landau 1846. „Gesangbuch", Straßburg 1848. „Aus Wisconsin", Gedichte, New York, E. Steiger, 1875.

An mein Vaterland.

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland!

Wo ist ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe
Der süße Traum der ersten Jugendliebe?
Und heiliger als Liebe war das Feuer,
Das einst für dich in meiner Brust gebrannt;
Nie war die Braut dem Bräutigam so theuer,
Wie du mir warst, geliebtes Vaterland!

Hat es auch Manna nicht auf dich geregnet,
Hat doch dein Himmel reichlich dich gesegnet.
Ich sah die Wunder südlicherer Zonen,
Seit ich zuletzt auf deinem Boden stand;
Doch schöner ist als Palmen und Citronen
Der Apfelbaum in meinem Vaterland.



Conrad Krez.

Land meiner Väter! länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden, wie der deine.
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte dich an mich kein lebend Band,
Es würden mich die Todten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden Jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du Das beste bist, o Vaterland!

Der Flüchtling.

O könnt' ich mit euch ziehen,
Ihr Wolken! an den Rhein,
Mit euch, ihr Phantasien!
An jenen Hügeln sein,

Wo sie vielleicht zur Quelle
Sich, Blumen pflückend, beugt,
Und ihr die klare Welle
Das schöne Bildniß zeigt,

Das Tags in meine Lieder
Sich unsichtbar verwebt,
Und Nachts in Träumen wieder
Um meine Seele schwebt.

So wie ich sie gesehen
In einer schönern Zeit
Auf dem Altane stehen
In himmelblauem Kleid,

Das sich in leichter Fülle
Um schlanke Formen goß,
Worüber die Mantille
Noch neidisch niederfloß,

Als ihr der Lüfte Hauchen
Den schwarzen Schleier hob,
Der ihre blauen Augen
Mit sanfterm Reiz umwob.

Bald aber tönt die Kunde
Von ihrer Hochzeit her,
Mit sehnsuchtsvollem Munde
Sing ich dann nimmermehr:

Könnt' ich zum Rheine ziehen!
O Strom! dann lebe wohl,
Dann möcht' ich fliehn und fliehen
Hinab zum fernsten Pol.

Dann fesselt mich im Süden
Kein zauberischer Ort,
Dann duften keine Blüthen,
Dann ist für mich nur Nord,

Ob üppig die Olive
Den kühlen Schatten wirft,
Ob aus des Schneees Tiefe
Sich Moos das Rennthier schürft. —

Nein! ruhig sollst du klopfen
O Herz! was liegt daran?
Es kömmt auf einen Tropfen
Bei einem Meer nicht an.

Wenn auch um sie ein Andrer
Die frohen Arme wand,
Als heimathloser Wandrer
Durchirre ich das Land.

Es kocht in fremdem Tiegel
Mein Mahl an fremder Gluth,
Und unter fremdem Ziegel
Mein unstät Kissen ruht.

Noch giebt es keine Stelle
Für mich zum Aufenthalt,
Das Holz zu meiner Schwelle
Steht noch in einem Wald,

Den nie die Axt berührte,
Wo keines Weißen Hand
Noch je die Pflugschar führte
Durch fruchtbar Ackerland.

Mein Schicksal liegt verborgen
Noch in der Zukunft Schooß,
Vielleicht sind Noth und Sorgen
Das mir bestimmte Loos.

Nicht will ich den beneiden,
Dem mehr das Schicksal lacht,
Und ohne Grollen scheiden,
Wenn er sie glücklich macht.

Doch wann die Hängematten
Wir bald zur Mittagsrast
Fest knüpfen in dem Schatten
An einen Urwaldast,

Will ich, wenn mich die Schwüle
Zu Schlummer lockt und Traum,
Mich strecken in das Kühle
Auf meinen schwanken Flaum,

Und unter fremden Bäumen
An einem neuen Strand
Von alter Liebe träumen
Und meinem Vaterland.

Der Landstreicher.

Er ist das schwanke Rohr im Teich, das jeder Wind bewegt,
Er ist des Wassers Uferrand, den jede Welle schlägt.
Das Thier im Wald hat seinen Bau, die Schnecke hat ihr Haus,
Ihn aber schützt nicht Dach und Fach, wo er sich schlafen legt.
Dem angeschoss'nen Wilde leckt das Wild die Wunden ab,
Er aber findet keine Hand, die ihn in Krankheit pflegt.
Der Epheu schlingt sich um den Stamm mit grünem Arm empor,
Er aber findet keinen Stab, der seine Schwäche trägt.
Der Tauber girrt der Taube zu, es lockt der Hahn das Huhn,
Ihm aber schlägt kein einzig Herz, in dem sich Liebe regt.

Ulrich von Hutten.

Wo vor dem Wind der Ufnau Weiden schwanken,
Dort liegt ein Mann, sein Grab kann man nicht sagen,
Deß Herz hoch wie ein Römerherz geschlagen.
Die Insel deckt den ritterlichen Franken,

Den Mann der großen, trotzigen Gedanken,
Der Hunger, Krankheit, Frost, und alle Plagen,
Die Armuth und Verbannung bringt, ertragen
Für Deutschland, das unwürdig, ihm zu danken,

Kein Kreuz auf seinem Hügel ihm errichtet.
Die Wilden hätten einen Haufen Stein
Auf seinem Grab als Denkmal aufgeschichtet.

Ein jedes Volk ehrt seine Patrioten,
Das deutsche Volk, das sie verfolgt, allein
Läßt ungekannt die Gräber großer Todten.

Entsagung und Trost.

Es träumte mir in meiner jungen Zeit
Von Trommelwirbeln und Trompetenschall,
Von Schwerterklirren und von Büchsenknall,
Von Heldenthum und von Unsterblichkeit,
Und fieberkrank erhob ich meine Hand,
Um Kränze von dem Baum des Ruhms zu pflücken,
Nach Thaten brannte ich, um in den Sand
Der Zeit für ewig meine Spur zu drücken.

Nach fremden Zonen trieb es mich zu gehn,
Die Berge waren mir zu Haus zu flach,
Zu eng die Thäler, und der Rhein ein Bach,
Ich wollte Alpen, Meer und Wellen sehn.
Trotz bieten wollt' ich Sturmwind und Orkan,
Der Tropen Pracht mit eignen Augen schauen,
Gen Westen ziehn, ins neue Kanaan,
Und am Ohio Mais und Weizen bauen.

Und überall, wohin ich ging und kam,
Fand ich ein Weh, so einsam lag kein Land,
Daß nicht zu ihm den Weg die Sorge fand,
Und wo kein Baum gedieh, gedieh noch Gram.
Und magst du ziehn nach Süden oder Nord,
Gen Osten oder West, nach allen Winden,
So wirst du stets dasselbe Losungswort,
Die Arbeit und des Lebens Mühsal, finden.

Dasselbe Kämpfen um dein täglich Brod,
Das sich nicht lohnt, so schwer verdient zu sein,
Erwartet dich am Hudson wie am Rhein,
Ihr Bürgerrecht hat überall die Noth.
Und häufst du auch durch langer Jahre Fleiß
Reichthümer auf, wo ist für ganze Haufen
Von Gold ein Arzt, der dir ein Mittel weiß,
Nur einen Jugendtag zurückzukaufen?

Zwar darf's dich reizen, auf dem rauhen Pfad
Des Ruhms zu wandeln, der Vergessenheit
Ein Denkmal und ein ewig Lob dem Neid
Abzuertrotzen durch berühmte That;
Doch deinem Ehrgeiz, deiner Ruhmbegier
Wird bald aus Ueberdruß der Flügel sinken,
Wenn du die Thoren anblickst, die mit dir
Sich bücken, um Unsterblichkeit zu trinken.

Und war dir sonst ein Königreich zu klein,
So reicht gar bald ein Acker Landes hin,
Ein schützend Dach, ein Scheit in dem Kamin,
Bei Weib und Kind, um glücklicher zu sein,
Als ein Tyrann, deß Launen über Draht
Bis an die Grenzen eines Erdtheils eilen,
Dem doch zuletzt kein dienender Senat
Beschließen kann, ihn von dem Tod zu heilen.

Drückt dich auch oft und beugt dich deine Last,
Und wird es dir um's Herz verzagt und bang,
So tröste dich, das Leben ist nicht lang,
Und kurz der Pfad, den du zu wandeln hast.
Dann kommt der Tod und klopft an deinem Thor,
Wie er gethan am Thore deiner Väter,
Er kommt dir wie ein alter Hausfreund vor,
Besuchen wird er deine Kinder später.

Er spricht zu dir: Mein Freund! du hast geträumt,
Gestritten und gesorgt, es ist jetzt Zeit,
Um auszuruhn, dein Ruhbett ist bereit,
Ein einsam Haus hab' ich dir eingeräumt.
Du horchst und hauchst den Athem in den Wind.
Ob Gras dein Grab bedeckt, ob Marmorplatten,
Es steht darauf geschrieben: Eitel sind
Die Dinge, und das Leben bloß ein Schatten.

Die Brautfahrt.

Sprach ich: Liebes Kind! ich muß
Küssen dich, und Kuß auf Kuß
Drückte ich ihr auf die Backen,
Auf die Stirne und den Nacken,
Bis vor Aerger und vor Scham
Sie zuletzt den Reißaus nahm.

Als ich Esel! mehr als blind,
Folgte dem geliebten Kind,
Uebersah ich ganz und gar,
Daß der Keller offen war.

Niemand kam sein Lebtag schneller
Als ich damals in den Keller.
Eh' ich es noch ausgefunden,
Lag ich bei Kartoffeln unten,
Und ein gut Stück meiner Haut
Hing bei eingemachtem Kraut.
Fünfzehn Fuß fiel ich hinunter,
Und es nimmt mich heut' noch Wunder,
Daß ich mir nicht jeden Knochen
In dem Leib entzwei gebrochen.

Doch das Bischen von Verstand,
Das ich übrig hatte, schwand
Mir gar bald; ich kann nicht sagen,
Wer mich in das Bett getragen,
Wo ich an dem nächsten Tag
In dem Haus des Mädchens lag.

Nicht im Stand, ein Glied zu regen,
Und bedeckt mit Ueberschlägen,
Kam ich zu mir, und ich sah,
Ihre Eltern waren da,
Mich mit Salben einzureiben.

In dem Hause krank zu bleiben
War mir Wasser auf die Mühle,
Doch die nämlichen Gefühle
Schien der Alte nicht zu theilen;
Denn er schien sich mehr zu eilen,
Als mir lieb war, mich zu heilen.
Gern hat er es nicht gethan;
Denn ich sah ihm deutlich an,
Daß er lieber mich mit Hieben
Als mit Salben eingerieben.

Doch er mußte sich halt fassen,
Was geschah, geschehen lassen,
Und nach etwas Zank und Hader
Wurde er mein Schwiegervater,
Und ich glaub' nicht, daß bis heute
Eins von uns die Fahrt bereute.

Das alte Essigfaß.

Ich war einmal im Busch zu einer Zeit,
Die einer Wahl voransging. Wo ein Weg
Den andern kreuzte, war an einem Stamm
Ein Zettel angeheftet, der dem Volk
In fetter Schrift anzeigte, wann und wo
Der Richter Sounds o die nächste Wahl
Besprechen würde. Die Partei, für die
Er reden wollte, war dort nicht beliebt,
Und auch der Redner gänzlich unbekannt.
Des Abends zur bestimmten Stunde ging
Ich an den angezeigten Platz. Es war
Ein Schulhaus. Da dasselbe viel zu eng
Für die Versammlung war, so wurde sie
In's Freie auf ein nahes Feld verlegt.
Man schleppte Holz herbei und zündete
Ein großes Feuer an. Der Redner stieg
Auf einen Fichtenstumpf und er begann:
Mitbürger! sprach er, fremd bin ich bei euch;
Ihr kennt mich nicht, und mancher denkt vielleicht,
Der wird bezahlt, um für ein X ein U
Uns vorzumachen. Meinetwegen kann
Ein jeder von mir denken, was er will;
Denn zweimal zwei ist vier, ob nun
Ein guter oder schlechter Mensch es sagt.
Fast Alle, welche hier mich hören, sind
Mitglieder einer anderen Partei,
Und zweifellos war sie die rechte einst.
Sie heißt zwar noch wie sonst, doch wenn ihr sie
Beim rechten Licht betrachtet, wird es euch
Wie jenem Manne gehn, von dem ich hier,
Wenn ihr's nicht übel nehmt, erzählen will.

Es war einmal in Pennsylvanien
Ein Farmer, der ein altes Faß besaß.
Der Vater seines Vaters, welcher mit
Pastorius in's Land gekommen war,
Der hatte es aus Deutschland mitgebracht.
So lang' derselbe lebte, hatte er
Darin sich seinen Essig angesetzt;
Und da er steinalt wurde, war zuletzt
Das Faß das einz'ge Ding, das ihm noch blieb
Von Allem, was er einstens mitgebracht.
Im Scherze pflegte oft der alte Mann
Zu sagen, daß von allem deutschen Gut,
Mit dem er landete, nichts übrig war,
Als seine Knochen und das alte Faß. —
Nachdem der Greis gestorben war, bekam
Sein Sohn das Faß, und der benutzte es,
So lang er lebte, auch als Essigfaß;
Er und sein ganzes Haus betrachteten
Es wie ein Heiligthum, und als er starb,
Vermachte er es seinem Lieblingssohn,
Dem Mann, von dem ich euch erzählen will.
Auch der benutzte es als Essigfaß.
Ihm schien etwas Geheimnißvolles in
Dem Faß zu stecken; denn kein Essig hielt
Nach seiner Meinung den Vergleich aus mit
Dem Essig, der aus diesem Fasse kam.
Oft dachte er: Was für ein Wunderland
Muß Deutschland sein, in dem die Eiche wuchs,
Von der das Holz zu diesem Fasse kam.
Nun traf es einstens sich, als er ein Stück,
Das schadhaft war, ersetzen wollte durch
Ein neues, daß er auf den Einfall kam,
Das Faß einmal zu untersuchen, wie
Viel alte Stücke nach einander schon
Daran ersetzt durch neue waren. Er
Besichtigte nun jedes Stück genau.
Da fand er, daß er selbst so oft das Faß
Schon ausgebessert hatte, schon so oft
Statt alter Stücke neue eingefügt,
Daß von dem Holz, aus dem das Faß bestand,
Als er es erbte, nicht ein einzig Stück
Mehr da war; daß schon jedes Bodenstück,
Schon jede Daube, jeder Reif daran
Von ihm mit eigner Hand erneuert war.
Was, denkt ihr! fuhr der Redner weiter fort,
War von dem Faß noch übrig, welches sein
Großvater mit aus Deutschland brachte? —
Nichts!
Nichts weiter als das Spundloch und sonst nichts! —

Was weiter vorfiel, will ich übergehn.
Das Gleichniß aber war so treffend, daß
Es mir wohl werth der Aufbewahrung schien.
Wie viel im Staat und in der Kirche däucht
Ehrwürdig uns durch Alter, das doch nichts
Von dem, was einst es war, mehr von sich hat,
Als blos den Namen und die leere Form.

Die deutsche Muse in Amerika.

Das deutsche Lied in diesem fremden Land
Ist gleich der Palme, die im dürren Sand
Der Wüste wächst. Dem Platz nicht, wo sie steht,
Verdankt sie's, daß sie nicht zu Grunde geht.
Was sie in Säften und am Leben hält,
Das ist der Thau, der von dem Himmel fällt.
Den fängt sie auf, er sammelt sich und steigt
Am Stamm herab und hält die Wurzel feucht,
Er löst den Grund, aus dem sie in sich saugt,
Was sie für Stamm, Blatt, Frucht und Blüthe braucht.

Je einsamer, um so willkomm'ner steht
Sich da für den, der dort vorübergeht;
Und wenn vielleicht mühselig und beschwert
Ein armer Deutscher kommt, der Rath begehrt,
Setzt er sich in den Schatten, den sie beut,
Und ruht sich aus von seiner Müdigkeit;
Und fallen ihm die tausend Stellen ein,
Wo er am Weg auf bleichendes Gebein
Von Pilgern stieß, die vor ihm früher her
Gekommen waren, hoffnungsleer wie er,
Und die, von heißen Winden übermannt,
Verschmachtet und verschollen sind im Sand,
Dann fühlt er erst dankbaren Sinn's wie gut
Ein wenig Schatten in der Wüste thut.

Emil Dietzsch.

Geboren wurde er am 7. April 1829 zu Trippstadt bei Kaiserslautern, in der Rheinpfalz, besuchte die Stellwag'sche Schule in Frankfurt und das Gymnasium in Worms, studierte dann in München Pharmacie und beschäftigte sich dabei mit philosophischen und philologischen Studien. Im Jahre 1848 betheiligte er sich an den revolutionären Bewegungen, wurde wiederholt verhaftet, floh schließlich in die Schweiz und kam 1853 nach Chicago. Hier übernahm er eine Apotheke und trat 1865 als Theilhaber in ein großes Droguen-Importgeschäft. Die Firma verlor indeß beim großen Brande 1871 ihr ganzes Vermögen. Er warf sich dann auf die Politik, wurde zweimal, 1876 und 1878, zum Coroner von Cook County gewählt und bekleidete später die Stelle eines Hülfs-Sheriffs. Er starb am 12. September 1890.

„Geschichte der Stadt Chicago und ihres deutschen Elementes" (unvollendet). „Kraft und Stoff", aus der Geschichte des deutschen Volkes, Chicago 1884. „Kaiser Wilhelm I.", der Schöpfer des neuen deutschen Reiches, Chicago 1888. „Aus den Flegeljahren einer angehenden Weltstadt." „Die Druiden", Melodrama in drei Akten. „Bierologisches aus den letzten viertausend Jahren der Geschichte aller Kulturvölker", mit Illustrationen von Karl Mauch (unvollendet).

An mein Vaterland.

Nun zieh', mein Lied, frisch über's Meer,
Laut tön's durch deine Gauen,
Mein Vaterland, — auf Wiederkehr
Kann selbst ich nicht mehr bauen.
Mein deutsches Herz, obschon dir fern,
Kann dich doch nimmer lassen
Und möcht' in alter Liebe gern
Dich heute noch umfassen.

Als einst ich von dem Meeresstrand
Hinaus auf wilden Wogen
Aus deinem Bann, mein Vaterland,
Jung in die Welt gezogen:
Da fühlt' ich, was das Scheiden heißt;
Mein Hoffen und mein Lieben
Und Alles, was man hoch nur preist,
War dort zurückgeblieben.

Nun hab' ich manches lange Jahr
Als Mann mich durchgestritten.
Ob's Sturm, ob's Friedensstille war,
Ob ich frohlockt, gelitten;
Ich konnt' des Heimwehs Herzeleid
Doch niemals ganz bezwingen:
Es heilet Vieles ja die Zeit,
Nicht wollt' ihr das gelingen.

Vergißmeinnicht und Rosen blühn
Auch hier auf grünen Auen;
Der Sonne warme Strahlen sprühn
Vom Himmel auch, dem blauen.
Es singt die Drossel hier im Wald
Ihr Lied von grünen Zweigen
Und ladet ein zum Aufenthalt,
Im Schatten unter Eichen.

Der Freiheit schönste Hymne hebt
Empor hier alle Herzen,
Wo's frei'ste Volk der Erde lebt,
Giebt's selten Darber-Schmerzen:
D'rum müssen alle jene Frei'n
Mit ewig festen Banden
An dieses Land gefesselt sein,
Die solches Glück hier fanden. —

Doch wär' hier selbst ein Paradies
Mit allen seinen Freuden,
Das Manchen schon vergessen ließ
Vom Vaterland das Scheiden:
Ich bin in Freuden und in Noth
Von Herzen deutsch geblieben
Und werd' dich, Deutschland, bis zum Tod
Als treuer Sohn auch lieben.

Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's.

„ — — —
Und wann's im Friejohr schbrosst und blieht,
Mer hibsch sich uf dem Feld umsieht,
Dort uf das Lied der Lerch' duht lausche,
Do mecht mer mit käm Ferscht net dausche.
Mer fiehlt so heemlich im Gemieth,
Mer werd das Lewe gar net mied.
Un wer kä Herz hot grad vun Holz,
Der is uff so e Hämeth stolz. —
Ja, meiner Seel', so fiehlt mer do,
Es schlaht äm's Herz im Leib so froh,
Mier hot's das Ländche angedahn,
Mei Lebdak denk' ich do noch dran,
Wie Samschdag's Owens, dief im Wald,
Hoch an 'ner Schnäz an schteiler Halt'
Ich uf em Berg gesotze sin
Und guckt in's flache Land enin. —
An verzig Derfer, groß un klä,
Han zwischig Böhm ich leihe seh,
Vum Schornstä vun gar manchem Haus
Zog langsam do der Raach eraus,
Grad in die Höh', so kerzegrad,
Der Anblick war e wahre Staat;
Vor Sundag's war's e gutes Zeege:
'S gebt Sunneschei un lang kä Rege. —
Es war schun schtill im duschtern Wald,
Kä „hot", kä „haar", kä Gäschel knallt,
Nix hot mer noh un fern gehehrt,
Das Feld war grad wie ausgeleert;
Es war kä Kuh, kä Gäs mehr draus,
Sie waren „inn", der Knecht im Haus;
So heemlich still, so wunnerschö,
Die Sunn war grad am Unnergeh! —
Im Bruch dort unne, ganz alläh
Stund noch e Storch, der guckt un basst,
Bis er den Frosch hot abgefaßt;
Den muß er noch de Junge bringe: —
— Es war der Storch vun Gimmeldinge —

— — — — — — — — — — — —

Uf emol fangt's ganz in der Weite
Mit alle Glocke an zu leite.
Bald schallt's aus jedem Glockehaus
Recht herzhaft in das Dahl enaus;
So weit zu höre, 's war e Freed,
Kä Wunner, wann do's Herz ufgeht.
Es hot so feierlich geklunge,
Vor Andacht bin ich ufgesprunge
Und ruf in meinem Herzensdrang,
Daß weit es dorch den Wald erklang:
„Wer weeß, wo dir der Weeze blieht,
Wer weeß, wo dich's Geschick hinzieht?!
Doch weeß ich: sinkt der Wannerstab
Un stehst du an dem Rand vum Grab:
So denk in Lieb ich jedenfalls
Noch froh an dich, du scheeni Pfalz!!"

Nur keine Bier-Vergeudung.

Als Luther im Banne der Wartburg saß,
Gar sorgsam vor Feinden geborgen,
Da schlüpft' in die Zelle — Herr Satanas,
Der wußte, Den drücken die Sorgen
Beim klaren Verdeutschen der heil'gen Schrift,
In echtem Gelehrten-Verlangen;
Drum wollt' er versuchen durch süßes Gift
Den Wahrheit-Verkünder zu fangen.

„Willkommen, Herr Doctor" — so hob er an,
Mit Worten gar freundlichen, süßen:
„Es lassen die Herren vom Vatican
Euch alle in Gnaden fein grüßen.
Es jammert sie innig, daß solch ein Geist,
Gefangen, in Kummer muß leben;
Sie möchten vor Allen doch euch zumeist
Zu Würden und Ehren erheben."

Wie fröstelnd, vom Schopfe zum Pferdefuß,
Sprach grinsend, sich neigend noch weiter,
Nach listigem, höllischem Heuchlergruß
Der Schwefelgerücheverbreiter:
„Mir dünket, es lähmet die Kerkerluft
Allmählich den Geist und die Glieder;
Doch draußen im Freien, der Frühlingsduft
Bringt heilend die Kräfte bald wieder. —

„Ihr lechzet nach Freiheit in Thatenlust? —
Wohlan denn, — ich soll sie euch bringen,
Nur müßt ihr das Drängen in eurer Brust,
Die Ketzergedanken bezwingen.
Und wenn ihr, was neulich zu Worms ihr spracht,
Als Irrthum und falsch wollt verkünden
Vor Kaiser und Abt, wenn der Reichstag tagt, —
Vergeben sind all' eu're Sünden." —

Voll Unmuths erblaßte und sprang empor
Der so in der Arbeit Gestörte,
Wie Hohn und Entsetzen, so kam's ihm vor,
Was von dem Verlocker er hörte.
Ihm schwollen die Adern, doch wie gebannt
Hielt fern ihn der freche Geselle,
Und wieder begann er, der Eingang fand
Zum Thurme der einsamen Zelle:

„Gebietet dem Zorne, ich komm' zum Schluß; —
Es möcht' Uebereilung euch schaden: —
Den Krummstab und offenen Bruderkuß
Entbietet der Papst euch in Gnaden!"

Der Satan hielt inne, halb abgewandt,
Entsetzt vor dem heiligen Buche.
Da faßte der Junker, von Zorn entbrannt,
Zum Labsal ihm spendenden Kruge,
Den gütig der Burgherr ihm zugestellt,
Gefüllt mit dem köstlichen Tropfen,
Der stärkend die Sinne zusammenhält,
Gebraut fein aus Malz rein und Hopfen.

Schon will er den Humpen nach Satanas
Hinschlendern in grimmigem Schauer;
Da läßt er ihn nieder, — zum Tintenfaß
Jetzt greift er und wirft's an die Mauer;
Dann ruft er: „Entweiche, du frecher Spuck,
Fast hätt' ich vergendet die Gabe:
Wär' schade gewesen um jeden Schluck
Der herrlichen, würzigen Labe."

Drauf leert er den Humpen, im Zorne heiß,
Der Satan war hurtig verschwunden.
Im Thurme der Wartburg, da schwarz auf weiß
Wird heut noch das Zeichen gefunden.

Edmund Märklin.

Am 22. Januar 1816 zu Calw in Württemberg geboren, widmete er sich der Pharmacie und begab sich nach der Rheinpfalz, wo er poetische Beiträge für Geil's Wochenschrift „Palatina" lieferte. Im Jahre 1849 nahm er an dem badischen Aufstande thätigen Antheil und flüchtete nach dessen Unterdrückung nach der Schweiz. Später auf der Festung Hohenasperg gefangen, schrieb er für die „Leuchtkugeln" in München seine „Lieder eines Gefangenen". Nach 18 Monaten freigesprochen, wanderte er nach den Ver. Staaten aus, ließ sich erst in New York und dann in Milwaukee als Apotheker nieder und schrieb für die „Atlantischen Blätter" des O. Ruppius und die „Monatshefte" von C. Butz Skizzen aus dem amerikanischen Leben. Im Bürgerkriege war er als Feldapotheker und als Assistenzarzt thätig. Im Jahre 1869 errichtete er in Manitowoc, Wisconsin, eine Apotheke, welche er bis 1878 inne hatte, in welchem Jahre er nach Milwaukee übersiedelte. Zuletzt wohnte er bei seinem Sohne in Chicago, wo er am 20. Februar 1892 starb.

„Familien-Bilder", ein poetischer Blumenstrauß für die deutsch-amerikanischen Frauen, Milwaukee 1877. „In Sattel und Meeresgrund", Milwaukee 1880. „Im Strome der Zeit", Dichtungen, Milwaukee 1885. 2. Auflage 1887.

Der teutsche Cavallerist.

Vorüber ist kaum die Mitternacht,
Drei Stunden noch zum Tagen;
Wir reiten schweigend auf die Wacht,
Den Mantel umgeschlagen.
Wir spähen und horchen auf nächtlichem Gang
Durch Busch und Geröhricht dem Strome entlang,
Zur Linken und zur Rechten,
Und morgen giebt's sicher zu fechten.

Nun fühl' ich mich erst als rechten Mann,
Seitdem ich den Waffen ergeben;
Jetzt, da ich reiten und streiten kann,
Nun fang' ich an, zu leben.
Verkauft, verrathen, des Yankee's Spott,
Um's tägliche Brod nach dem niedrigen Gott,
Dem schuftigen Dollar zu jagen,
Das mag der Teufel ertragen!

Wie ist mir wohl im Sattel und Bug!
Denn sonst im ganzen Lande
Erblick' ich nichts, als Lug und Trug,
Als Zagen und Schimpf und Schande.
Drum, wer noch ein Kerl, ein tüchtiger ist,
Der wird, wie ich, ein Cavallerist,
Macht Bahn mit gewaltigen Streichen
Für sich und Seinesgleichen.

Drum, wer kein Lump, kein altes Weib
Will heißen, zersprenge die Ketten!
Und wer noch Ehre hat im Leib,
Der helfe das Land erretten!
Ihr Teutschen, die man so lange geneckt,
Jetzt schafft euch mit euren Fäusten Respekt!
Allum im Busch, wie im Schilfe,
Da ruft euch ein Landsmann um Hilfe.

Dort drüben auf dem verwüsteten Land,
Da liegt der Farmer erschlagen;
Die Speicher, das Blockhaus stehen in Brand,
Und Weib und Kind verzagen.
Da schlage ja gleich das Wetter drein!
Der Frevel stinkt weit in den Himmel hinein;
Drum tüchtig fechten muß heißen:
Vergeltung für Wittwen und Waisen.

Der Reitersmann und sein feurig Roß,
Vor Kampflust brennen sie beide;
Nach dem Strauße sehnt sich der brave Genoß
Und der Säbel heraus aus der Scheide.
Ein wenig Geduld, und der wackere Franz,
Der Sigel führt uns zum lustigen Tanz!
Schon stimmt man im Lager die Geigen,
Dem Feinde den Kehraus zu zeigen.

Wie freu' ich mich auf den morgenden Tag!
Da sollen's die Hunde mir büßen!
Den ersten Schuß und den ersten Schlag,
Wie will ich sie jauchzend begrüßen!
Und find' ich auch früh um's Morgenroth
Auf Prairieblumen den rühmlichen Tod,
Ich mache — o fröhliches Sterben! —
Ein freies Land zum Erben.

Am traulichen Herde.

Im Brausen der Jugend, von Rosen umblüht,
Da sang ich dem Frühling mein feurigstes Lied;
Beim Jubel der Zecher erklang es sogleich:
O Erde, wie bist du so schön und so reich!

Das Tosen der Jugend, der Frühling ist hin;
Nun lob' ich den Winter am trauten Kamin,
Eisblumen am Fenster, ein schnurriger Mai;
Doch köstlich gedeihen hier Liebe und Treu'!

Ich koste vom schäumenden Becher des Glücks;
Ihn reichet mein Weib mir, beseligten Blicks;
Und da, wo sie wandelt mit frohem Gemüth,
Erblüht mir ein Garten, erklingt mir ein Lied.

Es weiht mir die Freundschaft den blanken Pokal,
Und muntere Reden, sie würzen das Mahl;
Rings Augen und Wangen, so hell und gesund,
Die Hoffnung im Herzen, beschließen den Bund.

Und tanzt auf den Dächern der Schnee mit dem Wind,
Dann küss' ich und herze mein rosiges Kind;
Im Kreise der Meinen ertönt es zugleich:
O Erde, wie bist du so schön und so reich!

Beim Scheiden.

(Ein Albumblatt.)

Es schließt die Pforte sich vom Elternhaus,
Du trittst hinaus in's vielbewegte Leben;
In weite Ferne treibt es dich hinaus
Im Jugenddrang, in ungestilltem Streben.
Von deinem Aug' die alte Binde fällt,
Und eine neue, ungeahnte Welt
Erschließt sich dem erstaunten Blick.
Da gilt es nun ein unaufhörlich Ringen,
Ein Thätigsein, ein Leidenschaft-Bezwingen,
Den schweren Kampf mit Menschen und Geschick.
Die Reise führt auf viel verschlungne Wege,
Am Abgrund hin und über morsche Stege,
Von staub'ger Landstraß' bis zur klaren Höh',
Zum fernen Ziel, zum stillen Alpensee.
Steh fest, sei stark, wenn die Verführung naht,
Und ohne Furcht verfolge deinen Pfad!
Und geht es über Dornen und Gestein —
Ein fester Wille muß dein Führer sein!
Mit klarem Auge und mit heiterm Sinn
Blick auf die Menschheit und die Schöpfung hin;
Und täuscht und schmerzt dich Manches auch im Leben:
Dein eigner Werth wird Ruh' und Trost dir geben.
Im Unglück stolz, in guten Tagen mild,
So sollst du sein, des ächten Mannes Bild!
So ziehe denn, gefolgt auf allen Wegen
Von unsrer Liebe und von unsrem Segen!

Julius Dresel.

Im Jahre 1816 zu Geisenheim im Rheingau geboren, erhielt er eine vorzügliche Erziehung in seinem elterlichen Hause, welches in den dreißiger Jahren der Sammelplatz von namhaften Gelehrten, Künstlern, Dichtern, sowie besonders von Solchen war, welche der damalige Staat ihrer Freisinnigkeit halber in Bann gethan hatte, wie Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh u. A. Er studierte dann in Heidelberg Geschichte und Literatur, mußte aber schon nach wenigen Semestern zurück, um dem Vater, dessen großes Weingeschäft durch die Ungunst der Zeitverhältnisse in arge Bedrängniß gerathen war, beizustehen. Im Jahre 1848 betheiligte er sich an der Volkserhebung und begab sich, als im Herbst desselben Jahres dem Niedergange des väterlichen Geschäftes nicht länger Einhalt zu thun war, nach Texas, wo sein älterer Bruder schon lange sich niedergelassen, aber starb, während Julius auf dem Wasser war. Nachdem Letzterer erst eine harte Schule als „Farmhand" durchgemacht, übernahm er in der „lateinischen" Niederlassung im Sisterbach-Thale eine kleine Farm, daneben regen Verkehr mit seinen hochgebildeten Genossen O. v. Bähr, E. Degener, Kapp und Anderen unterhaltend. Eine Reihe von Fehlernten legten ihm und seiner Familie schwere Entbehrungen auf, und dann kam 1861 der Bürgerkrieg, in welchem er wegen seiner offenen Parteinahme für die Sklaven von den Machthabern der Sklaverei-Partei gefangen und mit Ketten beladen nach San Antonio geschleppt wurde. Durch Vermittlung ein-

flußreicher Freunde freigelassen, ließ er sich in San Antonio nieder und eröffnete ein kaufmännisches Geschäft, das indeß nur spärlichen Gewinn abwarf. Dazu kamen Krankheiten und Todesfälle in seiner Familie. Erst im Jahre 1869 wendete sich sein Geschick; er übernahm ein, ihm von einem Bruder hinterlassenes werthvolles Weingut in Sonoma, Californien. Im Jahre 1891 begab er sich nach der alten Heimath und dort raffte ihn schon am 7. Dezember desselben Jahres der Tod hinweg. Literarisch war er zu allen Zeiten thätig und schrieb viele Aufsätze und Gedichte, die in verschiedenen Zeitungen erschienen.

Auswanderers Schicksal.

Wohl mag die Jugend sich in Hoffnung wiegen,
Die ahnungsvoll wie märchenhaft Geläut
In Träumen uns auf ödem Pfad erfreut,
Wenn wir vom Vaterhaus in's Weite fliegen.

Du gehst und ringst, um spät vielleicht zu siegen,
War's dann dein Himmel, was die Fremde beut? —
Du flohst die Heimath — ach! und kehrst du heut',
Wo schlägt ein Herz, dich warm noch anzuschmiegen? —

Ich möchte lieber d'rum im Vaterland,
Sei's nur ein engbescheiden Loos erwerben,
Doch mir die Seel' im Hauch der Heimath baden,

Als schwer mit Schätzen einer Welt beladen,
Getrennt auf ewig, dort am fernen Strand,
Sehnsucht im Herzen, in der Fremde sterben.

Der Rhein.

Kein Bild war dir, mein Rheingau, zu vergleichen
Im Rosenlichte, das dir eigen schien!
Wo lebt der Maler, dem die Kunst verliehn,
Die Krone deiner Anmuth zu erreichen?

Der Taunus blaut und dunkel stehn die Eichen,
Die Au'n und Ufer malt der Spiegel hin,
Und goldne Wölkchen, die darüber ziehn,
Als kämen sie geschwebt aus Zauberreichen.

Lang' glaubt' ich, schönster Fluß, du seiest mein,
Mein eigen ganz — wem sonst? — ich fühle immer
So habe dich geliebt nur ich allein.

In Sturm und Eis, im Bad und Mondenschimmer —
Viel' Jahre schwanden, aber dich, o Rhein,
Nein, dein vergeß ich bis zum Ende nimmer.

Carl Adolf Julius Pohle.

Geboren am 19. Oktober 1813 in Bautzen, Schlesien, studierte er in Leipzig Theologie, bekleidete dann in seiner Geburtsstadt eine Pfarrstelle, verlor indeß im März 1848 sein Amt, weil er seine freisinnigen Ideen von der Kanzel herab vertheidigte, flüchtete nach den Ver. Staaten und starb am 22. November 1859 als Pastor zu Williamsburg, New York. Seine Dichtungen, welche trotz seiner revolutionären Vergangenheit eine versöhnliche Tendenz verfolgen, erschienen in belletristischen Blättern.

Albert Wolff.

Geboren am 26. September 1825 zu Braunschweig, studierte er von 1846 bis 1849 in Göttingen Theologie, betheiligte sich aber im Mai 1849 als Student an der revolutionären Bewegung zu Dresden, wurde gefangen genommen und zum Tode verurtheilt, dann aber zu zehn Jahren Gefängniß und im Juni 1852 ganz begnadigt, und kam im November desselben Jahres nach den Ver. Staaten, wo er sich in St. Paul, Minn., niederließ. Anfangs fand er Beschäftigung in einer Conditor-Handlung, bald aber wandte er sich der Journalistik zu und schrieb nacheinander für deutsche Blätter in St. Paul, Chaska und Neu Ulm, bis er die Chef-Redaktion der „Volkszeitung" von St. Paul übernahm, welche er noch heute inne hat. Daneben bethätigte er sich auch eifrig am politischen Leben, wurde schon 1855 in die Legislatur des damaligen Territoriums gewählt, bekleidete später das Amt eines Einwanderungs-Commissärs von 1864 bis 1871 und wurde 1872 zum Mitglied des St. Pauler Schulraths gewählt.

„Gedichte", St. Paul, Minn., 1867.

Als das Land rief. (First Call.)

(Mai 1861.)

Fort Sumter ist gefallen
In der Rebellen Hand,
Sein Nothsignal ertönen
Läßt das bedrängte Land.
Entfaltet hat sein Banner
Der schnödeste Verrath —
Wer wird zum Lande stehen
Mit todesmuth'ger That?

„Wenn Alle untreu werden",
Dann bleiben treu doch wir.
Uns rufet nicht vergebens
Das Unionspanier.
Die stolzeste der Vesten
Auf freier Erde steht.
Noch auf der Veste Zinne
Das Sternenbanner weht.

„Wenn Alle untreu werden",
Dem Land und seinem Recht,
Wenn gegen seine Einheit
Anstürmt ein falsch Geschlecht,
Und wenn dem Land der Freien
Verrath und Meuterei
Von seinen Söhnen drohen,
Dann bleiben wir ihm treu.

Jenseits des Ozeanes
Das alte Vaterland
Hat, ob wir sehr es liebten,
Feindselig uns verbannt.
Das neue Land gab freundlich
Uns eine Heimath neu,
Dafür in seinen Nöthen
Dankt ihm jetzt — deutsche Treu'.

Bis zum „Kehraus". (Last Call.)

(Januar 1865.)

So lang' in Richmond's Wällen
Noch trotzt des Feindes Heer,
So lange die Rebellen
Noch sind wie Sand am Meer,
So lang' der Rebellion Geschütz
Noch schleudert des Verderbens Blitz,
Bleibt auf der Kriegerbahn
Der deutsche Veteran.

Daheim in stiller Hütte
Hab' ich ein treues Weib.
Sie fleht mit heißer Bitte:
„Nicht länger ferne bleib'!"
„Komm Vater!" flehn die Kinder mein.
Die Lippe bebt, doch spricht sie: „Nein!"
Das Land ruft: „Hierher, Mann!"
Es folgt der Veteran.

So lang' das Land in Nöthen,
Trag ich des Kriegers Kleid.
Da hilft kein Fleh'n noch Beten,
Erneuert wird der Eid.
Erst wenn nach letztem blut'gen Tanz
Genommen ward die letzte Schanz',
Dann, ja fürwahr! erst dann
Geht heim der Veteran.

Dann donnern die Geschütze,
Dann krachet die Musket! —
Dann ist mit Blumensträußen
Geschmückt das Bajonett.
Den Frieden bringen wir zurück.
„Willkommen!" grüßet Aller Blick
Die kampfzerfetzte Fahn',
Den deutschen Veteran.

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Brust.
Dann ruht sich's nach den Stürmen
Mit ganzer Manneslust.
Wenn Sieg und Frieden ich errang,
Dann ruf' auch ich mit hellem Klang:
„Jetzt ist ein Friedensmann
Der deutsche Veteran."

Mai.

(2. Mai 1863.)

Es kündet das Zwitschern der Schwalben:
Gekommen ist wieder der Mai.
Es künden die Knospen und Blüthen:
Die gefesselte Erde ist frei.

Grün decken sich Felder und Wiese,
Grün kleidet sich lustig der Wald.
Windröslein wiegen die Köpfe,
Vom Morgenschein purpur'n bestrahlt.

Hin gleiten auf azurnem Spiegel
Der Seen Taucher und Schwan,
Es treibt ihr schneeig' Gefieder
Die Lenzluft auf schaukelnder Bahn.

Der Sämann streuet die Körner,
Fortschreitend streut er im Takt,
Da hat im nahen Gestrüppe
Ein morsches Hälmchen geknackt.

Der Sämann lauschet, doch Schweigen
Herrscht rings auf einsamer Flur.
„Es brach wohl der Wind in dem Röhricht
Ein trockenes Schilfrohr nur."

Der Sämann fördert die Arbeit —
Da knallt ein Schuß aus dem Rohr,
Und es stürzt mit gellendem Kriegsruf
Der rothe Mörder hervor.

Des Mörders tödtliche Kugel
Den Sämann im Herzen sie traf,
Es blitzt das Messer der Rothhaut
Um des Bleichgesichts Stirne und Schlaf.

Der Skalp hängt blutend am Gürtel,
Und Alles ist still und vorbei.
Es kündet das Zwitschern der Schwalben:
Gekommen ist wieder der Mai.

Reisebilder.

a. Milwaukee.

(März 1869.)

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,"
Daß hier ich so heimisch bin;
Bin doch unter wildfremden Leuten,
Die wandern her und hin.

Seh' doch nur fremde Gesichter,
Und Keiner sagt: „Grüße dich Gott!"
Und doch erglänzet mir lichter
Des Morgens schimmerndes Roth.

Ich sehe kein Toben und Jagen,
Kein lauerndes Gaunergesicht,
Es stiert der hungrige Magen
Aus dem Antlitz des Aermlichsten nicht.

Es strahlt aus dem Auge den Leuten
Der Glanz zufriedenen Sinn's —
Jetzt weiß ich, was soll es bedeuten —:
Sie sind zufrieden, ich bin's.

Es sitzt auf behäbigem Throne
Milwaukee, die trauliche Stadt,
Die freundliche deutsche Matrone,
Die weiß, was sie ist; was sie hat.

b. Pittsburg.

Ade! Ade! mein Städtlein,
Wo weiß das Eisen glüht,
Aus tausend Hammeröfen
Der Feuerregen sprüht.

Sei Ambos hier, sei Hammer,
Hier bist du an der Stell',
Wenn Arbeit dir kein Jammer,
Faustkräftiger Gesell.

Schlagt drauf nur, ihr Cyclopen,
Und hämmert fleißig drein;
Vom Pole zu den Tropen
Soll eure Kundschaft sein.

Ihr sollt den Völkern schaffen
Den Feuerschlund, den Pflug,
Zum Mord die blanken Waffen,
Zum Trunk den blanken Krug.

Mag anderswo man schachern,
Hier wird gezeugt, geschafft.
Mit Schachrern nicht, mit Machern
Halt' ich's und mit der Kraft.

Ade denn, rußig Städtlein!
Bestaubt ist dein Gewand,
Trag's stolz! Es zeugt und redet
Vom Fleiße deiner Hand.

In der Heimath.

(April 1869.)

Wie? Was ist das, du alter Kerl?
Im Auge eine Thränenperl'?
Ja, ja! So ist's. Wer kann dafür?
Mein Vaterland, das bring' ich dir.

Die Thräne ist der Diamant,
Den rein ich hielt im fernen Land;
Ich seh's, ich seh's, das Kleinod mein
Lag tief im heil'gen Herzensschrein.

Ich hab' es selbst nicht mehr gewußt,
Daß ich es barg in meiner Brust,
Daß ich dich ganz noch mein genannt,
O heil'ge Lieb' zum Heimathland.

Ob „Schwarz-roth-gold", ob
„Schwarz-weiß-roth",
Es hat, o Deutschland keine Noth.
Wie einst, das sagt die Thräne dir,
Lieb' ich dich heut', wer kann dafür?

Sprüche.

a. Die Tischreden.

„Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren."
Doch nur getrost, ist „Wahrheit nur im Wein",
Wird wohl ein Spruch da, wo die Gläser klirren,
Kein „Irrthum" sein.

b. Deutsche Schrift für's deutsche Wort.

Nicht blos Gewand, auch fester Panzer ist
Die deutsche Schrift der Sprache der Germanen.
Wer jene uns zu rauben sich vermißt,
Der hilft den Weg zum Tode dieser bahnen.

Johann Straubenmüller.

Geboren den 11. Mai 1814 in Schwäbisch-Gmünd, bildete er sich zum Lehrer aus und war von 1833 als solcher in Stuttgart, Gmünd und Horb thätig; mehrfach wegen politischer Vergehen in Untersuchung, wanderte er schließlich aus, und kam 1852 nach Baltimore, wo er bald eine Lehrstelle fand. Seit Oktober 1863 ist er Direktor der freien deutschen Schule in New York. Seine ersten Gedichte erschienen 1840 in Lewald's „Europa" und anderen deutschländischen Blättern.

„Gedichte für Lehrer", Stuttgart 1848. „Zwölf dreistimmige Kinderlieder", 1850. „Pocahontas oder die Gründung von Virginien", eine poetische Erzählung, Baltimore 1858. „Gedichte für die liebe Jugend", New York 1868. „Herbstrosen", gesammelte Gedichte, New York 1889.

Geschmack.

Du hörst nicht gern ein stilles Lied,
Du magst nicht leisen Quellen lauschen,
Du horchst — wo Katarakte rauschen,
Wo Stürme und Gewitter sprechen,
Wo Throne stürzen, Felsen brechen.

Ein stilles Lied — ein schwaches Lied!
Es gleicht nur eines Glühwurms Flimmern;
Dir aber sollen Fackeln schimmern,
Und in den Höhen, in den Gründen
Raketen steigen, Blitze zünden.

Laß doch die stillen Lieder blühn!
Den Veilchen gleich, die unterm Strauche
Begrüßen dich mit lindem Hauche,
Die still in Wohlgeruch vergehen,
Oft ungekannt und ungesehen.

Bitte.

Ja, Geist! gieb uns Begeisterung
Und Sinn für Göttliches und Großes!
Gieb Kräfte uns zu hohem Schwung,
Stell uns auf Nebo wie einst Moses.

Laß uns ein schönes Ziel erschau'n,
Ein Ziel das werth ist, zu erringen!
Und laß dem Muth und Selbstvertrau'n
Auch manches Schwierige gelingen!

Und soll's nicht sein, so laß uns nur
Auf einer reinen Höhe enden!
Im Himmelduft, im Lichtazur
Die freie Seele zu dir senden!

Theodor Hielscher.

Geboren am 16. Dezember 1822 zu Nimptsch in Schlesien, frühzeitig auf sich selbst und Freunde angewiesen, bildete er sich zum Lehrer unter Diesterweg, betheiligte sich infolge Absetzung des Letzteren an der Revolution von 1848 und verlor seine Stelle als Lehrer an der Friedrichsstädtischen höheren Knabenschule zu Berlin, wurde Lehrer in Hamburg, wanderte 1851 aus nach Amerika, arbeitete theils an Schulen, theils an Zeitungen in Baltimore, Chicago und anderen Orten, war Lehrer in San Antonio, Texas, und lebt jetzt in Eagle Paß, Texas.

Lieder und Blumen.

„Und vergiß mir nicht die Lieder!"
Spricht der Mann zum treuen Weib;
„Drüben singen wir sie wieder
Uns zur Lust und Zeitvertreib.
Hab' als Wanderbursch gesungen
Und vor'm Donnerhall der Schlacht;
Immer, wo ein Lied erklungen,
Hat mich's stark und froh gemacht."

Und das Weib; — sie kann nicht reden;
Mit dem Haupte nickt sie nur.
Ach, das Herz will ihr veröden,
Alles scheint ihr Unnatur.
Aus der Heimath, von dem Grabe
Ihrer Lieben soll sie fort;
Fremde sehn in Haus und Habe —
Ihrer Lippe fehlt das Wort.

Leise weinend blickt sie nieder,
Hast'ger macht sie sich zu thun
In dem Kasten, wo die Lieder
Längst bei Blumenkörnern ruhn.

Nach dem Hafen, ohne Weilen
Ueber's Meer dann, ohne Ruh
Mit dem flücht'gen Dampfroß eilen
Sie der neuen Heimath zu.

Endlich! — Sieh den Urwald! — Rasten
Darf der Heimathlose hier.
Hier ist Heimath. Ob auch Lasten
Drücken noch die Schultern dir:
Freiheit wohnt hier! — Und nach Jahren
Tönt im Urwald froh das Lied,
Und was Blumenkörner waren,
Duftend um das Blockhaus blüht.

Eiche und Rose.

Im grünen Felde draußen, am Ackerraine prangt
Die Eiche stolz und mächtig; ihr Haupt gen Himmel langt.
Zu ihrem Schatten sprosset ein Rosenstrauch hervor,
Draus blicken schwellende Knospen zum hohen Stamm empor.

Die Eiche und die Rose! Es ist so freundlich das Bild;
Die eine mild und lieblich, die andre krafterfüllt.
Sie lehnen sich an einander, so heimlich, so vertraut;
Ich glaube, die Eiche erwählte die Rosenknospe zur Braut.

Und wenn ich drüber sinne: es ist nicht ungefähr,
Daß sie zusammen stehen, so lieblich und so hehr.
Die Kraft ist's, die kühn und muthig nach Wolkenhöhen strebt,
Die Liebe, die ihr verbündet in Eiche und Rose lebt.

Und in die Seele ziehet ein anderes Bild mir ein;
Das flammt in feurigen Zügen, in Glanz und Ruhmesschein.
Ich schaue im Geiste Männer in Kraft und kühnem Muth,
Die stehen fest zusammen, die wagen Leib und Blut.

Ich höre Stürme brausen — sie stehn wie die Eichen da;
Ich höre Kampfesringen, der Tod ist ihnen nah:
Die Männer schauen so trotzig dem Tode in's Angesicht,
Sie fallen, doch sie erbeben auch selbst im Tod noch nicht.

Ich höre ein Wort gar mächtig in ihren Kampfesreih'n;
Das giebt ihnen Muth zum Streiten, das wiegt im Tode sie ein.
Die Freiheit! so hör' ich's klingen. Es klingt so hoch, so hehr:
Das sind die deutschen Männer, des Vaterlandes Wehr.

Sie ziehen an mir vorüber. Es schweigt das Kampfgetön
Und süße Klänge hör' ich zu mir herüber wehn.
Es klingt von allem Hohen, was Menschenherz erfreut,
Es klingt von Liebe und Milde, von Frieden und Seligkeit.

Ich sehe Jungfrauen walten im traulich stillen Haus,
Die streuen Friedenssaaten und Segen sproßt daraus.
Die Lieb' und die Treue sprossen daraus so mild und rein;
Sie blühen wie duftige Blumen im Frühlingssonnenschein.

Und wie in den Blüthenkelchen der duftige Hauch sich hebt,
So Anmuth und Himmelsfrieden in ihren Herzen lebt.
Sie prangen im Erdenleben als höchster, reichster Glanz,
Wie Rosenknospen prangen im duftigen Blüthenkranz.

Die Eiche und die Rose! Ich sah sie beisammen stehn;
Es flüsterten ihre Blätter im leisen, süßen Wehn:
Die deutsche Jungfrau reichet dem deutschen Manne die Hand.
Ich denke an Eiche und Rose am grünen Feldesrand.

Isidor Kalisch.

Geboren am 15. November 1817 zu Krotoschin in Posen, studierte er Theologie und Philosophie in Prag, Breslau und Berlin und lieferte als Student zahlreiche poetische und wissenschaftliche Beiträge für den „Figaro", den „Orient" u. s. w. Seine freisinnigen Publikationen während des Jahres 1848 brachten ihn nach Amerika, woselbst er in Cleveland sieben Jahre als Rabbiner wirkte. Während dieser Zeit entzifferte er eine phönizische Inschrift, welche 1855 bei Sidon gefunden und ihm zur Uebersetzung von Prof. Gibbes am Yale College geschickt worden war; diese Uebersetzung ging später an die syro-ägyptische Gesellschaft in London, welche sie für richtig befand. Darnach bekleidete er die Stelle als Rabbiner in Cincinnati, Indianapolis, Milwaukee, Detroit, Nashville, siedelte dann nach Newark, New Jersey, über, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte und 1887 starb.

„Das Evangelium Matthäi", ein Führer zur rationellen Prüfung biblischer Schriften, 1852. „Töne des Morgenlandes", Gedichte, Detroit 1865. „Lessing's Nathan der Weise", in's Englische übersetzt, New York 1869 (anerkannt die einzige getreue Uebersetzung dieses Meisterwerkes). „Das Buch der Schöpfung", die älteste jüdische Metaphysik vom Hebräischen in's Englische übersetzt, New York 1877.

Emil Querner.

Geboren den 10. April 1829 in Eisenberg, Sachsen-Altenburg, studierte er Naturwissenschaft und Medizin, verließ infolge der 48er Bewegung Deutschland und praktizirte seit 1862 in Philadelphia mit großem Erfolg. Daneben schrieb er eine Reihe populär-medizinischer Werke. Er starb 1886.

„Wilde Blüthen", Gedichte, Philadelphia, 2. Auflage 1874.

Adalbert Höpke.

Er genoß eine vorzügliche Erziehung, kam 1849 nach Californien, wo er sich anfangs als Goldsucher umhertrieb, dann als Arzt praktizirte und später an deutschen und englischen Blättern thätig war. In der Hitze der Leidenschaft erstach er im Jahre 1856 einen Mann, der ihn in brutalster Weise insultirt hatte. Zum Tode verurtheilt, erhielt er aber durch die Bemühungen einflußreicher deutscher Politiker seine Begnadigung und lebte, aus dem Gefängniß entlassen, als Redakteur der „Nationalzeitung" und dann des „New Yorker Journal", bis er 1873 starb, betrauert von Allen, die ihn kannten. Im Jahre 1859 erschien sein Gedicht: „Californien", in dem er die Hoffnung und Enttäuschung der Goldsucher schildert.

Californien.

Hei, das war ein wildes Jagen
Nach den Schätzen dieser Welt!
Hei, das ist ein Stürmen, Wagen,
Wo erlaubt ist, was gefällt!

Was in fieberheißen Stunden
Unser kühnster Wunsch gewollt,
Haben endlich wir gefunden —
Zügellosigkeit und Gold.

Heut' gedrückt von goldnen Lasten,
Jauchz' ich trunken Tag und Nacht;
Morgen will ich gerne fasten,
Bis das Glück mir wieder lacht.

Heut' umringt von wilden Gästen,
Streu' ich meinen Reichthum aus;
Morgen öffnet sich zu Festen
Eines Kameraden Haus.

— — — — — — — —

Ewig steigt und sinkt die Wage,
Unser Dasein ist ein Spiel,
Kein Verzagen, keine Klage,
Wie die Karte immer fiel.

Nicht zu schnell den Muth verloren,
Nur der tolle Traum erbleicht —
Ohne Schmerz wird nichts geboren,
Ohne Opfer nichts erreicht.

Thöricht hofften wir, zu finden
Nichts als ein Schlaraffenland,
Und wir büßten unsre Sünden,
Und wir kamen zu Verstand.

Nicht um Gold herbeizuraffen,
Laßt so weit geirrt uns sein;
Eine H e i m a t h zu erschaffen,
Sei der Zweck, dem wir uns weihn.

Henricus vom See.

Pseudonym für Wilhelm Dilg. Geboren 1837 in Nierstein am Rhein, folgte er seinem Vater 1849 in's Exil. Nachdem er seine Ausbildung in der deutsch-englischen Akademie in Milwaukee genossen, erlernte er das Drechslerhandwerk und wurde 1866 Reisender für die weithin bekannte Buchhandlung von J. B. Hoeger & Sons in Milwaukee. Seit 1884 lebt er in Deutschland, wo er seinen Wohnsitz in Wiesbaden aufgeschlagen.

„Gedichte" von Henricus vom See, Milwaukee 1866.

Ein Abend.

Den Gruß des Scheidens lächelt
In's Thal
Der Sonne Strahl,
Und meine Stirn umfächelt
So lind
Der Abendwind.

Des Tages Lärm verhallet,
Herein
Bricht Dämmerschein,
Und mählig niederwallet
Die Nacht
In düstrer Pracht.

Minnehaha.

Minnehaha, Lachend Wasser,
Sanft und lieblich wie das Murmeln
Deiner Wellen klingt dein Name
Minnehaha, Lachend Wasser.

Durch des Urwalds myst'sche Ruhe,
Durch der Thäler sanfte Schatten,
Durch der Prairie grünen Teppich
Rieseln deine Silber-Wogen.

Rieseln froh und strudeln schäumend,
Rauschen über steile Felswand,
Und das perlende Gestäube
Funkelt wie ein Demant-Schleier.

Minnehaha, Lachend Wasser,
Sanft und lieblich wie dein Name
Also klingt auch deine Sage,
Deine Sage altherkömmlich.

Wer da jemals ihr gelauschet,
Wie die Rothhaut sie erzählet,
Und nun sitzt an deinem Strande,
Deinem fluthbespülten Strande,

Hört im Wogensturz es brausen,
Lispelnd plätschern in den Wellen,
Flüstern in den Ufergräsern,
Säuseln in dem Minnewawa,

Wie vor vielen, vielen Jahren
Minnehaha, sie, die Schöne,
Floh vor Kankakee, dem Raben,
Vor dem Häuptling der Dakotahs.

Heißer Liebe Flammengluthen
Hatten ihn nach ihr gezogen,
Sie jedoch floh seinen Anblick,
Treu ergeben einem Andern;

Floh durch Waldes Dämmerungen,
Ueber Berg und Thal und Steppe
Rasch beflügelt immer weiter,
Rettung suchend in der Ferne.

Doch des flücht'gen Fußes Spuren
Folgte Kankakee, der Rabe,
Unaufhaltsam, unablässig
In dem heißen Drang der Wollust.

Und als schon zum zweiten Male
Abendroth den Himmel färbte,
War erschöpft bei Minnehaha,
War erschöpft das Maß der Kräfte.

Müd' und matt an allen Gliedern,
Sank sie auf die Erde nieder,
Trostlos harrend ihres Schicksals,
Dem sie nicht entrinnen konnte.

Doch als unfern im Gebüsche
Schritte raschelten, da flammte
Wie ein Licht, das am Erlöschen,
Nochmals auf der Drang der Rettung.

„Manitu!" rief sie verzweifelnd,
„Sieh dein Kind hier trostlos schmachten —
Guter Manitu, o schütze
Lachend Wasser vor dem Raben!

„Schütze sie vor seinen Trieben,
Rette sie aus seinen Armen,
Laß sie werden was sie heißet,
Mache sie zu lachend Wasser —

„Mache sie zu einer Quelle,
Mache sie zu einem Strome,
Daß sie rauschend, daß sie lachend
Ihm entfliehe unaufhaltsam!"

Sprach's und waren großen Geistes
Ohren offen für ihr Flehen,
Und wie vor der Sonn' der Schnee schmilzt,
So zerrann sie leis allmählig.

So zerrann sie leis allmählig,
Floß dahin ein muntres Bächlein,
Schwoll jedoch stets mehr zum Strome,
Rauschend, schäumend durch die Lande.

Merkte Kankakee, der Rabe,
Merkte bald das Spiel des Wunders —
Lachend, schäumend, brausend sah er
Auf sich zu die Wogen eilen.

Und er lenkte, rasch entschlossen,
Flüchtig heimwärts seine Schritte,
Doch es folgt' ihm auf dem Fuße
Minnehaha, rauschend, lachend;

Folgte dicht ihm auf den Fersen,
Kreuz und quer durch Wald und Prairie,
Folgte rauschend, lachend, schäumend,
Wo er immer hin sich wandte.

Voller Angst und voll Verzweiflung
Machte Kankakee, der Rabe,
Sich zu einem schnellen Hirsche
Durch geheime Zauberkünste.

Und er floh mit weiten Nüstern,
Floh mit großer Kraftanstrengung,
Doch wie er auch schnaufte, jagte,
Sein Verhängniß blieb dasselbe,

Blieb dasselbe unaufhörlich —
Floh er langsam, floh er schnelle,
Stets bezeichnete das Bette
Schwell'nder Wogen seine Tritte.

Und als Frühroth golden säumte
Fern den Horizont im Osten,
Stand der Hirsch schweißtriefend, dampfend
Auf der jähen, steilen Felswand;

Schweiften seine scheuen Augen
Stier hinab den Felsen-Abhang,
Und mit einem mächt'gen Sprunge
Setzt' er langgestreckt hinunter.

Doch noch hatte er den Boden
Nicht erreicht — und rauschend, tosend,
Zischend, brausend, perlenschäumend
Stürzten hinter ihm die Wogen.

Stürzten brausend, zischend, schäumend
Hintendrein in weitem Bogen
Und umschlangen wild ihr Opfer
Mit des Todes feuchten Armen.

So fand Kankakee, der Rabe,
Seinen Tod im Wogengrabe;
Also auch fand ihre Rache
Minnehaha, Lachend Wasser.

Und noch heut' wälzt sie sich nieder
Ueber schroffe, steile Felswand,
Schäumend, funkelnd in der Sonne,
Wie ein Riesen-Demant-Schleier.

Die Zenoburg.

Felsenmassen, grau, gigantisch, streben aufwärts in die Lüfte,
Krüppelhaftes Strauchwerk wurzelt kümmerlich in dem Geklüfte,
In des Riffes tiefgewühlter Höhlung brechen, wie im Grimme,
Sich der Passer Gletscherfluthen fessellos mit hohler Stimme.

Oben, wo Kastanienbäume ihre Aeste dicht verzweigen,
Wo die Blicke in's Passeier und in's Etschthal fernhin reichen,
Ragt empor ein alt Gemäuer, dessen starren Leib umschlungen
Wilder Epheu, der aus seinen Fugen sich hervorgerungen.

An des jähen Abgrunds Rande, schauerlich hinabzusehen,
Trotzig kahle Mauerreste auf der Felsen Vorsprung stehen,
Und am Ringwall, dessen Trümmer Moosgeflechte überzogen,
Drohend schwebt in hochgefügter Spannung noch des Thores Bogen.

Eingestürzt ist längst die Wölbung in den Gängen, in den Hallen
Leere Fensterhöhlen klaffen längs den Wänden, halbverfallen,
Längst zerstört sind Thurm und Zinnen und an des Portals Sculpturen
Sind, unkenntlich fast, verwittert die symbolischen Figuren.

Längst versiegt und längst verschüttet ist des Burghofs tiefer Bronnen,
Dessen Oeffnung, wirrverschlungen, wuchernd Unkraut übersponnen,
Und durch der Kapelle Pforte, wo dereinst in hehrer Feier
Gottes Wort zum Heil erklungen, heult der Sturmwind von Passeier.

Doch, um den Verfall zu hemmen, wurden rührig Menschenhände,
Und ein Dach sie schützend spannten über wenig kahle Wände,
Oben drauf des Kreuzes Zeichen — doch auch dieses, schon gebogen,
Hat in dem Vernichtungsstreite halb die Zeit an's Herz gezogen.

Trümmerreste einst'ger Größe, hohen Glanzes stumme Zeugen,
Mehr denn achtmal das Jahrhundert saht ihr sich zu Ende neigen —
Mehr denn achtmalhundert Jahre — langer Zeit endlose Brücke,
Schwindelnd führst du durch den Nebel der Vergangenheit zurücke!

Und so schaust du von der Höhe, wie mit grauverhülltem Blicke,
Träumend von der Zeiten Wechsel und vom wechselnden Geschicke: —
Rings die ew'gen Berge thronen, wie mit andachtsvollem Schweigen,
Und es ist mir selbst, als sollte ich mein Haupt in Ehrfurcht neigen.

August Steinlein.

Geboren 1825 in Trier, Rheinprovinz, bildete er sich zum Lehrer aus und übernahm kaum 18 Jahre alt eine Lehrerstelle in seiner Vaterstadt. Durch seine freisinnigen Ansichten machte er sich indeß höheren Orts mißliebig und, um Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, entschloß er sich, in die Fremde zu ziehen. Mit einem Segelschiff machte er die Ueberfahrt nach New York, wo er 1843 landete. Er wurde Lehrjunge in einer Buchdruckerei und bald Vormann, welche Stellung er zwölf Jahre inne hatte; dann zog er nach dem Westen und ließ sich 1856 bei dem damaligen Dorf La Crosse, Wisconsin, auf einer Heimstätte nieder. Nach

mehreren Jahren schwerer Pionierarbeit gründete er eine deutsche Zeitung und wurde bald zu wichtigen Aemtern gewählt; er bekleidete nach einander das Amt eines Registrar of Deeds, eines Armencommissärs, eines Schulraths und setzte als letzterer die Einführung des deutschen Unterrichts in die öffentlichen Schulen von La Crosse, sowie die kostenfreie Verabreichung von Schulbüchern an die Schüler durch. Er nahm bis zu seinem Tode, 1892, als Advokat und Friedens- und Polizeirichter eine hochgeachtete Stellung ein

„Bunte Blüthen", Gedichte, La Crosse, Wisc., J. Ulrich's Verlag, 1884. Ein zweiter Band ist in Vorbereitung.

An ein amerikanisches Mädchen.

Siehst du, mein hübsches Töchterlein,
Der Mutter stilles Grämen?
Du solltest ihr mit Freuden weg
Ein Theil der Arbeit nehmen
Und solltest als ein treues Kind
Sie herzlich liebend küssen,
So würde sie des Leid's gewiß
Ein großes Theil vermissen.
Die Furchen in dem Angesicht
Gabst du ihr seit der Wiege,
Doch lägst du auf dem Schmerzensbett,
So wären's Engelszüge,
Wenn sie bei Tage und bei Nacht
An deiner Seite wachte
Und dir mit Mutterlieb' und Sorg'
Dein Leiden leichter machte!
Einst wird sie, von der Sorg' und Müh'
Erlöst, von hinnen gehen!
Das Herz, das lieb geschlagen dir,
Es wird dann stille stehen!
Kniest du dann an dem Grabe hin
Und weinst: „Lieb Mütterlein,
O komm' zurück, ich will ja gern
Dir Trost und Stütze sein!"
Da ist's zu spät — sie hört nicht mehr
Dein reuig bittend Flehen;
Sie war dein bester, treuster Freund!
Zu spät hast du's ersehen!

Bau' auf dich selbst!

Bau' auf dich selbst! Verlaß dich nie auf Andre,
Daß sie des Lebens Last dir helfen tragen!
Des Kindes Fuß, damit es sicher wandre
Von Stuhl zu Stuhl, muß selbst die Schritte wagen,
Daß festen Tritt's es einst zu gehen wisse
Und man's nicht stets auf Händen tragen müsse!

Bau' auf dich selbst! Mit festem Selbstvertrauen
Ergreift der Steuermann des Ruders Speichen;
Auf eignen Arm und Scharfblick muß er bauen,
Will er im Sturm den sichern Port erreichen; —
Mit Schiffbruch aber würd' die Fahrt wohl enden,
Wollt' er sich bittend erst an Andre wenden!

Bau' auf dich selbst! Die Menschen sind gar wankend,
Sehn sie das Glück von dir hinweggezogen!
Wie Mancher, dir sein eigen Wohl verdankend,
Hat in dem Unglück dich verlassen und betrogen?
Die meisten sind ja nur voll Lug und Tücke
Und fragen nichts nach Anderer Geschicke!

Bau' auf dich selbst! Trag' keines Andern Ketten,
Ob sie vom feinsten Golde auch getrieben;
Kannst du dir nur die eigne Achtung retten,
Ob Bettler, bist ein Crösus du geblieben,
Und ob vom Schicksal noch so sehr geschlagen,
Darfst du das Haupt doch stolz erhoben tragen!

Lebenszweck.

Auf schwellendem Rasen. im schattigen Hain,
Da lag ich einst traurig und müd',
Schon fielen die Blätter — ein Vöglein allein
Noch zwitschert sein herbstliches Lied.
Da dacht' ich im Stillen: „Ein einziges Jahr
Bringt Blüthen und Leben und Tod:
Dahin ist das Grün und der Blumentalar,
Der jüngst noch dem Auge sich bot.
So flieget auch rasch unser Leben dahin,
Voll Sorgen und Ungemach viel,
Das flüchtige Dasein, was bringt's für Gewinn,
Wo bleibet der Zweck und das Ziel?"

Da zwitschert' das Vöglein: „Wir singen mit Lust,
So lang' uns die Gabe verliehn,
Erfrischen den Sinn in des Wanderers Brust
Mit herrlichen Lust-Melodien!"

Und die Bäume, sie rauschten im frischen Accord:
„Wir lebten für uns nicht allein:
Wir boten dem Wanderer kühlenden Hort
Bei glühendem Sonnenschein!"

Und ein einsames Blümlein sich neiget und spricht:
„Ich sog mit den Schwestern mein
Die Farben und Düfte aus rosigem Licht,
Euch klagende Menschen zu freun!"

Und es rauschten die Blätter, der Geist der Natur
Sprach leise in säuselndem Weh'n:
„Ein Hauch ist das menschliche Leben wohl nur,
Doch mußt du das Leben verstehn.
Des Daseins so kurzer und flüchtiger Frist
Den richt'gen Werth zu verleih'n
Und todt noch beglückend zu leben, das ist:
Dem Wohle des Ganzen es weih'n.
Da fliegt nicht umsonst dir das Leben dahin
Und bietet der Freuden gar viel,
Da bringt es dir selber und Andern Gewinn,
Da hat's einen Zweck und ein Ziel!"

Rudolf Puchner.

Geboren am 24. Januar 1829 in Beutelsbach, Württemberg, sollte er sich, nachdem er eine vortreffliche Erziehung genossen, in seiner Heimath dem Kaufmannsstande widmen; aber die bewegten Jahre 1848 und 1849 brachten ihn zum Entschluß, nach Amerika auszuwandern. Er begab sich nach Neu Holstein in Wisconsin, wo er ein kaufmännisches Geschäft gründete, welchem er heute noch vorsteht, sich daneben mit Literatur beschäftigend.

„Klänge aus dem Westen", Milwaukee, C. Dörflinger, 1879. „Aglaja", Episches Gedicht, Milwaukee 1887.

Ich habe manches Lied gesungen.

Ich habe manches Lied gesungen,
Noch ist die Leyer frisch bespannt,
Doch sei das erste meiner Lieder
Das Lied vom deutschen Vaterland,

Wo auf dem Berg die Eichen rauschen,
Die Thäler ruhn im Sonnenschein,
Im Hain die Nachtigallen lauschen
Und auf den Hügeln reift der Wein.

Wie klingt es süß: Land meiner Väter!
O Heimath du! Wie klingt es süß,
Land meiner Kindheit, meiner Träume!
Land, wo ich meine Liebe ließ!

Land, wo die klaren Bäche rauschen,
Wo ich mit meinem Mädchen saß
Und in dem Glanze ihrer Augen
Die Tiefe meines Glückes maß.

Wie klingst du süß, du holder Name
Dem, der an deinem Busen weilt.
Wie klingst du süßer noch dem Wandrer,
Der fern von deinen Bergen eilt;

Dem fern von deiner Hügel Rande
Die Sehnsucht in das Auge springt,
Wenn er, die heiße Lieb' im Herzen,
Dein süßes Bild, dein Bild besingt!

O Heimath, Heimath! Lied der Lieder!
Hast eine Seel' du je gefüllt,
So singt's die meine in dem Sange,
Der wild von meinen Lippen quillt.

Es schlägt mein Herz in diesem Liede,
Dem schönsten, das ich je gekannt,
Dem einz'gen hohen Lied der Lieder,
Dem Lied von meinem Vaterland.

Pocahontas.

Pocahontas ist gestorben;
Bleich dort liegt sie, zugedeckt,
Ueberstreut mit Waldesrosen,
Auf dem Lager ausgestreckt.

Ferne rauscht der Niagara;
Aus den düstern Wolken bricht,
Uebergießend Thal und Hügel,
Schon des Mondes klares Licht.

Aus der Hütte schleicht Titschano,
Noch einmal schaut er sie an,
Die ihn nun mit ihrem Lächeln
Nicht erfreu'n, nicht grüßen kann.

Pocahontas ist gestorben;
Und gestorben ist sein Glück.
Pocahontas kehrt nicht wieder
Zu dem Land, wo er, zurück.

Denn ihr Geist ist hingegangen
Wo die Sonn' im Westen sinkt,
Wo sie ihm mit leisem Mahnen
Liebend jetzt hinüberwinkt;

Und er löst vom thau'gen Ufer
Seinen Nachen, setzt sich stille
In die Mitte, ziehet um sich
Fest des Teppichs dichte Hülle,

Steckt die Streitart und das Messer
In den Gürtel, hängt den Bogen
Um die Schulter, mit dem oft er
Durch den dichten Forst gezogen,

Und er läßt das Fahrzeug schießen,
Und die Fluth den Nachen packt,
Und er zieht, nach Westen schauend,
Still hinab den Katarakt.

Des Knaben Wanderschaft.

Ein Jüngling zog durch blühende Gefilde,
Bis sich ein Hain dem Wanderer erschloß,
Wo er den Durst an einer Quelle stillte,
Die sprudelnd aus der Felsenspalte floß;
Und kaum, daß er am Rand der Quelle kniete,
Hört' eine Stimme er im nahen Hain:
„Ich lade dich, der du vom Irrsal müde,
Zur süßen Rast in meinen Armen ein."

Und vor ihm stand ein Weib, ach! wer beschriebe
Die Schönheit, die sich seinem Auge beut?!
Aus jedem Zuge lächelte die Liebe,
Und jeder Blick entwaffnete den Neid;
Schon will verlangend sie sein Arm umfangen,
Als ernsten Blickes ihm die Schöne wehrt:
„Willst du", sprach sie, „an meinen Lippen hangen,
Sei erst der Dienst der Minne dir gelehrt.

„Kannst du dem stolzen Drang der Welt entsagen?
Denn einsam wirst du unter Menschen sein,
Es spannt das Glück sich nicht an deinen Wagen,
Ziehst du mit mir in diese Thäler ein;
Der Traum des Ruhmes, der dich einst beglückte,
Er stirbt mit dir, — zur Wahrheit wird er nie;
Doch was an Schönem jemals dich entzückte,
Das beut dir ewig hier die Phantasie.

„Wohl sollst in meinen Armen du gesunden,
Wenn dir ein Gott den Drang der Sehnsucht lieh;
Denn die im fernen Westen du gefunden,
Ist, wisse es, die deutsche Poesie!"
Und eh' sie diese Worte noch geendet,
Hat schon der Arm des Knaben sie umstrickt,
Der, ohne daß den Blick er rückwärts wendet,
Auf ihre Lippen Kuß um Kuß gedrückt.

Heinrich Berger.

Geboren am 9. Juni 1816 in Breslau, Schlesien, widmete er sich nach zurückgelegten Schuljahren der Malerei und der Bildhauerei, besuchte die Kunstschule in Breslau und die Akademie der bildenden Künste in Wien und wanderte infolge der unerquicklichen Zustände im Jahre 1848 nach den Ver. Staaten aus, wo er nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten sich als Bildhauer etablierte.

„Aus späten Tagen", Gesammelte Dichtungen, New York 1877.

Das Vaterhaus.

Mein Vaterhaus! O süßer Klang voll Frieden,
Der wunderbar das Menschenherz durchbebt!
Dem ist fürwahr ein hohes Glück beschieden,
Den hold das Bild vom Vaterhaus umschwebt.
Sei's ein Palast, sei's eine niedre Hütte,
Den Unterschied gleicht Elternliebe aus;
An ihrer Hand versucht die ersten Schritte,
Reich oder arm, das Kind im Vaterhaus.

Mein Vaterhaus! O schönster aller Namen!
Es mahnt dein Klang an jene goldne Zeit,
Wo Eltern einst der Tugend heil'gen Saamen
Mit sanfter Hand in's junge Herz gestreut.
Du Schauplatz jener frohen Jugendspiele,
Die einst das Kind in deinen Räumen trieb,
Wo es geschirmt vor Frost und Mittagsschwüle,
Behütet auch vom Hauch des Lasters blieb.

Des Hauses Glanz und der Familie Glieder,
Sie schwanden hin im mächt'gen Strom der Zeit;
Nur spärlich ragen daraus hin und wieder
Vertraute Zeichen der Vergangenheit.
Vor meinem Geiste ziehen die Gestalten
Vom Vater und dem guten Mütterlein;
Ihr Sorgen schau ich und ihr stilles Walten
Vom Morgenroth bis zu des Abends Schein.

Dort schimmern lieblich an dem Weihnachtsbaume
Die goldnen Früchte aus der Märchennacht;
Und herrlich strahlt, wie einst im Kindertraume,
Der Lichtlein Glanz in überird'scher Pracht.
Dann wieder klingt's im Ohr wie leis Geflüster:
Und Trauer zieht durch's liebe Vaterhaus;
Den kleinen Liebling, eines der Geschwister,
Trägt man voll Leid zum Friedhof still hinaus.

Der Mutter Bild und ihre süßen Lieder,
Die glockenrein mein lauschend Ohr entzückt,
Sie tauchen leis aus der Erinn'rung wieder,
Wie Heimathsklänge, die mich einst beglückt.
Und heiter lächelt in des Zeitstroms Fluthen
Ihr theures Bild im Vaterhaus hervor;
Die Wehmuth flüstert, daß ich mit der Guten
Die beste Freundin in der Welt verlor.

Beklagenswerth ist Jeder wohl, dem nimmer
Ein Vaterhaus in der Erinn'rung blieb:
Doch dreifach mehr, den das Geschick für immer
Nicht ohne Schuld von seiner Schwelle trieb.
Stets wird auf's Neu' der Sehnsucht Stachel brennen,
So lang das Herz im öden Busen schlägt,
Hört er der Heimath süßen Namen nennen,
Den Zufall oft in weite Ferne trägt.

Drum denk' ich dein, o Haus, in fernen Landen,
Obwohl getrennt von dir durch's weite Meer!
Vielleicht ist dort, wo eh'mals du gestanden,
Dein Herd verwaist und deine Stätte leer.
Die Erde deckt schon längst die treuen Herzen,
Die für mich schlugen in des Hauses Raum
Und die so gern mit Lust und frohen Scherzen
Für mich geschmückt den grünen Tannenbaum.

Es steigt mein Blick zu jenem Vaterhause,
Von dem mit Hohn sein Aug' der Spötter lenkt
Und dennoch schauernd an die dunkle Klause,
Sein letztes Heim, — in stillem Grauen denkt;
Zu dem mein Blick in kindlichem Vertrauen
Und ohne Wissensdünkel sich erhebt,
Wohin der Geist, befreit von Todesgrauen,
Bricht seine Hülle, freudig einst entschwebt.

George A. Custer und seine Schaar

am Little Horn, 25. Juni 1876.

Seht dort den kühnen Reiter,
Umwallt von goldnem Haar,
Der Führer tapfrer Streiter
Im Kampf und in Gefahr.
Ohn' Rast ist er gezogen
Mit ihnen Nacht und Tag,
Bis vor ihm weit im Bogen
Das Dorf des Feindes lag.

Und wo in Felsenklüften
Sonst nur der Panther streift,
Und auf den öden Triften
Nie Korn noch Baumfrucht reift,
Dort an der Klippen Borde
Lag schlau versteckt im Wald
Der grimmen Wilden Horde
In sich'rem Hinterhalt.

Den Führer an der Spitze,
Drang frisch hinab in's Thal,
Wie Donner folgt dem Blitze,
Der kühnen Reiter Zahl.
Die Stern' und Streifen flattern,
Hell klingt Trompetenton,
Der Karabiner Knattern
Grüßt Schlachtgeheul und Hohn.

Wohl spalten scharfe Klingen
Der Wilden Fleisch und Bein,
Doch neue Haufen dringen
Stets auf die Reiter ein.
Umhüllt vom Pulverdampfe,
Erlagen Mann und Roß
Zuletzt im heißen Kampfe
Dem Schlachtbeil und Geschoß.

Die Erde hat getrunken
Der Helden Blut mit Gier,
Und in den Staub gesunken
Ist der Soldaten Zier.
Denn fechtend sank der Streiter
Mit goldnem Lockenhaar,
Und um ihn her die Reiter
Von Custer's tapfrer Schaar.

Versuchen auch zu trüben,
Von niedrem Sinn erfüllt,
Die fern vom Schuß geblieben,
Des Helden reinen Schild;
So wird der Nachwelt künden
Manch' Lied des Todten Preis
Und um sein Grabmal winden
Ein grünes Lorbeerreis.

Joseph Zentmayer.

In Mannheim 1826 geboren, wurde er Mechaniker und Optiker, wanderte 1848 nach den Ver. Staaten aus, hielt sich erst in Washington auf und etablierte sich 1853 als Verfertiger von Mikroskopen zu Philadelphia. Er starb 1889. Seine Gedichte erschienen in verschiedenen Zeitungen.

Philisters Spaziergang.

I.

Martha, gieb mir die Pelzkapp' her!
Ich dachte schon seit Jahren:
Ich möcht' einmal die närr'schen Kerl'
Sehn, wie sie Schlittschuh fahren.

Bring auch die woll'ne Leibbind' mit,
Daß ich auf freiem Felde
Und in der kalten Wasserluft
Den Magen nicht erkälte.

Komm, steck' mir auch die Pfeife an,
Die wärmt so schön die Hände.
Der Spitzhund, denk' ich, bleibt bei dir,
Der stürb' vor Kält' am Ende.

Ich geh jetzt fort, und bis ich komm',
So sorgst du unterdessen
Für eine Tasse warmen Thee
Und etwas Gut's zu essen!

Und kaum, als sich die Thüre schloß,
Hört man ihn wieder pochen:
Hu, Martha, was'ne Bärenkält'!
Das Mark friert in den Knochen.

Hu, als ich an die Ecke kam,
Da fehlt nicht viel, da froren
Die Zähne an die Pfeifenspitz',
Die Pelzkapp' an die Ohren.

Die kriegen mich so bald nicht mehr,
Da soll mich Gott bewahren.
Das Narrenvolk kann meinethalb
Zum Teufel Schlittschuh fahren.

Ich warte, bis im Frühling wir
Recht schön spazieren können.
Von meinem Ofen können mich
Zehn Pferde nicht mehr trennen!

II.

Nein, Martha, heut' wird wohl nichts draus,
Aus dem Spazierengehen.
Hier kannst du's selber schwarz auf weiß
In dem Kalender sehen.

Hier: Frühlingsanfang — siehst du hier
Mit großer Anfangsletter?
Und Neumond, Ostwind und gar hier:
Veränderliches Wetter!

Nein, Martha, das wär' frevelhaft,
Sich vor die Stadt zu wagen;
Das kommt mir vor, wie mit Gewalt
'Nen Schnupfen heimzutragen.

Auch ist's zu früh, noch nichts recht grün,
'S fängt erst recht an, zu keimen.
Und wenn's auch wär' — was sieht man denn
An diesen grünen Bäumen?

Was hat man von der Frühlingsluft,
Von Blumenduft und Blüthen?
Da bin ich längst schon drüber 'naus,
Das langweilt zum Ermüden.

Das Alles lohnt das Laufen nicht;
Das mag der Kuckuck holen!
Für Hühneraugen dank' ich schön
Und Blasen an den Sohlen.

Doch will ich nächsten Sommer schon
Zum Bambusstocke greifen,
In's Forsthaus gehn zu Käs und Bier,
Wo Nachtigallen pfeifen.

III.

Heut' morgen schon in aller Früh,
'S schlug acht Uhr auf der Glocke,
Da putzt' ich schon den Silberknopf
Auf meinem Bambusstocke.

Und auch den Pfeifendeckel that
Ich putzen und polieren.
Ich dacht', ich wollt' am Nachmittag
In's Forsthaus hinspazieren.

Doch bei solch schlimmer Sommerhitz',
Da müßt' man mir's bezahlen.
Ich schwitze schon, wenn ich dran denk';
Das Blut fängt an zu wallen.

Da liegt der Staub wohl knöcheltief
Auf Wegen und auf Stegen,
Und nicht ein einzig Wirthshaus ist
Der Straß' entlang gelegen.

Bloß um die dummen Nachtigall'n
Zu hören, wie sie schlagen —
Das ist's nicht werth; man kriegt davon
Ja doch nichts in den Magen.

Auch an der Lerche find' ich nichts;
Die dudelt in der Höhe;
Und will man hoch im Flug sie sehn,
Thut einem's Genick so wehe.

Ich warte lieber, bis der Herbst
Die Körbe füllt und Flaschen,
Da kommt man vom Spazierengehn
Doch auch mit vollen Taschen.

IV.

Mir scheint, der Herbst wird jedes Jahr
Viel feuchter und viel rauher;
Auch fand ich, wie ich jünger war,
Die Trauben nicht so sauer.

Weißt, Martha, wenn der Vetter uns
Sonst zu dem Herbst geladen?
Herr Gott, war da der Most so süß,
Die Trauben gut gerathen!

Doch seit d e r todt, mag ich vom Herbst
Und Weinberg nichts mehr hören.
Seh ich die Trauben, ärgert's mich,
Daß sie nicht mir gehören. —

Jetzt freut mich bloß, wenn ich zu Haus
Die Batzen zähl' und Thaler!
Das Laufen ist für Lumpenpack,
Für Dichter und für Maler.

Die rennen da durch Busch und Wald
Und klettern wie die Geißen;
Am End' ist's doch für sonst nichts gut,
Als Stiefel zu zerreißen.

Gottlob, bald kommt die liebe Zeit,
Wo's knistert in dem Ofen.
Da laß ich Lenz und Lerchensang
Den Narr'n und Philosophen.

Ach Martha, Martha, wie wird mir?
Mir fröstelt in den Haaren,
Wenn ich dran denk', daß sie mich einst
Hinaus in's Grüne fahren.

Dann lieg' ich unter grünem Gras
Im Wind und Sonnenscheine,
Anstatt beim warmen Ofen hier,
Beim kalten Leichensteine.

Ach Martha, Martha! Grein' doch nicht!
Was hilft das Schrei'n und Flehen?
Vielleicht, daß wir im Himmel einst —
Recht schön spazieren gehen!!

III.

Die Gegenwart.

1850—1892.

Heinrich A. Rattermann.

Geboren am 14. Oktober 1832 in Ankum, Westfalen, kam er mit seinen Eltern 1846 nach Cincinnati, Ohio, arbeitete zuerst in einer Ziegelbrennerei, dann als Maler; nach dem Tode seines Vaters wurde er der einzige Ernährer der Familie, besuchte später eine Handelsschule und begann 1857 nach vielem Mißgeschick ein Spezereigeschäft. Aber erst das Jahr 1858 sollte den großen Fähigkeiten des energischen Mannes ein rechtes Feld öffnen: durch seine Bemühungen nämlich trat die jetzt blühende „Deutsche gegenseitige Versicherungs-Gesellsellschaft von Cincinnati" in's Leben, deren Sekretär und leitender Geschäftsführer er seitdem ist. Schon frühe beschäftigte er sich literarisch und brachte es durch energischen Fleiß als Autodidakt sehr weit. Poetische wie prosaische Beiträge lieferte er für das belletristische Sonntagsblatt „Der Sonntag-Morgen" und 1874 übernahm er die Redaktion des „Deutschen Pionier", der bekannten Monatsschrift, welche durch ihn wieder neuen Aufschwung nahm und zu einer reichen Fundgrube für die Geschichte des Deutschthums in Amerika wurde. Im Jahre 1885 legte er die Redaktion des „Pionier" nieder, welcher indeß blos noch zwei Jahre lang und zwar in Vierteljahrsheften erschien und dann einging, und gab im Jahre 1886 das „Deutsch-amerikanische Magazin", eine Vierteljahrsschrift für Geschichte, Literatur, Wissenschaft, Kunst, Schule und Volksleben der Deutschen in Amerika, heraus, wovon aber blos ein Jahrgang erschien. Seine Gedichte veröffentlichte er unter dem Pseudonym „Hugo Reimmund" in Zeitschriften.

„Das unterbrochene Opferfest", metrische Bearbeitung der gleichnamigen Oper, 1870. „Die Vehme im Froschteiche", satyrische Operette, 1869. „Vater Rhein", Sonettkranz, 1872. „Geschichte des großen nordamerikanischen Westens." „Zur Feier der goldenen Hochzeit von Gustav und Sophie Körner", Festgedichte, Cincinnati 1886. Historische und biographische Aufsätze. „Das Sängerfest in Schöppenstedt", noch unvollendet.

Soldatenbraut.

Was ziehet dort die Straß' entlang,
Mit lust'gen Schritten rasch fürbaß?
Die Burschen ziehen mit Gesang. —
Mir wird das Auge naß.

Sie singen hell ein fröhlich Lied,
Sie singen: „Auf, wohlauf! in's Feld!"
Nur Einer ohne Singen schied
Hin in die kalte Welt.

Sie zogen an dem Haus vorbei,
Und an dem grünen Lindenbaum,
Sie riefen: „Meinem Schatz, juchhei!"
Und ich — ich schaute kaum. —

Sie schwanden um die Waldeseck';
Von weitem schallt die Melodei
Noch traurig leis zu mir zurück. —
Mir sprang das Herz entzwei!

— — — — — — — — — — — —

Die Schlacht beginnt, der Kampf wird heiß;
Es donnern die Geschütze laut.
Ihm pocht das Herz im Busen leis:
„Fahr' wohl! du theure Braut!

„Fahr' wohl! du Bächlein in dem Thal!
Fahr' wohl! du grüner Lindenbaum!
Lebt wohl! ihr Lieben allzumal!
Fahr' wohl! du Jugendtraum!"

Da brauset's durch das Feld dahin,
Da wogt und stürmt es näher her;
Die Salve kracht! — Da sank er hin —
Dich seh' ich nimmermehr! —

Der Mond scheint auf das blut'ge Feld,
Scheint in das bleiche Angesicht. —
Wer ist's, der mir geraubt die Welt? —
Giebt's denn ein Gottgericht? —

— — — — — — — — — — — —

Sing' mir das Lied vom bleichen Mond,
Der dort am blauen Himmel zieht;
Sing', wie du es vordem gewohnt,
Das traurig süße Lied!

Sing' von der schönen Jugendzeit
Und von dem Bächlein in dem Thal,
Wie wir als Kinder uns gefreut,
Gefreut zum letztenmal.

Sing' von der grünen Rasenbank
Dort unterm schatt'gen Lindenbaum,
Wo wir geträumet stundenlang
Den süßen Jugendtraum.

Laß noch einmal vorüberziehn,
Nur einen einz'gen Augenblick,
Den Traum! — Was schwärme ich? — Dahin
Ist all mein Lebensglück!

Drei Triolets.

1. Die Quelle.

Du kleine Silberquelle,
Wie sprudelst du so klar!
Wie fließest du so helle,
Du kleine Silberquelle,
Wie spiegelt deine Welle
Den Himmel doch so wahr!
Du kleine Silberquelle,
Wie sprudelst du so klar!

2. Liebchens Augen.

Ihr holden blauen Augen,
Wie dringt ihr mir in's Herz!
Ich möchte Wonne saugen,
Ihr holden blauen Augen,
Die doch allein nur taugen
Zum Grame mir und Schmerz!
Ihr holden blauen Augen,
Wie dringt ihr mir in's Herz!

3. Die Sterne.

Ihr kleinen goldnen Sterne
Am blauen Firmament!
Wie blickt ihr aus der Ferne,
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Hernieder doch so gerne
Allnächtlich ohne End';
Ihr kleinen goldnen Sterne
Am blauen Firmament.

Glosse.

Löblich ist ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn.
Heiterkeit im ird'schen Leben
Giebt dem kurzen Rausch Gewinn.
Göthe.

Löblich ist ein tolles Streben,
Löblich ist ein edler Scherz.
Sich dem Frohsinn hinzugeben,
Hebt empor das Menschenherz.
Ird'sche Sorge trübt das Leben,
Griesgram mehrt nur Qual und Pein,
Drum soll unser Motto sein:
Löblich ist ein tolles Streben!

Welterobernde Gedanken
Thürmen sich in manchem Hirne,
Bis vom ew'gen Brausen, Schwanken
Sich umnachten die Gestirne
Der Vernunft. Jedoch Gewinn
Harrt, umstrahlt vom Glanz des Ruhmes,
Dem Gebraus des Narrenthumes,
Wenn es kurz ist und mit Sinn.

Auf den Himmel nachmals hoffen,
Sei den Frommen nicht verwehrt;
Doch wir seh'n den Himmel offen,
Wo Humor und Witz verkehrt.
Das Zukünft'ge sei gegeben
Für des Hierseins Zauberwahn,
Drum genieße, wer da kann,
Heiterkeit im ird'schen Leben.

Wer durch dieses Leben eilet
Sonder Lieb' und sonder Freud',
Wer nicht Lust und Frohsinn theilet,
Wo die Zeit ihm Rosen streut,
Den beklagt — und laßt entfliehn
Unter Scherz die flücht'gen Stunden.
Weisheit, die ihr dann gefunden,
Giebt dem kurzen Rausch Gewinn!

An den Lenz.

Rondeau.

Du holder Lenz, du breitest deine Schwingen
Nun wieder über Feld und Fluren aus,
Und im Gefolge eilest du, zu bringen
Den Frohsinn frisch erneut in jedes Haus.
Verschwunden ist des Winters Windgebraus,
Und in die freie Luft lockt uns hinaus
Der Vögel Schaar, die frohe Weisen singen,
Der Blumen Pracht, die ringsumher entspringen,
Geschmückt mit Perlen frischen Morgenthau's.
Dies Alles, Alles konntest du vollbringen,
Du holder Lenz!

Drum wollen wir erneut dein Loblied singen,
Und für den ersten frischen Blüthenstrauß,
Der Vöglein erstes Lied, das sie uns bringen,
Durch deine Gunst, o Lenz! soll laut erklingen
Ein Lobgesang heut froh von Haus zu Haus
Dem holden Lenz!

Epigramme.

Motto: Fühlst du dich getroffen, Leser, thu' es ja nicht weiter sprechen,
Wer sich nicht getroffen fühlet, ei! den können wir nicht stechen.

Selbstachtung.

Wer nicht sein eigener Freund ist, der darf nicht erwarten,
Daß ihm ein Anderer Freund oder Genosse wird sein.





Kara Giorg (Gustav Brühl).

Geiz.

Der Reiche, der den Reichthum nicht genießt,
Und der sich nur auf's „mehr noch sparen" legt,
Ist wie der Esel, der den Geldsack trägt
Und dabei Disteln frißt.

Talent und Ignoranz.

Talent wird oft verkannt. — Fortuna schüttet ihren Ueberfluß
Dem Genius viel wen'ger als der Dummheit in den Schooß.
So starb der große Kepler am Hungertod, indeß im Hochgenuß
Des Lebens mancher Tölpel schwelgte, geachtet hoch und groß.

Grabschrift auf ein Mädchen, das an gebrochenem Herzen starb.

An gebroch'nem Herzen starb
Die unter diesem Steine liegt.
Hab' keine Furcht, o Leser, denn
Ansteckend ist die Krankheit nicht.

Priamel.

Eine alte Jungfer ohne Grillen,
Ein Quacksalber ohne Pillen,
Ein Advokat ohne Ränke,
Ein Hanswurst ohne Schwänke,
Eine junge Maid ohne Liebe,
Eine große Stadt ohne Diebe,
Ein Frauenzimmer ohne Hoffahrt,
Sind lauter Dinge seltner Art.

Freunderwerber.

Ein vollgespicktes Beutelein
Wird niemals ohne Freunde sein.

Das Höchste.

Immer strebe die Kunst, ob auch unerreicht bleibt das Höchste:
Jeder Schritt, den du steigst, führet dem Höchsten dich zu.

Der Pfad des Schönen.

Alle wandeln den Weg ihrer Zeit bis zum Ende. Die Meisten
Lassen nur Stapfen im Sand, welche die Winde verweh'n;
Aber der Weise besäet den Pfad mit lieblichen Blumen,
Und die Nachwelt genießt freudig die blühende Pracht.

Lebensfreudigkeit.

Eine heitere Seite besitzt das Dasein und eine
Ernste, düst're. Der Wein oben im Fasse ist klar,
Doch am Boden hin lagert sich trübe, bittere Hefe:
Trinke getrost den Wein, lasse die Hefe dem Faß.

Kara Giorg.

(Dr. Gustav Brühl.)

Geboren am 31. Mai 1826 zu Herdorf in Rheinpreußen, studierte er in Halle und München Medizin und wanderte 1848 nach den Ver. Staaten aus, wo er sich als praktischer Arzt in Cincinnati niederließ. Daneben beschäftigte er sich viel mit geschichtlichen, namentlich ethnologischen Forschungen, redigierte 1869 den „Deutschen Pionier", machte behufs kulturgeschichtlicher Studien ausgedehnte Reisen nach Meriko und Central-Amerika und lebt noch heute als hochgeachteter Arzt und Gelehrter in Cincinnati.

„Poesien des Urwalds", Cincinnati 1871. „Die Culturvölker Alt-Amerika's", New York und Cincinnati 1875—1878. „Charlotte", eine Episode aus der Colonialgeschichte Louisiana's, Cincinnati 1883. Ein zweiter Band der „Poesien des Urwalds" ist in Vorbereitung.

„Vinum, linum, textrinum."

Sie sind nicht todt — nach weisem Rath
Schickt Gott zuweilen noch Propheten,
Zu zeigen ihrem Volk den Pfad,
Den es zum Heile soll betreten.

Nur wer des Volkes Tiefen kennt,
Erfreut sich dieser Wundergabe,
Daß er sein künftig Loos ihm nennt,
Als schüf' er's mit dem Zauberstabe.

So war es jenes Lichtes Blick,
Der Germantown ersann sein Siegel,

Der ihm verkündet sein Geschick
Und hell erschloß der Zukunft Spiegel.

Doch nicht der deutschen Stadt allein,
Der ersten, die einst hier erstanden —
Es sollte Prophezeiung sein
Dem ganzen Deutschthum dieser Landen.

Wie sinnig „Wein, Lein, Webeschrein".
Ja Frohsinn, Ackerbau, Gewerbe,
Das soll der Deutschen Banner sein,
Das ihr Symbol, ihr stolzes Erbe!

Sie sollen ihre heitre Lust
In's starre Yankeeleben tragen,
Froh soll ihr Herz in freier Brust
Nach echter deutscher Weise schlagen.

Mit Reben soll der Hände Fleiß
Die waldumkränzten Hügel krönen,
Und, kosten sie der Traube Preis,
Ihr Lied das stille Thal durchtönen.

Die Axt, der Spaten und der Pflug,
Sie seien ihre Lieblingswaffen,
Den Urwald, drin der Wilde schlug
Sein Zelt, in Gärten umzuschaffen.

Auch in der Werkstatt soll die Hand,
Die emsi'ge, sich geschäftig rühren,
Und, an die Arbeit festgebannt,
Den Hammer und die Spule führen;

Soll leiten der Paläste Bau,
Der Brücken, die das Dampfroß tragen,
Der Dome, die in's Aetherblau
Mit ihren stolzen Thürmen ragen!

So ist's geschehn — ihr edles Ziel
Verhieß den Deutschen jenes Wappen,
Im heitern und im ernsten Spiel
Fand sie das Leben treu als Knappen.

Sie haben redlich mitgebaut
Am Landeswohl, an seinem Glücke,
Wie's klar der Führer einst erschaut
Mit gottbegabtem Seherblicke.

Ponce de Leon.

Hell strahlt des Südens Kreuz, mild ist die Nacht,
Leicht furcht das Schiff die mondbeglänzten Wellen,
Am Maste lehnt ein Greis, der Sterne Pracht,
Die sanft des Himmels Aetherdom erhellen,
Der Wogen Silberschein, das Phosphorlicht,
Das bläulich blitzt empor am eh'rnen Kiele,
Die Wunder sieht der ernste Träumer nicht,
Denn ihn umschwebt ein märchenhaft Gesicht
Von ew'ger Jugend, seiner Fahrten Ziele.

„Voran, voran! hißt alle Segel auf,
Die vollen gebt zum Spiel dem günst'gen Winde!
Daß sie beflügeln unsers Schiffes Lauf
Gen Bimini, des Meeres Lieblingskinde.
Gen Norden halt'! Dort lacht das Feenland,
Das Feenland mit seiner Wunderquelle.
Was nützt der goldnen Schätze eitler Tand,
Was Ehr' und Ruhm, wenn hin die Jugend schwand
Und näher rückt des Todes düstre Schwelle?

„O ew'ger Jugend wonniger Genuß! —
Matt wird das Bein und matt der Pulse Schlagen,
Schon nagt an mir des Lebens Ueberdruß,
Stets schwerer wird's, der Jahre Last zu tragen.
Ist auch der Wille fest, der Geist noch klar,
So weigern den Gehorsam doch die Glieder,
Und immer mehr macht der Gebrechen Schaar
Sich in den abgelebten offenbar:
Nie kehrt der rüst'ge Sinn der Jugend wieder.

„O herb' Geschick! Ein Fluch sei der Natur,
Die unterthan den Körper macht dem Staube!
Der Geist ist ewig, seine Hülle nur,
Der Leib, fällt der Vergänglichkeit zum Raube.
Ha! könnte nicht die Hülle ewig sein,
Statt zu vermodern in der Erde Schooße;
Des Schöpfers weise Macht nicht dem Gebein
Wie jenem auch Unsterblichkeit verleih'n
Und Unabhängigkeit vom ird'schen Loose?

„O schöne Tage, wenn die Heldengluth
Dem Jüngling noch im feur'gen Busen lodert,
Wenn heißer Ruhmesdurst und kühner Muth
Von jedem Augenblicke Thaten fordert!
Ha, sollten sie verwehn wie leichter Rauch,
Nur dauern eine flücht'ge Zeitenspanne?
Entdecken muß den Quell mein forschend Aug',
Daß mich verjüngt ein neuer Schöpfungshauch
Und mich entreißt des Alters blei'rnem Banne.

„Nach Gold hab' ich gegeizt und Würdenglanz,
Schnee deckt das Haupt, die Haare sind geblichen,
Die einst umschlang des Lorbeers grüner Kranz,
Des Alters Last hat listig mich beschlichen.
Was frommt's, wenn glorreich auf die Nachwelt geht
Mein stolzer Name? Kann dem Lob ich lauschen,
Das mir zu Ehren singet ein Poet,
Wenn längst die Winde meinen Staub verweht
Und Blätter über meinem Grabe rauschen?

„Halt' leewärts, schnell! Dort ist die heil'ge Statt,
Die mir der Jugend ew'gen Glanz gewähret,
Dem schwachen Greis, der einst, ein Goliat,
Des Riesen Zauberkraft zurückbegehret.
Ha, süße Lust, wenn im krystall'nen Born,
Dem schäumenden, die müden Glieder wiegen,
Und unbekümmert um der Jahre Zorn,
Wenn sie gekostet aus dem Wunderhorn,
Sich leicht und stark wie die des Leuen schmiegen!

„Mehr Segel auf!" — Behender tanzt das Schiff,
Als ob es seines Meisters Wink verstünde,
Geschickt vorbei an dem Korallenriff,
Keck über die verderbenschwangern Gründe. —
Land! Waldumschlossen eine sichre Bucht!
Im Wasser spiegeln sich die Riesenbäume,
Schnell faßt im Grund der Anker schwere Wucht,
Vor Augen schaut er, was er lang gesucht,
Das sagenhafte Eden seiner Träume.

Zum Strande hält ein leichtbemanntes Boot,
Es drängt der Cavalier zu harter Eile,
Als säße schon im Nacken ihm der Tod,
Als sei ein Leben werth die kleinste Weile.
Sie landen. Von der Eingebornen Schaar
Versuchen sie den Bronnen zu erkunden,
Der, dort im Hain entsprudelnd hell und klar,
Den morschen Leib belebt so wunderbar. —
Ob ihn der Abenteurer wohl gefunden?

Auf Hispaniola ragt ein Marmorstein,
Er decket eines Längstverschiednen Hülle,
Zu Staube ist zerfallen sein Gebein,
Zerstoben seiner Schätze reiche Fülle.
„Gedenk' des Todes!" mahnt sein stummer Mund,
„Das Glück der Menschheit sei dein einzig Streben,
Zu ihrem Wohl verwerthe nur dein Pfund,
Die That schließt mit der Ewigkeit den Bund,
Die edle That wird ew'ge Jugend geben!"

Tupac Amaru.

Auf den Bergen lohen Feuer,
Auf den Bergen grau und nackt,
Vom Geklüft, ein Ungeheuer,
Tobt der wilde Katarakt.
Wie Demanten in den Fluthen
Blitzt der grelle Wiederschein,
Und der Flamme lichte Gluthen
Leuchten weit in's Land hinein.

In dem Staub, in den die Wogen
Beim gewagten Sprung zersprühn,
Spiegelt sich ein Regenbogen,
Wie beim Abendsonnenglühn.
Auf den Bergen lohen Feuer,
Auf den Bergen nackt und grau,
Leuchten auf ein alt Gemäuer,
Eines Incatempels Bau.

Wild gespenstische Gestalten
Lagern in dem Andenthal.
Jede Stirn in finstern Falten,
Jedes Aug' ein Blitzesstrahl.
In des Tempels morschen Mauern
Halten die Kaziken Rath,
Und die Krieger draußen lauern,
Mordgewohnt, auf blut'ge That.

In dem ernsten Häuptlingskreise
Gleißt der goldnen Krüge Pracht,
Drin nach hergebrachter Weise
Hold der Geist des Maises lacht.
Einer hebt sich aus der Mitte,
Dessen Haupt die Llautu ziert,
Wie es einst der Incas Sitte,
Als das Scepter sie geführt.

„Freunde, der von hehren Ahnen,
Euern Fürsten ich entstammt,
Rief euch her zu meinen Fahnen,
Drauf ihr strahlend Wappen flammt.
Mir hat das Geschick, das herbe,
Herrscherstab geraubt und Thron,
Von den Räubern heischt sein Erbe
Jetzt der Sonne letzter Sohn.

„Abenteurer, ungerufen,
Brachen sie in unser Land,
Stießen von des Thrones Stufen
Seinen Herrn mit frecher Hand.
Ohne Hirten ward die Herde
Leicht der Frevler Beutepreis,
Beutepreis die Heimatherde,
Beutepreis der Hände Fleiß.

„Die den Gott der Liebe lehrten,
Raubten Glauben uns und Gut,
Die wir schier als Brüder ehrten,
Lechzten schnöd nach unserm Blut.
Fluch und Tod der fremden Horde,
Die uns knechtet, unterdrückt,
Die nicht schreckt vor feigem Morde,
Und mit Fesseln uns beglückt!

„Hier stand Viracocha's Bildniß
In des Tempels heil'gem Raum,
Der auf Chita's rauher Wildniß
Meinem Ahn' erschien im Traum.
Der ihm Krieger schuf aus Steinen,
Ihm, ein Heiland, half zum Sieg,
Helfen wird er jetzt den Seinen,
Helfen im Vernichtungskrieg.

„Seht! dort glänzt sein Regenbogen,
Meiner Väter Wappenzier,
Ha, der Gott ist uns gewogen,
Auf zum Kampfe, folget mir.
Auf der Sonne Tempelstätten
Lacht der Freiheit Morgenroth,
Auf nach Cuzco, sprengt die Ketten,
Trinket auf der Christen Tod!"

Also sprach mit Zornesgrollen,
Sprach der stolze Incasproß,
Dem das Wort wie Donnerrollen
Bebend von den Lippen floß.
Jeder greift mit Gier zum Becher,
Wie auf Beute stürzt der Weih',
Und im ernsten Kreis der Zecher
Dröhnt der grimme Racheschrei.

„Fluch und Tod den Christen!" schallt es
Laut und lauter in der Rund';
„Fluch und Tod den Christen!" hallt es
Aus des Felsenkindes Mund.
Jauchzend ziehn hinan die Schaaren
An dem steilen Felsenhang,
Zu befrei'n die Stadt der Laren,
Von des Fremdenjoches Zwang.

Bald verstummet in der Ferne
Ihres Racherufs Choral,
Freundlich funkeln hell die Sterne
In das düstre Andenthal.
Auf den Bergen glimmen Feuer,
Auf den Bergen nackt und grau,
Stille ruhet das Gemäuer,
Stille ruht der öde Bau.

Auf dem Corcovado.

(Bei Rio de Janeiro.)

Mein Auge ist verwöhnt. Was die Natur,
Was Kunst und Fleiß in beiden Hemisphären
Vermochten Staunenswerthes zu gewähren,
Sah's in der Fremde und der Heimath Flur.

Was sinnreich weiser Grübler Hirn erfaßt,
Was Hammer, Meißel in geschickten Händen,
Was Pinsel, Nadel ideal vollenden,
Hat es bestaunt im Markt und Kunstpalast.

Es sah die Städte und der Tempel Bau,
Das Eisenroß auf kühnen Schlangenbahnen
Erklettern keck das Haupt der Bergtitanen,
Die Stätte unbegrenzter Vogelschau.

Es hat des Nordlands und der Alpen See'n,
Hat die italischen begrüßt mit Wonne,
Sah auf der Firn verglüh'n die Abendsonne,
Sah auf dem Ozean sie untergehn.

Aufsteigen sah's den feurigen Koloß
Auf Islands Höh'n, an der Savannen Saume
Und aus der ungestümen Wellen Schaume,
Die er mit ros'gem Schimmer übergoß.

Froh hat's begrüßt den lieben Vater Rhein,
Deß Wellenspiel mein Wiegenlied gesungen,
Noch schweigt das Herz in den Erinnerungen
An seine Hügel, seinen Feuerwein.

Des Südens Kreuz, der Sterne Silberpracht
Sah es am wolkenlosen Himmel funkeln,
Glühkäfer goldig leuchten in der dunkeln,
In der geheimnißvollen Tropennacht.

Sah des Izalco gift'gen Flammenstrahl
Auflodern aus des Kraters düstern Rachen,
Die Berge zittern und in droh'nden Lachen
Die Lava wogen in's verfehmte Thal.

Auf Chimborasso's Gipfel hat's geruht,
Auf des Sorata schneeumhüllten Spitzen,
Die wundersam wie Diamanten blitzen,
Trifft sie der Himmelsleuchte Strahlengluth.

Die Wogen sah's an Titicaca's Strand,
Die sturmgepeitschten, zornig brandend schlagen,
Das trümmerreiche Felseneiland ragen,
Auf dem der Incaahnen Wiege stand.

Es sah die heil'ge Stadt, wo sich gesenkt
Der Sonnenkinder goldne Zauberruthe,
Wo grausam sie mit der Geschwister Blute
Die Saat, die junge, der Kultur getränkt.

Auch auf den Riesenwerken hat's geweilt,
Die die Chimus erbaut am Meeresstrande,
Die mächt'gen Herrn im sand'gen Küstenlande,
Eh' sie des Schicksals arger Grimm ereilt.

Es sah des Vollmonds bläulich weißes Licht
Gespenstisch schimmern auf die Gletscherwände,
Wo sich zwei Meere reichen traut die Hände,
Doch grimm der Wildbach jähe Bahn sich bricht.

Es schweifte auf der Pampas Grasgefild,
Die sich vom wanderträgen Platastrome
Ausbreiten zu der Anden Felsendome,
Dem majestätischen Granitgebild.

Mein Auge ist verwöhnt. Der Wunder Pracht,
Die's freudig angestaunt in zweien Welten,
Ergötzt es selten mehr, nur äußerst selten,
Wenn ihm das Schönste mit dem Schönsten lacht.

Hier flammt entzückt es auf, denn feenhaft
Entfaltet die Natur in tausend Bildern —
Nicht würdig läßt es sich mit Worten schildern —
Der ungeahnten Reize Zauberkraft.

Wie schlummert süß die Bai in sel'gem Traum!
Es zittern leis die dunkelblauen Wogen,
Die ihre Tinten leih'n vom Himmelsbogen
Und von der Wolken lichtem Purpursaum.

Froh weh'n die Wimpel an der Schiffe Mast
Der friedlichen, willkommenen Gesandten,
Die Grüße bringen aus entfernten Landen
Und führen heim der reichen Güter Last.

Ein Halbmondkranz umschließt die stille Bucht
Von grünen Bergen und von Riesenbäumen,
Die an der Südsee nackten Klippensäumen
Des Wandrers trostlos Aug' vergeblich sucht.

Bald wellenförmig, bald gezackt und spitz
Erheben sich die stolzen Berggiganten,
Ein blauer Duft umhaucht die scharfen Kanten,
Des Donnergottes hehren Lieblingssitz.

Dort unten ruht die immergrüne Au;
Vom schönsten Blumenschmelz, den je die Tropen
In ihren bunten Teppich eingewoben,
Küßt keusch der Sonnenstrahl den Perlenthau.

Im dunkeln Haine reihen, Paar an Paar,
In üpp'gem Kronenschmuck sich Königspalmen,
Froh sonnet sich auf Zweigen und auf Halmen
Der Colibris und Pagageien Schaar.

Die Hügel aufwärts zieht sich von der Bucht
Ein dicht Gewirr von Häusern und Palästen,
Umringt von Gärten; an den schlanken Aesten
Lockt der Bananen und Orangen Frucht.

Welch Leben dort! Wohin das Auge schaut,
Ein rührig Hasten und ein bunt Gedränge;
Leis tönen her der Abendglocken Klänge
Und Alles lullt in Ruh ihr süßer Laut.

Ist schöner sie, die Bai am goldnen Horn,
Die von Neapel, in dem Sonnenlande,
Wo Alles prangt in ew'gem Lenzgewande
Und trinkt der Jugend unversiegten Born?

Hier im Kiosk, im kühlen Klippenhaus,
Des mächt'gen Menschengeists beredtem Zeugen,
Dem sich gehorsam die Natur muß beugen,
Hier möcht' ich ruh'n nach langer Irrfahrt aus.

Hier möcht' ich schauen, träumen Tag für Tag.
Umsonst! Ich muß die müden Füße heben,
Fort, fort! Ein stetes Pilgern ist das Leben,
Beständig vorwärts drängt sein Wellenschlag.

Wie hat mein Herz an dir gehangen!

O, könnt' ich dich noch einmal drücken
An's Herz, mein Kind, so lieb und traut,
Noch einmal dir in's Auge blicken
Und lauschen deiner Stimme Laut;
Noch einmal streicheln deine Wangen
Und halten deine kleine Hand!
Wie hat mein Herz an dir gehangen!
Ich bin zu deinem Grab gegangen,
Trost suchend, den ich, ach! nicht fand.

O, nimmer kann ich dein vergessen,
Dem Bild umschwebt mich Tag und Nacht,
Und Niemand kann den Schmerz ermessen,
Den mir dein brechend Aug' gebracht,
Den, als die Sterbeglocken klangen,
Ich, der Verzweiflung nah', empfand.
Wie hat mein Herz an dir gehangen!
Ich bin zu deinem Grab gegangen,
Trost suchend, den ich, ach! nicht fand.

Als ich am Rasenhügel kniete,
Verglomm des Abendrothes Schein,
Doch des Vergessens Himmelsfriede
Zog nicht in meine Seele ein.
Umsonst nach dir ist mein Verlangen,
Dich hält nicht mehr ein irdisch Band.
Wie hat mein Herz an dir gehangen!
Ich bin zu deinem Grab gegangen,
Trost suchend, den ich, ach! nicht fand.

Im Winde, der es riß vom Baume,
Trieb halbverwelkt ein loses Blatt,
Das aus dem kurzen Sommertraume
Sein eis'ger Hauch gerüttelt hat.
Im Fallen traf es meine Wangen
Und sank auf deines Grabes Rand.
Wie hat mein Herz an dir gehangen!
Ich bin zu deinem Grab gegangen,
Trost suchend, den ich, ach! nicht fand.

Verglüht das Roth, verwelkt die Blüthe!
Nichts giebt zurück das dunkle Grab,
O, wär' sie wahr, die alte Mythe,
Ich stieg zum Hades keck hinab
Und holte ohne Furcht und Bangen
Dich wieder aus der Geister Land.
Wie hat mein Herz an dir gehangen!
Ich bin zu deinem Grab gegangen,
Trost suchend, den ich, ach! nicht fand.

Trost, Trost! Es bluten still die Wunden,
Bis sie zum öden Friedensort,
Wo frühe Ruh' mein Kind gefunden,
Den Lebensmüden tragen fort.
Wie schnell vergeht des Lenzes Prangen,
Wie schnell des Glückes Schmeicheltand.
Wie hat mein Herz an dir gehangen!
Ich bin zu deinem Grab gegangen,
Trost suchend, den ich, ach! nicht fand!

Graf Peter Szapary.

I.

An der gelben Glina-Brücke Schlachtgegroll und Allahrufen,
Trommelrasseln, Hörnerschmettern, dumpf Gestampf von Rosseshufen,
Scharfgeschliffner Säbel Klirren, silberblanker Büchsen Blitzen,
Lauter noch als Donner krachen die Karthaunen und Haubitzen,
Daß bei jedem Schuß die Eb'ne, daß die Erde rings erdröhnet
Und ein Troß von flücht'gen Reitern todtverwundet ächzt und stöhnet.
Feuerschlangen speien Flammen, grelle Flammen wie die Drachen,
Und es fließt das Blut in Strömen, wie ein Wolkenbruch in Lachen.
Doch der tapfre Graf Szapary muthig auf dem Schwanenrosse
In den Vorderreihen kämpfend, kehrt sich nicht an die Geschosse.
Durch das Zischen der Kartätschen, durch den dichten Kugelregen
Stürmt beherzt wie ein Gefeiter, stürmt der kühne Held verwegen.
Rechts und links mit wucht'gem Pallasch, wie die Halme mäht der Schnitter,
Mäht die Janitscharen nieder Ungarns Stolz, der tapfre Ritter.
Pulverrauch verhüllt den Himmel, dichter Staub bedeckt die Erde,
Kaum erkennt den Kampfgefährten rauchgeschwärzt der Kampfgefährte.
Plötzlich schimmert durch den Nebel des Propheten Schlachtenfahne,
Fleuch, Araber, daß dein Reiter sich den Weg zum Pascha bahne!
Wie die Windsbraut jagt er vorwärts, doch es trifft den wackern Recken
Tückisch ein Granatensplitter bei dem Sturmlauf, bei dem kecken.
Seiner Hand entfällt der Pallasch, der getreue Kampfgenosse,
Und von Nacht umhüllt die Sinne, sinkt er blutbespritzt vom Rosse.
Bei dem Fall des Führers fliehen, hartbedrängt, die Ungarkrieger,
Und mit dem Gefangnen kehret Ofen's Pascha heim als Sieger.
Grausam schließt den Schwerverletzten er in feuchte Kerkermauern,
In den dumpfen, des Geschickes herbe Laune zu betrauern.
Nur verschimmelt Brod und Wasser reicht ihm barsch der grimme Wärter,
Langsam heilen seine Wunden, doch sein Loos wird um so härter.
Wie den Stier läßt Hamza Pascha vor den Pflug den Schwachen spannen,

Wund mit scharfen Geißeln peitschen, daß die blut'gen Tropfen rannen,
Wenn er bei der harten Arbeit sank erschöpft und übermüdet,
Daß vor Tod ihn und Verzweiflung Gottes Gnade nur behütet.
Doch auf den er fest vertraute, ließ ihn nicht im Leid verzagen,
Wer die Prüfung ihm gesendet, half ihm auch die Martern tragen.
Endlich nach viel langen Jahren, nach viel Qualen kam der Retter,
Hamza's Bruder nahm gefangen bei Tschigwar des Dulders Vetter,
Und den Bruder auszulösen, gab der Pascha frei den Grafen,
Knirschend, daß er letzen konnte länger nicht die Wuth am Sclaven.
Als der Graf erreicht die Heimath, sandte Boten er zur Veste:
„Hamza Pascha, bald erwarte ungebet'ne Ungargäste!"
Bei der ersten Sonnenwende speien schon die Feuerrohre
Wohlgezielte Bombenkugeln auf die Mauern, auf die Thore.

II.

Lauter Jubel herrscht im Lager, frohe Dankeslieder schallen,
Weil der Türken starke Veste in der Christen Hand gefallen,
Mächt'ger waren Christenkugeln als der Allahruf und Beten,
Mächt'ger Arm und Schwert der Christen als die Hülfe des Propheten.
Die im Kampfe nicht gefallen, sind gefesselt und gefangen,
Reiche Beute lohnt die Sieger, Kostbarkeiten, goldne Spangen,
Edelsteinbesetzte Waffen, reichverzierte Seidenfahnen,
Die mit Mahmuds Wappenschilde vorgeleuchtet den Osmanen.
Doch von den Gefangnen zählet Einer mehr als alle Schätze,
Hamza Pascha, der Verhaßte, ob der grimmen Christenhetze.
In das Zelt des Ungarfeldherrn führt ihn eine starke Wache,
Aengstlich schlagen seine Pulse, denn ihm bangt vor dessen Rache.
Den als Sclaven er gemartert, als er noch geschwelgt im Glücke,
Triumphiert als Sieger heute, Fluch des Schicksals falscher Tücke!
Trotzig harrt der stolze Pascha an des Zeltes niedrer Pforte,
Seine Lippen sind versiegelt: Fruchten Bitten auch und Worte?
„Pascha", spricht der Graf Szapary, „was an Martern ich erduldet,
Könnt' ich dir mit Zins vergelten, reichlich hast du es verschuldet,
Doch ich bin ein Christ und Ungar, Edler's lehrt der Christenglaube
Als dein Koran, lehrt Vergebung, liegt der Feind besiegt im Staube;
Heischt, ihn wie uns selbst zu lieben, ja er hat uns anbefohlen,
Kohlen auf sein Haupt zu sammeln durch Verzeihen — glüh'nde Kohlen.
Nur in offnem Kampfe streitet mit dem Feind der Magyare,
Der Besiegte bleibt ihm Bruder, nimmer wird er feile Waare.
Darum banne Furcht und Schrecken, nicht als Sclave sollst du dienen.
Weg die Bande, weg! Die Freiheit schenkt der Christ dem Mosleminen.
Sage deinem Herrn in Stambul, daß es ein vergeblich Mühen,
Die zu jochen, die zu knechten, die für Gott und Freiheit glühen!"
Still verharrt der stolze Pascha an des Zeltes niedrer Pforte,
Seine Lippen sind versiegelt, finden kann er keine Worte.
Erst als ihm gelöst die Fesseln, bricht mit Zittern er das Schweigen:
„Graf, vor solchem Seelenadel muß beschämt das Haupt ich neigen.
Meinen Geist hast du verzaubert, meinen Leib kannst du nicht retten,
Denn ich trank den Todesbecher, zu entgehn den Sclavenketten.
Ja, ich glaubte mir beschieden, die ich dir erzeigt, die Qualen;
Konnt' ich ahnen, daß mit Großmuth du die Martern würdest zahlen?"
„Schnell den Arzt her!" ruft der Feldherr, aber dankerfüllten Blickes
Spricht der Pascha: „Sieh' dies Fläschchen, hemm' den Lauf nicht des Geschickes;
Allah's Wille sei gepriesen, keine Hilfe kann mir frommen,
Dem erwächst kein Gegenmittel, der von diesem Gift genommen.
Rufe Einen der Geweihten, die das Wort des Kreuzes lehren,
Größer ist d e i n Gott als meiner, er soll mich zu ihm bekehren.
Ruf' den Diener deines Gottes, o, ich fühl's, es naht mein Ende!"
Und mit halberloschnem Auge drückt er warm des Grafen Hände.
Eilig tritt in's Zelt der Priester, spendet milden Trost und Segen,
Und der Neubekehrte lächelt wunderselig ihm entgegen:
„Euer Gott ist mild und gütig, Jedem steht der Himmel offen,
Jeder, der nach ihm sich sehnet, darf auf seine Gnade hoffen!"

Am See von Atitlan.

Das war ein wilder Ritt, steilauf, steilab,
Durch dunkle Wälder und durch tiefe Schluchten,

Die Mules griffen aus in scharfem Trab,
Wenn sie nicht Gras am Rand des Weges suchten.

Horch! welche wundervollen Melodien
Im Kronenschmuck der schlanken Baumtitanen,
Um die sich schlangengleich in Ringeln ziehn
Die Riesenleiber wuchtiger Lianen.

Wo durch das Laub die Strahlen zittern mild,
Sonnt sich die frohe Schaar der Schmetterlinge,
Blitzt wie Demant der Käfer Panzerschild
Und schlägt der Papagei die bunte Schwinge.

Der Colibri, gleich einem Feuerball,
Schwirrt auf die duft'gen Blüthenglocken nieder,
Und scheu in's Dickicht flüchtet der Quetzal,
Als bangt' ihm für sein fürstlich Goldgefieder.

Kein Wölkchen trübt des Himmels klares Blau,
An dem entzückt des Pilgers Blick sich weidet,
Die Sonne scheucht den nächt'gen Nebelthau,
Der zögernd nur vom kühlen Thale scheidet.

Bergan, bergan, hinauf auf rauhem Steg!
Der Indier trippelt flink mit schwerer Truhe
An uns vorbei. Im schattigen Geheg
Wie wohlig wär' ein Weilchen süßer Ruhe!

Jetzt sind wir oben. „Herr, den See, dort, dort!"
Ruft laut der Mozo, der vorausgeritten,
O welcher Bilder Pracht — mir fehlt das Wort —
Die zauberhaft am Aug' vorübergltten!

Auf Silberwogen tanzt der Sonnenschein,
Leicht kräuselt sie der schnelle Kiel der Nachen,
Klar spiegelt sich im See der grüne Rain,
In dem der Früchte goldne Aehren lachen.

Nacktkahle Schroffen starren dort am Strand
In malerisch zerklüfteten Gestalten,
Ein wundersam Gebild von mächt'ger Hand
Geheimer unterirdischer Gewalten.

In blauer Ferne drohen rauchumhüllt
Die finstern Häupter zorniger Vulkane,
Aus deren Rachen gift'ger Geifer quillt,
Den unten brau'n die neidischen Kumpane.

Wo sich ein Bach durch hart Granitgestein
Gewaltsam eine Gasse hat erzwungen,
Stürmt er hinab in tollem Wirbelreih'n,
Bis ihn der nimmersatte See verschlungen.

Und wo die kecke Fluth in stiller Bucht
Mit langgestrecktem Arm landeinwärts greifet,
Da wird zur grünen Trift die öde Schlucht,
In der der Sommer Tropenfrüchte reifet.

Die Ufer schmückt der Dörfer reicher Kranz,
Die blendendweißen Kuppeltempel scheinen
Wie frischer Blüthenschnee im Frühlingsglanz
Hervor aus duftenden Orangenhainen.

Der luft'gen Bambushütten Blätterdach
Verbirgt sich schämig unterm Laub der Bäume,
Der Kirche Glöcklein ruft das Echo wach,
Das schlummernd ruht im Schooß der Klippensäume.

Welch ruhig Leben wogt im Marktgeviert!
Dicht drängen sich die kaufbegier'gen Schaaren,
Mit süßen Lippen, die ein Lächeln ziert,
Preist die Ladina ihre Flitterwaaren.

Von dem Cabildo kocht sein karges Mahl
Der Indier unter kühlem Schattendache,
Und lässig schreitet unter dem Portal
Im schäb'gen Kriegerkleid die braune Wache.

Am Fuß des Feuerspeiers Atitlan
Ruht still das Dorf der tapfern Zutugilen,
Die muthig trotzten der Azteken Clan,
Doch unterm Huf der span'schen Rosse fielen.

Dort ragt der goldne Berg. Beim dreisten Nah'n
Der mit des Blitzes Strahl bewehrten Krieger
Vertrauten sie ihm ihre Schätze an,
Und nie verrieth er sie dem fremden Sieger.

Dort Solola, das stolze Adlernest
Auf wolkennachbarlichem Felsenkamme,
Wo einst geweht bei ihres Gottes Fest
Der Cakchiquelen heil'ge Oriflamme.

Zum Kamme schlängelt sich ein stein'ger Pfad,
Den schon erklomm des braunen Mannes Ahne,
Der Enkel keucht empor am jähen Grat,
Träg folgt die Maulthier-Karawane.

Am Wege hart, mit dumpfem Zornestakt,
Wie durch's Gewölke zuckt Gewittergrollen,
Braust donnernd vom Geklüft ein Katarakt
In's Thal, wo ruhig seine Wogen rollen.

Hier zwingt man ihn zur friedlicheren Frohn,
Der emf'gen Mühle plumpes Rad zu treiben,
Gezimmert hat sie sich ein Alpensohn,
Den eine braune Maid verlockt zum Bleiben.

O Tropenkind, o See von Atitlan,
Verzaubert ruhe ich in sel'gem Schauen,
Gefesselt hält mich deiner Reize Bann,
O könnt' ich hier mir eine Hütte bauen!

O könnt' ich bleiben, bleiben immerfort
Und träumen hier, vergessen und verschollen,
In dieses heitern Thales lausch'gem Port,
Indeß dahin der Welt Geschicke rollen.

Doch wandern muß ich gen des Nordens Pol,
Zum kalten Land, zum starren Schnee und Eise;
O schönes Andenkind, leb' wohl, leb' wohl!
Ich singe scheidend dir dies Lied zum Preise.

In den Anden.

Dem Roß die Spor'n! Noch eben ist der Weg,
Wir ziehn fürbaß im schattigkühlen Walde,
Die Vöglein zwitschern fröhlich im Geheg
Und Flora's Kinder prangen auf der Halde.

Stolz rauscht und wanderfroh der Strom im Thal,
In den krystallenhelle Bächlein münden,
Die sich gezwängt durch enges Felsportal
Und lustig rieseln in den Weidegründen.

O reizend, gottbegnadet Paradies!
Hier lockt ein Quell — wir tränken unsre Rosse
Und schauen aus dem lauschigen Verließ
Verwundert auf die schroffen Bergkolosse.

Nun reiten wir durch dichtes Laubgewirr,
Die Schmetterlinge gaukeln auf den Zweigen,
Der Rosse Huf, der Sporen dumpf Geklirr
Nur unterbricht des Haines drückend Schweigen.

An seinem Rande glänzt ein blauer See,
Blau wie des Himmels wolkenloser Bogen,
Auf fernen Riesenkuppen blitzt der Schnee
Im Sonnenschein, so blitzen seine Wogen.

Auf hoher Warte prunkt der Papagei,
Froh badet der Flamingo in den Fluthen,
Lockt auch vom Felsen keine Lorelei
Und haucht in Lieder ihre Liebesgluthen.

Am Ufersaum, im frischen Waldesgrün,
In schlangenhaft verschlungner Aeste Schatten,
Ruhn wir ein Weilchen von des Rittes Müh'n
Auf seidenweichem Pfühle duft'ger Matten.

Genug der müden Rast, zu Pferd, zu Pferd!
Wir klettern über Klippen, Schutt und Halden,
Vorbei an Gletschern, wilder Bäche Herd,
Die grollend stürzen aus des Eises Spalten.

Gehüllt in Nebel rauscht ein Katarakt,
Durch Wolken hebet die verfirnten Zacken
Ein Felsgigant, unheimlich kahl und nackt,
Den Fuß bedecken schwarze Lavaschlacken.

Die steilen Höhen klimmen wir empor,
Nicht Strauch noch Blume, keines Wesens Laute
Erfreuen mehr des Wandrers Aug' noch Ohr,
Der in die öde Wildniß sich getraute.

Welch lustig Schauspiel jetzt! Dem Kalkgestein
Entsprudelt hoch in weit geschwungnen Kreisen
Der heißen Quellenstrahlen tolle Reih'n,
Die in der Iris bunten Farben gleißen.

Wir pflügen uns durch tiefen Schnee den Pfad,
In welchem Roß und Reiter schier versinken,
Die Windsbraut tobt und reißt vom jähen Grat
Verwittertes Gebröck der morschen Zinken.

Aufbäumt mein Roß, ein schauerlicher Grund
Gähnt seitwärts, uns beim Sturze zu zerschmettern,
Voran, voran, laß droh'n den Höllenschlund,
Hinan, hinan, laß droh'n des Sturmes Wettern!

Der Elemente Macht, die Schrecken der Natur,
Sie können nicht der Kühnen Muth erkalten,
Wir folgen trotzig unsers Zieles Spur,
Und sollten sich vor uns die Berge spalten.

Erklommen ist der Paß — die Silberhöh'n
Der schneebedeckten Andenkette heben
Vom Himmelsblau sich ab bezaubernd schön,
Von wundersamem Strahlenschmelz umgeben.

Welch Schauerbild von Kuppen, Firn und Grat,
Von wilden Thälern, düstertiefen Schluchten,
Die unterirdische Titanenthat
Gestaltet in der Zeiten schnellen Fluchten!

Gen Morgen lacht der Pampa grün Gefild,
Das der Atlantis Wogen herzlich kosen,
Das Anchothal und klüftig Felsgebild,
Durch das des Rio Negro Fluthen tosen.

Gen Mittag raucht ein scheckiger Vulkan,
Dem Schneeglanz und Gestein die Farben leihen,
Dem blind die finstern Geister unterthan,
Die Alles neidisch dem Verderben weihen.

Zu unsern Füßen glüht im Flammenroth
Ein steinig Thal, umstarrt von Feuerspeiern,
Und abendwärts Verödung nur und Tod,
Ein wohnlich Heim nur gier'gen Andengeiern.

Die Sonne sinkt, in goldnen Schimmer taucht
Beim Scheiden sie die farbenreichen Gauen,
Bis von des Purpurs zartem Duft umhaucht,
Die schnee'gen Höhn verglühn im Nebelgrauen.

Auf steigt die nächt'ge Himmelsleuchte klar,
Ich höre leis die dunkeln Geister flüstern,
Sie senden ihren Gruß — ein Condorpaar
Umrauscht uns dicht, nach leckrer Beute lüstern.

Zurück in's Thal! Im Schutz der Felsenwand
Läßt sich ein leidlich dürftig Lager schlagen,
Großartig bist du, hehres Andenland,
Doch tollkühn ist's, die Kletterfahrt zu wagen.

Heinrich Binder.

Im Jahre 1829 in Wien geboren, betheiligte er sich als blutjunger Studiosus an der Revolution von 1848, ging nach der Schweiz, dann nach Italien und Frankreich, 1852 nach Amerika, redigierte 1854 die „Freien Blätter" in Albany, trat 1855 in die Redaktion der „Ill. Staatszeitung", in welcher er sechs Jahre lang thätig war, war dann Mitredakteur der „Westl. Post" in St. Louis, übernahm 1867 die Redaktion der „St. Louiser Abendzeitung" und gründete 1869 mit Joseph Keppler die illustrirte Wochenschrift „Die Vehme". Später wurde er Redakteur der „Detroiter Abendpost" und ist seit 1888 Chef-Redakteur des „Puck".

Zur Humboldt-Feier.

(September 1869.)

Dem Forscher ew'ger Preis, der sinnend das reichhalt'ge
Buch der Natur erschloß, daß wir die Wahrheit fanden,
Die glorreich er befreit aus dunkler Sage Banden!
Der Isisschleier fiel, der millionenfalt'ge.

Humboldt, Unsterblicher! So lang' das gluthgewalt'ge
Haupt Aetna's ragt, lebst du, und ewig wie die Anden!
Es ward der Welt, die du ergründet und verstanden,
Durch dich ihr eigen Bild: Kosmos, der vielgestalt'ge!

So lang noch brandend tost ein Meer, dem wilden Rauschen
Des Urwaldssturmes noch ein Menschenohr wird lauschen,
So lang der Sonnenball das Firmament erhellt,

So lange Lava glüht, aus Wolken Wetter schlagen,
Die Riesengletscher noch die Eiseskrone tragen:
So lang lebst, Humboldt, du! Dein Denkmal ist die Welt!

Den Veteranen.

Am Gräberschmückungstag.

Entrollt die Fahnen, die geweht im Krieg,
Zerfetzt von Kugeln, schwarz vom Pulverdampfe,
Die euch vorangeweht, als ihr den Sieg
Errangt im rühmlichen Befreiungskampfe!

Schaart um die Banner euch und zieht hinaus
Zu jener Stätte, wo im letzten, süßen,
Traumlosen Schlaf vom Kampfe ruhen aus
Die Kameraden, um sie zu begrüßen.

Streut Blumen jedem Tapfern, der da gab
Sein Herzblut, um die Union zu retten,
Bekränzet jedes Freiheitsstreiters Grab,
Der brechen half der schwarzen Sclaven Ketten!

Doch wenn ihr an den Gräbern sie geehrt,
Die sich den Dank der Republik erworben,
Dann denkt auch Jener, die am öden Herd
Verlassen und in bittrer Noth gestorben.

Gedenket ihrer, daß in eurer Brust
Sich rege das Gefühl für ihresgleichen,
Daß ihr gelobt: auch weißen Sclaven mußt
Menschlich die Hand, die helfende, du reichen.

Und dann begrabt den Haß! Löscht aus den Brand,
Den Feige neu zu schüren nie ermüden;
Ihr Tapfern reicht den Tapferen die Hand —
Die Bruderhand der Norden reich' dem Süden!

Wilhelm Tell.

Die Regierung des Kantons Schwyz hat angeordnet, daß die Erzählung von Wilhelm Tell aus allen in den Schulen amtlich eingeführten Lehrbüchern der Geschichte unbedingt auszuschließen sei, und es wird offiziell bekannt gemacht, daß die Tell-Historie nichts Anderes als eine, wenn auch patriotische, poetische Sage deutschen Ursprungs sei. (Kabelnachrichten aus der Schweiz.)

Ob tief es schmerz', ob auch das Schweizerherz beklage,
Was künden wir — es ist doch laut're Wahrheit nur:
Nie lebte Tell! Sein Schuß ist patriot'sche Sage,
Geschichtlich fand davon sich nie die kleinste Spur.
Ob forschend im Archiv man jede Chronik frage,
Es ist und bleibt der Held nur mythische Figur:
Lebt er auch fort im Lied, das schuf ein deutscher Sänger,
Im Schulbuch wird der Tell nicht mehr geduldet länger.

Und das sagt Schwyz! das einst zerbrach die Habsburgkette,
Deß Alpenstirn erglüht vom Freiheitssonnenkuß,
Das mitgetagt dereinst an Grütli's Eidesstätte,
Schwyz — Altdorf nah', wo einst gethan den Meisterschuß
Der Schütze Tell! Du, Schwyz! so nah' dem Wellenbette,
Von dem er sprang zum Fels, dem Landvogt zum Verdruß —
Urschweizer Hort, du bist's, das die Legende raubte,
An die mit Lust und Stolz der Eidgenosse glaubte!

So sei es denn! Doch ihr, die ihr mit Schmerz und Grollen
Geraubt euch seht, was ihr als heilig habt verehrt:
Hebt hoch das Haupt! Bedenkt: Nie ist ein Held verschollen,
Deß Opfertod im Kampf der Knechtung hat gewehrt.
Wenn sie den Tell auch nicht mehr gelten lassen wollen:
Es waren euch, seid stolz! Mannhafte viel bescheert,
Es bleiben euch, wie treu uns die Chronisten melden,
Noch Andere gleich Tell — ja noch viel größ're Helden.

Denkt eines Kampf's, an ein gewaltig hartes Ringen:
Morgarten's denkt! wo, eh' der Tag sich hatt' geneigt,
Die Bauernfaust mit Wucht ließ auf den Helm sich schwingen
Den Morgenstern und hat so kräftig vorgegeigt
Kuhreigen-Weis' dem Feind, daß ihm das Ohr thät klingen!
Hat nicht als Held sich da jedweder Hirt gezeigt?
Und Sempach's denkt! wo einst der Edelste von Allen —
Ein größ'rer Tell — der Struth von Winkelried gefallen.

An Näfels denkt! Und denkt der tapferen Achthundert,
Die an der Birs — das Feld Sanct Jakob ist benannt —
Dem Tod geweiht sich stolz! Mit Recht sind sie bewundert
Mehr als der Tell, von dem der Apfelschuß bekannt.
An Granson denkt! allwo die Schweizer stark „burgundert",
An Murten auch, am See, wo nieder sie gerannt
Den kühnen Karl, den sie bei Nancy dann erschlagen,
Wohin im Sturm die Schaar der Siegesflug getragen.

Drum klaget nicht, daß aus des Schweizerlands Geschichte
Gestrichen ward der Tell, — an echten Helden reich,
Die einst gelebt, und nicht gelebt nur im Gedichte,
Helvetien ist; und geht mit Schwyz, das führt' den Streich,
Den schmerzlichen, darob zu streng nicht in's Gerichte!
Ob man verwies den Tell auch in das luft'ge Reich
Der Poesie, zu Spuk, zu Geistern und zu Elfen —
Was thut's? Die Schweiz kann sich auch ohne Tell behelfen.

Wen's angeht.

(Frei nach Uhland.)

Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Dem Freiheit einst das Herz geschwellt,
Der kämpfend im Rebellenkriege
Von Neunundvierzig ward gefällt:
Der würd' unmuthiger Geberde
Wohl fragen hohnvoll, zornesbleich:
Ist dies amerikan'sche Erde?
Ist dies des freien Volkes Reich?

Man sprach einmal von Sturmgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer,
Doch was ein Volksaufstand bedeute,
Darum schert ihr euch jetzt nicht mehr!
Es müßten sie herniedersteigen,
Von Standrechtskugeln weggefegt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

Verbannte weiland! seid befraget:
Habt ihr nicht stolz des Tags gedacht,
Habt ihr vergessen ihn, o saget!
Der euch zu Bürgern hier gemacht?
Habt ihr vom alten Heim Erlösten
Dem neuen Heim die Treu erprobt?
Den Eid gehalten, den entblößten
Haupts habt der Republik gelobt?

Und ihr, die ihr einst Noth gelitten
Und hungern mußtet Tag für Tag,
Auf deren Kosten ward bestritten
Des Hofes Glanz und Festgelag;
Die ihr aus Süden und aus Norden
Geflüchtet nach der neuen Welt,
Wo euch ein besser Loos geworden,
Des Lebens Dunkel ward erhellt. —

Muß man, Befreite, euch berichten,
Was ihr doch längst schon wissen sollt,
Es sei die höchste eurer Pflichten,
Daß ihr Tribut der Freiheit zollt?
Und dennoch ehrt ihr, die geruhten
Euch zu beherrschen, ungescheut
In Schlachten ließen euch verbluten,
Wenn's lüstet' sie nach Ruhm und Beut'.

Mög' unsres Ozeans Sturmeswelle
Wegspülen euch monarch'schen Duft!
Hier fand die Freiheit eine Stelle,
Deß werdet endlich euch bewußt.
Knechtschaftserinnerung euch jage
Des Zornes Roth in's Angesicht,
Als höchstes Fest ehrt Freiheitstage —
Monarchentage feiert nicht.

Fühlt ihr zu feiern euch gedrungen,
Blickt zu Columbia empor,
Zu alten Kaisern nicht, noch jungen,
Zu Keinem, der zu diesen schwor.
Am Vierten Juli lasset flammen
Die Freudenfeuer allerwärts,
Da stehet Mann für Mann zusammen,
Da zeigt ein patriotisch Herz!

Johann W. Dietz.

Geboren am 27. Juni 1835 zu Köln als Sohn des bekannten Buchdruckers und Zeitungsverlegers J. W. Dietz, an dessen „Rheinischer Zeitung" s. Z. die bedeutendsten Dichter und Denker der 48er Bewegung Mitarbeiter waren, wie Freiligrath, Kinkel, Becker u. A., empfing er seine Erziehung auf dem Kölner Realgymnasium und bereitete sich für den Kaufmannsstand vor, wurde indeß später auch Buchdrucker. Vom damaligen freiheitlichen Geiste durchdrungen, wanderte er 1854 nach dem „Lande der Freien", arbeitete erst in New York in einer Druckerei, siedelte 1867 nach Burlington, Jowa, und 1869 nach Chicago über, wo er ein Druckereigeschäft gründete, das er heute noch leitet. Er nahm stets an allen deutschen Bestrebungen regen Antheil und setzte die Einführung des deutschen Sprachunterrichts in die öffentlichen Schulen von Lake View (jetzt ein Theil von Chicago) durch.

„Herbstblätter", Gedichte, Chicago 1888.

Frühlingsgruß an die Achtundvierziger.

Vor vierzig Jahren war's, Märzveilchen ragten
Schon hier und dort aus schneebedeckter Gruft,
Als schon wie Flügeladjutanten jagten
Die ersten Lerchen durch die Frühlingsluft.

Die Ströme brachen ihre eis'gen Bande,
Durch grüne Thäler ging ihr Siegeslauf,
Die Wachtel aber flog durch alle Lande
Und rief: „Du deutsches Volk, wach auf, wach auf!"

Das war der Funke, der in allen Gauen
In junger Brust die Flamme angefacht,
Das war der Freiheit erstes Morgengrauen,
Die wunderbar geheimnißvolle Macht.

Und überall, im Frühlingssonnenscheine,
Den Zweig am Hut, den Schläger in der Faust,
Begeistert singend: „Freiheit die ich meine,“
Kam wie der Sturm die Jugend angebraust. —

Riß bei Waghäusel auch das Band in Stücke,
Lag Mancher auf der Wahlstatt starr und bleich,
So war doch nur die schwarz-roth-goldne Brücke
Der Weg zur Einigkeit, zum deutschen Reich. —

Die aber, die dem jähen Tod entgingen
Im Kampfe für der Menschheit Heiligthum,
Begruben in der Erde ihre Klingen,
Zu ernten hier des Bürgers schlichten Ruhm.

Der Mutter Bild.

O, könnt' ich doch noch einmal träumen
Der Jugend wunderbaren Traum
In meines Vaterhauses Räumen,
An meiner Heimath Waldessaum.
Noch einmal möcht' ich wieder theilen
Mit meinem Arm die klare Fluth,
Durch Flur und Wiesen wieder eilen
In jugendlichem Uebermuth.

O, könnt' ich doch noch einmal lauschen
Zur Maienzeit im deutschen Hain,
Wenn Kuß und Gruß die Wipfel tauschen,
Von Liebe singt Waldvögelein.
Noch einmal möcht' ich wieder trinken
Der ersten Veilchen süßen Duft,
Auf weichem Moos in Schlummer sinken,
Berauscht von Rheinlands Frühlingsluft.

O, könnt' ich doch noch einmal steigen
Ins Wunderthal zu Heisterbach,
Wo von des Götterbaumes Zweigen
Manch' deutscher Dichter Blüthen brach.
Noch einmal möcht' ich von den Höhen
Der sieben Berge, hoch und hehr,
Den Rhein vorüber wallen sehen,
Mit stolzem Gang, hinab zum Meer.

O, könnt' ich doch noch einmal schmiegen
Den Kopf an's treue Mutterherz,
Auf ihrem Schooße wieder liegen,
Vergessen allen Erdenschmerz.
Noch einmal ihre Augen schauen,
Die Sterne, die in heil'ger Pracht
In meiner Kindheit Morgengrauen
Am Jugendhimmel mir gelacht.

O, hört' ich doch noch einmal singen
Mein Mütterlein ihr Lieblingslied,
Die Töne, die im Herzen klingen,
So lang' Erinn'rung in mir glüht.
Noch einmal bitt' ich euch, ihr Musen,
Die ihr mir manchen Wunsch erfüllt,
Erhaltet mir in meinem Busen
Stets farbenfrisch „der Mutter Bild“!

Gemüth.

Ein Blümlein wächst im deutschen Land,
Vom Rhein bis zu der Nordsee Strand,
Im prächt'gen Saal, im Kämmerlein, —
Doch in des Herzens kleinem Schrein
Erblüht's zu wunderbarer Pracht,
Es leuchtet hell in dunkler Nacht,
Wenn dir's im Traum vorüberzieht,
Das deutsche Blümlein heißt Gemüth.

Es trug der Wind den Saamen fort
Nach jeder Zone, jedem Ort,
Wo überall der Deutsche wohnt,
Des Blümleins Treue ihn belohnt;
Der Norden ist dann nicht mehr kalt,
Nicht heiß der Tropen Palmenwald,
Es lispelt ihm der Heimath Lied:
Zartinnig Blümlein, deutsch Gemüth.

Und wenn du weilst der Heimath fern,
Dann ist das Blümlein dir ein Stern:
Es führet dich den rechten Pfad,
Beschützt dich, wenn Gefahr dir naht,
Und heg'st und pflegest du es dann,
So ist es dir ein Talisman;
Drum ihr, die ihr die Welt durchzieht,
Erhaltet euch ein deutsch Gemüth.

Nun wächst's und blüht's in jedem Land,
Im Eisgefild', im Sonnenbrand,
Es zieht tagtäglich aus und ein
Im Schloß und in der Hütte klein,
Und wenn dein Tagewerk vollbracht,
So flüstert es dir gute Nacht,
Und was dir so im Herzen blüht,
Das deutsche Blümlein, heißt Gemüth.

In der Heimath.

Oft sucht der deutsche Jüngling
In weiter Welt sein Glück,
Doch treibt es ihn im Alter
In's Vaterland zurück.

Ob er sein Glück am Hudson,
Ob er's am Congo fand,
Es zieht ihn nach der Scholle,
Wo seine Wiege stand.

Ihn hält kein Land der Erde,
Er flieht der Tropen Pracht,
Wenn Sehnen nach der Heimath
In seiner Brust erwacht.

Noch einmal will er weilen
Am trauten Heimathsort,
Eh' ihn der Todesengel
Ruft von der Erde fort.

Noch einmal will er träumen,
Wo er als Kind gespielt,
Wo ihn der Arm der Mutter
Dereinst umfangen hielt.

Noch einmal will ergreifen
Der Greis den Wanderstab,
Und Kindesthränen weinen
Auf seiner Eltern Grab. —

Ein alter Freund, den lange
Das Heimweh schon gequält,
Hat mir von seiner Reise
Das folgende erzählt:

„Als wir den deutschen Hafen
Nach langer Fahrt erreicht,
Vergoß ich Freudenthränen,
Ward es um's Herz mir leicht.

„Und alle meine Pulse
Durchglühte Seligkeit,
Als ich die Bahn nach Hause
Zur Abfahrt fand bereit.

„Mir war's, als müßt' erreichen
Das Städtchen ich im Flug,
Als ich den Thurm gewahrte
Am fernen Höhenzug.

„Und als das Dampfroß keuchte
Den Schienenweg entlang,
Da war es mir, als hörte
Ich fernen Glockenklang.

„Da war es mir, als klängen
Die Lieder an mein Ohr,
Die ich dereinst im Kirchlein
Mit Andern sang im Chor.

„Es tauchten die Gestalten
Der Jugend vor mir auf,
Und Traumgebilde jagten
Vorbei im raschem Lauf. —

„Wird mich auch noch erkennen,
Dacht' ich, mein Mütterlein;
Wird sie, die mich verschmähte,
Mit ihm wohl glücklich sein? —

„Die letzten Hügel schwanden,
Der Zug bog in das Thal,
Und vor mir lag das Städtchen
Im hellen Sonnenstrahl. —

„Doch wie verändert sahen
Die Straßen all mir aus;
Und fremde Leute wohnten
Im elterlichen Haus. —

„Die Mutter war gestorben,
Ein Bruder in die Welt,
Der andre lag gebettet
Auf Frankreichs blut'gem Feld! —

„Am Ziele meiner Sehnsucht
Fand ich kein liebend Herz,
Und nur an Gräbern klagt' ich
Allein in meinem Schmerz!"

Küß Weib und Kind.

Küß Weib und Kind, wenn du am Morgen
Hinaus zu deinem Tagwerk ziehst,
Bis Abend bleibt es dir verborgen,
Ob du sie lebend wiedersiehst;
Wer weiß, ob sie dich wiedersehen
Noch in der Fülle deiner Kraft?
Denn in des Lebens Sturmeswehen
Wird Mancher jäh dahingerafft!

Du wähnst geborgen deine Lieben
Im Häuslein an des Baches Rand,
Doch eh' die Sonne noch beschrieben
Den Tageskreis, im weiten Land,
Entarten die Naturgewalten,
Wälzt sich der Bach als Strom einher, —
Die du in Sicherheit gehalten,
Verschlingt das neuentstand'ne Meer.

Erfüllst du vor des Tages Ringen
Zuerst der Liebe süße Pflicht,
Wird leichter dir dein Werk gelingen
In ihrem milden Sonnenlicht;
Ihr holder Zauber wird dich schützen,
Wo überall du thätig bist,
Tief unten in der Erde Ritzen,
Hoch oben auf dem Baugerüst.

Dem Himmel gleich, wird auch das Leben
Von dunkeln Wolken oft getrübt;
Der Bursch, der Morgens erst gegeben
Den Ring dem Mädchen, das er liebt,
Mag Abends schon gebettet liegen
In tiefem Schnee, auf weiter Flur,
Und statt der Braut mag ihn umschmiegen
Der Todtenmantel der Natur!

Nimm Kuß und Gruß mit auf die Reise,
Erhalte stets die Liebe grün,
Dann lebst du fort in deinem Kreise
Und leichten Herzens wirst du ziehn.
Schon Mancher ging im Jugenddrange,
Und hat es bitterlich bereut,
Daß ihm nicht einst auf Mund und Wange
Ein Kuß der Mutter gab Geleit.

Küß Weib und Kind, und zieh' in Frieden
Zu neuem Tagewerk hinaus,
An deinem Glücke wirst du schmieden,
Ein guter Engel schützt dein Haus!
Naht unerwartet dann die Stunde
Zum Scheiden, ohne Scheidegruß,
So träufelt Balsam auf die Wunde:
Erinn'rung an — den letzten Kuß!

Julius Loeb.

Am 30. September 1822 zu Edenkoben, Rheinpfalz, geboren, wurde er zum Kaufmann erzogen und ist seit 1850 in New York im Kaufmannsfache thätig. Daneben beschäftigte er sich vielfach mit Literatur und versah New Yorker Zeitungen mit Gedichten.

„Gedichte" von Julius Loeb, Neustadt 1860. „Puhna, Königstochter Indiens", Festgabe zur Vermählung eines Schwesternpaares, New York 1870.

Die verlorene Blume.

Es fiel eine Blume vom Himmel
Hernieder auf irdisches Feld,
Des Paradieses duftende Blume,
Nur heimisch in besserer Welt.

„Hold Blümlein, vom Himmel gestiegen,
Entsprossen in reinerer Luft,
Dein Dasein weckt himmlischen Wohlklang,
Dein Hauch ist ambrosischer Duft.

„Ich fühle den Göttern mich nahe,
Es lebt meine Gottheit in dir,
O sei meine einzige Blume,
O bleibe auf immer bei mir!"

So betet der selige Sänger,
Ihn bindet nicht Zeit und nicht Raum,
Er betet zur himmlischen Blume
Im seelenbeglückenden Traum.

Ein Donnerschlag schreckt ihn vom Träumen,
Er schauet betroffen umher,
Ist vom Paradiese gestoßen
Und findet sein Blümlein nicht mehr.

Das Geschmeide der Seele.

Ihr schmückt euch mit Gold und Juwelen,
Ich hab' einen Schmuck für die Seelen,
Vom Markte nicht;
Mir hat ihn die Gottheit geschenkt,
Mir tief in die Seele gesenkt,
Ihr könnt ihn nicht kaufen, nicht stehlen,
Es ist mein Gedicht.

Die süßen und bitteren Stunden,
Triumphe und brennende Wunden,
Bilden die Saat;
Sie gährt und sie treibt und sie keimt,
Bis sie in Jamben gereimt,
Melodisch zum Kreuz sich gewunden
Vollendeter That.

Da blühet und duftet entzückend
In Leid und in Freude erquickend
Das sinnige Lied;
Und schmückt euch vergänglicher Tand,
So funkelt und strahlt wie Demant
Das Lied, das die Seele beglückend
Mit Wonne durchglüht.

Und schwinden die irdischen Güter,
So bleiben die himmlischen Lieder
Zurück im Gemüth;
Der Dichter ist glücklich und reich,
Den Besten und Edelsten gleich,
Wie's Vöglein im leichten Gefieder,
Singend sein Lied.

Ihr schmückt euch mit Gold und Juwelen,
Ich hab' einen Schmuck für die Seelen,
Vom Markte nicht;
Mir hat ihn die Gottheit geschenkt,
Mir tief in die Seele gesenkt,
Ihr könnt ihn nicht kaufen, nicht stehlen,
Es ist mein Gedicht.

Verlobung.

Es kreisen die Sonnen, die Sterne in Pracht,
Vom Gotte der Liebe geleitet,
Sie wärmen den Tag und erhellen die Nacht
Und keines den Pfad überschreitet.

Sie wandeln gehorsam gemessene Bahn
Rastlos zum verborgenen Ziele,
Es stoßet sie ab, und es ziehet sie an,
Als hätten sie Sinn und Gefühle.

Zwei Sterne, geschieden von göttlicher Hand,
Durcheilten den Raum in Aeonen,
Ich höre den Jubel der Seele — sie fand
Hier wieder den lange Entfloh'nen.

Sie fliegen sich zu in entzückender Lust,
Sie halten sich innig umfangen,
Wird's klar jetzt im Herzen, der jauchzenden Brust,
Die Sehnsucht, das bange Verlangen?

Ihr habt euch gefunden, sie hat euch vereint,
Die Alles beglückende Liebe,
Die die Stoffe beseelt und die Tiefen bescheint,
Der Hebel in Weltengetriebe.

Zieht weiter die Bahn mit vereinigter Kraft
Auf Blumen und dornigen Wegen!
Wer Himmlisches säet und Menschliches schafft,
Dem blühet der göttliche Segen.

Wir segnen das Bündniß. — Daß wonnig und klar
Der Himmel sich über euch breite!
Wir reichen den liebend Umfangenen dar
Die Dichtung — der Seele Geschmeide.

Otto Welden.

Otto Welden, Pseudonym für P. J. Reuß, wurde am 3. September 1824 zu Fulda in Kurhessen geboren, studierte in Berlin, Basel und Marburg Medizin, kam 1851 nach New York, machte von 1861 bis 1865 als Regimentsarzt den Bürgerkrieg mit, praktizierte dann als Arzt in New York und lebt gegenwärtig in Washington. Seine Gedichte erschienen in Zeitungen und Zeitschriften. Außerdem schrieb er Dramen, wie „Karl der Zwölfte", „König Gambrinus und Fürst Alcohol", „Arria", „Cromwell", „Zerstörung Jerusalems", „Tippo-Saib" u. a., welche zum Theil in New York, Philadelphia und Baltimore aufgeführt wurden; und Romane, wie „1776" u. a.

Gottfried Worch.

Worch „der Naturdichter" war geboren am 20. April 1810 im Dorfe Vatterode bei Mansfeld als Kind armer Eltern, erlernte das Schneiderhandwerk und wanderte dann schneidernd, dichtend und Subskriptionen auf seine in Aussicht gestellten Gedichte sammelnd, von Ort zu Ort, wobei er sich der Aufmunterung Tieck's, Fouqué's, Alex. von Humboldt's u. A. rühmen durfte. Als Schneidermeister in Berlin hatte er wenig Glück und wanderte daher 1853 nach den Ver. Staaten aus, wo er sich zeitweise in St. Genevieve County, Missouri, niederließ. Bald machte er sich aber auch hier an's Fahren und wanderte als Gelegenheitsdichter umher. Er starb am 5. Oktober 1881.

„Gedichte für Freunde und Freundinnen", Berlin 1841. „Zeitgesänge", Berlin 1847. Beide vereinigt unter dem Titel „Naturklänge", Berlin 1852. „Harfenspiel und Donnerschläge", Naturlieder, St. Louis 1873.

Gleiche Herzen.

(Allen Freunden der Liebe gewidmet.)

Wenn gleiche Herzen sich zusammenfinden,
Wacht heil'ge Liebe in der Seele auf;
Die dunkeln Wolken — ringsumher — verschwinden,
Und schöner zeigt sich unser Lebenslauf.

Als Balsam, heilt die Liebe alle Wunden,
Der Hoffnung Stern senkt Trost in das Gemüth;
Die Liebenden, die innig sich verbunden,
Umschließt „ein Frühling", welcher nie verblüht.

Das Feste muß zu Geist verrinnen.

(Göthe.)

So lange Stoff zum Brennen
Im festen Kerne ruht,
Schwingt sich das Feuerleben
Empor mit heitrer Gluth.
Das Holz gebärt die Flamme;
Der Körper nährt den Geist:
Die Grundkraft aller Kräfte
Im ew'gen Weltall kreist.

Georg Heß.

Am 28. September 1832 zu Pfungstadt bei Darmstadt geboren, verwaiste er früh und hatte infolge dessen eine schwere Jugend durchzumachen. Im Jahre 1850 wanderte er nach den Ver. Staaten aus, wo er als Holzschnitzer Arbeit fand. 1857 ging er nach München, um die Bildhauerei gründlich zu studieren. Nach sechsjährigem Studium kehrte er nach New York zurück und etablierte sich als Bildhauer; doch hatte er stets mit vielen Sorgen zu kämpfen. Schon früh versuchte er sich in lyrischen Gedichten; aber erst 1870 verschaffte er sich in weiteren Kreisen Beifall

durch das von ihm verfaßte allegorische Festspiel „Die Macht der Kunst", welches in dem Kunstverein „Pallette" mit großem Beifall aufgeführt wurde und welchem die Ehre zu Theil wurde als Extrabeilage in der Berliner Zeitschrift für Kunst „Dioskuren" ganz abgedruckt zu werden. Seine lyrischen Gedichte erschienen zerstreut in deutschen und deutsch-amerikanischen Zeitschriften. 1877 begab er sich nach seinem Geburtsort, wo er unseres Wissens noch heute lebt.

„Lipman Jaidel und sein Sohn Manasser auf Columbia's Jubelfeste", New York 1876. „Kirchweihfreuden", humoristische Dichtung in hessischer Mundart, 1878.

Katzenweisheit.

Saß die kluge graue Katze
Auf der blonden Dirne Schooß,
Wacker spannen sie drauf los,
Dirne träumt von ihrem Schatze.

Sprach die kluge graue Katze:
„Lässest du von ihm dich fangen,
Sind von deinen Rosenwangen
Duft und Schönheit bald vergangen!"

Sprach die Dirne: „Falsche Katze!
Mag er immer mich umgarnen!
Will die kleinen Mäuslein warnen,
Warnen will ich Schwalb' und Spatze!"

Sprach sie drauf: „Von Schwalb' und Spatze
Und vom Mäuslein muß ich leben,
Schatz liebt sechse noch daneben,
Spielzeug bist du deinem Schatze."

„Ei, du grausam list'ge Katze!
Ei, wie mag arm Mäuslein fühlen,
Wartest du es erst mit Spielen,
Eh' es tödtet deine Tatze!"

„Ei, du blinde Maienblüthe!
Ist dein Schatz des Spieles müde,
Geht erst recht dein Elend an!
Spatz und Maus sind besser dran!"

Also sprach die kluge Katze.
Gar betroffen schwieg die Dirne,
Ernst legt sich's um ihre Stirne,
Gab den Abschied ihrem Schatze.

Entsagen.

Du sprachst es aus, daß wir uns trennen müssen —
Wohlan, es sei!
Ich bin zu stolz, den Staub vor dir zu küssen —
Geh', du bist frei!
Wer immerhin dich an den Busen drückt,
Ich zürne nicht! Geliebte, sei beglückt!

Wohl braucht es Kraft, das Herbe zu ertragen —
Nichts ist zu schwer!
Ich hab' gelernt, dem Liebsten zu entsagen —
Mich trügt nichts mehr!
Wie hoch der Baum sich in den Aether hub,
Ich sah den Feind, der an der Wurzel grub!

Am Krankenlager.

Am Krankenlager saß ich traurig still
Und blickte an die Duld'rin unverwandt,
Umfaßt hielt ich die fieberglüh'nde Hand
Und fühlte, was ich nie ihr sagen will.

Auf ferner Wandrung war ihr Geist — sie sprach
Von einer Lieblingsblume wehmuthvoll,
Woraus ihr süßer Duft entgegen quoll,
Bis sie betäubt davor zusammenbrach.

Von fernher nahte dumpf ein Trauerzug,
Sie hört erschreckt der Todtentrommel Klang,
Tief in die Kissen wühlt der Kopf sich bang,
Am Zittern sah ich, wie das Herz ihr schlug.

War es der Tod, der um ihr Leben stritt?
Ein Leben voller Hoffnung, reich an Leid!
Verweile noch! es winkt die Rosenzeit
Auch dir! Doch mußt du scheiden — nimm mich mit!

Genesen.

Wie bin ich so beglückt gewesen,
Als du mir heut' am Arme hingst,
Von schwerer Krankheit kaum genesen,
Im Sonnenscheine dich ergingst.

Wohl nicht so leicht, nicht so geschäftig,
Und alle Kraft hat es gebraucht,
Doch hat die Märzluft, frisch und kräftig,
In's Antlitz Rosen dir gehaucht.

Sei froh! Der Lenz bringt seine Lieder,
Und in die Rebe schießt der Saft,
Bald runden voll sich deine Glieder
Und mit der Schönheit kommt die Kraft.

Was quälst du dich mit kleinen Sorgen?
Wo ist der alte Uebermuth?
Noch schwebt um dich der junge Morgen
Und lustig schwimmt sich's mit der Fluth.

Dunkle Gewalten.

Dunkle Gewalten
Weben, gestalten
Jedes Geschick.
Lassen dem Einen
Sterne erscheinen:
Strahlendes Glück!

Lassen den Andern
Irrend durchwandern
Freudlose Nacht,
Ströme ihm schwellend,
Netze ihm stellend,
Flammenumfacht.

Alle die Schmerzen
Fallen vom Herzen.
Jegliche Noth,
Alle die Irrsal,
Räthsel und Wirrsal
Löset der Tod;
Fäden gesponnen,
Werke begonnen
Reißt er entzwei.

Wonnen in Klage,
Nächte zum Tage
Wandelt er frei.

Laß dich die Wirren
Nimmer beirren,
Ringe nach Licht!
Liebe und lebe,
Schaffe und strebe,
Härme dich nicht! —
Dunkle Gewalten
Weben, gestalten,
Trüben den Blick;
Strauchelnd zu fallen,
Keinen von Allen
Zwingt das Geschick.

Philipp Haimbach.

Geboren am 12. September 1827 in Mannheim, widmete er sich dem Kaufmannsstande, wanderte 1851 nach New York aus und siedelte 1852 nach Philadelphia über, wo er heute noch als Kaufmann lebt.

„Ostrolenka", Libretto, Philadelphia 1884. „Die Waise", dramatisch-lyrische Dichtung in zwei Aufzügen, 1891 (im Manuskript). „Poetisches Tagebuch eines Ausgewanderten", 1851 bis 1891 (im Manuskript).

Der Blinde und sein Kind.

Auf steinerner Treppe, in Kälte und Wind,
Da rastet der Blinde und mit ihm sein Kind.

Wohl athmet der Arme im fluthenden Licht,
Doch Iris, die Strahlende, bringt es ihm nicht.

Das Antlitz der Tochter, die liebe Gestalt,
Darf schauen er nimmer, — o Schicksalsgewalt!

Doch wonnig berührt ihn das lockige Haupt,
Er streichelt die Wange, er betet und glaubt.

Er glaubt an den Himmel, der reich ihn bedacht
Mit ihr, die so liebreich und treu ihn bewacht.

Die Augen des Kindes, so thaufrisch und rein,
Sie wachen und träumen für ihn nur allein.

Als müßt' es ersetzen des Vaters Gesicht,
So leuchtet das seine, — o heiliges Licht!

Auf dem Meere.

I.

Erhabnes Meer! dem Erdball treu zur Seite,
Sei mir gegrüßt, du meiner Träume Bild!
Wie dehnt die Hoffnung sich mit dir in's Weite!
Doch wird sie je auch meiner Sehnsucht Schild?!

Des Herzens Wünsche sind wie deine Wellen,
Du unerschöpflich Meer! so ohne Zahl;
Sie überstürzen sich, um zu zerschellen
Und zu vermehren noch der Sehnsucht Qual.

II.

Mächtig, herrlich, hoch erbrauset
Meer's erregter Wogenschwall,
Was tief unten aber hauset,
Kündet keines Echos Schall.

So die Leidenschaften gähren
In der tiefbewegten Brust,
Doch das innerste Begehren
Ist den Andren nicht bewußt.

III.

Glück verheißend, fährt der Dampfer
Durch des Meeres krause Fluth,
Und der Mensch, im kühnen Wagen,
Fürchtet nicht des Sturmes Wuth.

Ueberwunden ist für immer
Ozeans gewalt'ge Macht:
Ruderwerk und Compaß führen
Sicher, wenn die Vorsicht wacht.

Magst du noch so wild erbrausen,
Stolzes Meer! du wirst besiegt!
Ha! wie die gebrochnen Wellen
Im Triumph das Schiff durchfliegt.

Ob sie schäumen, ob sie klagen
Und der Sturm auch grimmig kreist:
Auf und über Meereswogen
Geht des Menschen starker Geist.

IV.

Der Himmel hoch, das Meer so weit
Und wie in Eins zerflossen!
Der Sonne Licht in goldner Pracht
Darüber ausgegossen!

Und mitten drin das Menschenherz
Mit seinem Lieben, Hassen:
So klein es ist, doch groß genug,
Das Alles zu umfassen!

V.

Meeresstille.

Ich ruhte zur Mittagsstunde
Und sah in die stille Fluth,
Mit der sich weit in der Runde
Verschmolz der Sonne Gluth;
Mir war's, als ob ein Tönen
Herauf zum Herzen drang,
Ein Lied vom Ewig-Schönen:
Der Liebe Hochgesang!

Und zu dem Liebesleben
Der bildenden Natur
Sah ich mit freud'gem Beben
Auf's Neue lichte Spur:
Das heitre Spiel der Wellen
Im kosenden Sonnenschein,
Der Fische muntres Schnellen, —
Welch stillvergnügtes Sein!

VI.

Das Sclavenschiff.

Die Nacht war schwarz, der Mond verhüllt;
Der Sturmwind heulte schaurig, —
Mir war das Herz von Gram erfüllt,
Wußt' nicht, warum so traurig.

Mein Ohr vernahm ein Angstgestöhn,
Dazwischen Kettenklirren
Und, wilder als des Sturms Getön,
Ein Toben und ein Schwirren.

Ich sprang entsetzt vom Lager auf,
Doch konnt' ich nichts entdecken;
Das Schiff verfolgte seinen Lauf,
Mich aber bannte Schrecken.

Der Sturm verhallt; die Nacht entfleucht,
Nicht meine Angst und Sorgen,
Und daß ein Wahn mich nicht getäuscht,
Erfuhr ich bald am Morgen.

Auf mein Befragen ward Bescheid
Vom Schiffsvolk mir mit Lachen:
„Ein Schiff mit Sclaven, nun befreit,
Verschlang des Meeres Rachen!"

O Schmach der Freien: Sclaverei!
Du Urquell alles Bösen,
Kann nur des Sturmes Tyrannei
Von deinem Fluch erlösen?!

VII.

„Land!"

Als ob an Edens Schwelle,
Wo jedes Leid verhallt,
So glänzt das Auge helle,
Wenn „Land!" im Kreis erschallt.

Wie oft in trüber Stunde
Ein gutes Wort genügt,
Ein Wort aus liebem Munde,
Das Manches besser fügt:

So dieses Rufes Schallen:
„Land! Land!" — der Ruhe Pfühl —
Weckt plötzlich in uns Allen
Der Freude Hochgefühl.

Durch die erstarrten Glieder
Strömt neue Lebensgluth,
Die Hoffnung kehret wieder
Und mit ihr Kraft und Muth.

Es strahlt die nahe Küste
In wundervollem Glanz:
Zur großen Wasserwüste
Ein ewig-frischer Kranz.

Das Auge schaut hinüber
Bewegt und unverwandt;
Die Küste winkt herüber, —
Gegrüßt sei, theures Land!

Friedrich Grill.

Er wurde in Kusel in der bairischen Rheinpfalz am 25. Februar 1858 geboren. Sein Vater, ein angesehener Kaufmann, siedelte später nach Zweibrücken über, wo Grill seine Studien auf dem dortigen Gymnasium fortsetzte, um sich eventuell für den Beruf der Jurisprudenz vorzubereiten. Der Entschluß des Vaters, dessen höchst liberale Tendenz seinem Geschäfte bedeutend

Eintrag gethan, mit seiner Familie nach Amerika auszuwandern, zerschlug die Lebenspläne des fast 16jährigen Jünglings, und in Gesellschaft seiner Familie langte er am 13. Februar 1854 in New York an, worauf der Vater in wenigen Tagen sich in Philadelphia dauernd niederließ. Grill betrat hier die kommerzielle Laufbahn. Im Jahre 1862 trat er als Offizier in das dritte Pennsylvania Artillerie-Regiment und diente in der Armee des James, unter Butler und Anderen, bis an das Ende des Krieges. Nach dem Schluß des letzteren kehrte er nach Philadelphia zurück, wo er seitdem geschäftlich thätig ist. Ein Band seiner gesammten Gedichte wird im Laufe dieses Jahres im Verlage von Ignaz Kohler, in Philadelphia, seine Erscheinung machen.

Amerika.

Amerika! du Wunderland,
Der Völker Preis und Ehre,
Dich hat gepflanzt des Herren Hand
In's weite Reich der Meere;
Ein Schutzwall gegen Fürstentrug
Und Sclaventhum und Söldner Fluch.

Amerika! du Bürgerland
Der Ordnung und Gesetze;
Wo unbekannt der Kastenstand
Und fremd des Glaubens Hetze;
Wo Freiheit, Gleichheit existiert
Und Bruderliebe sanft regiert.

Amerika! du Gartenland,
Du Land von Glück und Segen,
Der Menschheit gnädigst hergesandt,
Wie Himmelsthau und Regen;
Wo unverkürzt ein jeder Mann
Des Fleißes Frucht genießen kann.

Amerika! du Zufluchtsland
Der Armen und Bedrückten,
Wo ich die neue Heimath fand
Und Seelen, die entzückten;
Das meiner Lieben Wiege war,
Gelobet seist du immerdar!

Auf Urlaub.

Der Neumond blicket heiter;
Die Nacht ist klar und kalt.
Ein einsam stiller Reiter,
Reit' ich im dunklen Wald.

Ich kreuz' manch öde Trakte,
Des Wegs manch' breiten Furt,
Mit rasselnd stätem Takte,
Mein Säbel schlägt den Gurt. —

Nun ist der Mond versunken,
Und finster Wald und Flur.
Ich schau' die hellen Funken
In meines Rosses Spur.

Was deut't das Rascheln, Rauschen,
Dort drüben aus dem Moor?
Ich halte still, zu lauschen;
Mein Rappe spitzt das Ohr.

In fremdem Feindeslande,
In schwarzer Waldesnacht —
Ist's der Guerilla Bande,
Die lauernd mich umwacht?

Nein, nur des Sturmes Brausen,
Das fernher du gehört. —
Im Laub des Windes Sausen
Hat dir den Sinn bethört. —

Jetzt ruft mir die Vedette,
Die Hand barsch am Gewehr.
Bald reit' ich durch die Kette
Der Wachen froh daher.

Schon schau' ich Yorktown's Fahne
Im frühen Morgenroth;
Und dort an Werftes Plane
Ein fahrbereites Boot.

Bald wird die Fluth zerstieben
In meines Dampfers Pfad;
Bald grüß' ich meine Lieben
In Norfolk's ferner Stadt.

Das Märzvöglein.

Du armer kleiner Sänger, wer
Hat dich so früh hierhergesandt,
Wo wolkentrüb' und blüthenleer
Das unwirthbare nord'sche Land?

Noch auf den Bergen liegt der Schnee;
In Eis gebunden, fließt der Bach;
Doch von bereiften Astes Höh'
Rufst du den stillen Morgen wach.

Das klingt so zart und wunderlieb,
So schmerzhaft rührend und verzagt,
Als wär' dem bösen Wandertrieb
Das bitterschwere Loos geklagt.

Viel Willkomm deinem Trillersang;
In Wehmuthslust lausch ich dir zu.
Bald kommt der holde Lenz entlang,
Und erster Bote sein bist du.

Oswald Seidensticker.

Geboren 1825 zu Göttingen als Sohn des Advokaten Friedr. C. Th. S., welcher 1845 nach fast 15jähriger Kerkerhaft (wegen seiner Betheiligung an den Unruhen 1831) nach Amerika begnadigt wurde und sich in Philadelphia der Journalistik widmete bis zu seinem Tode 1862, studierte er von 1843 bis 1846 Philosophie, folgte 1846 seinem Vater nach Philadelphia, war erst Lehrer bei Boston, und bekleidet seit 1867 die Professur der deutschen Sprache an der Universität von Pennsylvanien zu Philadelphia. Er ist neben Friedrich Kapp der bedeutendste deutsche Geschichtsforscher unseres Landes, und seine im „Deutschen Pionier", in Rattermann's „Deutch-amerikanischem Magazin" und im Pennsylvania „Magazine of History" veröffentlichten Arbeiten über die Geschichte des Deutschthums der Ver. Staaten und namentlich in Pennsylvanien gehören zu dem Werthvollsten, was über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

„Geschichte der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien von 1764—1876", Philadelphia 1876. „Ephrata. Eine amerikanische Klostergeschichte", Separatabdruck aus dem Pionier, Cincinnati 1883. „Erste deutsche Einwanderung in Amerika", Philadelphia 1883. „Geschichte des Männerchors", Philadelphia 1885. „Bilder aus der deutsch-pennsylvanischen Geschichte", New York 1886. „Festgruß zu Dr. Constantin Hering's achtzigstem Geburtstage", Philadelphia 1880; 2. Auflage 1890.

Der Student.

An der Mappe,
An der Kappe
Kennt man den Studenten schon.
Stolzen Ganges,
Frohen Sanges
Stürmt der junge Musensohn.
Frisch, fromm, fröhlich, frei!
Heißt die Litanei,
Und der Constantin ist auch dabei.

Hört sie lärmen,
Seht sie schwärmen,
Und bei lustigem Gesang
Mit einander
Salamander
Reiben nach dem Biercomment.
Frisch, fromm, frei und froh
Lebt der Studio,
Semper est in dulci jubilo.

Nach dem Scherzen
Flammt der Herzen
Heil'ge Gluth im Lied empor:
„Alles schweige,
Jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr."
Hoch das Vaterland!
Schwert in freier Hand!
Hoch des Burschen schwarz-roth-goldnes Band!

Doch zu Hause
In der Klause
Wird mit aller Macht studiert,
Den Systemen
Und Problemen
Scharf und gründlich nachgespürt,
Und auch der Student,
Der sich Wisent* nennt,
Nächtens seine treue Lampe brennt.

Ohn' Ermatten,
Ohn' Ersatten
Er am Born des Wissens trinkt.
Muthig ringend,
Vorwärts dringend
Nach dem Ziel, das leuchtend winkt.
Einzig hohe Kraft
Deutscher Wissenschaft,
Wie ist doch dein Ruf so zauberhaft!

Die Weihe.

Nun, Freunde, möchtet ihr wohl wissen,
Weß sich der Constantin beflissen;
War es das Recht, Philosophie,
War's leider gar Theologie?
Drauf ist die Antwort: Nein, o nein!
Sein Horizont muß weiter sein.
Ihr wißt, der Kaiser Constantin —
Den Großen nennt man ja auch ihn —
War lange mit sich selbst in Streite,
Was besser sei, Christ oder Heide,

* Wisent war Dr. Hering's Studentenname.

Da stieg an einem Schlachtentage,
Als zur Entscheidung drängt die Frage,
Ein großes Kreuz am Himmel auf,
„In hoc signo vinces“ darauf.
Nun hört, auch unserm Constantin
Ein Himmelszeichen einst erschien,
Als Weiser auf dem Lebensgange.
Das war — erschreckt nicht — eine Schlange,
Friedlich gewunden um den Stab
Des Doctorfreundes Aesculap.
„In diesem Zeichen sollst du siegen!“
So hat die Heilkunst er gewählt
Und sich für's Leben anvermählt,
Um den geplagten Menschenkindern
Des Siechthums alten Fluch zu mindern,
Zu hüten der Gesundheit Hort
Mit weisem Rath, in Schrift und Wort.
Und schon begann es ihm zu ahnen,
Daß auf noch unbetretnen Bahnen
Ein neues Reich der Arzenei
Für den Entdecker offen sei.
Drum schöpfte er aus allen Lehren,
Um seinen Wissensschatz zu mehren,
Durch Hören, Sehen und Versuch,
Aus Pergamentschrift und aus Buch
Sich zu verschaffen alle Lichter,
War nie ein Menschenkind erpichter.

Einst hatte er bis Mitternacht
Bei einem Folio gewacht,
Und war dann bei dem alten Schunken
In Morpheus sanften Arm gesunken.
Kaum hat das Auge er geschlossen,
Da kam ein Lichtglanz angeflossen
Und füllte das bescheidne Zimmer
Mit einem sanften Rosaschimmer.
Der kam von einer Frauenschaar,
Die dort hereingeflogen war,
Ob aus der Himmelsregion,
Ob aus der vierten Dimension*
Der uns noch unbegriffnen Welt,
Das bleibe jetzt dahingestellt.
Genug, sie waren, wie das üblich
Bei solchen Wesen, hold und lieblich,
Mit Attributen ausstaffiert
Und mythologisch costümiert.
Aus dieser Gruppe weißer Frauen
Trat eine vor, grad wie gehauen
Aus Marmorstein, schön, aber kalt,
Von übermächtiger Gestalt.
Ihr Schild erglänzte von Krystallen,
Metalloiden und Metallen;
Die Blitzspirale in der Hand,†
Sprach sie zum Jüngling hingewandt:
„Die Elemente sind mein Reich
In Erd- und Sternenwelt zugleich.

Der Stoff gehört mir und die Kraft,
Woraus der Geist das Weltall schafft;
Denn Alles, was in's Leben dringt,
Aus meinem dunklen Schooß entspringt,
Und in mir sind trotz alles Scheins,
Bewegung, Blitz und Wärme Eins.
Wer da will wandeln Forscherwege,
Der schreite erst durch mein Gehege.
Dem Arzte aber, der mich kennt,
Erschließ ich manches Element,
Das herrlich wirkt, selbst bei den Kranken,
Die schon am Grabesrande wanken.
Drum prüfe Jod, Fluor, Bromin,
Auch Lithium, Tellur, Platin,
Und achte es als einen Frevel,
Wer Antimon verkennt und Schwefel.*
Tritt in mein Reich entschlossen ein,
Du sollst bei mir willkommen sein.“

Nun schritt die zweite Huldin vor,
Bekränzt mit Laub und Blumenflor.
In ihrer Hand der große Strauß
Nahm sich etwas botanisch aus,
Denn statt der Nelke und der Rose
Enthielt er Bärlapp, Herbstzeitlose,
Nachtschatten, Sumach, Pulsatille,
Wolfskirsche, Eisenhut, Camille.
Sie sprach: „In meine Hand gegeben
Ist der Gewächse stilles Leben,
Geheimnißvoll bei Tageshelle
Entsteht es in der kleinen Zelle.
Sieh hin, mein Zauberstab verleiht
Der Erde ihr lebendig Kleid;
Den Myrtenzweig geb' ich den Bräuten
Und Teufelsdreck den Pharmaceuten,
Mundvorrath aller Creatur,
Doch edlen Wein den Menschen nur.
Und wenn der Mensch ist siech und krank,
Da weiß er wiederum mir Dank;
Nimmt er aus mir doch seine besten
Specifica und Polychresten.
Was würde, wäre ich nicht da,
Aus der Materia medica?
Darum, mein Sohn, geh in den Garten,
Wo Nux und Nießwurz deiner warten,
Und mache liebend dich vertraut
Mit Ipecac und Bilsenkraut;
Denn Unkraut ist kein Lirum Larum,
Erprob' es am gefleckten Arum.†
Leb wohl und kehrst du bei mir ein,
So will ich deine Freundin sein.“

Die dritte Frau mit raschem Schritt
Jetzt vorwärts zu dem Jüngling tritt,
Beseelt von frischem Lebensdrange,
Feurig das Auge, roth die Wange.

* Die sogenannte vierte Dimension speculativer Mathematiker wurde bei Dr. Hering zuweilen lebhaft und scherzend erörtert.

† Dr. Hering war der Ansicht, daß die Bahn des Blitzes eine Spirale sei, die sich auf den Hintergrund des Himmels als Zickzack projicire.

* Unter den von Dr. Hering geprüften unorganischen Körpern befinden sich die hier genannten.

† Das Arum maculatum war die erste von Dr. Hering geprüfte Pflanze.

Als der lebend'gen Schöpfung Bild,
Führt sie ein Herz in ihrem Schild.
Sie sagte: „Meinem Scepter beugt
Sich Alles, was da kreucht und fleucht,
Was wandelt, watschelt, hüpft und klimmt,
Was zappelt, krabbelt, schlüpft und schwimmt.
Ich mache, daß die Pulse schlagen,
Den Leib die Glieder vorwärts tragen,
Der Magen, was er kann, verdaut,
Das Ohr vernimmt, das Auge schaut.
Kurz, alle sinnliche Erfahrung
Verdankt man meiner Offenbarung.
Auch hab' ich einen Nervenzwirn
Geknäult zum menschlichen Gehirn,
Worin die ganze liebe Welt
Als Vorstellung und Wille fällt.*
Mein junger Freund, du wirst gebeten,
In mein Museum einzutreten,
Das diese weite Erde deckt,
Vom Gletscher bis zum Pol sich streckt,
Gefüllt mit allerlei Gethieren,
Die frei darin herumspazieren.
Erforsche, wie sich in der Welt
Ein Thier zum anderen verhält,
Nur nicht nach leeren Hypothesen
Versuche Räthsel aufzulösen,
Die weit geheimnißvoller sind
Als je geahnt ein Menschenkind.
Doch fehlt es dir an einem Faden
Durch dieses Reich von Myriaden
Verwandter Formen — welche Serie
Vom homo sapiens zur Bakterie!
So achte auf das Rechts und Links,
Das Oben, Unten eines Dings.†
Und nun noch Eins. Wer es versteht,
Selbst aus dem thierischen Secret
Den edlen Heilstoff zu bereiten,
Und gegen Tod mit Gift zu streiten,
Der ist der rechte Hülfebringer
Und Aesculap's bewährter Jünger.
Erwäge wohl dies Wort: Vergiß
Nicht Bienengift und Lachesis."‡

Sie wich zurück und aus dem Chor
Trat eine Andere hervor,
Höchst würdevoll und dennoch mild,
Holdselig wie ein Engelsbild.
Man brauchte nur auf sie zu schauen,
Um Muth zu schöpfen und Vertrauen.
Sie trug als Genius der Arznei
Das schlichte Kräutlein Wohlverleih. §
Die hat dem Jüngling, tief bewegt,
Die sanfte Hand auf's Haupt gelegt,
Und sprach: „Auf deinem Lebenspfade
Begleite dich des Himmels Gnade.
Das Gute fördre, wo du bist,
Und hilf, wo noch zu helfen ist,
Und baue aus mit aller Kraft
Des Heilens Kunst und Wissenschaft.
Ich segne dich: ein langes Leben
Und starken Geist will ich dir geben,
Auch deine Arbeit soll gedeihn
Und herrlich deine Ernte sein.
Auf neuen Wegen wirst du wandeln,
Wo's gilt zu wirken und zu handeln,
Dem Widersacher Trotz zu bieten,
Den Hort mit scharfem Kampf zu hüten,
Durch harte Felsen Bahn zu brechen,
Und Wahrheit ohne Furcht zu sprechen.
Zum Abschied ruf ich dir den Gruß:
Similia similibus.
Was dieses schwere Wort bedeute,
Kann ich dir nicht verkünden heute.
Doch lange Zeit wird nicht vergehn,
So soll's in Klarheit vor dir stehn.
Nimm dieses Kraut. Sein Name sei
Fortan dein Wahrspruch: Wohlverleih!"

Nun kam die letzte der Gestalten,
Der großen geistigen Gewalten,
Die in der stillen Mitternacht
Dem Jüngling ihren Gruß gebracht.
Den Schwestern war sie gleich an Adel,
Ihr Antlitz lieblich, ohne Tadel,
Mit Huld und Anmuth angethan,
Die alle Herzen gleich gewann.
Und als sie vortrat aus dem Kreise,
Sprach sie in feierlicher Weise:*

„Als Genien dich zu begleiten,
Sei meinen Schwestern gern gegönnt,
Sie werden dich auf Wege leiten,
Die jeder Mund mit Ehrfurcht nennt.
Doch giebt's noch andre Herrlichkeiten,
Die ihre Zaubermacht nicht kennt.
Wer nicht der Kunst sein Herz erschlossen,
Hat halb sein Leben nur genossen.

Nimm diesen Schlüssel, der die Sphäre
Des Wohlklangs dir eröffnen soll,
Er führt dich aus der Welt der Schwere
In's Geisterreich von Dur und Moll.
Fühlst du im Herzen eine Leere,
Frau Musica macht's wieder voll
Mit wonnereichen Symphonien
Und Liedern, die zum Himmel ziehen.

Den Eintritt in die Welt der Dichter
Verschafft der zweite Schlüssel dir,
Welch eine Vista heller Lichter
Aus aller Zeit! Homer, Shakespeare

* Anspielung auf Schopenhauer's „Die Welt als Vorstellung und Wille", ein von Dr. Hering gern gelesenes und öfters zur Sprache gebrachtes Werk.

† Dr. Hering hatte über die Classificierung der Thiere eigene Ansichten, wobei er auf die Richtung der Hauptaxen viel Gewicht legte.

‡ Bienengift und Schlangengift gehören zu den von Dr. Hering geprüften thierischen Stoffen.

§ Wohlverleih ist ein deutscher Name für Arnica.

* Die folgenden Strophen erinnern an Dr. Hering's innige, nie erkaltende Liebe zu den schönen Künsten.

Und Schiller, Goethe, Jean Paul Richter,
Nebst vielen Andern siehst du hier.
Das Edelste im Dichtersange
Durchzittre dich im Wiederklange.

Und dieser Talisman erhebe
Zum ewig Schönen dir das Herz,
Sei es der Dom in kühner Schwebe,
Spitzbogen wölbend himmelwärts,*
Sei's, daß die Form sich schön belebe
In Farben, Marmor oder Erz,
Du sollst in ihr Geheimniß dringen
Und selbst Apoll als Zeugen bringen.†

* Dr. Hering war begeistert für die gothische Baukunst und hatte das lebhafteste Interesse am Ausbau des Kölner Doms.

† Anspielung auf Dr. Hering's erklärendes Gedicht über die Statue des Apollo Sauroktonos.

Nun lebe wohl! Der reiche Segen,
Den du empfängst aus unsrer Hand,
Wird dir auf deinen Lebenswegen
Treu bleiben wie ein Götterpfand,
Und Wissensdrang in dir erregen,
Bis du den innern Sinn erkannt,
Der hinter der Erscheinung Gleichniß
Sich birgt als geistiges Ereigniß."*

Also sprach das göttliche Weib und trat zu den Schwestern.
Langsam stieg das lichte Gewölk, worin sie gekommen,
Und entraffte sie alle. Da lag im Dunkel der Jüngling.
Nun erwacht' er. Doch was er gehört und was er geschauet,
Blieb als währendes Bild in seiner Seele gesammelt,
Bis das himmlische Wort der Verheißung wurde Erfüllung.

* Dr. Hering stimmte den Lehren E. Swedenborg's bei.

Ferdinand Moras.

Geboren 1821 in Dovern, Regierungsbezirk Aachen, Rheinpreußen, besuchte er das Gymnasium zu München-Gladbach, erlernte dann in Elberfeld die Lithographie, hielt sich später in Düsseldorf auf, wo er auch seinen Militärdienst leistete, und ging 1844 auf Reisen. Als Lithograph war er thätig in Vervier und anderen Plätzen Belgiens, dann in Paris, Glasgow, Edinburg und zuletzt in London. Im Jahre 1854 kam er nach Philadelphia, wo er ein Lithographiegeschäft gründete, welchem er jetzt noch vorsteht.

„Gedichte und Randzeichnungen", Philadelphia 1882.

Wald, Meer und Sternenheer.

Ich liebe den Wald, die einsame Stille,
Die rauschende, wogende Laubesfülle
Von mächtigen Eichen, die von den Reben
So liebend umschlungen himmelan streben.

Wo tief aus der Erde treibendem Schooße
Sich winden die Ranken, und schwellende Moose
Sich bilden an Steinen, den altersgrauen,
Wo sie mit farbigem Schmuck die rauhen,
Verwitterten, massigen Wände umgeben
Und sich zu weichen Teppichen weben:
Da pfleg' ich zu ruhen und stille zu lauschen
Geheimnißvollem, gedämpftem Rauschen,
Dem Wind, wie er die Wipfel durchfährt
Im wunderbaren Waldeskonzert;
Dem Summen, dem Zirpen, so emsig und lüstern;
Der fallenden Blätter heimlichem Flüstern;
Dem Rieseln und dem Geplätscher von schnellen,
Geschwätzig murmelnden, rastlosen Quellen;
Und ringsum hoch in den Zweigen dem Klang
Von hellem Lockruf und Wettgesang.
Ich athme mit Wonne den würzigen Duft,
Die frische, kräftige Waldesluft;
Mir ist, als fänd ich der Heimath Spur
Im schattigen Hause der Mutter Natur,
Drum zieht mich zur Waldluft ein stilles Sehnen,
Sie lindert der Seele Verstimmung — wie Thränen.

— — — — — — — — — — — —

Ich liebe das Meer, die brandenden Wogen,
Die Salzluft, die wilden, in schäumenden Bogen
Sich brechenden Wellen, den donnernden Klang,
Des Ozeans ewigen Hochgesang!

Das Auge, mit stillem Entzücken schweift
Auf endloser Fläche, und träumerisch streift
Es fern des Horizonts Raum, wo Segel
Wie Schwäne hinziehn und kreisende Vögel,
Im Aether sich wiegend auf luftigen Schwingen,
Ihr heiseres Lied dem Ozean singen.
Es füllet sich stille die Phantasie

Mit jener wundersamen Magie
Der Sagen der Vorzeit, — mit Meeresklängen
Von leuchtenden Perlen, Sirenensängen,
Von holden Gestalten mit zaubrischen Blicken,
Von Stürmen und Klippen, von Ozeans Tücken;
Ein buntes Gewebe, voll Weh und voll Freud',
Von jauchzender Lust und von Herzeleid.
Gewaltiges Meer! trotz Grausen und Schrecken
Die dunkel verhüllt dein schweigendes Becken,
Wie dir entstieg die Schaumgeborne,
Die Holde, den Menschen zur Wonne Erkorne,
So bist du den Völkern der Erde das Band,
Wodurch sie sich reichen die Bruderhand,
Das, Länder umschlingend, auf ihren Wegen
Sie trennt und vereinigt zu ihrem Segen.

— — — — — — — — — — — —

Ich liebe die ruhige Sommernacht,
In ihrer schönen, funkelnden Pracht.
Und sinnend schauet das Auge so gerne
Hinauf in das Heer der ewigen Sterne!

Kein Waldesrauschen, kein Wogendrang
Ertönet von dort mit dumpfem Klang.
So still, so fern die leuchtende Schaar,
Und doch in des Auges Retina klar
Erscheinet ihr Bild; — die Seele trägt,
Auf innerstem Grunde ihr eingeprägt,
Ein ahnend Verlangen, das schwinget sich gerne
Durch endlosen Raum zur lichten Ferne,
Wo kreisende Welten sinken und steigen
In ihrem gewaltigen, ewigen Reigen.
Die wandernde Erde, bemerkbar kaum,
Eine leuchtende Gondel im gähnenden Raum,
Vollendet auch sie nach alter Weise
Die vorgeschriebene, jährliche Reise.
Wir reisen mit, wohin sie auch führe,
Wir Menschen auf Erden als Passagiere;
Mit allen Sorgen, mit Hoffen und Streben
Im fragmentarischen, flüchtigen Leben,
Mit frommen Wünschen, unerfüllet,
Und einem Sehnen, das nie gestillet;
Mit Bauen von schönen, luftigen Plänen,
In Freude, in Kummer, mit Lachen und Thränen
Erfüllen im Leben wir wechselnd dies Haus,
Bis endlich der Ruf kommt: „Halt! steiget aus!"

— — — — — — — — — — — —

Erhebend, läuternd, erfrischend, durchzieht
Der schöne Dreiklang das Menschengemüth:
Die Waldesluft, das Brausen des Meeres,
Der Anblick des ewigen Sternenheeres.

Des Kindes Auge.

Ein Strahlenquell,
So leuchtend hell,
So glänzend, klar
Und wunderbar,
Woraus durch schattige Wimpern sonnig,
Die Freude strahlet klar und wonnig.

Wenn auf uns schaut,
So hold und traut,
Im stillen Glück
Des Kindes Blick,
Dann zeigt im lieblichen Auge, mild,
Die junge Seele ihr reines Bild.

Wer fein genannt
Den Diamant,
Der einst so klar,
So leuchtend war,
Der denket im stillen Schmerze noch gern
An des theuren Auges erloschenen Stern.

Am offenen Fenster.

Durch's offene Fenster schau ich gerne
Des Abends auf zur lichten Ferne:
Zur Seite steht mir dann vom Rhein
Das wohlgefüllte Glas mit Wein;
Und denkend längst vergangner Dinge,
Blas' rauchend ich die schönsten Ringe.

Des Rauches Ring zerfließet bald;
Und Wein im Glase wird nicht alt —
Der Raucher selbst geht auch gemach
Dem Wein und jenen Ringen nach.
Es sitzen dann bei Mondeshelle
Wohl Andre hier an seiner Stelle;
Auch sie läßt bald der Strom der Zeit
Zurück in der Vergangenheit:
Doch werden dort in dunklen Höhen
Unwandelbar die Sterne stehen.

Der Kranz in dem Haare.

Der Frühling treibet das grünende Reis,
Das Mädchen tanzt auf der Haide,
Es schwinget sich fröhlich und jubelnd im Kreis,
Das Antlitz strahlet in Freude.
Es hüpfet der Fuß, es pocht in der Brust,
Es leuchten die Wangen von Jugend und Lust,
Es leuchtet das Auge, das klare,
Umschattet vom Kranz in dem Haare.

Zum Kirchlein wallet ein festlicher Zug,
Die Hochzeit feiern sie heute,
Wie glücklich die Jungfrau, wie wonnevoll schlug
Ihr Herz an des Bräutigams Seite.
Sie wandelt so träumerisch sinnend dahin
Und selige Bilder umschweben den Sinn,
So tritt sie jetzt hin zum Altare,
Den bräutlichen Kranz in dem Haare.

Vom Thurme tönet ein Glöcklein herab,
Es klaget so traurig heute,
Es wartet im Kirchhof ein offenes Grab,
Drum tönet das Sterbe-Geläute.
Ach, sie ist geschieden aus Freude und Leid,
Die liebliche Blume, die herrliche Maid,
Wie liegt sie so bleich auf der Bahre
Und wieder — den Kranz in dem Haare!

Theodor Kirchhoff.

Theodor Kirchhoff, der „Dichter vom goldnen Thore", wie ihn sein Freund Kara Giorg in der Biographie nennt, welche derselbe in der „Deutsch-amerikanischen Dichtung" veröffentlichte und welcher wir hier zum Theil wörtlich folgen, wurde am 8. Januar 1828 zu Uetersen, Holstein, geboren. Sein Vater praktizierte dort als Advokat, ward nachher Bürgermeister in Kiel, langjähriger Abgeordneter in der schleswig-holsteinischen Ständeversammlung und Mitglied des dänischen Reichsraths und wurde in Anbetracht seiner Verdienste zum Justiz- und Conferenzrath erhoben. Obwohl Kirchhoff seine Mutter — eine ausgezeichnete und feingebildete Frau — schon in seinem Knabenalter verlor, war doch der Familienkreis ein höchst anregender. Die Musen veredelten Geist und Gemüth, die Wissenschaften standen in hohen Ehren und die Kinder (zwei Söhne und zwei Töchter) lauschten mit verhaltenem Athem den gelehrten Erörterungen über die Tagesfragen, über Politik, Kunst und Wissenschaften, die der Vater mit den bei ihm vorsprechenden Honoratioren des Städtchens zu halten liebte. Dazu kam, daß der Vater selbst hübsche Sonette schrieb. Was Wunder denn, daß der Sohn ein begeisterter Priester der Musen wurde? Wundervoll hat er die in seinem Vaterhause verlebten glücklichen Tage in dem Gedichte „Trübe Stunden" geschildert.

„Wie so ganz anders war es doch
Im väterlichen Haus,
Auf Silberfüßen gingen dort
Die Musen ein und aus.

Und dann die Abende voll Glanz,
O, sie vergeß ich nie,
Da stritten um den Vorrang sich
Musik und Poesie."

Seine spätere Erziehung erhielt Theodor auf dem Gymnasium zu Lübeck, wo er bei seinen Mitschülern schon als vielversprechender Lyriker galt, eine prophetische Ahnung, die sich so glänzend erfüllt hat. Nach bestandenem Abiturientenexamen besuchte er im Jahre 1847 die polytechnische Schule in der Welfenstadt Hannover, ließ sich aber beim Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges unter die Freischaaren anwerben, diente nachher als Lieutenant in der schleswig-holsteinischen Armee und nahm als solcher an allen Hauptgefechten Theil. Nach Beendigung des Krieges siedelte er nach den Ver. Staaten über, wohnte abwechselnd in St. Louis und Davenport und bereiste dann als Photograph das Mississippithal von Minnesota bis Louisiana bis zum Jahre 1854, als er bei einer Feuersbrunst in Holmesville seine ganze Habe verlor. Nun errichtete er mit einem Freunde ein gutzahlendes Vergnügungslokal in Osyka, Miss., ging aber im Jahre 1859 nach Clarksville im nördlichen Texas und erwarb dort als Kaufmann ein ansehnliches Vermögen. Leider ruinierte der ausbrechende Bürgerkrieg sein blühendes Geschäft und er kehrte deshalb im Jahre 1862 über New Orleans, wo er der Belagerung der Stadt durch die Bundestruppen als Augenzeuge beiwohnte, nach der Heimath zurück. Dort hielt er sich abwechselnd bei seinem Bruder in Altona oder bei seinem Vater in Kiel auf und bereiste Deutschland, England, Schottland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr bemächtigte sich seiner ein unbezwinglicher Hang zum Dichten und im Verein mit seinem Bruder Christian verfaßte er den 1. Band der Gedichte, die später unter dem Titel „Adelpha" erschienen. Im Frühjahr des folgenden Jahres (1863) nach den Ver. Staaten zurückgekehrt, reiste er von New York über Panama nach San Francisco und ließ sich in dem oregonischen Städtchen The Dalles nieder, wo er bald ein einträgliches Geschäft gründete. Hier schrieb er die ersten Skizzen für die Gartenlaube. Nach Beendigung des Bürgerkrieges reiste er durch Nicaragua nach New Orleans und hielt sich zum Ordnen früherer Geschäftsangelegenheiten bis zum Jahre 1867 im Süden auf. Von dort machte er die beschwerliche Stagereise nach Idaho, die er so drastisch in seinen Reisebildern beschrieben hat. Die folgenden Jahre verweilte er abwechselnd in den Goldminen von Idaho und Oregon und in The Dalles, bis er sich im Jahre 1869 dauernd in San Francisco niederließ und mit seinem früheren Compagnon ein Goldwaaren- und Juwelengeschäft engros etablierte. Als wohlhabender Mann zog er sich vor 6 Jahren aus demselben zurück, um sich ausschließlich literarischen Arbeiten zu widmen. Im Jahre 1883 und 1889



Theodor Kirchhoff.

unternahm er abermals eine Reise nach Europa, Deutschland, Italien und England einen Besuch abstattend, und im Winter 1888 auf 1889 verweilte er längere Zeit auf den Sandwichsinseln. Für seine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit zeugt die große Zahl der von ihm veröffentlichten Werke.

In Gemeinschaft mit seinem Bruder Christian Kirchhoff: „Lieder des Krieges und der Liebe", 1864. Desgleichen: „Adelpha", Gedichte, 2 Bände, 1869—71. „Reisebilder und Skizzen aus Amerika", 2 Bände, 1875—76. „Balladen und neue Gedichte", 1883. „Californische Culturbilder", 1886. „Eine Reise nach Hawaii", Altona 1890. Zahlreiche Aufsätze und Gedichte aus seiner Feder enthalten die illustrierten Prachtwerke: „Nord-Amerika" von Ernst v. Hesse-Wartegg; „Amerika in Wort und Bild" von Friedrich von Hellwald; „Von Wunderland zu Wunderland" von Rudolf Cronau; ebenfalls die folgenden Werke: „Die Pacific-Eisenbahn und Californien" von Robert v. Schlagintweit; „Heimathgrüße aus Amerika" und „Dornrosen", herausgegeben von E. Steiger; „Die Doppel-Eiche" (Anthologie schleswig-holsteinischer Dichter); „Erinnerungsblätter aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen" u. s. w. u. s. w. Seit 1865 schrieb er zahlreiche Skizzen und ausführlichere kultur-historische und erzählende Aufsätze, Reiseschilderungen u. s. w. für die „Gartenlaube", das „Ausland", „Daheim", „Deutsche Blätter", das „Neue Blatt", „Europa", „Globus", die „Gegenwart", „Deutsch-amerikanische Monatshefte", „New Yorker belletristisches Journal", „Der Deutsche Pionier" und „Deutsch-amerikanisches Magazin" in Cincinnati, für californische Zeitungen u. s. w. Ein Theil dieser Beiträge wurde für die obengenannten Bücher in neuer Umarbeitung verwendet. Manche von seinen Arbeiten wurden in's Englische, Französische und Schwedische übersetzt. Das Pariser illustrierte Blatt „Le Tour du Monde" brachte in einer Separatnummer eine gleichzeitig im „Globus" erscheinende Beschreibung des Yosemite-Thales in Californien in Uebersetzung und reich illustriert. Viele Gedichte erschienen in deutsch-amerikanischen Blättern; außerdem schrieb er eine beträchtliche Anzahl Lieder für Singspiele und musikalisch-humoristische Unterhaltungen im Deutschen Verein in San Francisco. Gegenwärtig arbeitet er an einer größeren episch-lyrischen Dichtung „Hermann", worin die Lebensschicksale eines Ausgewanderten veranschaulicht werden.

Das Stille Meer.

(Vor Panama. An Bord des Südseedampfers „Constitution". 23. Mai 1863.)

Willkommen! du herrliches Stilles Meer,
Von tropischer Fülle umgeben,
Wo die schwellenden Wasser im Sonnenglanz,
Wie Wonne athmend sich heben,
Wo klar sich spiegelt der Berge Kranz
Im Schooße der Azurwogen,
Und dunkelblau darüber sich wölbt
Des südlichen Himmels Bogen.

Willkommen, du Golf von Panama,
Mit den Inseln voll duftender Wälder,
Wo am Fuße der grünenden Hügel stehn
Die rauschenden Zuckerrohrfelder;
Mit den alten Gemäuern so traulich dort
Im Schatten der Cocosbäume,
Wo die säuselnden Winde melodisch wehn
Wie im Zauberlande der Träume.

Einst sah dich staunend, ein neues Meer,
Der tropischen Urwelt Spiegel,
Der Spanier, blinkend im Panzerkleid,
Von des Isthmus schwellendem Hügel.
Nach Golde suchend irrte er weit
Gen Westen, gen Westen immer;
Auch mich verlockte vom Vaterland
Des Westlands goldener Schimmer.

Ihr blanken Gewässer, tragt mich sacht
Vom palmenumgürteten Strande,
Von Neu-Granada's bläulichem Golf
Zum californischen Lande;
Wie der Waldstrom rauscht auf goldenem Sand
Ueber funkelnde Felsenquadern,
Und die Felswand blitzt, wie edles Gestein,
Durchflochten von leuchtenden Adern.

Ihr südlichen Lüfte, wehet lind
Und kräuselt die blinkenden Wellen,
Und laßt am schlank aufragenden Mast
Die schneeigen Segel schwellen;
Beschleunigt des Dampfers brausenden Lauf
Auf des Weltmeers schäumenden Pfaden,
Bis der rasselnde Anker vom Bord sich stürzt
An des Goldenen Thors Gestaden.

Doch, darf ich's hoffen, daß Schicksals Gunst
Mir goldene Gaben bringe?
Daß dort dem Kämpfer im fremden Land
Der Wurf des Lebens gelinge?

Auf hohen Sierras irrt mein Fuß; —
Ich denk' an Vaterlands Freuden,
Und werde die Segel, die heimwärts ziehn,
Um den Gruß der Palmen beneiden.

Wenn dann dereinst mit fröhlichem Muth
In die Heimath wieder ich kehre,
Und mein jauchzender Kiel vom Goldland her
Durchfurcht die schimmernden Meere:
Da werd' ich begrüßen doppelt froh
Auf's Neu' euch, schmeichelnde Fluthen,
Und die Meilen zählen zum Vaterland
Von des Isthmus sonnigen Gluthen.

Wenn die palmenumkränzten Inseln dann
Aus den glänzenden Wellen steigen,
Und die hohen Masten im Sonnengold
Wie freudetrunken sich neigen;
Dann werd' ich rufen: „O säh' ich schon
Die schattigen Buchenhallen,
Und könnte lauschen im kühlen Wald
Den Trillern der Nachtigallen!"

Hinüber, hinüber zieht es mich
Zur Heimath aus fernesten Weiten!
Nicht fesseln der Südsee Zauber mich
Und die Himmel tropischer Breiten.
Ihr duftenden Wälder lauschtet nie
Der Nachtigall Trilleraccorden,
Und grüner als Palmen von Panama
Sind die Buchenhaine im Norden.

Spaziergang am Columbia.

Sanfte Abendlüfte säuseln
Leise durch das Felsenthal,
Und die blanken Wellen kräuseln
Golden sich im Sonnenstrahl.

Klarer Strom in fels'gen Engen
Unter Urweltstrümmern hier,
Poesie mit Silberklängen
Macht dich unvergeßlich mir.

An des Erdballs fernen Grenzen
Rauschest einsam du zum Meer;
Keine moos'gen Burgen kränzen
Deine Berge, öd' und leer;

Keine Rittersagen leben,
Ewig jung, an deinem Strand;
Keine Märchengeister schweben
Träumerisch durch's weite Land.

Doch, du stolzen Namens Erbe,
Freien Landes jüngster Sohn,
Daß dein Name nimmer sterbe,
Regt der Zeitgeist Wunder schon.

Eines neuen Weltreichs Pforten
Oeffnest du zum Ozean:
Aus der Wildniß fremden Orten
Goldbeladne Boten nah'n;

Stolze Feuerschiffe brausen
Schätze tragend durch die Fluth;
Schwarze Eisenrosse sausen
Hin am Strand, umsprüht von Gluth;

Städte wachsen aus der Erde;
Taghell wird's in Urwalds Nacht:
Freiheit spricht zur Schönheit: „Werde!"
Und sie prangt in goldner Pracht.

Doch nicht immer sollst du wallen,
Rhein vom neuen Continent,
Zwischen stummen Felsenhallen,
Die kein hoher Barde nennt.

Wenn der Jahre viel entronnen
Und die Menschen stiller hier,
Naht von ew'ger Jugend Bronnen
Wohl ein Dichterheros dir;

Lorbeer um das Haupt gewunden,
Hellen Augs, voll Himmelslicht,
Der das Zauberwort gefunden,
Das mit Götterzungen spricht:

„Laßt die goldnen Saiten rauschen,
Daß mit ew'ger Lieder Klang
Fels und Hochwald Grüße tauschen,
Thäler, Flur und Bergeshang." —

Bin ich dann noch nicht vergessen,
Der ich, fremd und unbekannt,
Einst zu singen mich vermessen
Hier vom Rhein im goldnen Land:

Nicht den Kranz von Lorbeer lege
Auf das Grab mir, Wandrer, du:
Pflück' ein Immergrün am Wege;
Wirf ein loses Blatt mir zu!

Im Hotelzug auf der Pacific-Bahn.

(März 1870.)

Wir spannten den eisernen Rappen vor,
Auf Flügeln des Dampfes zu jagen
Zweitausend Meilen vom goldnen Thor
Zum Missouri, im glänzenden Wagen;
Hoch unter den Wolken, im donnernden Zug,
Durch endlose Wüsten, im sausenden Flug, —
In vier gemessenen Tagen.

Ade, du herrlich grünende Flur,
Ade, ihr Frühlingsgefilde!
Dich, Goldland, schmückte Mutter Natur
Zu paradiesischem Bilde!
Der Himmel, so tief, mit klarstem Blau,
Die Lüfte im Winter sommerlau,
Wie im Tropenlande so milde.

Hinan die Sierra in donnernder Fahrt!
Nun schnaube, du muthiger Renner! —
Ihr, die ihr in fremden Ländern war't,
Am Mont Cenis und am Brenner,
Ihr dachtet, dort gäb' es in Wolkenhöh'n
Im Dampfzug Wunderdinge zu sehn; —
Jetzt staunet, wackere Männer!

Wir kreisen hinan, wie der Adler fliegt,
An schwindelnden Bergeshängen;
Unser Pfad über Brücken, thurmhoch, liegt,
Durch endlose Felsenengen;
Wir verspotten der mächt'gen Lawinen Gekrach
Unterm festen Vierzigmeilen-Dach,
Bei der eisernen Räder Klängen.

Wir tafeln im fliegenden Speisepalast,
Wie kein König jemals geträumet.
Es eilen die Meilen; die Gläser gefaßt
Und den seltenen Wunsch nicht versäumet:
Aus goldenem Füllhorn schöpfte uns dies
Das californische Paradies; —
„Ihm ein Hoch, da der Becher schäumet!"

In kreisende Weite schweift der Blick
Beim Festmahl auf Dampfesflügeln.
Die Wälder, die Gipfel bleiben zurück
Und werden zu Büschen und Hügeln.
Dort unten erglänzt es silberhell;
Der Donner-See ist's mit klarer Well',
Drin riesige Wälder sich spiegeln.

Und kommt die Nacht, so kehren wir ein
In fliegende Schlafgemächer.
Was kümmert der Sturm uns! er brause drein
Und hagle an Scheiben und Dächer!
Wir hören auf donnernder Fahrt ihn kaum,
Auf der Windsbraut Flügeln; beim süßen Traum
Verhallt er schwächer und schwächer.

So sausen wir über Wolkenhöhn.
Drauf traurige Wüstenflächen
Und endlose Wildniß. Wie ist's so schön,
Im Waggon von der Wüste zu sprechen,
Von den Emigranten der alten Zeit,
Von Indianern und blutigem Streit, —
Im „Hotelzug" beim Schmausen und Zechen!

Frischauf, du Rappe, und spute dich schnell!
Zu des Salzsees reichem Gelände,
Des landumschlossenen Meeres Well';
Zu Weber's Schluchten dich wende.
Zweitausend Meilen, — du kennst den Weg
Durch Echo Canon's Felsensteg,
Und die thurmhoch rothen Wände!

Hinan der Felsengebirge Grat, —
Achttausend Fuß über dem Meere!
Hinunter auf tiefbeschneitem Pfad, —
Durch der Ebenen endlose Leere! —
Wir tragen ja des Jahrhunderts Geist,
Der auf Dampfesflügeln die Welt umkreist,
Mit uns vom Meere zum Meere!

Der Goldmantel des Mount Davidson.*

Und wieder trägt sein Goldgewand
Der König der Berge im Silberland!

Sechs Jahre steht er im grauen Kleid,
Sein staubiges Haupt wie mit Asche bestreut;

Dann liegen im festen Schlafe die Zwerg'
Auf silbernem Lager im tiefen Berg.

Doch wenn der Lenz zum siebenten Mal
Mit Blumen wandert durch Feld und Thal,

Geht leises Geflüster durch Bergesgrund,
Und es ruft durch die Felsen mit Geistermund:

„Wacht auf, ihr Schläfer, der Lenz hat gebracht
Dem König Nevada's die goldene Pracht!"

Da wird's lebendig tief unten dort;
Die Zwerge erwachen und eilen fort,

Hinauf durch die Hallen, die Gänge schnell,
Wo die Felswand glimmert, von Silber hell,

Und in Massen liegt das edle Gestein
Und blinkt bei der Ampel zitterndem Schein.

Sie steigen aus kalter Erde Schacht
Hinauf, wo die warme Sonne lacht,

Und begrüßen den Lenz, der in Jugendglanz
Geschmückt ist mit leuchtendem Blumenkranz.

Wie ein strahlender Regen fallen licht
Aus dem Kranze ihm goldige Blumen dicht;

Die haschen die Zwerge, geschwind, geschwind,
Wie sie glitzernd und prangend flattern im Wind,

Und schmücken damit des Berges Höh'n,
Wie mit goldenem Mantel, zaub'risch schön; —

Und königlich trägt er sein Goldgewand,
Der reichste der Berge im Silberland!

Die Gräber am Donnersee.

— — —
Westwärts weiter geht die Irrfahrt.
Abends sinkt in's Meer der Steppe
Roth die Sonne, der die Wolken
Tragen ihre Purpurschleppe.

*) Der 8500 Fuß hohe Mount Davidson im Staate Nevada, in dem die reichsten Silberminen der Welt, die der Comstock Erzader, liegen, zeigt, wie alle Berge in jener Gegend, an seinen Abhängen nur eine äußerst kümmerliche und halb verdorrte Vegetation, und gewährt einen traurigen Anblick. In jedem siebenten Frühling dagegen erblühen glänzende goldgelbe Blumen auf ihm in seltener Fülle, bedecken den ganzen Berg und geben ihm unter den umliegenden öden Hügeln und Gebirgskuppen alsdann ein gar prächtiges Aussehen. Im Jahre 1871 trug Mount Davidson wieder seinen Goldmantel.

Durch Sturmesgeheul, auf donnerndem Meer
Von schwankendem Eise getragen,
Verfolgt Entsetzen das flüchtige Heer.
In den blutigen Himmel schlagen
Die Lohen empor vom brennenden Haus,
Die mit steigender Wuth beim Windesbraus
Sich prasselnd drängen und jagen.

Wie ein Leuchtthurm flammt es auf hohem Deich,
Und zeigt den fliehenden Schaaren
Den rettenden Pfad aus des Todes Bereich,
Umstellt von tausend Gefahren.
Hoch spritzt aus wachsenden Rissen die Fluth;
Auf brechendem Eise verzagt der Muth
Bei des jauchzenden Sturms Fanfaren. —

Gerettet sind Alle! erreicht ist der Strand!
Und Hunderte sehen mit Grauen,
Wie nah' das Leben am Abgrund stand.
Als zurück vom Ufer sie schauen,
Ergießt der entfesselte Ozean
Seine Wogen über den Trümmerplan,
Wo Wasser auf Wasser sich bauen.

Zersprengt ist der mächtige Panzer von Eis.
Die Zelte, die Planken verschwinden,
Zerschellt, verschlungen im wirbelnden Kreis
Von brausenden Wogenschlünden. —
Doch am brennenden Hause liegt auf den Knien
Das dankende Mütterchen, preiset Ihn,
Der gebietet dem Meer und den Winden.

California.

Warum du mir lieb warst, du Land meiner Wahl? —
Dich liebt ja der warme Sonnenstrahl,
Der aus Aetherstiefe, azurrein,
Deine Fluren küßt mit goldenem Schein!
Dich liebt ja des Südens balsamische Luft,
Die im Winter dir schenket den Blüthenduft,
Deine Felder schmückt mit smaragdenem Kleid,
Wenn's friert im Osten und stürmet und schneit!
Dich liebt ja das Meer, das „Stille" genannt,
Das mit Silber umsäumt dein grünes Gewand,
Das dich schützend umarmt, mit schwellender Lust
Dich wonniglich preßt an die wogende Brust! —
Wie dein Meer, wie der Lüfte Balsamhauch,
Wie die Sonne dich liebt, so lieb' ich dich auch.
Deine Söhne zumal, — ihr rasches Blut,
Pulsierend in frohem Lebensmuth,
Deine Töchter, mit Wangen frisch und gesund,
Die Seele im Auge, zum Küssen der Mund.

Warum du mir lieb bist? — Nicht ist es dein Gold,
Du Land, wo die westliche Woge rollt.
Ich wählte zur Heimath diesen Strand,
Weil ich offene, warme Herzen hier fand,
Weil fremd hier der niedere, kleinliche Sinn,
Der nur strebt und trachtet nach kargem Gewinn,
Weil die eigene Kraft hier den Mann erprobt,
Nicht ererbtes Gut den Besitzer lobt.
Eine Welt für sich, voll Schönheit, trennt
Dich die hohe Sierra vom Continent:
Doch schlugst du mit eiserner Brücke den Pfad
Ueber wolkentragender Berge Grat,
Und täglich vernimmst du am goldenen Port
Von den fernsten Gestaden der Völker Wort.
Du bewahrtest das Feuer der Jugend dir,
Den Geist, dem Arbeit des Lebens Zier,
Der wagt und ringet und nie verzagt,
Und, wo es sich zeiget, das Glück erjagt.
Ja! ich liebe dich, blühendes, westliches Land,
Wo die neue, die schöne Heimath ich fand.
Wer früge wohl noch, der dich Herrliche sah,
Warum du mir lieb, California?

M. A.

„They pass away like flowers, and are seen no more."

Wie kalt das Wort in starren Lettern hier:
„Sie starb" — und war des Lebens Sonne mir!

„Sie starb. Wie Blumen müssen sie vergehn,
Und werden nimmer mehr von uns gesehn."

Doch blickt mich an ihr Bild, das sie mir gab,
Und in mir lebt's, bis an mein eignes Grab.

Du Südens Kind, wie liegt so fern die Zeit,
Da ich dich sah in deiner Schönheit Kleid!

Der böse Krieg die Rosen all' zertrat,
Die du gestreut auf meines Lebens Pfad.

Ob auch das Glück mir neue dargebracht,
Erblühte keine doch in alter Pracht;

Und einsam wandle ich auf buntem Rain,
Ein Träumer nur, im goldnen Sonnenschein.

Das Lob der Welt, — mich dünkt es herb und schal,
Nur Hefe in des Lebens Goldpokal,

Der einst in deiner weißen Hand geglänzt,
Als lächelnd du der Minne Trank kredenzt.

Meinem verstorbenen Vater.

(San Francisco, in der Neujahrsnacht 1873/74.)

Im einsamen Raume hab' ich verbracht
Des Jahres scheidende Stunde,
Indeß die Freunde gejubelt, gelacht
An festlicher Tafelrunde.

Die tickende Wanduhr hat allein
Mich belauscht und mein Schluchzen vernommen.
Ich saß gebeugt bei der Lampe Schein,
Die Brust von Weh so beklommen.

Ein Brief aus der Heimath kündete mir
Viel Leid und Kummer; sie haben
Dich guten Vater so weit von hier
In Wintererde begraben.

Nicht konnt' ich die Locken dir, silberlicht,
Mehr streicheln, die Hand dir drücken;
Mit dem Abschiedssegen sollten mich nicht
Deine sterbenden Lippen beglücken.

Ich konnt' um der Erde Breite, ach!
Nur Wünsche heimwärts senden
Und kindlich beten, bei Nacht und bei Tag,
Bald möchte dein Leiden enden.

Nun will ich im ewigen Frühlingsland
Die schönsten Blumen dir pflücken,
Hinüber sie schicken zum deutschen Strand,
Dein winterlich Grab zu schmücken.

Du sangst mir ein Lied, dem fröhlichen Kind,
Von lachenden Rosenwangen, —
Daß sie blühen möchten trotz Sturm und Wind,
Wenn längst du von hinnen gegangen.

Mir bleichte der Wangen Rosenhauch,
Und einsamer wird es im Leben.
Eine Weile noch, und vorbei ist auch
Mein Denken und Schaffen und Streben.

Nach der Heimath.

Stürmt, ihr Wagen, auf eisernem Pfade,
Stürmet gen Ost mit dröhnendem Klang!
Euer Donnern mit rasselndem Rade
Tönet in's Ohr mir wie jubelnder Sang.
Seiner Heimath tragt ihr entgegen
Ihn, den heute das Glück umstrahlt,
Dem das Herz mit freudigen Schlägen
Rosigen Hauch auf die Wangen gemalt.

Zwei Dezennien sind entschwunden,
Seit ich gesehn euch, heimische Gau'n.
Ach! wie oft schon zählt' ich die Stunden,
Wieder die deutsche Erde zu schau'n.
Feurige Küsse und Jubel erwarten
Mich, den Ersehnten, beim Willkommgruß,
Und in der Freude blühendem Garten
Werd' ich dort wandeln mit seligem Fuß.

Vor mir liegt in endloser Weite,
Eisgepanzert, umhüllt von Schnee,
Des gewaltigen Continents Breite
Und Atlanta's tobende See.
Doch nicht acht' ich des Winters Schrecken,
Frost und Stürme und bleiches Gefild;
Ueber des Welttheils eisige Strecken
Winkt ja der Heimath freundliches Bild!

Lächelnd strahlt zum Abschied die Sonne
Auf des Goldlands scheidendes Reich,
Und mich umspielen, o zaubrische Wonne!
Lüfte des Lenzes, linde und weich.

Seid gegrüßt mir, ihr stolzen Continent
Von Cucamonga's * bläulichem Grat;
Grüne Oasen auf Wüstenfluren;
Dunkle Orangen, im Goldornat!

Mit mir nehm' ich euch, lichte Gestalten,
Fröhlich zum eisigen Ost und Nord;
Will in Erinnerung lieb euch behalten,
Selbst in der Heimath glücklichem Port.
All euch Freunde und trauten Genossen
In California's blühendem Land
Führ' ich, innig in's Herz geschlossen,
Mit mir zum heimischen deutschen Strand.

Berchtesgaden.

(September 1880.)

Seit meinem Blick vor kurzer Zeit
Columbia's Strand entschwunden,
Hat so viel Freud' und Seligkeit
Verklärt die flücht'gen Stunden,
Als wär's ein wunderschöner Traum,
Voll Erdenglück und Frieden,
Den mir aus heiterm Himmelsraum
Des Schicksals Gunst beschieden.

In der Familie stillem Kreis
War ich der Vielbegehrte,
Ein Wandelstern, der liebeheiß
Zur Sonne wiederkehrte.
Kein trüber Tag verhüllte dort
Des Lichtgestirnes Prangen;
Wohin ich kam, an jedem Ort
Ward jubelnd ich empfangen.

Durch's schöne Deutschland kreuz und quer
Zog ich auf sonn'gen Pfaden;
Vom Buchenhain am balt'schen Meer
Nach Adria's Gestaden.
Ich ließ am Rhein, wo Nektar quillt,
Die fernen Freunde leben,
Sah stolz Germania's Riesenbild
Zum Aether sich erheben.

Im Tempel lauscht' ich von Bayreuth
Entzückt den Glanzaccorden,
Sah Meisterwerke ausgestreut
Im Süden wie im Norden.
Von Stadt zu Stadt, durch Wald und Flur,
An Strömen, Rebenhügeln,
Hoch auf des Brenners Eisenspur
Flog ich mit Dampfesflügeln.

Ich schwärmte in Italia
In warmen Sonnengluthen,
Sah dich auf's neu, Venezia,
Die Königin der Fluthen.

---

* Die Cucamonga-Range ist ein Gebirgszug in Südcalifornien. In ihren Thälern wächst ein nach ihr benannter vorzüglicher Wein, der zu den besten californischen Rebenprodukten zählt.

Mich grüßte Garda's blaue Well'
Und Como's Prachtgestade;
Bellagio stieg strahlend, hell
Aus dem smaragdnen Bade.

Doch nirgends in der alten Welt
Hab' Schön'res ich gesehen,
Als hier, wo unterm Himmelszelt
Des Watzmanns Zinnen stehen,
Der hoch aus grauem Felsenhaus,
Als wär's ein Schloß der Riesen,
Auf Seen und Berge schaut hinaus,
Auf Städtchen, Thal und Wiesen.

Nur e i n e n Tag voll Sonnengluth
Gabst du mir, Berchtesgaden,
Wohin mit frohem Wandersmuth
Ich mich zu Gast geladen.
Doch dieser Tag war wunderschön!
Rings leuchteten im Walde
Die Villen an den Bergeshöh'n
Und auf der grünen Halde.

Ein Waldbach gab mir das Geleit
Durch Thäler, Hain und Berge,
Wo ich geschaut im Gnomenkleid
Das Feenreich der Zwerge.
Der Watzmann streckte himmelan
Den schroffen Felsennacken,
Als schauten über'm grünen Tann
Hawaii's Kraterzacken.

Des Königsees smaragdne Bahn,
Schön wie des Como Wellen,
Durchfurchte ich im leichten Kahn
Mit fröhlichen Gesellen.
Es spiegelten im grünen See
Sich Wald und Felsfassaden;
Wild rauschten von der steilen Höh'
Die silbernen Kaskaden.

Wir sangen deutsche Lieder dort
Und ließen Pulver knallen,
Laut scholl zurück, mit Donnerwort,
Der Gruß aus Watzmanns Hallen.
Die Sonne strahlte warm und klar.
Mir war's, als könnt' auf Erden
Kein schön'rer Tag, als dieser war,
Mir je beschieden werden!

R ü c k k e h r a u s D e u t s c h l a n d.

(23. November 1890.)

Vor achtzehn Monden zog ich voller Wonne
Zur alten Heimath über Land und Meer;
Zur neuen Heimath nun, dem Kind der Sonne,
Dem Wandervogel gleich, ich wiederkehr'.
Die Zeit ist wie im Flug dahingeschwunden
Mit ihren nie gezählten Freudenstunden,
Als ob's ein lichtes Traumgebilde wär'.

Des schönen Deutschlands lachende Gefilde,
Die breite Elbe und der grüne Rhein,
Mit grauen Burgen in dem Wappenschilde,
Der Dome Pracht, der hohe Buchenhain,
Durch den der Abendsonne Goldstrahl schaute,
Die Flur, wo ich als Knabe Schlösser baute,
Sie leuchten zaub'risch mir in's Herz hinein.

Fernab am Horizonte seh' ich liegen
Den Eiffelthurm, umstrahlt von Feenglanz,
Auf blauen Lagos sich die Gondeln wiegen,
Der Alpen Zinnen glühn im Silberkranz.
Die alten Städte, die ich froh durcheilte,
Der Künste Reich, darin ich staunend weilte,
Sie tauchen auf im Bild des Vaterlands.

Und dann ihr Kinderaugen, treu und helle,
Die ihr so oft mir Lust in's Herz gelacht,
Ihr lieben Menschen, die auf meine Schwelle
Mir jeden Morgen heitres Glück gebracht,
Wie könnt' ich euch vergessen! — Sind nicht viele
Der Jahre mein noch bis zum Lebensziele,
Ihr schmücktet sie als wie mit sonn'ger Pracht.

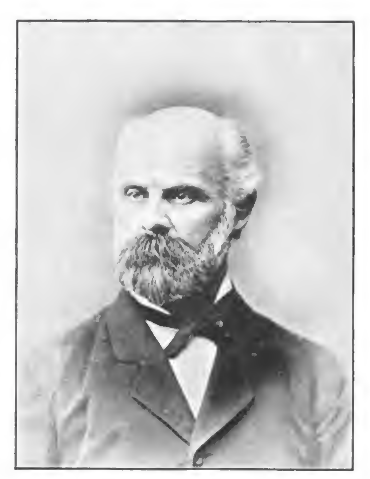
Als über der Atlanta breite Wogen
Der Meeresriese mich gen Westen trug,
Und sorgenlos die Tage schnell entflogen,
Wie durch die Fluthen brach sein mächt'ger Bug:
Da zählt' ich oft das Wechselspiel der Zeiten,
Wie jeden Tag auf andern Erdballsbreiten
Mir neu an's Ohr der Ruf der Stunden schlug.

Stand hoch die Sonne — nahm im Flammenkleide
Sie Abschied nun von Deutschlands Flur und Feld, —
Und ging zur Ruh' ich — stieg im Goldgeschmeide
Sie aufwärts dort zum blauen Aetherzelt.
Ich konnt' im Geiste stets die Lieben finden,
Wenn, wie im Wettlauf mit den flücht'gen Winden,
Der Renner stürmte nach der neuen Welt.

Und als ich dann im glanzgeschmückten Wagen
Gebirge, Urwald, Ströme und Prairien
Durchflog von Stadt zu Stadt — ein wildes Jagen! —
Und endlos schier der Continent mir schien:
Da folgten mir bis zu dem fernsten Strande
Die Lichtgestalten aus dem Vaterlande,
Die meinem Dasein neuen Reiz verliehn.

Doch als ich rollte mit den Dampfkarossen
Am letzten Tag durch California,
Diablo's Höhen, schimmernd übergossen
Von Abendgluthen, froh mein Auge sah —
Da war's, als hallt' es aus den Bergen wieder:
„Bleib' hier! Hier ist die Heimath deiner Lieder!
Auch hier ist dir das Glück, die Freude nah."

So zieht es wechselnd mich nach beiden Zonen,
Es ist die Erde heute ja so klein!
Ich möchte wandern, möchte ruhig wohnen,
Jetzt hier, jetzt dort vom Glück gefesselt sein;
Im sonn'gen Goldland bei den Freunden weilen,
Zu meinen Lieben nach der Heimath eilen —
Und schaffen, dichten still für mich allein.



Ernst Anton Zündt.

Ernst Anton Zündt.

Geboren am 12. Januar 1819 zu Georgenberg bei Mindelheim in Schwaben, bezog er nach vollendeten Gymnasialstudien die Universität München und lag hauptsächlich philosophischen und juristischen Studien ob. Da sich die Umstände in Deutschland ungünstig für ihn gestalteten, kam er 1857 nach den Ver. Staaten und gründete in Greenbay, Wisconsin, die „Greenbay Post". Nach zehn Monaten gab er jedoch dieselbe wieder auf und siedelte nach Milwaukee über, woselbst er Privatunterricht ertheilte und während eines Winters die Stelle als Regisseur am Stadttheater bekleidete. Später redigierte er nach Abgang des Otto Ruppius den „Gradaus", arbeitete am „Herold" und „Banner" und nahm dann eine Stelle als Lehrer an den öffentlichen Schulen an, die er drei Jahre lang bekleidete. Da es ihm nicht gelingen wollte, eine feste Stellung zu erlangen, begab er sich nach St. Louis, wo er drei Jahre lang als Mitarbeiter an der „Westlichen Post" thätig war. Im Jahre 1868 ging er nach Jefferson City, wo er bis 1876 deutschen Unterricht an den öffentlichen Schulen ertheilte. Hierauf wandte er sich wieder nach St. Louis, wo er aber infolge von Krankheiten und andern Unglücksfällen schwere Jahre der Heimsuchung durchmachen mußte und kleine Beamtenstellen bekleidete. Von 1886 bis 1888 war er Redakteur der „Freien Presse" in Minneapolis. Gegenwärtig verbringt er seinen Lebensabend in der Familie seines Sohnes in Jefferson City.

„Einsame Stunden", Gedichte, 1842. „Lucretia", Uebertragung der Ponsard'schen Tragödie, 1842. (Johann Scherr gab den letzten Akt der Uebersetzung in seinem Bildersaal der Weltliteratur.) „Die Gemsenjäger", Alpenscene mit Gesang und Tanz, 1854. „Lyrische und dramatische Dichtungen", letztere die Originaldichtung „Jugurtha", Trauerspiel in 5 Akten, sowie Uebertragungen von „Rienzi", nach Mitford, und „Galilei", von Ponsard, umfassend, 1871. „Dramatische und lyrische Dichtungen", „Dornröschen", „Aschenbrödel", „Eisfee", „Gemsenjäger", 1879. Zahlreiche Festgedichte und die Festspiele: „Laßt uns Frieden haben", „Columbia am Rhein", „Im Olymp", welche mit Erfolg aufgeführt wurden.

Das deutsche Lied.

Blau ist der Himmel, lau die Luft,
Man hört's im Walde rauschen,
Die Rose sehnt sich, ihren Duft
Für Lieder auszutauschen.

Aus höchsten Zweigen schallt herab
Ein tausendfältig Singen;
Jed' Vöglein will zur Morgengab'
Sein Liebesliedchen bringen.

Nestvögelchen selbst möchten gern
Die kleinen Schwingen lüften;
Es locket ja von nah und fern
Aus Büschen und aus Lüften.

So quillt's auch aus der Menschenbrust
Beim Frühlings-Auferstehen:
Bald klagt es leis voll süßer Lust,
Bald braust's wie Sturmeswehen.

Das Lied — das Lied — das deutsche Lied,
Gleich ewig frischen Bronnen,
Entströmt es heilig dem Gemüth
Voll Macht, voll hoher Wonnen.

Ob auch die Heimath noch so fern,
Im Herzen steht's geschrieben:
Stets leuchtet uns ein goldner Stern:
Ihr Lied ist uns geblieben!

Schall', deutsches Lied, durch alle Welt,
So weit die Sonne scheinet!
Du bist es, das uns froh erhält,
Als Brüder uns vereinet!

Stark ist im Kampf der deutsche Mann,
Hat manchen Sieg errungen;
Doch, deutsches Lied, in deinem Bann
Wird jedes Herz bezwungen!

Frisch auf, ihr Sänger, singet, singt,
Columbia lauscht den Tönen!
Wo man der Freiheit Banner schwingt,
Wird man den Sänger krönen.

Waldvöglein.

Es fliegt ein klein Waldvögelein
Der Liebsten vor ihr Fensterlein
Und klopft daran so leise
Mit seinem goldnen Schnäbelein:
Steh' auf, Herzlieb, und laß mich ein:
Ich bin so lang geflogen
Wohl nach dem Willen dein.

Bist du so lange geflogen
Wohl nach dem Willen mein,
So komm' heut bald nach Mitternacht,
Ich will dich lassen ein.
Ich will dich decken zu so warm,
Ich will dich freundlich schließen
In meinen schneeweißen Arm."

Geistergruß.

Hörst du die Glocken läuten
Ueber den See?
Was soll es, Herz, bedeuten?
Mir ist so weh!
Die Firnen seh' ich glühen
In Rosenpracht;
Durch Wolken seh' ich ziehen
Den Geist der Nacht.
Der Vollmond hinter Tannen
Herüber blickt;
Sie rauschen dort, von wannen
Den Gruß sie schickt.
Was lebt, was schwimmt dort drüben
Auf glatter Bahn?
Der Knabe mit seiner Lieben
Sitzt in dem Kahn.
Das Ruder hängt am Geländе,
Kein Lüftchen weht;
Sie falten still die Hände
Zum Nachtgebet.
Hörst du die Glocken läuten
Ueber den See?
Was soll's, mein Herz, bedeuten?
Mir ist so weh!

Sonnenschein.

Du lieber, reicher Sonnenschein,
Wie strahlst du bis in's Herz hinein;
Wie wunderbar labt es dein Licht,
Und wenn es fast in Kummer bricht.

Wenn du die Blüthenkeime weckst,
Mit dichtem Laub die Hütte deckst,
Vergißt der Arme gern der Noth,
Die frostig ohne dich ihm droht.

Wie jauchzt der Vögel Zwiegesang,
Wenn sich ein Strahl durch's Dickicht rang
Zu jenem stillversteckten Nest,
Drin sich's so heimlich lieben läßt!

Wie froh das kleine Bächlein rauscht
Und Grüße leise murmelnd tauscht
Mit jeder Blume, die's am Rand,
Aus hohem Grase lächelnd fand!

Was sucht das holde blonde Kind
Dort an dem Berghang, wo der Wind
Verliebt mit seinen Locken spielt
Und seine Wangen schmeichelnd kühlt?

Es sucht den ersten Veilchenstrauß
Im vollen Sonnenstrahl sich aus,
Doch schüchtern wagt sein Herz noch kaum
Schamroth der Liebe ersten Traum.

Sie hat die Blümchen wohl gepflückt
Und sinnend ihnen zugenickt.
Wem sie gehören, weiß sie wohl,
Ob er's auch nie erfahren soll.

O süßer Traum im Maienlicht,
Wer liebte deine Wunder nicht,
Den Zauber, deß Geheimniß dein,
Du lieber, reicher Sonnenschein!

Geh', James, lösch' diese Lampen aus!

Als nach der Bundeshauptstadt jüngst
Von Mentor Garfield fuhr,
Und kaum im Osten sich gezeigt
Der Morgenröthe Spur,
Zu ihm die alte Mutter spricht:
„Dort glänzt ja schon des Tages Licht!
Man muß in Allem halten Haus;
Geh', James, lösch' diese Lampen aus!"

Die würd'ge Greisin zog mit ihm
Im Weißen Hause ein. —
Da werden auch der Lampen viel
Recht überflüssig sein;
Da fackelt manch politisch Licht
Ihm lästig wohl vor'm Angesicht;
O, rief auch da die Mutter aus:
„Geh', James, lösch' diese Lampen aus!"

Und drückt der Aemterjäger Troß
Die Wände ein ihm schier,
Hält Jeder sich für ein Genie
In wilder Beutegier;
Und macht ihm des Congresses Heer
Mit Vettern recht das Leben schwer,
Da tönt's wohl durch den Saus und Braus:
„Geh', James, lösch' diese Lampen aus!"

Und lastet auf dem ganzen Land
Der Monopole Druck,
Verschlingt ein Haifisch Tausende
Mit einem kühnen Schluck,
Droht rings verkomm'ne Käuflichkeit,
Wo nur der Geldsack wohlgedeiht,
Ruft wohl die Mutter: „Ei, der Daus,
Geh', James, lösch' diese Lampen aus!"

Wehrt ferner man im Süden noch
Das Recht dem farb'gen Mann,
Zu stimmen, wie es ihm gefällt,
Und zündet's Haus ihm an,
Wenn er als Bürger sich gerirt,
Da wird die Mutter wohl gerührt
Und ruft empört: „Es ist ein Graus!
Geh', James, lösch' diese Lampen aus!"

Doch gilt's, die Jugend zu erziehn
Fern aller Heuchelei,
Gilt's, statt polit'schem Schacher, hoch
Zu halten Ehr' und Treu',
Und, wo die Künste schön gedeih'n,
In edler Sitte sich zu freu'n,
Da, Mutter, sprich: „'S ist wohlgethan!
Geh', James, zünd' diese Lampen an!“

Deutschland erwacht.

(Im Juli 1870.)

Blitze zucken, Funken sprühen,
Und es bebt die trunkne Luft;
Ein gewalt'ger Donner sprenget
Des Kyffhäusers dunkle Gruft.

Und der alte Barbarossa
Fährt vom langen Schlaf empor,
Blickt um sich, es strahlt die Sonne
Hell durch's off'ne Felsenthor.

Millionen Stimmen rufen:
„Tritt hervor an's Licht, o Held!
Sieh dein Volk, es steht vereinigt,
Stark wie keines in der Welt!

Harr' nicht länger jener Raben,
Die dir Botschaft sonst gebracht,
Denn es hat die Unglückskünder
Unser Adler stumm gemacht.

Schwing' dein Schwert! Schon weht die Fahne
Hoch empor! Wir harren dein!
Hör' sie jauchzen an der Donau,
An der Elbe, an dem Rhein!

Schüttle deine goldnen Locken,
Leer' den Becher bis zum Grund!
Deutschland, Deutschland ist erstanden,
Eine Seel', ein Herzensbund.

Und des Jubelrufs Entzücken
Kennet keine Grenzen mehr:
Vom Ohio, vom Missouri
Trägt's das Echo über's Meer.

Führ' zum Sieg, zum Sieg die Schaaren
Deiner Söhne, drück' auf's Haupt
Stolzer dir die Kaiserkrone
Von dem Lorbeer frisch umlaubt!

Eine Krone sonder Gleichen,
Die kein Wetterstrahl zerbricht,
Wird sie durch des Volkes Liebe
Leuchten in der Freiheit Licht!“

Siegesfrühling.

Es jubelt und klinget im deutschen Land,
Viel stärker duften die Veilchen;
Der Schatten tanzt lustig an der Wand;
Wie spitzen die Mädchen die Mäulchen!

Wann gab's je solchen Rittersporn,
So herrlich gefüllte Rosen?
Es ritzt keine Brennessel, sticht kein Dorn,
Wie Täubchen die Habichte kosen.

Wer singet in Lüften, wo Niemand zu sehn,
Was lacht hinter Büschen und Hecken?
Die Baiern nach Potsdam wallfahrten gehn,
Ganz Preußen läßt Bockbier sich schmecken.

Vom Straßburger Münster zum Dom in Wien
Die Engel Depeschen tragen,
Die Maiglocken läuten von Köln bis Varzin,
Die Weltuhr läßt Bismarck schlagen.

O Jahr des Frühlings, wie's keinen noch gab,
Wie wird dein Most erst schäumen!
Der Einundsiebziger setzt in Trab,
Was Jahrtausende lag in Träumen.

Die Lerche trillert, die Wachtel schlägt
Den Appell für Deutschlands Jungen;
Zaunkönige nur, denen's Handwerk gelegt,
Haben leise geflucht statt gesungen.

Die Nacht.

Geheimnißvolle Nacht,
Von unsichtbaren Fittichen getragen,
Schwebst du durch's All!
Das Licht flieht vor deinem Nahen;
Im letzten Glühen des Abends
Beginnt deine Herrschaft,
Und schüchtern nur blicken die Sterne
In deinen Abgrund;
Des Mondes trügerischer Schimmer
Beschwört nur Schatten des Lebens.
Du gürtest den Verbrecher,
Du rufst die Mordlust wach,
Die Schande wärmt sich an deiner Brust;
Aber auch die Unschuld
Schlummert ruhig in deinen Armen;
Die Liebe sehnt dich herbei,
Die Nachtigall klagt dir ihre Sehnsucht
Und die Rose verräth, unsichtbar,
Stärker duftend, ihre Nähe.
Der Lärm des sonnigen Tages,
Die Chöre der beschwingten Sänger des Lichts,
Sie räumen dir das Feld,
Wenn dein Mantel die Erde deckt,
Wenn in langen Athemzügen
Die Natur träumt und schafft,
Und wirkt und webt.
O du Gebärerin der Schmerzen,
Tödterin der Unschuld, blutgierige, lüsterne Nacht,
Wie viele Dolche birgt dein Gewand?
Und doch bist du die Mutter unaussprechlicher Seligkeit,
Zeugerin hoher Lichtgedanken!
Dir entsprang der Funke des Prometheus,
Du zeugst von der Unendlichkeit,
Dir entquoll der Erkenntniß Strom,
Künderin der Welten!

Welchen Balsam des Lebens
Gießt deine Ruhe über uns aus,
Welche Pfeile des Todes entschwirren deinem Geschoß!
Wie still, wie beseligend schwebst du vorüber
An der jungen Mutter,
Welche den Schlaf ihres Lieblings belauscht,
Und das Lächeln des Himmels
Von den Lippen der Unschuld küßt.
Aber dort lauert der Mörder;
Der wüste Geselle
Wankt trunken dem schmutzigen Lager zu,
Falsche Schwüre bethören ein reines Herz,
Das die Schauer deiner Macht nicht kennt.
Je dunkler dein Reich,
Desto wilder jagt das Heer der Gespenster
Durch unser bebendes Gehirn;
Glühende Augen starren mich an,
Fleischlose Finger schlagen ihre Nägel
In meine Brust, und Gebilde,
Zu schrecklich für Worte, martern mein Herz.
Kein Schlaf! Kein Schlaf!
Ewigkeiten scheinen deine Stunden!
Entsetzt flieh' ich das Lager,
Vergebens rüttl' ich an der Leiden starker Kette,
Die du geschmiedet.
Da vom Osten glüht der rosige Streifen
Des Morgens zu mir herüber,
Und ich grüße das Licht,
Das süße Licht mit der neuen Hoffnung.

Freiheit.

Freiheit, du holdselige,
Des Menschenschicksals edelste Leiterin,
Wie schreitest du erhaben dahin
Auf der Höhe unseres Daseins!
Wie du leuchtend hinabblickst in die Tiefen,
Da zerfließen die Nebel,
Da schallt der Wahrheit hohes Lied,
Da tönt Sphärenmusik in den Wipfeln
Der mächtigen Eiche, der duftigen Linde;
Geheimnißvolle Stimmen rufen wonnevollsten Gruß
Dir, du weltbeglückende, entgegen,
Dir, vor der jedes andere Gut in den Staub sinkt.
Die edelsten Thaten der Menschheit,
Du hast sie erzeugt, du hast sie vollbracht.
Flammende Schwerter, vernichtende Blitze
Trafen oft die tückische Brut,
Die Verderben dir sann.
Verhüllten Hauptes schrittest du aber
Trauernd dahin, wo sclavisches Dulden
In trostloser Dämmerung erstarb,
Wo Knechtsinn dem Tyrannen das Schwert geschärft,
Wo das Knie sich gebeugt vor der Schande,
Wo man die Tugend in's Gesicht schlug
In schamlos gewordener Lust. —
Doch du bist unsterblich! —
Dich, Freiheit, verkündet die ganze Natur,
Nur der Mensch schändet dich und sich,
Wo er duldend sich in Fesseln schmiegt,
Die trügerische Weisheit, gleisnerische Lüge geschmiedet;
Ihn entmannte die Furcht vor Dämonen,
Die, bloße Schatten, ihn schreckten,
Und die Narrenkappe stülpten über die Stirne,
Den Tempel des Geistes, und die Denkkraft
Gemartert auf der Folter des Unsinns.
Vernunft ward Verbrechen, das Recht
Sich selbst zu bestimmen, zermalmt
Unter dem Wagen bluttriefender Cäsaren.
Völkern war durch Jahrhunderte
Eingebrannt das Zeichen des Herrn,
Wie man die Schafe zeichnet mit dem Stempel,
Der das Mein und Dein bezeichnet
Für die Eigner und die Schlächter.
Aber du, Freiheit, erhabne Tochter
Des stets neu zeugenden Alls,
Du wirst endlich im Triumph thronen
Ueber langgeübte Schmach
An der Natur edelster Entfaltung.
Jahrtausende standen gegen dich auf,
Waffen aller Art suchten dein Herzblut!
Aber du bist unsterblich!
Neu verjüngt, neu gekräftigt
Erhobst du dich da, wo tiefste Nacht
Die brennendste Sehnsucht nach Licht erzeugt. —
Unter Stürmen, erderschütternden Schrecken
Trat'st aus dem finstersten Gewölk
Du hervor in deinem Glanze,
In deiner Schönheit, deiner Milde,
Deiner Gerechtigkeit. —
Verzweifelt nicht ihr, die ihr noch schmachtet
Wo Tyrannei und Aberwitz herrscht!
Sie wird euch nahe sein, wenn ihr sie ruft,
Die Freiheit, die blumengeschmückte,
Die den Frühling des Geistes bringt;
Sie wird euch hören, wo Thatkraft
Würdig der Huld, die aus ihren Händen
Sich segnend ergießt, wo starke Herzen
Der Gaben werth, die sie spendet.
Vertrauet ihr, rufet sie, kämpft um sie!
Sie ist unsterblich!

Heimkehr von der Arbeit.

Zur Neige geht der Tag; der Hammer ruht;
Das Feuer ist gelöscht; der Dampf verbraucht,
Und Vögel fliegen, wo der Schlot geraucht;
Nur in der Asche glimmt noch etwas Gluth;
Und aus der Werkstatt kommt der müde Mann;
Er athmet auf und tritt den Heimweg an.

Er athmet auf. — Wie wohl thut ihm das Licht,
Die frische Luft! — In jenem dunklen Raum
Kann er sein Werkzeug unterscheiden kaum,
Weil nie die Sonn' durch ruß'ge Scheiben bricht. —
Wie lachend jetzt die Landschaft vor ihm liegt!
Wie glänzt das Laub, vom Windhauch leis gewiegt!

Durch's Unterholz des Vorwalds führt sein Weg.
Er pflückt Erdbeeren aus dem Gras heraus,
Und wilde Rosen bricht er dann zum Strauß.
Jetzt schaut er von des Baches schmalem Steg
Dem Spiel der Fischlein zu und schreitet dann
Im Buchenwald den Hügelsteig hinan.

Da hämmert noch ein Specht; dort tönt der Schlag
Der Amsel hoch vom Zweig; dort aus dem Moos
Ringt sich erschreckt ein schüchtern Häslein los;
Es macht sein Männchen und pfeilschnell zum Hag
Flieht es durch Dick und Dünn, und hält nicht Rast,
Als hätt' der Jäger es auf's Korn gefaßt.

Und wie er jenseits aus dem Walde tritt,
Grüßt schon der erste Stern aus dunklem Blau;
Auf Busch und Gräsern liegt der nächt'ge Thau.
Bergabwärts nun beschleunigt er den Schritt;
Denn durch der Aepfelbäume Reihen bricht
Ein trauter Schein, der lieben Heimath Licht.

Er sieht's und grüßt's und eilt hinzu — hinein:
Da steht die Mutter emsig an dem Herd,
Mit stillem Gruß ihm lächelnd zugekehrt;
Klein Lieschen fördert aus dem Küchenschrein
Zum Tisch, was nöthig ist zum Abendmahl;
Sie überzählt Besteck' und Tellerzahl.

Auch unterm Tisch regt sich's: der kleine Sohn
Kriecht schnell hervor und auf den Vater zu;
Er weiß, was der im Körbchen birgt; im Nu
Hat er's erhascht und auch geöffnet schon;
Er jubelt auf, macht sich an's Naschen gleich
Und gäb' die Beeren für kein Königreich.

Der Vater hebt den Kleinen auf und küßt
Den lieben Sohn, der schmeichelnd ihn umschlingt;
Die Blumen reicht er Lieschen hin; sie bringt
Ihm einen Labetrunk dafür; er schließt
Auch sie an's Herz und blickt die Mutter an;
Sein Auge sagt: „Ich bin ein sel'ger Mann."

„Wie müde mußt du sein!" spricht liebreich sie.
„Ja wohl, ich war's, doch ist's verwunden schon;
Der Kinder Willkomm ist so sel'ger Lohn;
Ihr Schmeichelwort versüßt mir alle Müh'.
Hab' ich euch Lieben an mein Herz gedrückt,
Dann fühl' ich, wie die Arbeit mich beglückt!"

Hertha.

(Romantische Erzählung nach der Volkssage und Tacitus „Germania".)

In Buchenwald's Mitte gebettet liegt
Auf Rügen's Eiland der Hertha-See
Tief dunkel — oft athmen die Wasser auf,
Als wollten sie künden unheilbares Weh;
Wohl singen auch Vögel im Sonnenschein,
Doch brauset des Nachts vom Norden der Sturm,
Dann ächzen die Wipfel, dann schießen empor
Blitzgleiche Flammen vom Hertha-Thurm.

Dort wohnte vor Alters im heiligen Hain
Hertha, die Erdenmutter genannt;
Der Jungfrauen sieben, keusch und rein,
Zum Opfern in ihren Dienst gebannt,
Bedienten geheimnißvoll den Altar,
Gebunden zur Keuschheit durch furchtbaren Eid,
Und jene, die sinnlicher Liebe verfiel,
War unrettbar dem Tode geweiht.

Ein Priester hielt sie in strengster Zucht,
Zu wahren unnahbar das Heiligthum,
Und stieg die Göttin zum Bad in den See,
Dann hüteten sie die Gewänder stumm
Und verhüllten das Antlitz in frommer Scheu,
Daß kein Blick entweihe der Hehren Gestalt,
Die schmeichelnd und kosend der Wasser Fluth
Bei jedem Vollmond zur Mittnacht umwallt.

Wer aber gebietet des Herzens Drang,
Was fesselte jemals der Liebe Gewalt!
Sie nahte dem gottgeweihten Hain
In unwiderstehbarer süßer Gestalt.
Der Jungfrauen jüngste, holdeste gab
Ihr Herz einem herrlichen Jüngling hin;
Vergessend des heiligen Eidschwures, sah
Ihr Auge voll seliger Träume nur ihn.

Wenn die Windsbraut den Felshang der Insel peitscht,
Da scheitert manch' Fahrzeug am drohenden Strand;
Sie schleudert das ächzende Schifflein empor,
Und geborsten versinkt's an der Klippenwand.
So warf auch in Sommers Beginne die Fluth
Einen tollkühnen Schiffer an's öde Gestad';
Ohnmächtig liegt er da Nacht und Tag,
Bis wunderbar rettende Hülfe naht.

Das Fest der Sonnenwende brach an,
Es prangte der Wald im schattenden Kleid
Und die Wiese war lachender Blumen voll,
Der Mutter Hertha zum Opfer bereit.
Da schmückte den heiligen Wagen man,
D'rauf unsichtbar die Göttliche schlief;
Und ihn zu baden drei Nächte lang
Der Dienst die jüngste der Jungfrauen rief.

Am Fuße des felsigen Ufers ergoß
Eine Quelle sich hell aus dunkelstem Schacht;
Von dieser zu holen das Wasser zum Bad
Dreimal in der schreckenden Stille der Nacht,
War der Priesterin Pflicht — und so stieg sie hinab,
Mit dem Eimer am Arm, im weißen Gewand
Unsicheren Schrittes den schlüpfrigen Pfad,
Das Herz voll Bangen, zum Uferrand.

Da lag im düsteren Schatten die Kluft,
Noch wogte vom Sturme des Tages das Meer —
Hier stand die Jungfrau erzitternd still;
Ihr lag's auf der Seele, so traurig, so schwer;
Es war, als schreckte ein drohender Spuk
Sie da in wildester Einsamkeit;
Ihr zu Füßen die See dumpf klagend rauscht,
Und die Möve vom Nest auffahrend schreit.

Und wie sie der schäumenden Brandung nah',
In's Antlitz weht ihr der thauige Gischt.
In den Augen quellen ihr Thränen empor,
Mit denen er, hoch aufspritzend, sich mischt.
Da plötzlich hemmt ihren Fuß der Leib
Des Gestrandeten — bebend fährt sie zurück,
Gewahrend die hingestreckte Gestalt,
Die leblose Form, den erloschenen Blick.

Sie beugt sich nieder und streicht ihm das Haar
Zurück, das sich feucht um die Schläfen gelegt;
Sie hält ihm bebend die Hand auf die Brust,
Und fühlet, daß schwach sein Herz noch schlägt.
Da richtet das blasse Haupt sie empor
Und hält es sorglich in ihrem Arm;
Nun athmet er auf, und von ihrer Hand
Gefaßt, wird die seine geschmeidig und warm.

Tief athmet er wieder — es öffnen sich
Die Augen — dem sprachlos starrenden Blick
Senkt sich entgegen ein Lächeln, so hold,
Wie ein seliges, unbegreifliches Glück. —
„Wer bist du?" vermag er zu hauchen kaum;
„Ein rettender Engel am wüsten Strand!"
„ „Kein Engel, doch ist es ein fühlendes Herz,
Wohl dir, daß ich hier im Verborg'nen dich fand.

„ „Uns beide träfe der grausamste Tod,
Wenn der Priester dich fände in meinem Arm;
Der Allmutter Hertha zum Dienste geweiht,
Bringt menschliches Fühlen nur tödtlichen Harm.
Doch — komme was will! Ich pflege dich hier,
Nicht glaubend, daß mir die Himmlische gram;
Ob grausam ihr Priester, sie selbst wohl vergiebt
Mir gnädig, daß ich zu Hülfe dir kam!" "

„O, wer du seiest, von Göttern gesandt
Bist sicherlich du, so lieblich, so hold!
Die Götter erbarmen der Menschen sich gern,
Wenn auch ein herzloser Priester grollt."
„ „So sei es!" " spricht sie. „ „Des Herzens Gebot
Kann Sünde nicht sein. Auf heimlichem Pfad
Bring' Labung ich dir und in heißem Gebet
Erfleh' ich Vergebung verbotener That.

„ „Komm, laß dich geleiten zur nahen Schlucht,
Die einigen Schutz dir gewährt über Nacht;
Da labt eine Quelle dich; harre da mein,
Bis ich morgen die stärkende Nahrung gebracht." "
Und da bricht der Mond aus den Wolken hervor,
Der stille Vertraute der Einsamkeit
Und der schnell aufflammenden Liebe, die hier,
Sich selbst nur beachtend, dem Tode geweiht.

„Der Sturm verschlug mich an dieses Gestad',"
So sprach er; „zerschellt liegt draußen mein Schiff;
Ich kämpfte für's Leben, da spie mich die See
Hier aus am felsenstarrenden Riff.
Doch haben die grollenden Götter der Fluth
Mir Verderben gesonnen, so nahtest du mir,
Die errettende Fee; denn von oben gesandt
Erscheinst du, so wunderbar helfend hier."

Zum Haupte neigt sich vertrauend das Haupt;
Seine Lippen suchen den rosigen Mund
Der Jungfrau und süßestes Kosen schließt
Der weltvergessenen Liebe Bund.
Ohne Worte geleitet der Jüngling die Maid,
Ohne Worte eilt sie von dannen; sie füllt
Nur schnelle den Eimer im heiligen Quell,
Heimkehrend in Träumen die Seele verhüllt.

Und dreimal so thut sie mit Bangen den Dienst,
Bringt Labung dem Jüngling in heimlicher Hut;
Drei Nächte lang leuchtet der freundliche Mond
Dem innigen Kosen, der wachsenden Gluth,
Die überschäumend den Damm durchbricht;
Wie schwellende Fluthen vom Sturme gejagt,
So überströmt ihr Denken ein Glück,
Das für die Minuten das Leben wagt. —

Am Rande des See's der Wagen stand,
Darauf die Göttin in Schlummer lag;
Mit Blumen geschmückt sind die Jungfrauen all',
Begrüßend den heiligen Sonnwendtag.
Doch sie, die vom Quell das Wasser geholt,
Sie hatte vergebens mit bebender Hand
Den Wagen rein zu waschen versucht;
Todbringend schreckt sie der Widerstand.

Und der Priester tritt in der Jungfrauen Kreis;
Mit Verderben drohendem Blick er gewahrt,
Daß ein Frevel begangen in schwerster Schuld,
Wie ihr Schweigen und Zittern ihm offenbart.
„Unselige, sprecht, was habt ihr gethan,
Daß die Göttin eure Dienste verschmäht?"
So ruft er. „Wer hat seine Seele entweiht,
Daß der Allmutter Huld uns verloren geht?

„Weh euch! Nicht wag' ich zu lüften das Tuch,
Das die Glieder der Erdenmutter verhüllt;
Der Wagen erglänzt nicht wie sonst zum Fest,
Der See nicht, wie sonst, uns entgegen schwillt.
Die gebrochen der Keuschheit heiligen Schwur,
Die Schuldige sei verfallen dem Tod;
Sie sühne den Frevel mit ihrem Blut,
Es färbe die Klippen der Insel roth.

„Hier mögt ihr erproben, wer frei von Fehl,
Es bezeuge der schwarze Opferstein
Der Ruchlosen That. Wer über ihn springt,
Erweiset von sträflicher Liebe sich rein.
Die Unselige aber, die wankt und fällt
Und so des Verbrechens sich schuldig klagt,
Die stürz' ich zur blutigen Sühne hinab
Vom Fels, der dorten das Meer überragt."

Und die Jungfrauen wagen den richtenden Sprung,
Und allen gelingt er — nur einer nicht;
Sie strauchelt und sinkt zur Erde und birgt
In ihren Händen das bleiche Gesicht.
Zum Herzen dringt ihr das heiße Blut
Indem sie die Schauer des Todes umweh'n.
„O du Reinste", haucht sie, „du stehe mir bei,
O höre der Schuldigen brünstiges Fleh'n!"

Und der Priester schleppt sie zum Klippenrand,
Die zum Himmel flehend den Blick erhebt,
Da senkt eine Wolke sich nieder — von ihr
Verhüllt und getragen die Jungfrau schwebt
Hinaus über's Land und nieder zum Meer;
Da harrt der Jüngling im rettenden Kahn,
Und er breitet die Arme in seliger Lust,
Von Hertha's Erbarmen die Braut zu empfah'n.

Alexander von Humboldt.

Wie seit Jahrtausenden die Menschheit strebte,
In der Gestaltung ew'gem Wechselgang
Zu finden das Gesetz, das sie belebte,
Dasselbe stets, ob bei des Vogels Sang,
Ob bei des Meeres Sturm ein Herz erbebte,
Wie unsers Denkens Macht es so gelang,
Die weite Erde dienstbar uns zu machen: —
So drang Geschichte durch der Zeiten Nacht,
So ward aus dunklen Schichten, tausendfachen,
Des Kosmos Bild dem Auge nah' gebracht.

Der Träumer fühlt geheime Kräfte weben,
Tritt er hinaus in's freie, weite Reich
Der schaffenden Natur, für ihn beleben
Sich Flur und Wald, doch nur gespenstergleich;
Unmündig zitternd wagt er nicht zu heben
Den Schleier von der Gottheit, die bald weich
Des Herzens tiefste Saiten macht erzittern,
Bald schrecklich ihn an ihre Größe mahnt,
Ob er im Frühlingslächeln, in Gewittern
Des ew'gen Wechsels rastlos Treiben ahnt.

Der Denker wagt es, die Natur zu fragen,
Er überbrückt des flücht'gen Daseins Raum;
Sie, die in Fesseln ihn so lang geschlagen,
Er fesselt sie. Doch wenn nach langem Traum
Der Mensch sein geistig Auge aufgeschlagen,
Vertraut er noch der eig'nen Größe kaum: —
Die dichterischen Gewande sieht er fallen,
Erkenntniß tritt der dumpfen Ahnung vor,
Das Wissen thront in ält'ster Tempel Hallen,
Wo das Symbol des Wunders Kraft verlor.

Die Einheit in der Vielheit zu erwägen,
In dem lebend'gen Ganzen der Natur
An jedes Ding der Forschung Sonde legen
Und, in der Milbe einer Sonne Spur
Verfolgend, auf stets lichterfüllten Wegen
Dem Ziele nah'n, an dem alleinzig nur
Der Geist des Alls sich unserm Geist entschleiert: —
Das ist ein Streben, hoch und unbegrenzt;
Es führt zum Siege, den die Menschheit feiert,
Wenn sie der Isis Bild enthüllt bekränzt.

Wie sich dem Wandrer in des Thales Gründen
Beim Morgengrau'n das Nächste nur enthüllt,
Doch allgemach der Nied'rung Dünste schwinden
Und sich ein reicher, mannigfalt'ger Bild —
Je mehr zur Höhe sich die Pfade winden —
Vor ihm entschleiert, bis ihm glanzerfüllt
Im vollen Licht die Landschaft liegt erschlossen,
Wenn von des Berges Haupt er niederschaut,
Wie hier, vom Hauch der Schönheit übergossen,
In Harmonie sich Alles aufgebaut: —

So in der Forschung Reich: so hat erstiegen
Die steilste Höh' aus unbegrenztem Thal
Der große Geist, der sich in vollsten Zügen
Am Busen der Natur beim Himmelsmahl
Wie nie ein Sterblicher gelabt; ihm liegen
Erschlossen die Gesetze, die, das All
Beherrschend, sich dem Seher nur entfalten,
Der die geheimnißvollen Stimmen hört,
Verkündend der Allmutter ewig Walten,
Ob liebend sie erzeugt, ob kalt zerstört.

Dem deutschen Volk ward Er vor hundert Jahren,
Mit uns den Edlen aller Welt geschenkt;
An Humboldt hat das deutsche Volk erfahren,
Wie ihm der Strom des Wissens zugelenkt;
Mit Humboldt bürgerten der Heimath Laren
In jedem Land sich ein, sein Schaffen tränkt
Der Forschung Boden, wo zu höchstem Streben,
Geschützt vom Frieden, sich Kultur erhebt;
Wie kurz gemessen auch ein Erdenleben,
Hat Er doch für die Ewigkeit gelebt.

Er nahte wie ein Engel der Verklärung
Der Mitwelt in der Weisheit mildem Licht;
Sein Wirken ist die glänzendste Bewährung,
Daß Wahrheit Bahn durch alle Nebel bricht;
Er schätzte nur, was von erprobter Währung.
Die Offenbarung, die aus Humboldt spricht,
Wird ewig stehn, wenn alle andern fallen,
Sie zieht die Menschheit groß zur Mündigkeit;
Der Märchen Reiz verlischt in jenen Hallen,
Wo die Natur den Weltenthron besteigt.

„Er war der Unsre!“ dürfen stolz wir sagen·
Kant, Lessing, Göthe, Schiller, Humboldt hat
Dieselbe Zeit an's Ufer uns getragen,
Die strafend überfluthete die Saat
Der alten Tyrannei; die Geister schlagen
Der Freiheit Schlacht, und der Gedanke trat
Kühn auf das Haupt der lauernden Hyäne,
Die in des Wahnes Nacht ihr Mahl verzehrt.
Tag ist es, Tag! Stumpf sind des Raubthiers Zähne,
Wenn eines Humboldt Thun die Menschheit ehrt.

Ihn soll nicht unfruchtbarer Lorbeer schmücken!
Ein Kranz von Blumen ziere dieses Haupt!
In allen Zonen liebt' er, sie zu pflücken: —
Wie d'raus die Biene süße Kost sich raubt
Und kunstreich Zell' aus Zelle weiß zu brücken,
Drin sie den Honig birgt, so auch erlaubt
Uns Humboldt's Werk, die reifste süße Frucht
Des reichsten Geist's und Wissens zu genießen,
Heil Ihm! Heil Jedem, der Erkenntniß sucht,
Wo seiner Forschung reine Quellen fließen!

Jakob Heintz.

Er wurde am 10. April 1833 in Alzey, Rheinhessen, geboren und kam als 16jähriger Knabe mit seinen Eltern nach New York, wo er das Schreinerhandwerk erlernte. Daneben widmete er sich literarischen Studien und wurde ein eifriger Turner. Schon im Jahre 1854 gewann er den ersten Preis auf dem Bundesturnfest in Philadelphia. Im Jahre 1873 gründete er mit seinen Brüdern ein großes Möbelgeschäft, blieb aber nach wie vor eines der eifrigsten Mitglieder des „New Yorker Turnverein". Er schrieb viele Turnlieder.

„Aus Mußestunden", Gedichte und Lieder, New York 1888.

U. S. Grant.

Die Glocken künden klagend
Weithin im ganzen Reich,
Daß hoch auf Mount McGregor
Ein Held liegt starr und bleich.
Der Held von Appomatox,
Von Vicksburg, Donaldson,
Ein schlichter Mann, ein Bürger,
Columbia's tapfrer Sohn.

Nicht in dem Schlachtgetümmel,
Im Kampf und wilden Strauß
Brach dir dein kühnes Auge,
Nein! Dort im engen Haus,
Dort auf dem Krankenlager,
In letzter Kampfesnoth,
Da strecktest du die Waffen
Dem Allbezwinger Tod.

Du, der in heißen Schlachten
Mit stolzem Feldherrnblick
Zum Sieg im Bruderkampfe
Geführt die Republik,
Du selbst nun ein Besiegter!
O trauervoller Tag!
Das Volk steht heute weinend
An deinem Sarkophag.

In Flor gehüllt das Banner,
Mit Sternen reich besät,
Da, wo der große Schnitter
Die edle Frucht gemäht.
Das Vaterland tief trauernd
In Liebe niemals karg,
Es legt dir heute dankend
Den Lorbeer auf den Sarg.

Der Norden und der Süden
Reicht sich die Bruderhand,
Ein Weheruf geht klagend
Allüberall durch's Land,
Durch Städte und durch Dörfer,
Auf Bergen und durch's Thal:
„Es liegt auf Mount McGregor
Der todte General!"

Was wir wollen.

Was wir wollen? hör' ich fragen.
Hier die Antwort offen, frei,
Ich will laut es Allen sagen,
Was ein ächter Turner sei:

Stärken wollen wir die Glieder,
Ringen im olymp'schen Spiel,
Und vereint als treue Brüder
Streben nur nach hohem Ziel.

Um die Muskeln frisch zu regen,
Daß der Körper sei gesund,
Doch auch um den Geist zu pflegen,
Turnen wir in unserm Bund.

Wahrheit wollen wir bekennen,
Ob sie noch so bitter sei,
Der soll sich kein Turner nennen,
Der nicht offen spricht und frei.

Ja, wir wollen uns bemühen,
Daß man unsre Lehre preist,
Unsre Jugend zu erziehen
Stark an Körper, frei im Geist.

Und wir wollen Jedem reichen
Unsre Hand, ob Herr, ob Knecht,
Niemals vor dem Unrecht weichen,
Ehren das Gesetz und Recht.

Wir verachten Frevelthaten,
Sowie jede Tyrannei,
Stammt sie auch von Gottes Gnaden
Oder aus der Volkspartei.

Gegen Lug und Aberglauben
Bricht der freie Geist sich Bahn,
Doch wir wollen Niemand rauben
Seines Herzens süßen Wahn.

Niemand wollen wir verletzen,
Doch ein Jeder sei bekehrt
Nach den ewigen Gesetzen,
Wie sie die Natur uns lehrt.

Und wir wollen uns erhalten,
Was uns noch zur Heimath zieht,
Deutsche Sitten, deutsches Walten,
Deutsches Herz und deutsch Gemüth.

Ja, durch Stürme und Gefahren,
Das sei unser Halt und Hort,
Wollen Treue wir bewahren
Deutschem Lied und deutschem Wort.

Hugo Andriessen.

Am 14. Juni 1843 zu Langenberg bei Düsseldorf geboren, bereiste er in seiner Jugend Deutschland, Oesterreich, Rußland und Portugal, kam 1861 nach den Ver. Staaten, wohnte erst in Pittsburg, und betreibt seit zwanzig Jahren eine Apotheke in Beaver, Pennsylvanien. Seine Gedichte erschienen in Zeitschriften, dem „Freidenker-Almanach“ u. s. w.

Mythologische Studie.

In das Nichts, aus dem vor Zeiten sie die Phantasie der Pfaffen
Zu dem Fluch' der gläub'gen Menschheit, und zum Unheil hat erschaffen,
In das Nichts sind wieder sie gewandert, da Vernunft und Wissen
Wie ein Sonnenstrahl die düstern Nebelbilder hat zerrissen.
Kronos, Zeus und Jupiter, Jehovah selbst, und Pan, der alte,
Die Phantome, deren Namen ehrfurchtsvoll der Fromme lallte,
Sind verbannt in's Reich der Mythe, in das Traumgebiet der Fabel,
Und kein Narr baut jemals wieder ihnen einen Thurm zu Babel.
Wie die Mächt'gen sind gesunken! Sie, zu denen in Gebeten
Einst voll Inbrunst und Vertrauen hoffnungsvoll die Völker flehten!
Sie, die Fetische der Heiden, und die Götter der Hellenen,
Und der grimme Gott der Juden, — haben jemals sie die Thränen
Wohl getrocknet? Hat der Christen Gott ein menschliches Erbarmen
Je gezeigt, wenn zu ihm aufstieg der Verzweiflungsschrei der Armen?
Hat das Elend er gelindert? Er, für den einst der Essener,
Jesus Christus, sich ließ kreuz'gen, der bethörte Nazarener!
Brachten Freiheit sie den Menschen? Brachten sie den Völkern Frieden?
Ueber Sclaven konnten ihre Priester herrschen nur hienieden!
Sie, die Feinde freier Forschung, überlieferten dem Henker,
Dem Schaffot und Scheiterhaufen Hekatomben muth'ger Denker!
Sie, die man in stolzen Tempeln, in Pagoden und Moscheen,
Und in Kirchen einst verehrte, — sind sie's werth, in Mausoleen
Nun zu ruh'n? Fort mit dem Plunder! Um die Völker zu erziehen,
Baut statt Kirch' und Synagoge fortan nur Akademien!
Laßt das Licht der Wissenschaften leuchten! Man wird bald verschmerzen
Den Verlust des blinden Glaubens, Bibeln und geweihte Kerzen!
Ob der Glaube an der Menschheit Fortschritt auch zuweilen wanke —
Zur Erkenntniß bringt die Forschung uns, die freie, der Gedanke!
Doch die Alten sagten schon: De mortuis nil nisi bene!
Laß' sie ruhn; die todten Götter sind gerichtet, Melpomene!

Finis Poloniæ!

Ein Heldenweib, in dunkler Nacht,
Wild pfiff der Wind durch seine Haare,
Aus vielen Wunden blutend, liegt
Starr ausgestreckt auf einer Bahre.

Ein Edelwild, verendend, — das
Umringt von einem ganzen Rudel
Blutgier'ger Wölfe, während wir
Zuschauen wie der Mops und Pudel!

Das war der letzte große Akt
In der historischen Tragödie!
Fluch über uns! — Die Hand im Schooß —
Wir hielten Alles für Comödie!

Fluch über uns! Dreifacher Fluch!
Daß Polen mußte so verbluten!
Daß so die Freiheit unterlag
Den Bärentatzen und den Knuten!

O, wir Pygmä'n! Die Nemesis,
Sie bleibt nicht aus; sie wird, das glaubt mir,
Uns, die wir müßig zugeschaut,
Ereilen, uns und jenes Raubthier!

Ja, jenes Raubthier, das Symbol
Der Despotie und Tyrannei ist!
Und das zum Sprunge schon bereit,
Um zu erwürgen, was noch frei ist!

Verlassen, ach! von aller Welt!
Den Meuchelmördern preisgegeben!
Kein Freund erscheint, kein Matador,
Für dich zu opfern Blut und Leben!

Heroisch Volk! Schon in's Genick
Schlägt dir der russ'sche Bär die Krallen!
Du trägst der Niobe Geschick,
Indeß wir stumm die Fäuste ballen.

Im Obstgarten.

(Provenzialischer Refrain. Nach dem Englischen des Algernon C. Swinburne.)

Laß meine Hände! Ich ersticke fast!
Der Nachtthau näßet mich! Sieh jenen Ast
Des Apfelbaums, durch sein grün Blätterdach
Strahlt, einer Blüthe gleich, der Mond, ein Gast!
Ach Gott! Ach Gott! daß es so bald schon Tag!

Das Gras ist weich und kühl; hier ruhen wir!
Du küßtest, Liebster! Wang' und Auge mir; —
Ich blicke, wie ein Sommernachmittag
Zum Sonnenhingang, schmerzlich hin zu dir!
Ach Gott! Ach Gott! daß es so bald schon Tag!

Rück' näher! Leg' dein Haupt auf meinen Schooß!
Fühl' wie der Thau benetzte mich im Moos!
Hör', wie mein Herz pocht! Schlag auf Schlag!
Vor Wonne klopft's, — mein Glück war allzu groß!
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

O, mein Geliebter! Bitte, laß mir dies!
Ist es nicht süßer als ein Kuß? Gewiß!
Nein! Nimm es dann, mein Röschen in dem Hag,
Mein Juniröschen, dessen Duft so süß!
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

Lieb', bis die Nacht dem jungen Tage weicht!
Die Sehnsucht bleibt, wenn auch der Wunsch erreicht.
Lieb' mich, Geliebter! wenn auch allgemach
Das Zwielicht dämmert und die Nacht entfleucht!
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

Mein Herze bricht; mich überläuft's! Mein Blut
Erstarrt; verlöschen will des Lebens Gluth!
Ach, wer in deinen süßen Banden,
O, Liebe! bald im Arm des Todes ruht!
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

Erschlage, wenn du willst, und tödte mich!
Ja, tödte mich! — Luftschlösser baute ich.
Des Rebstocks Saft, das Blut der Traube, ach!
Der Quell versiegt, — und ich ruf' bitterlich:
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

Ja, sterben will ich! Zieh' dein gutes Schwert
Nun, da den Becher beide wir geleert!
Ich gab dir Alles, mein Geliebter! sag',
Was, ohne Liebe, ist des Lebens Werth?
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

Willkommen, Tod! Ach, ohne Liebe trüb
Wär' unser Dasein! O, Geliebter! gieb
Den Tod mir, den ich schon im Herzen trag'!
Küß und liebkose mich, mein süßes Lieb! —
Ach, Gott! Ach, Gott! daß es so bald schon Tag!

Ein Triolett.

(Nach dem Englischen.)

Ist's Zeit nicht, daß mein Lieb wär' hier?
Wie langsam schleicht dahin die Zeit!
Der Nachtwind biegt die Zweige dürr, —
Ist's Zeit nicht, daß mein Lieb wär' hier?
Der Nachtwind weht, doch bringt er ihr
Kein Wort von meinem Herzeleid!
Ist's Zeit nicht, daß mein Lieb wär' hier?
Wie langsam schleicht dahin die Zeit!

Muß ich hier ruhn im feuchten Sand;
Nah' meiner Heimath sterben so?
Mein Hülferuf verhallt am Strand;
Muß ich hier ruhn im feuchten Sand?
O, wie der Schmerz mich übermannt,
Nach meinem Lieb, erwartungsfroh!
Muß ich hier ruhn im feuchten Sand;
Nah' meiner Heimath sterben so?

Dornbusch und wilder Rosenstrauch,
Blühet auf meinem öden Grab!
Koset mit süßer Blüthen Hauch,
Dornbusch und wilder Rosenstrauch,
Wann einst mein Lieb mit feuchtem Aug'
Naht klagend dem verlass'nen Grab!
Dornbusch und wilder Rosenstrauch,
Blühet auf meinem öden Grab!

Anton Thormählen.

Geboren am 19. September 1829 zu Varel in Oldenburg, war er von früh auf in Bezug auf seine Ausbildung auf sich selbst angewiesen, trat in ein Handlungshaus und beschäftigte sich daneben mit literarischen und dichterischen Arbeiten, welche er unter dem Pseudonym „Friedolin vom Wald" im oldenburgischen „Beobachter" erscheinen ließ. Im Jahre 1856 wanderte er nach den Ver. Staaten aus, ließ sich in Milwaukee nieder, wo er eine Buchhalterstelle in einem großen Geschäftshause bekleidete und heute noch lebt. Seine Gedichte erschienen meist in Milwaukee'r Zeitungen.

„Unser täglich Brot gieb uns heute", einer wahren Begebenheit nacherzählt. Episches Gedicht, Milwaukee 1875. „Festlieder zum Milwaukee Sängerfest", 1868.

Frühlings-Anfang.

Der Frühling kommt, der Frühling kommt!
Laßt mich in luft'gen Weisen,
So wie es jedem Dichter frommt,
Den holden Frühling preisen!
Ich grüße euch, ihr Blumen all',
Nach langem Wintertraume!
Ich grüß' dich, liebe Nachtigall,
Im duft'gen Fliederbaume!

Und die ihr kehrt vom sonn'gen Süd,
Ihr Störche und ihr Schwalben,
Willkommen hier! euch grüßt mein Lied,
Willkommen allenthalben!
Ihr Fische, die im klaren Bach
Ihr kommt dahergeschwommen
Und jaget den Libellen nach,
Willkommen auch, willkommen!

Es geht der Frühling durch die Welt,
Und wie ein Prinz er schreitet,
Denn vor ihm liegt in Flur und Feld
Ein Teppich ausgebreitet:
Im Walde flüstert Lenzeswehn, —
Aus tausend Sängerkehlen
Tönt's hell: „Hier ist's so kühl, so schön!
Laß, Wandrer, dir's erzählen."

Hier tummelt auf dem Wiesenplan
Behaglich sich die Heerde,
Dort senkt den Pflug der Ackersmann
Voll Hoffnung in die Erde;
Der Schiffer singt sein Ho-i-oh
Und stellt vergnügt die Segel,
Der Städter aber pilgert froh
Auf's Land mit Kind und Kegel.

Wer lacht? Gefällt mein Lied euch nicht?
Ja freilich, Lenz und Lieben
Auf's Neu' verherrlicht im Gedicht,
Ist alt und — abgeschrieben.
Ich weiß, allein was fällt euch ein,
Wagt ihr's, mich zu verspotten?
Der Lenz wär' da, das könnte sein,
Doch bei den Hottentotten?!

Wie ein Nachtwandler sähe ich
Nichts weiter als Gespenster? —
Ja Blumen gäb's, doch sicherlich
Im Eise nur am Fenster;
Der Nachtigallen sanfter Schlag
Hör' im Kamin man tosen, —
Der Schneesturm heule um das Dach,
Da sängen die Matrosen! —

Und dennoch kommt der Lenz! Laßt mich
Den holden Frühling preisen,
Er kommt! — Dem Zweifler werde ich
Es schwarz auf weiß beweisen.
Was auch der blasse Neid ersann:
Nur Schnee, nicht Blüthen, spend' er, —
Ich sing es laut, der Lenz begann!
Es steht ja im Kalender.

Am Grabe meines Kindes.

Entflohn dem Carneval des Alltags-Lebens
Betrete ich des Friedhofs stillen Hain
Und wandle hier, am Ziele alles Strebens,
Ein andrer Mensch — ein besserer? — allein.
Hier ist, was uns auf Erden nicht beschieden,
Ist Frieden — Frieden.

Denn Alle, die dort ruhn, sind so verträglich,
Die Leidenschaften ließen sie der Welt,
Den Haß — den Neid, durch welchen sie unsäglich
Das Leben sich und Anderen vergällt,
Sie ließen ihn, wie alle ird'sche Habe,
Zurück am Grabe.

Nur Liebe predigt von den Leichensteinen
Und aus den Gräbern spricht es leis: „Geduld!
Auch du — auch du wirst dich mit uns vereinen,
Auf daß auch dir vergeben sei die Schuld;
Daß alle deine Fehler deck' und Mängel
Der Friedens-Engel."

Nicht spielen mit den Blättern Frühlingslüfte,
Kein Blümchen zeigt der Treue schönstes Bild,
Nein, Schnee — nur Schnee deckt monoton die Grüfte
Und hat ringsum den ganzen Plan erfüllt,
So daß es schwer, in den verschneiten Gründen
Ein Grab zu finden.

Allein die Liebe, die uns stets begleitet,
Die, wenn wir straucheln, stützet uns und hält,
Hat auch mich heute an das Ziel geleitet.
Ich stehe da, entrückt dem Lärm der Welt,
Das Aug' voll Thränen, an dem theuren Grabe. —
Ruffst du, mein Knabe?

Denn durch die Tanne, deren düstre Zweige
Den Platz beschatten, säuselt sanft der Wind,
Als spräch' ein Kindermund: O, Wehmuth schweige!
Sei frisch mein Herz, es grüßt dich ja dein Kind!
Die Hoffnung wird, hast du sie je verloren,
Hier neu geboren.

O, wer tief unter'm Schnee hier schlummern könnte,
Still, stumm, mit seinem Leid, mit seinem Glück!
Er fände wohl, was ihm die Welt nicht gönnte. —
Doch — ich kehr' in den Menschenstrom zurück,
Den Sinn geläutert, um dort meine Pflichten
Froh zu verrichten.

Emil Sutro-Schücking.

Geboren 1832 in Aachen, bildete er sich als Oekonom aus, kam 1850 nach den Ver. Staaten, hielt sich 6 Jahre in Californien auf und betreibt seit 1858 ein kaufmännisches Geschäft in Baltimore. Seine Gedichte erschienen zum Theil in der „N. Y. Staatszeitung“.

Mein Heim.

Mein Heim ist nicht, wo Marmorpracht
Des Saales Wände deckt,
Auch nicht, wo sich in Waldesnacht
Die Hütte still versteckt.

Nicht Bilder sind es an der Wand,
Nicht Park und Blumenflor,
Noch Statuen, die mit kund'ger Hand
Der Reichthum sich erkor.

Mein Heim ist, wo die Liebe weilt,
Wo sie auch immer harrt,
Die freudig mir entgegeneilt,
Die für mich sorgt und wacht.

Mein Heim ist, wo die Liebe weilt,
Die mir, bin ich verstimmt,
Die Stirne kühlt, die Wunde heilt,
Die Bürde mir benimmt.

Mein Heim ist, wo der Liebe Arm
Um meinen Hals sich legt,
Als wollt' er wehren jedem Harm,
Der gegen mich sich regt.

Mein Heim ist, wo der Liebe Geist
Nach hohen Zielen strebt,
Zum Seelenheil den Pfad mir weist,
Vom Staube mich erhebt.

Mein Heim ist, wo der Kinder Schaar
Frohlockend mich umringt,
Aus ihren Augen frei und klar
Die helle Freude dringt.

Das ist mein Heim. Liegt viel daran,
Ist's Hütte oder Schloß,
Wenn froh mein Leben dort verrann,
Die Liebe es umschloß?

Serenade.

Auf den Straßen ist es stille;
Nur durch Liebchens Fensterhülle
Dringet Lampenschein
In die Nacht hinein.

Wie in meine Nacht des Lebens,
Die zu scheuchen, ich vergebens
Mit dem Schicksal rang,
Deine Liebe drang.

Schlafe wohl, mein süßes Leben!
Tausend holde Grazien weben,
Löscht dein Licht nun aus,
Glorienschein um's Haus.

Auf Wiedersehn!

„Wenn Menschen von einander gehn,
So sagen sie, auf Wiedersehn!“

Es klingt so traurig, klingt so schön,
Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!
Sie halten sich noch lange fest
Und Keins das Andre gerne läßt;
Macht rasch! Es muß ja doch geschehn,
Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!

Sie blicken lange noch zurück,
Umfloren Thränen auch den Blick,
Dort, wo die Tücher grüßend wehn:
Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!

Dann wird's so still und trüb im Haus,
Das Herz zog mit den Lieben aus,
Es würd' vor Jammer fast vergehn,
Rief's hoffend nicht: auf Wiedersehn!

Es sollt' sich ja von selbst verstehn
Für Liebende das Wiedersehn;
Doch wie das Herz sich auch verzehrt,
Wer weiß, ob Jener wiederkehrt —
Denn, wenn auch Fels und Meer bestehn,
Das Menschenherz muß untergehn.

Licht und Schatten.

(Zu einem Bilde.)

Des Klosters Hallen sind ihm heut zu klein,
Es treibt den Mönch fort in den Sonnenschein —
Jedoch am Chorweg bleibt er zaudernd stehn,
Wo sanfte Winde zaubrisch ihn umwehn;
Dicht in der Nähe drängt sich Brust an Brust
Ein zärtlich Taubenpaar und girrt vor Lust;
Die Freude strahlt im hellen Sonnenschein —
Im Schatten aber, regtlos steht die Pein.

Denn, wie er schaut, ersteht nach langer Zeit
Ein trautes Bild aus der Vergangenheit:
Ein Jüngling stolz, als wäre sein die Welt,
In seinem Arm ein liebend Mädchen hält —
Doch sieh, er zuckt! „Die Dirne war nicht treu!“
Er wurde traurig, siech und menschenscheu —
Da hat er still im Kloster sich versteckt,
Wähnt, was vorüber, ewig zugedeckt.

Jedoch das Bild erneut den wilden Schmerz,
Und wieder tobt das todtgewähnte Herz;
Im heißen Auge eine Thräne steht,
Als um Erbarmen es zum Himmel fleht —
Dann zieht er tiefer noch im Schatten sich zurück,
Er darf nicht schau'n und denken an das Glück;
Er schlägt das Kreuz, im Kloster tönt Gesang,
Er betet renig, innig, schmerzlich, lang.

Damals und Jetzt.

Wir hatten uns nicht halb so lieb,
Als wir zuerst einander kannten,
In zügellosem Flammentrieb
Uns Lipp' auf Lippe heiß entbrannten.

Du ahntest wohl, ich ahnte auch,
Daß Schätze tief verborgen ruhten,
Die Flammen aber schlugen Rauch,
Das Ahnen blieb doch nur Vermuthen.

Auch schien uns Vieles noch so fremd,
Wie unser Weg, eh' wir uns fanden.
Den Fels umsteuert, der ihn hemmt,
Der Schiffer, klug, um nicht zu stranden.

Jetzt kennst du mich, jetzt kenn' ich dich,
Und alle Klippen sind verschwunden,
Der Rauch löst' auf in Asche sich,
Der heit're Himmel kann's bekunden.

Wohl zittert manches bleiche Haar,
Der Kummer ruht im stillen Graben,
Doch zeugt das Auge, frei und klar,
Daß wir uns längst verstanden haben.

Ernst Reinhold Solger.

Geboren 1820 in Stettin, studierte er die Rechte, kam mit Kossuth nach Amerika und erhielt unter Lincoln die Stelle als „Assistant Register" im Ver. Staaten Schatzamte zu Washington, wo er leider schon am 13. Januar 1866 infolge eines Sturzes mit dem Pferde starb. Er schrieb:

„Das Staatensystem in Europa", 1854; „Die Schleswig-Holstein'sche Frage", 1862; „Geschichte der Rebellion in den Ver. Staaten", 1862; die vom „Belletristischen Journal" preisgekrönte Novelle „Anton in Amerika", und das nachstehende Preisgedicht für die Feier des hundertjährigen Geburtstages Schiller's, 1859.

Schiller.

Von dieses Marksteins feierlicher Stelle
Hinüber hundert Jahre schweift der Blick
Des lebenden Geschlechts, schweift zu der Schwelle
Des jüngsten Alters unsrer Welt zurück:
Zu jenem Morgen, dessen erste Strahlen
Verkündeten den neuen Geistestag,
Zu jener Wiege, wo der Dichter lag
Im Kindestraum der Zeit mit ihren Idealen.

Die Gegenwart, die jedes Elements
Geheimste Kraft gefangen in Retorten,
Des Blitzes tödtlich feinste Quintessenz
Zu münzen weiß zu blitzesschnellen Worten;
Zu münzen weiß aus Erd- und Himmelsräumen,
Aus Stein und Pflanz' und Thier, aus Gott und Mann,
— Die Gegenwart, die Alles thut und kann,
Was kann die Gegenwart, was thun mit Schiller's Träumen?

Sein Traum war Freiheit, Freiheit von der Bürde
Des Tags, der um ein roh Bedürfniß kreist;
Vom Triebe Freiheit durch Gesetzeswürde,
Und Freiheit vom Gesetze durch den Geist!
Sein Lied vom „Männerstolz" auf Manneswerke,
Der nicht allein „vor Königsthronen" ziert,
Der über Zeit und Schicksal triumphiert,
Der Wille war's, des Geist's erhabne Götterstärke.

Das war sein Traum, sein Lied, sein ernstes Wort.
Nach Freiheit, der Pedantenzunft zum Spotte,
Stürmt „Räuber Moor" in alle Wildniß fort;
Nach Freiheit, wär's bei einer Mörderrotte.
In Gräu'l verstrickt, zu blut'ger That verwettet,
So lang er athmet, bleibt der Mensch doch frei. —
Die Buße bleibt, — sie reißt das Netz entzwei —
Es bleibt die freie That, die sühnet, reinigt, rettet.

Die That, die das Gewissen schuldenthebt,
Wie sollte sie vor Dolch und Kerker zittern?
Der Geist der „kommenden Geschlechter" lebt,
Den tödtet man nicht hinter Eisengittern.
„Ein freier Mann stand auf in dem Jahrhundert!"
An dessen Brust prallt „Philipp's" Kugel ab.
Er möcht' ihn wieder haben aus dem Grab,
Der Philipp's Sieger blieb, der Philipp nicht bewundert.

Kein Grab kann einen freien Mann begraben,
Doch wem ein äuß'res Ziel das Auge trübt,
Wer aus der Sucht, zu herrschen und zu haben,
Sich herzensfremden Mächten übergiebt;

Nach Weisung, statt in des Bewußtseins Kerne,
Beim Räderwerk des Weltgetriebes späht:
Ihm — ob sein Stern nun auf-, ob untergeht, —
Dem seine Seele lügt, dem lügen auch die Sterne.

Doch ihr, die ihr den Ausspruch edler Liebe
Auf Lebensbund zum Opfer dargebracht,
Damit nur unentweiht das Bildniß bliebe,
Das jemals heil'ge Feuer angefacht:
Damit das Herz verklärt, auch wenn es bricht,
An das geliebte Herz auf ewig glaubte —
Die Sterne leuchten über eurem Haupte,
Und wär' es auch zum Tod — „die Sterne lügen nicht".

So lange Liebe weihet, adelt, reinigt,
So lange Zwei sich würdig angehören:
So lange werden Herzen, so vereinigt,
Bei dem Gedächtniß „Max'" und „Thekla's" schwören.
So lange noch der Freiheit Zauberton,
Des Vaterlands, nicht leere Namen däuchten:
Bleibt um der „Jungfrau" Haupt die Glorie leuchten,
Warnt „Tell's" geglückter Schuß die Geßler auf dem Thron.

So lange noch der Glaube nicht vergeht
Im Menschen an das Gute, Schöne, Wahre,
Steht Schiller, ihr begeistertster Poet,
Ihr Hoch- und höchster Priester am Altare;
Wird Deutschland, werden dieses Fest Nationen
Von Säkulum zu Säkulum erneuern;
So lange wird man Schiller's Feste feiern,
Umkränzend seine Stirn mit ewig frischen Kronen.

Die Sonne von des fernsten Ostens Pforten
Von Land zu Lande, geht in ihrem Lauf
Bis zu des fernsten Westens Uferborten
Heut' über Feste, wie das unsre, auf.
Geht über Kirchen auf, wo die Gemeinen
Aus allem Blute, wie aus allen Zungen,
Doch von dem deutschen Grundton überklungen,
In seinem Namen sich, in seinem Geist vereinen.

In seinem Namen wohl, doch auch im Geist?
Wohl ist das Haupt es werth, im Kranz zu glänzen,
Des Dichters Haupt zu werth nur! — Doch erweist
Sich unsre Hand auch würdig, ihn zu kränzen?
Wie ich mich nahe dieser hohen Stirn,
Scheint mir's, als ob sie faltend sich entrüste,
Als ob verletzt die Majestät der Büste,
Als ob gekränkt der Stolz der Lippe redend zürne:

„Wenn ihr die Zunge sprecht, die ich geweiht,
Wie? Darum glaubtet ihr euch schon geschaffen
Zum Festtriumph der eignen Eitelkeit
In meinem Ruhm euch spiegelnd zu begaffen?
Bleibt euch kein andrer Götze, dem ihr fröhnt?
Daß ihr mein aufgegraben Bild entschleiert?
Wen, in der That, habt ihr nicht schon gefeiert?
Wen, in der That, habt ihr zur Mode nicht gekrönt?

„Als ich des neuen Bundes Tafelstein
Errichtet an den Säkulums Portalen,
Da, meint' ich, solltet ihr Apostel sein
In alle Welt, im Dienst des Idealen.
Und wo ihr immer falsche Götter fandet,
Da sollten eure Scheiterhaufen prasseln,
Und wo ihr hörtet Sclavenketten rasseln,
Da solltet rächen ihr die Menschheit, die geschändet!"

Udo Brachvogel.

Geboren 1835 zu Herren Graben bei Danzig, studierte er zu Jena und Breslau die Rechte, gab zu Wien, wo er sich längere Zeit aufhielt, 1860 einen Band „Jugendgedichte" heraus, lebte 1860—1866 als Beamter einer Privatcompagnie in Ungarn, nach deren Auflösung er sich nach den Ver. Staaten wandte und Mitarbeiter verschiedener Zeitungen New Yorks wurde; einige Zeit war er Mitredakteur der „Westlichen Post" in St. Louis und wurde 1875 Redakteur des New Yorker „Belletristischen Journals". 1886 siedelte er nach Omaha, Nebr., über, wo er erst eine tägliche politische Zeitung redigierte, dann aber die Stelle eines Generalagenten der „Germania Lebensversicherungs-Gesellschaft" übernahm. In gleicher Eigenschaft lebt er jetzt in Chicago.

„Jugendgedichte", Wien 1860.

Indianer-Sommer.

Den Hügel noch empor, mein wackres Thier,
Dort lichtet sich der Wald, dort halten wir —
Fühlst du den Sporn? Hinan mit flücht'gen Sätzen!
Schon schließt sich hinter uns die Tannennacht;
Frei schweift der Blick — ha, welche Farbenpracht!
Erschloß sich Scheher'zaden's Märchenschacht,
Rings Alles zu bestreu'n mit seinen Schätzen?

Der Himmel leuchtet, ein saphirner Schild,
Es strahlt an ihm die Sonne hehr und mild,
Nicht tödtlich, nein, nur schmeichelnd allem Leben.

Am fernen Horizonte rollt der Fluß;
Jedwede Wog' umspielt des Mittags Kuß,
Sie bebt und zittert unter ihm, — so muß
Die Braut am Herzen des Ersehnten beben.

Und schimmernd liegt das Thal, wie Mosaik,
Wie reicher es und blendender den Blick
Noch niemals unter Künstlers Hand entglommen.
Hin strömt es zwischen dunklem Braun und Grün
Gleich Flammen, die aus Goldtopasen sprühn,
Gleich Purpurmänteln, die um Schultern glühn
Von Königen, die von der Krönung kommen.

Der Ahorn lodert, wie im Morgenhauch
Einst Moses lodern sah den Dornenstrauch,
Gefacht von unsichtbarer Engel Chore.
Dort rankt sich's flimmernd und verzweigt sich's bunt,
Wie die Koralle auf des Meeres Grund,
Und drängt sich um das silberfarbne Rund
Des Stamms der königlichen Sykamore.

Und einsam ragt und priesterlich zumal
Die Lorbeereiche aus dem Bacchanal
Von Licht und Glanz, von Farben und von Gluthen.
Doch auch von ihrer dunkeln Aeste Saum,
Aus ihrer Krone tropft wie Purpurflaum
Die wilde Reb'; es ist, als ob der Baum
Sein Herz geöffnet habe, zu verbluten.

Das Eichhorn springt. Es lockt mit tiefem Klang
Der Tauber seine Taube nach dem Hang,
Wo überreich sich Beere drängt an Beere.
Die Drossel stimmt ihr schmelzend Tongedicht,
Der Falke badet sich im Sonnenlicht,
Und aus der Sumachbüsche Scharlach bricht
Das dunkle Reh, des Waldes Bayadere.

„Und dies ist Herbst? So sterben Wald und Flur?
Wie ist dann das Erwachen der Natur,
Wenn noch ihr Tod sich hüllt in solches Leben?"
So ringt sich's von des Reiters Lippe los, —
Da rauscht's ihm Antwort aus des Waldes Schooß —
Ein Windstoß braust heran und noch ein Stoß,
Und läßt ein Meer von Blättern niederbeben.

Rings quillt es plötzlich auf, wie Schleierflug,
Schneewolken wehn daher in dichtem Zug,
Von Norden pfeift's, und trübe wird's und trüber.
Der Taube Ruf verstummt; ein Büchsenknall,
Im Blute liegt das Reh, und in den Fall
Der Blätter rauscht's wie leiser Seufzerhall:
Noch eine Nacht, und Alles ist vorüber!

Der Reiter fröstelt in des Nordwinds Hauch,
Er ruft: „Und dennoch ist dies Tod, ob auch
Gleich Hochzeitskleidern prangt sein Leichenlinnen.
So stirbt ein Tag im reichsten Abendroth,
So küßt die Lippen einer Braut der Tod,
So fühlt ein Jüngling, rings vom Feind bedroht,
Aus Wunden tausendfach sein Herzblut rinnen!"

Capua.

Von Frühlingsduft umquollen,
Die heiße Brust entblößt,
Das Gürtelband der vollen
Holdseligkeit gelöst:

So lagst du vor dem Sinne
Des wunden Puniers da
Und schmolzest ihn in Minne,
Syrene Capua!

Die trotz'gen Häupter, welche
Kein Alpenschnee verletzt,
Schnee der Orangenkelche
Beugt und begräbt sie jetzt.

Von weichen Flötentönen
Wird jetzt das Ohr bethört,
Das der Cohorten Stöhnen
Jüngst als Musik gehört.

Und während Roma schaudert,
Liegt Der, der sie gestürzt,
Im Mädchenschooß und plaudert,
Bekränzt und aufgeschürzt.

Ob auch aus dunkler Wolke
Hamilcar's Schatten droht,
In dem bethörten Volke
Raf't nur der Lust Gebot.

Es raf't in Taumelstunden
Von keiner Scham gedämpft —
Roth werden nur die Wunden,
Die Cannä's Sieg erkämpft.

Nicht Blitz und Adlerfänge
Entsandte Jupiter
Im höchsten Kampfgedränge
Für seine Roma her.

Er warf, umschwelgt vom Süden,
Die Buhlerkönigin
Dem Sieg- und Lorbeermüden
Vor seine Füße hin.

Die schlang, die Schlangengleiche,
Die Arme um ihn her,
Und küßte so zur Leiche
Dies einz'ge Heldenheer.

Es sank von Mädchenkosen
Ein Tausend Männerruhm,
In Myrten und in Rosen
Starb ein Titanenthum.

Römische Nacht.

„Bringt Lichter her, des Dunkels spottet
Mit tausendfachem Kerzenschein,
Es sei der Trübsinn ausgerottet
Mit Licht und Lied, mit Wahn und Wein.
Was soll der Sterne todte Pracht mir?
Ich will lebend'ger Flammen Pracht,
In Flammenfesseln schlagt die Nacht mir, —
Mein Herz hat seine eigne Nacht!

„Greif in die Saiten, blonder Knabe!
Nach Licht und Tönen bin ich krank.
Dein Blick ist Tag, dein Lied ist Labe,
Und grenzenlos, du weißt's, mein Dank.
Vom Brande Troja's will ich hören,
Deß Gluth den Sonnengott verlacht,
Das wird die Nacht um mich beschwören, —
Mein Herz hat seine eigne Nacht!"

Der Kaiser spricht's und lehnt sich nieder
Auf seines Lieblings schönes Knie;
Dem reicht ein Kämmerling die Lieder,
Aus goldner Hülle löst er sie.
Und lächelnd führt er an die Lippen
Die stolzen Rollen des Virgil,
Dann tönt sein Vorspiel, wie um Klippen
Verlorner Wellen träumend Spiel.

Bald aber schwillt es, wie vom Hange
Sich Wogen stürzen ungezählt,
Bis endlich sich der Fluth Gesange
Des Worts lebend'ger Sturm vermählt.
Da stirbt das rhythmische Gekose,
Das Schicksal ruft mit eh'rnem Klang,
Und durch Geschoß- und Schild-Getose
Erdröhnt des Schlachtengottes Gang.

„„Es wimmern Kinder, jammern Weiber,
Im Siegsfestschritt das Unheil rennt
Hin über der Erschlagnen Leiber,
Die Fackel fällt, und Troja brennt.
Es stürzt die Stadt im Flammengrimme,
Die Götter ewig selbst geglaubt,"" —
Da plötzlich stockt des Lieblings Stimme,
Hinab zum Kaiser sinkt sein Haupt.

Die Lippe bäumt sich, wie zerschmettert
Von dem gewaltigen Gedicht,
Und wie der Thule Nordlicht wettert
Es durch das griechische Gesicht.
„„Umsonst! Hier brechen meine Schwingen,
Sieh vor dem Dichter mich vergehn, —
Soll ich sein Lied dir würdig singen,
Muß ich erst Troja brennen sehn!""

Da zuckt es von des Weltherrn Stirne,
Er springt empor und ruft: „Es gilt!
Auf, nach des goldnen Daches Firne,
Dein Wahnsinn, Knabe, sei gestillt!
Ist es der deine, ist's der meine,
Sind's Götter, die dich ihn gelehrt?
Was er auch sei, — ich weiß das Eine,
Ein Wahnsinn ist's, der Götter werth!

„Brandfackeln hier, und hier die Schale,
Und hier der Saiten goldnes Spiel, —
Brenn', Ilium, denn zum zweiten Male,
Zum zweiten Male sing', Virgil!
Zum Rande füllet mir den Becher
Mit des Falerners Feuerstrom:
Ein Gruß von deinem Kaiser-Zecher,
Ein Gruß für dich, mein Troja-Rom!

„Dir streuen Rosen meine Hände,
Als Phaeton erschein' ich dir,—
Die Fackel fällt — Ha! mehr der Brände —
Reicht Flammen, Gluthen, Feuer mir!"
Und Brand um Brand fährt zischend nieder
Auf Roma's schlafgewiegte Brust,
Des Imperators weiche Glieder
Durchschaudert wilden Kitzels Lust.

Es reicht der Knabe ihm die Leier,
Und durch die Saiten rast ein Lied,
Wie zu der eignen Schrecken Feier
Es durch der Scylla Wirbel zieht.
Und während singend er die Leiter
Des Wahnsinns auf und nieder tobt,
Vollenden jubelnd die Begleiter,
Was seinem Liebling er gelobt.

Schon fängt es purpurn an zu steigen,
Aus Dampf und Qualm bricht Gluth hervor,
Es schürzt sich rings ein Flammenreigen
Und loht zum Firmament empor.
Es wimmern Kinder, jammern Weiber,
Und im Triumph das Unheil rennt
Hin über schon Erschlag'ner Leiber,
Gluth fällt um Gluth, und Roma brennt.

In Schutt und Trümmer stürzt gewitternd
Des Capitols uralte Pracht;
Der Mond zerrinnt in Nebel, zitternd
Sinkt in ihr Flammenjoch die Nacht.
Zum Morgengruß aus feuchten Rohren
Hebt sich getäuschter Lerchen Chor
Und singt, als stieg' ein Heer Auroren
Aus Roms Zusammensturz empor.

Die Wogen wälzen sich im Tiber
Wie gluthgewordne Sonnen ziehn, —
Der Kaiser sieht's, und wie ein Fieber
Durchzuckt der einz'ge Anblick ihn.
Er winkt, die Gondel wird bereitet,
Mit Blumen wird sie angefüllt,
Einsteigt er, und auf Purpur gleitet
Er jetzt, von Rosen eingehüllt.

So fliegt die Nacht, und leis' und leiser
Wiegt sich der Kahn. Der Tag beginnt.
Selig ermattet, spricht der Kaiser:
„Jetzt, sattes Auge, werde blind!"
Und müde dem Piloten winkend,
Läßt er das Steuer heimwärts drehn,
Und flüstert, in die Rosen sinkend:
„Jetzt kann ich den Virgil verstehn.

„Das dank' ich dir, mein blonder Knabe,
So nimm dies Diadem von mir, —
Das Prachtstück meiner Kaiserhabe,
Aus meinen Locken löſ' es dir.
Doch sanft, ganz sanft, daß nicht dein Schmerz mir
Verstört des schönsten Bildes Pracht,
Und nicht zu früh das sel'ge Herz mir
Rückfällt in seine alte Nacht!"

Ein letztes Kyffhäuser-Lied.

Fort mit Klagen, fort mit Sagen,
Todt sei die Vergangenheit!
Jedes Wollen, jedes Wagen,
Jedes Pulses zuckend Schlagen
Sei dem Jetzt allein geweiht!
Wühlt nicht mehr im Schuttgerolle
Von Kyffhausens altem Berg,
Greift in's Herz, das übervolle!
Dort in morgenhellem Grolle
Sang sein Wecker-Lied der Zwerg.

Ihr verstandet nicht das Brausen,
Den Orkan im eignen Sinn —
Nicht in Kellers Nacht und Grausen:
Jedes Herz war ein Kyffhausen,
Und der Kaiser schlief darin.
Doch an jenem großen Tage,
Da die wälschen Raben schrien,
Sprangen auf mit einem Schlage
Die Millionen Sarkophage
Von lebendigem Rubin.

Und aus jedem, Rettung bringend,
Stieg ein Rothbart ganz und gut,
Und es wälzt, den Flammberg schwingend,
Sieg und Auferstehung singend,
Westwärts, Jenen zu zermalmen,
Der sich Kaiser auch genannt.
Auf zerstampfter Ernte Halmen,
Durch gebrochner Städte Qualmen
Schäumt die Fluth in's wälsche Land.

Schäumt und schwillt und schmettert nieder,
Was nicht mit ihr schäumt und schwillt.
Jeder Sturm braust Siegeslieder,
Adler schütteln ihr Gefieder
Ueber jedem Schlachtgefild.
Blut verströmt und Wunden klaffen.
Wie von Nordlichts Schein erhellt,
Ruht erstarrt des Friedens Schaffen,
Und im Glanz der Rothbart-Waffen
Staunet und vergeht die Welt.

Doch wie aus des Chaos Brauen
Einst der Tag, der erste, stieg,
So auf Lotharingens Auen
Brach aus Todesnacht und Grauen
Brach die Sonne, brach der Sieg.
Deutschlands Recken-Volk, am Ziele
Ist dein Wunder-Siegeslauf,
Und dir blüht an diesem Ziele
Aus dem ehernsten der Spiele
Eine Welt voll Lorbeer auf.

Seine schwer erkauften Reiser
Seien dir zu jeder Frist
Mahner, Warner, Unterweiser:
Daß kein Volk für einen Kaiser,
Daß ein Kaiser-Volk du bist.
Und so gründe fest geschlossen,
Und gefeit vor jedem Streich,
Volk, vom höchsten Ruhm umflossen,
Hehres Volk der Barbarossen,
Dir das neue Kaiserreich!

Viktor Precht.

Geboren am 14. Juni 1820 in Bremen, studierte er in Erlangen und Halle Theologie und Philosophie, leitete dann in Bremen von 1843 bis 1855 ein von ihm gegründetes Handels- und Real-Institut, bereiste England, Frankreich und Spanien und gab verschiedene pädagogische Flugschriften, Gedichte („Patriotische Lieder, Schleswig-Holstein geweiht", 2 Sammlungen, 1850 und 1853), eine im Geiste der neuen Sprachbehandlung verfaßte „Grammatik der spanischen Sprache und des Romance castellano" (2 Theile, Bremen 1852), und F. Carra's „El arte de conspirar" (mit Uebertragung in's Französische, 1853) heraus; schrieb Reisebriefe aus Spanien an die „Weser-Zeitung", und lieferte poetische Beiträge, Lieder und Romanzen zu Prutz's „Museum", dem „Düsseldorfer Künstler-Album" u. s. w. Er siedelte 1862 nach Amerika über und schrieb, den Westen bereisend, Berichte vom Kriegsschauplatze und „Skizzen aus Amerika" für die „Weser Zeitung", dann, als Pflanzer in Louisiana, „Südliche Elegien" für Butz' „Monatshefte" (1864) und eine größere Skizze, „die Regierungspächter in Goodrich-Landung", für die „Illinois Staats-Zeitung". Seitdem in New York ansässig, nahm er als Herausgeber des „Patriotischen

Frauen-Bazars" während der großen „Fair" im Herbst 1870, als Sekretär des „Patriotischen Hülfsvereins", des Friedensfest-Comite's (Erinnerungsschrift: „Die Friedensfeste in den Ver. Staaten", New York 1871) u. s. w. leitenden Antheil an der deutschen Bewegung. Seine übrigen deutsch-amerikanischen Dichtungen, „Ein Friedhof im Urwalde", „Festspiel zur Friedensfeier" (aufgeführt im deutschen Stadttheater zu New York am 11. April 1871 und nebst der Elegie „Kindes Heimgang" gedruckt in Steiger's „Dornrosen"), die Novelle „Celia" (desgl. in der deutsch-amerikanischen Bibliothek), wurden vielfach abgedruckt in Zeitschriften und Sammlungen. Eine Reihe handelswissenschaftlicher und national-ökonomischer Artikel von ihm enthält das „Deutsch-amer. Conversations-Lexikon". Sein historisches Trauerspiel „Jacob Leisler" wurde zuerst am 14. und 15. Mai 1877 in dem Germania-Theater zu New York mit ungewöhnlichem Erfolge aufgeführt. Nachdem er viele Jahre eine leitende Stelle bei der Germania Lebensversicherungs-Gesellschaft bekleidet hatte, ging er nach Deutschland zurück und lebt gegenwärtig in Freiburg, Baden.

Herzens-Drang.

Sonnett.

O Herz, was drängt dich rastlos nach der Ferne?
Du bist ein Kind, das jeder Wahn betrügt;
Dem doch zuletzt kein Spiel, kein Tand genügt;
Denn an die Welt der Wunder glaubt's zu gerne.

Ein Jüngling, traust und folgst du deinem Sterne,
Bald schmerzbewegt, bald namenlos vergnügt;
Denn ob sich Alles dir zu Willen fügt,
Verlangt dich mächtig nach des Lebens Kerne.

Ein Mann bist du, der mit gewalt'gen Händen
Erschaffen will und mehren und vollenden,
Von Thatenlust und Ruhmbegier entbrannt; —

Und dann—ein Greis, dem, wenn er rückwärts schaut,
Auf manches Grab die milde Thräne thaut,
Und der sich heimsehnt in des Friedens Land.

Lied einer Spanierin.

Romanze.

Noch immer hör' ich diesen Ton,
Der mir in's tiefste Herz gedrungen;
Ich bog mich über den Balkon
Und wäre fast hinabgesprungen!
So taucht das Lied der Nachtigall
In's Dunkel sich aus Blüthenzweigen;
So bricht des Wassers heller Fall
Melodisch durch des Waldes Schweigen.

Dort unten murmelte das Meer,
Da droben funkelten die Sterne;
Die leichte Barke schwamm daher —
Die Zither hört' ich schon von ferne.
Im Schiffe stand ein Cavalier —
Am Mantel sah ich's und am Degen —
Und was er sang — er sang es mir,
Und ach, mein Herz schwoll ihm entgegen!

Die Blume warf ich ihm hinab, —
Wie preßt' er sie an seine Lippen!
Er sprach: „O Heil'ge, die sie gab,
Beschütze mich vor Sturm und Klippen!"
Er sprach und sang, und fuhr davon —
Ihr Wellen habt ihr ihn verschlungen?
Noch immer hör' ich diesen Ton —
Ach, wär' ich doch hinabgesprungen!

Kleine Lieder.

Auf Bergen.

Auf der Höhe steh' ich hier,
Kann die Wolken greifen;
Herz schwillt mir so sehnsuchtsvoll;
Möchte mit euch schweifen!
Unbekümmert ihre Bahn
Ziehn die goldnen Streifen —
Seele, laß die Schwingen dir
Nur zum Fluge reifen.

Nacht.

Traute Nacht, mit mir allein
Findest du mich wieder;
Schlossest Allen um mich her
Schon die Augenlieder.
Senkst du einst auf immer dich
Auf mein Auge nieder:
Laß, die du mir gabst, für mich
Wachen, — meine Lieder!

Myrten und Rosen.

Myrten und Rosen
Band ich so oft zum Strauß,
Trug sie dem losen
Liebchen in's Haus.

Rosen und Myrten
Machen so wonnereich,
Könige, Hirten
Einander gleich.

Myrten und Rosen
Trug sie zum Traualtar:
Röslein am Busen,
Myrten im Haar.

Myrten und Rosen
Blühten so herrlich mir,
Als ich noch kosen
Konnte mit dir.

Nächtliches Gesicht.

Ja, sie ist schön!
So sag' ich mir, sehnsuchtsvoll
Hinausstarrend in's Dunkel der Nacht.
Und mit den Schatten, den Nebeln,
Mit den Wolken droben,
Mit dem leichten Nachtwind
Und der eignen Gedanken Flug
Möcht' ich eilen zu ihr,
Ungesehn, ein Genius der Liebe!
Auf dem Lager fänd' ich sie
In süßem Schlummer,
Auf dem Kissen das wallende Haar,
Ueber dem Haupte den schwellenden Arm.
Und halb nur versteckt
Den Busen, an dem sich's so schön ruht.
Leise, leise
Neig' ich mich hinab,
Trinke den Athem ihres Mundes —
Ach, wie er berauscht!
Und küsse, daß ich sie einmal sehe,
Die süßen Augen.
Sie regt sich — erwacht!
Sie sind's! Es sind ihre Augen,
Die durch das Dunkel, Sternen gleich,
Weither dort leuchten,
Bald im Gewölk verschwindend,
Bald emportauchend —
Ein Thränenlächeln —
Als ob sie mich suchten.
O, des wunderbaren Blicks
Voll stiller Gluth,
Der mein Herz einmal traf
Und auf immer dann!

Lenz-Praktik.

Trau' nicht dem ersten Lerchenton,
Der aus beschneiter Furche klingt!
Trau' nicht, wenn eine Schwalbe singt,
Als wär' es Frühling schon —
Trali, trali,
Wie Manchen trog es schon!

Trau' nicht dem Schelmendruck der Hand!
Dem Schalk im Auge traue nicht,
Der selbst nicht weiß, was er verspricht, —
Was auch dein Herz empfand —
Trali, trali,
Ach, ganz allein empfand!

Doch wenn am Nest die Schwalbe baut,
Die Luft von Lerchentrillern schwirrt,
Wenn auf dem Dach der Tauber girrt:
Das ist der rechte Laut,
Trali, trali,
Der Frühlingswonnelaut!

Und Lenz war's dort auch tief im Hag,
Wo nur ein flüsternd: „Liebst du mich?"
Drauf ein erglühend: „Dich, nur dich!"
Die Stille unterbrach, —
Trali, trali,
Und leiser Drosselschlag.

Reiters Abschied.

Weine nicht, mein süßes Leben,
Weine nicht, dieweil ich geh!
Einen Kuß sollst du mir geben,
Einen Kuß, und dann — ade!

An der Kameraden Seite
Fahr' ich durch die Welt dahin,
Denke doch in jeder Weite,
Daß ich nur dein eigen bin.

Hörst du der Trompeten Schmettern?
Der Geschütze Donnerton?
„Nur des Vaterlands Errettern
Winkt der Liebe reinster Lohn!"

Hei, wie saust es durch die Zügel,
Fühlt das Roß den heißen Sporn!
Muth und Liebe leihen Flügel
Und dem Schwerte Flammenzorn.

„Stolze Beute für die Bräute
Bringen wir vom Jagen heim!"
Hallt es durch das Schlachtgeläute
Wie ein lust'ger Reiterreim.

Wohl, du weißt nun, wie ich's meine,
Hüt' das Ringel an der Hand!
Kehr' ich heim, — werd' ich der deine,
Fall' ich, — ist's für's Vaterland.

Aus der „südlichen Elegie".

Unabsehbar hebt sich der Kamm der gehügelten Scholle,
Weithin hallet des Thier's Wiehern, des Treibers Ruf.
Emsig folgen die Weiber mit hochgeschwungener Hacke,
Theilend der Schollen Wucht, ebnend und säubernd die Reih'n.
Nun empfängt die geöffnete Furche den köstlichen Saamen,
Welchem des Südens Stolz, Cotton der König, entkeimt.
Schaufler und Egge bedecken den Schatz mit befruchtendem Humus,
Und des himmlischen Lichts schaffendes Walten beginnt.
Täglich wachsend, entfacht sich die Gluth der Sonne des Südens —

Ruft sie dem Sclaven das Land liebend der Väter zurück?
Denn sein Haupt verzehret sie nicht, — im sengenden Strahle
Pflegt er der sprossenden Saat, tilget das wuchernde Kraut,
Und zum Schlummer hinsinkend am Mittag, schaut er im Traume
Kraal und Palmengeheg, Elephanten und Leun.
Lieblich bedecket das wallende Grün des Wollestrauches die Aecker,
Aber die sorgende Hand lichtet den üppigen Stand;
Unablässiger Pflege bedarf die treibende Staude,
Daß in der Sonne sie frei bade ihr königlich Haupt.
Ueber Nacht dann wandelt das Feld sich zum blühenden Garten.
Doppeltfarbener Schmuck zieret jeglichen Stamm.
Mit den rothen vermählt sich die Fülle der weißlichen Blüthen,
Rasch hinwelkend und rasch zeugend die wollige Frucht.
Sieh, wie sie schwillt und sich rundet und dehnt, und plötzlich zerspringend,
Ueber das ganze Gefild breitet ein kolchisches Vließ!
Neu belebt sich das Feld. Unzählige fleißige Hände
Leeren die Hülsen behend, füllen die Körbe zum Rand.
Hurtig gilt es zu sammeln; des Hundstag lastende Schwüle
Droht verheerenden Sturm, schädlichen Regens Erguß.
Regnet es Feuer, — nur rastlos gebückt und gepflückt, ihr Sammler.
Wehe, wer reichlich nicht liefert am Abend das Maß!
Schweigend wird es gethan, indessen über das Feld hin
Rollet des Wärters Fluch, zischet der Geißel Schlag.
Sahst du ermattet sie rasten, die junge Mutter, und sinken?
Da! Ein zuckender Schlag reißt sie vom Boden empor.
Siehst du, wie dort auf der männlichen Braue des schwarzen Athleten
Schweiß sich mischen und Blut, Schmerz und tobender Groll?
Hörst du des Bluthunds Geheul, der im Röhricht des giftigen Sumpfes
Spürt nach des Flüchtlings Versteck und den gefund'nen zerfleischt?
Kennst du den Marterpfahl im Corral und die Kammer der Schmerzen,
Wo sich die henkende Hand gegen den Bruder erhebt?
Und auf den Märkten die Bühne der Schande, wo feil ist die Unschuld?
Jedes heilige Recht hilflos dem Hammer verfällt?
Wo das Ungeheure geschieht, daß der weiße Erzeuger
Fremder Leibeignung und Lust fühllos verhandelt sein Blut?
Und auf arabischem Renner umreitet der purpurgeborne
Pflanzer die prangende Flur, die er mit Blute gedüngt,
Und frohlockend erschaut er den unermeßlichen Segen,
Welchen, vom Fluch erzeugt, zürnend die Gottheit verdammt.
Thürmend füllen die Körbe den Wagen, zum Gin-Haus, das Whitney's
Namen unsterblich gemacht, liefernd der Ernte Gewinn,
Daß die kämmende Walze, vom Bleibenden sausend das Flücht'ge
Scheide, vom bärtigen Kern schäle den schneeigen Flaum.
Jener wird der Erde zurückgegeben, der Schöpfung
Unvergänglicher Keim; diesen, zum Packen geballt,
Wälzen schwielige Hände zur Höhe der Landung, und donnernd
Stürzt er zum Dampfer hinab in das Getriebe der Welt.

Friedrich Carl Castelhun.

Geboren den 27. Februar 1828 in Nordheim bei Worms, besuchte er das Gymnasium zu Bensheim an der Bergstraße, kam mit seinen Eltern Ende 1846 nach den Ver. Staaten, studierte nach Erlernung der englischen Sprache in Cleveland und Ann Arbor Medizin, ging zur weiteren Ausbildung nach Würzburg, Wien und Prag und ließ sich dann als Arzt in St. Louis nieder. Wegen angegriffener Gesundheit hielt er sich 1864 und 1865 in Berlin auf. Im Jahre 1875 begab er sich aus derselben Ursache nach San Francisco, wo er zwei Jahre lang praktizierte, kehrte aber, als er daselbst einen hoffnungsvollen Sohn begraben hatte, wieder nach St. Louis zurück. Gegenwärtig hält er sich wieder in San Francisco auf.

„Gedichte", Milwaukee 1883.

An meine Kinder.

Pflegt die deutsche Sprache,
Hegt das deutsche Wort;
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort,

Der so viel des Großen
Schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen
Ihr in's Herz gesenkt.

Was ein Lessing dachte,
Was ein Göthe sang,

Ewig wird's behalten
Seinen guten Klang.
Und gedenk' ich Schillers,
Wird das Herz mir warm:
Schiller zu ersetzen,
Ist die Welt zu arm!

Theuer, meine Kinder,
Sei uns dieses Land;
Doch an Deutschland knüpfet
Uns der Sprache Band.
Wahrt der Heimath Erbe,
Wahrt es euch zum Heil;
Noch den Enkelkindern
Werd' es ganz zu Theil!

Wenn dereinst entfallen
Mir der Wanderstab,
Wenn ich längst schon ruhe
In dem kühlen Grab:
Was die Gunst der Muse
Freundlich mir beschied,
Ehrt es, meine Kinder,
Ehrt das deutsche Lied!

Pflegt die deutsche Sprache,
Hegt das deutsche Wort;
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort,
Der so viel des Großen
Schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen
Ihr in's Herz gesenkt.

Preis der Pfirsichblüthe.

Pfirsichblüthe, Pfirsichblüthe,
Bist die liebste mir zumal,
Oeffnest deine zarte Krone
Gern dem frühsten Lenzesstrahl.

Säumest nicht, bis deine Zweige
Sich mit Blätterschmuck geziert;
Freudig dringst du in das Leben,
Wenn des Frühlings Kuß dich rührt.

Kündest Allen wonnestrahlend,
Daß der Winter nun vorbei,
Daß die fessellose Erde
Bald ein zweites Eden sei.

Und nach dieser frohen Kunde
Fliehst du scheu der Menschen Blick,
Ziehst du schaffend deine Kräfte
In des Kelches Schooß zurück.

Doch im Herbste — welche Wonne! —
Blinkt und winkt's von jedem Zweig;
Wo die Frucht an Saft und Würze
Und an Schönheit deiner gleich?

Darum lieb' ich dich vor allen,
Singe gerne deinen Preis,
Schamerglühte Pfirsichblüthe
Auf dem blätterlosen Reis!

Einer Kranken.

Du reichst mir deine bleiche Hand
Voll ahnungsschweren Bebens;
Ich fühle nach des Pulses Schlag,
Ich forsche deinen Leiden nach
Und forsche nicht vergebens.

Dein Auge, groß und seelenvoll,
Von Thränen noch befeuchtet,
Ist ängstlich fragend und gespannt
An meine Züge hergewandt,
Ob Hoffnung sie beleuchtet.

Entschwunden ist die Hoffnung nicht,
Sie soll dein Herz durchglühen;
Doch fort auf's Land, fort auf die Flur,
Fort an den Busen der Natur!
Dort wirst du frisch erblühen.

Hier in der Stadt wirst du vergehn
Wie Blumen in dem Dunkel;
Drum in das Freie, in die Luft,
Drum in der Wälder frischen Duft,
Ins Sonnenlichtgefunkel!

An Mirza-Schaffy.

Den wärmsten Gruß am Mississippistrande
Dem Sänger, der im fernen Morgenlande
Des Liedes Lorbeerkrone sich errang,
Der zaubervoll Zuléikha besungen,
Mit manchem Weisen fröhlich angeklungen
Und scharf die Geißel auf die Muftis schwang.

Du gingst, des Ostens Weisheit zu ergründen,
Und konntest nur in diesem Spruch sie finden:
Freut euch des Weins, genießt der Liebe Glück!
Von Freiheit aber und von höh'rem Streben,
Von Frauenwürde und Familienleben
Entdeckte leider nichts dein Forscherblick.

Ein and'res Schauspiel wirst du hier gewahren,
Ein rastlos schaffend Volk, noch jung an Jahren,
Das wie nach Reichthum so nach Bildung ringt,
Das rodet, Städte baut und Staaten gründet,
Mit Draht und Eisenbahnen sie verbindet
Und jede Kraft in seine Dienste zwingt.

Ein tüchtig Volk, wie wen'ge noch erstanden,
In dem Europa's beste Säfte branden,
Die mächt'gen Stroms nach Westen sich gewandt;
Ein Volk, das rasch für's Beßre sich entzündet,
Die Menschenrechte laut der Welt verkündet
Und jedem Fremdling beut ein Vaterland.

Und überall, im Osten wie im Westen,
Begrüßen dich der Freiheit starke Festen:
Die freie Schule und das freie Wort.
Du siehst die Kinder froh zum Lernen eilen,
Den Mann der Arbeit gern beim Lesen weilen,
Bis ihn zum Tagwerk ruft die Glocke fort.

Und staunen wirst du, kaum den Augen trauen,
Erblickest du des Abendlandes Frauen;
Denn schön're hast du selten wohl geschaut.
Das thut die Freiheit, die hier wirkt und waltet,
Die geistig bildet, seelenvoll gestaltet:
„Es ist der Geist, der sich den Körper baut."

Mirza-Schaffy, dies Alles wirst du sehen,
Doch werden dir auch Fehler nicht entgehen,
Die Eigenliebe gern als Tugend preist.
O lasse nicht vom Scheine dich bestechen,
Der Thorheit wage kühn den Stab zu brechen,
Hoch schätzt ein freies Volk den freien Geist.

Die schlau sich in der Tugend Mantel hüllen
Und gegen Wein und Sonntagsfreuden brüllen,
O schon' des Abendlandes Muftis nicht!
Die stolz und hoch den leeren Schädel tragen,
Mit vielen Worten wenig Weisheit sagen,
O über diese Mollas halt' Gericht.

Beim rechten Namen magst du Alles heißen,
Hier wird kein Kadi mit dem Stock beweisen,
Bedrängen dich kein Schah und kein Wesier.
Fürwahr, ich hör' dich schon bewundernd sagen:
Gerechten Stolzes darf das Herz euch schlagen,
Das freiste Volk auf Erden seid doch ihr!

Willkommen denn, du Sänger froher Lieder,
Als liebster Gast im Kreise deutscher Brüder,
Willkommen in der neuen Heimath Schooß!
Hier kennt man dich, hier liebt man deine Weise,
Hier klang schon manches Wort zu deinem Preise,
Verehrt wird hier, was schön, was gut und groß.

Den wärmsten Gruß am Mississippistrande
Dem Sänger, der im fernen Morgenlande
Des Ruhmes Lorbeerkrone sich errang;
Der zaubervoll Zuléikha besungen,
Mit manchem Weisen fröhlich angeklungen
Und scharf die Geißel auf die Muftis schwang.

In der Sierra.

Wieder streif' ich in dem Hochland,
Athme tief der Wälder Luft,
Seh' die Schneegebirge schimmern
In der Ferne blauem Duft.
Bin dem Himmel wieder näher,
Ferner jedem Erdenleid,
Lasse hell mein Lied erklingen
In des Lenzes Herrlichkeit.

Und es mahnt die fernen Freunde:
O verlaßt die dumpfe Stadt!
Ihres Jagens, ihres Treibens
Seid ihr alle längst schon satt.
Fern dem Rauch und Qualm der Essen
Lächelt hier Natur so hold,
Frisches Blut und Geistessprühen
Wiegen mehr als alles Gold.

Seht die Riesenbäume ragen
Zu dem Himmel hoch empor;
Höher wird das Herz euch schlagen,
Wenn's auch seine Gluth verlor.
Mehr als ein Jahrtausend streben
Ueber alle sie hinaus:
Alles Große wächst allmählich,
Sprechen sie gewaltig aus.

Alles Große wächst allmählich,
Mahnt es rings wie Geisteshauch,
So das Große in dem Menschen —
Wie im Völkerleben auch.
Wenn des Waldes leichte Hölzer
Längst vermodert und zerstaubt,
Steht gewiß die deutsche Eiche
Auch noch fest und dichtbelaubt.

Doch das Größte auch muß sterben,
Dröhnt des höchsten Baumes Fall;
Alles, was besteht, vergehet,
Stöhnt's in dumpfem Wiederhall.
Völker, Länder, Meere schwinden,
Sonnen selbst im Weltenraum —
Freunde, laßt den Tag uns nützen,
„Denn das Leben ist kein Traum."

Zur 200jährigen Jubelfeier der deutschen Einwanderung.

(Am 6. October 1883.)

Der „Concord" liegt vor Anker
Am heißersehnten Strand;
Ein Häuflein Emigranten
Tritt zag an's fremde Land.
Um hier sich anzusiedeln
Durchschifften sie das Meer;
Es kündet ihre Sprache,
Vom Rheine sind sie her.

Im „Heil'gen Röm'schen" Reiche
Da ist noch trübe Zeit:
Der Ost in Kriegesflammen,
Der West zum Krieg bereit.
Es sinnt der Welschen König
Auf schwarze Frevelthat,
Es spinnt der Fürsten Selbstsucht
Am Vaterland Verrath.

Das Wohl der Unterthanen,
Sie ziehn's nicht in Betracht,
Auf Hunde, Pferd' und Dirnen
Sind sie zumeist bedacht.
Verschachert wird die Jugend,
Die man gepreßt in's Heer,
Auf Bauern und auf Bürgern,
Wie liegt der Druck so schwer!

Des Glaubenskrieges Wunden
Sind ganz noch nicht geheilt,
Die volle Glaubensfreiheit,
Sie ist noch nicht ertheilt;
Statt einer Sorte Pfaffen
Da kanzeln jetzo drei:
Ein herrliches Ergebniß
Nach all der Schlächterei!

Fort, fort aus diesem Reiche, —
Fort in die neue Welt,
Wo Penn, der edle Quäker,
Das Land zu Lehen hält,
Wo keine Glaubenssatzung
Die Seelen quält und drückt,
Wo Duldung, Bruderliebe
Die Kommenden beglückt.

Und ob auch Englands König
Von Oberhoheit spricht,
Die Stärke seiner Arme
Sie reicht so weit doch nicht.
Was man mit eignen Kräften
Erringt in saurem Schweiß,
Das giebt man nicht dem König
Und seinen Schranzen Preis.

So kamen sie herüber —
Ein folgenreicher Schritt! —
Sie brachten deutsche Sitten
Und deutsches Wesen mit.
Die neue Heimath blühte;
Es folgten Andre nach;
Der Strom ist nicht versieget
Bis auf den heut'gen Tag.

Sie lehrten edlen Sinnes:
Jedweder Glaube frei!
Sie sprachen festen Muthes:
Fort mit der Sclaverei!
Sie wahrten treuen Herzens
Der alten Heimath Wort;
In Pennsylvanien's Thälern
Noch heute tönt es fort.
Und daß es nicht verhallet,
Und daß es nicht verweht,
Und daß es wohl berechtigt
Bei seinem Sprößling steht,
Deß haben wir zu achten!
Und darum sprecht und singt:
Zweihundert Jahre sind es,
Seit Deutsch im Land erklingt!

Zum vierhundertjährigen Luther-Jubiläum.

Dem kühnen Mönche soll mein Lied erklingen,
Der uns vom röm'schen Geistesjoch befreit,
Den nicht die Macht des Papstthums konnt' bezwingen,
Der stark und furchtlos im gewalt'gen Ringen,
Im Vordertreffen stand der neuen Zeit,
Der unser Volk geweckt zu neuem Leben
Und eine neue Sprache ihm gegeben.

Mit ihm verglichen, wie verknöchert stehen,
Wie stumpfen Sinnes seine Schüler da!
Sie spüren nicht des Zeitgeists mächtig Wehen,
Sie können dessen Stimme nicht verstehen,
Nicht sehn das Große, das nach ihm geschah;
Der Buchstab' knechtet sie, die schwachen Geister,
Und nicht für sie gestritten hat der Meister.

Der kühne Kämpfer, wenn er auferstände,
Was spräch' er wohl zu dieser blöden Schaar?
„Glaubt ihr, das Forschen führte ich zu Ende,
Der erst den Papst und dann die Testamente
Mit allen Fabeln hielt für unfehlbar;
Der wie an Gott so fest, so ohne Zweifel
An Hexen auch geglaubt und an den Teufel?

„Nur mühsam, langsam konnt' ich los mich ringen
Vom gröbsten Wuste, den man mich gelehrt;
Gefesselt hielt der Glaube meine Schwingen,
Ich konnte nicht durch seine Schranken dringen,
Ich, der die Schrift als Gottes Wort verehrt.
Die ersten Sprossen auf des Wissens Leiter
Erreicht' ich nur, ihr aber kamt nicht weiter!

„Vom hellen Morgen, der nun angebrochen,
Sah ich das erste schwache Dämmern nur.
Heut' würd' ich nicht mehr auf die Bibel pochen,
Heut' würd' ein andres Wort von mir gesprochen —
Vernahmt ihr's nie, das große Wort Natur?
Was sie uns lehrt, das würd' ich laut verkünden,
Was sie verschweigt, das sucht' ich zu ergründen!"

So ungefähr, nur derber würd' er sprechen,
Wie's Sitte war in jener derben Zeit,
Als er verflucht des Ablaßkrams Verbrechen,
Als er den Tetzel und den Eck, die Frechen,
Mit Paulus' geist'gen Ruthen durchgebläut,
Als er im Papst den Antichrist erkannte
Und heil'gen Zornes voll, ihn so auch nannte.

Drum lassen wir den Luther nicht verfehmen
Vom alten Feind, der noch sein Wesen treibt;
Drum lassen wir den Luther uns nicht nehmen
Von unsren Frommen, die sich lächelnd grämen,
Weil nicht die Menschheit stille stehen bleibt;
Wir Freien, wir begehen Luther's Feier,
Weil er ein Freier war und ein Befreier.

Dem kühnen Mönche soll mein Lied erklingen,
Der uns vom röm'schen Geistesjoch befreit,
Den nicht die Macht des Papstthums konnt' bezwingen,
Der stark und furchtlos im gewalt'gen Ringen,
Im Vordertreffen stand der neuen Zeit,
Der unser Volk geweckt zu neuem Leben
Und eine neue Sprache ihm gegeben.

Julius Bruck.

Geboren am 14. Oktober 1833 zu Brieg in Schlesien, widmete er sich auf den Universitäten Breslau und Berlin dem Studium der Medizin, wirkte von 1861—1863 als preußischer Militärarzt, wanderte dann nach Amerika aus und bethätigte sich zunächst während der letzten Monate des Bürgerkrieges als Assistenzarzt des New Yorker Steuben-Regiments. Im Jahre 1865 etablierte er sich als Arzt in Newark, New Jersey, übernahm dann die Redaktion der „Zickel'schen Zeitschriften" und kehrte 1889 nach Deutschland zurück, wo er noch in Leipzig lebt.

„Ahasver. Alter Sage neue Dichtung", zur hundertsten Jahresfeier der Unabhängigkeitserklärung, New York 1876. „Bunte Blüthen", Scherz und Ernst in Versen, New York 1880.

Der Mensch und seine Getränke.

Der Mensch, wenn er in's Leben tritt,
Bringt allemal den Durst schon mit,
Guckt in die Welt und schreit wie toll
Und schlückert sich das Ränzlein voll.

Die Muttermilch ihn sehr erquickt,
Bis er die Schneidezähne kriegt,
Mit denen sich ein braver Christ
Wie Vitriol durch Alles frißt.

Und sind vorbei der Jahre zwei,
Bekömmt er dicken Semmelbrei
Und Hafermus und trinkt dazu
Die sogenannte Milch der Kuh.

Und rückt heran die Scrophulos',
Ergeht's ihm wie den Eskimos,
Dann ist der kleine Saufcumpan
Im Thran, im Thran, im Leberthran.

Auch dies Getränk hat seine Zeit. —
Der Mensch entwächst dem Flügelkleid,
Und Cerevis wird durchstudiert
Und vinum saurum absolviert.

Doch Bier macht renitent und faul,
Und jeder Krätzer kratzt im Maul.
Drum dürfte wohl ein Schnäpschen
Dem Erdentapps zu gönnen sein.

Mit Einem täglich sei's gethan.
Dies hält ihn auf der Tugend Bahn,
Bis daß er irgend wann und wo
Verstirbt in dulci jubilo.

Dann wandert er als schöne Leich'
Directement in's Himmelreich,
Allwo er selig wird und bleibt
Und mit den Englein Lethe kneipt.

Gesetzt.

Gesetzt — es sei die Welt ein Garten,
Gepflegt von holder Blumenfee,
Dann laß die Blümelein nicht warten
Und pflücke dir ein schön' Bouquet.

Gesetzt — des Zufalls Ballottage
Sei allerhöchstes Weltgericht,
Dann, Freundchen, spiele Mariage
Und sonst Hasard, doch — Schafskopf nicht.

Gesetzt — es sei ein jedes Plätzchen
Im weiten Rund ein Gauklerzelt,
Dann zapple wie ein Hampelmätzchen
Als würdiger Bajazz der Welt.

Doch, wie die Welt dir auch erscheine,
Sorg' nur, daß sie dir stets gefällt;
Drum merk' vor Allem dir dies Eine:
„Eins ist für Alle diese Welt!

„Ein überaus geräum'ger Humpen,
Voll süßen Freudenweines Duft!"
Nur zugegriffen, Erdenklumpen,
Hier ist der Humpen, dort — die Gruft!

Das Lied vom tollen Hund.

Schon rückte Thomas Münzer
Gen Frankenhausen an
Und hieb die Augenblinzer
Und Grafen in die Pfann',
Da rief ein tapfrer Ritter,
Der tolle Kurt von Hund:
„Das ist ein schwer Gewitter!
Es geht die Welt zu Grund'!

„Auf meines Schlosses Söller
Verend' ich, arm und nackt,
Verzechend jeden Heller,
Bis mich der Bauer packt;
Der finde leere Taschen
Und ein zerbrochen Glas
Und statt der vollen Flaschen
Ein springend Pulverfaß!"

Da zogen wilde Horden
Mit Hellebard' und Speer,
Den tollen Hund zu morden,
Durch's weite Blachfeld her.
Der Wirth vom goldnen Becher
Zu Dürkheim in der Pfalz,
Der schickte unserm Zecher
Den „Bundschuh" auf den Hals.

„Zahl', Schlemmer, deine Schulden
Für Dürkheim's Batzenwein,
Fünfhundert güldne Gulden
Dem Becherwirth allein!"
Da höhnte Kurt, der Tolle:
„Thut meinen Gruß ihm kund —
Am Schafe scheert man Wolle,
Doch nicht am tollen Hund!

„Bringt ihm den ganzen Plunder,
Den sterbend ich verlaß'!"
Er sprach's und warf den Zunder
In's volle Pulverfaß.
Da gab's ein schwer Gewitter,
Piff! paff! — da hat's gepufft,
Da flogen Knapp' und Ritter
Und Bauer in die Luft.

Und, wo auf Bergeshöhen
Man ihre Leichen fand,
Sieht man ein Wirthshaus stehen,
„Zum tollen Hund" genannt.
„Die dort des Wein's sich freuen,"
— So spricht des Volkes Mund —
„Thun sich vor'm Wasser scheuen,
Als wie ein toller Hund!"

Sita.

(Ein indisches Nachtbild.)

Dort am Fuß der Tamarinde sank sein Haupt zur Ruhe nieder.
Aus der Tamarinde Wipfel tönen sanfte Schlummerlieder.
Friede! Friede! — Bunte Falter wiegen sich im Thau des Himmels,
Den, wie Meeresgrund die Perle, rings umhüllet nächt'ges Dunkel.
Zwischen Lotos und Lianen rollt der Glühwurm den Karfunkel,
Und ein heil'ger Gottesfriede thront inmitten des Getümmels.

Nur des Menschen stolze Seele hat dem Frieden sich verschlossen.
Auf der Gottheit Ebenbilde liegt der Erde Weh ergossen.
Bleicher Fremdling! Schwarze Träume, die am Mark des Lebens zehren,
Rufen dir zurück die Schwüre, die du brachst in Akburabad.
Sie, die Kuppler schnöder Lüste, treiben dich zur fernen Heimath
In des Shannon's grüne Thäler, und — ihr Fluch wird ewig währen.

Horch! da zieht's wie Elfenflüstern über sternerhellte Matten;
Rauschend theilen sich die Halme vor des düstern Weibes Schatten.
Von des Hauptes hohem Scheitel rinnt der Locken dunkle Welle,
Um der Lenden Rund geschlungen, prangt der Gürtel, und der Aue
Duft'ge Zier, zum Kranz gewunden, deckt die gramumwölkte Braue.
Also naht das Weib dem Fremden: „Sita — Sita ist zur Stelle!

„Küssend, kosend laß uns enden! — Im ersehnten Vaterlande
Wird dir jeder Kuß vergiftet, wird dir jede Lust zur Schande.
Doch wir scheiden! Ob hienieden wir auch nie uns wiederfänden. —
Flüchtig, kalt war deine Liebe, wie die Nacht, die sie geboren,
Trügend wie des Irrlichts Schimmer jeder Eid, den du geschworen;
Und wir scheiden heut' — für immer! — Küssend, kosend laß uns enden!"

Und auf des Geliebten Lager mit des Leoparden Schnelle
Wirft die schlanke Maid sich nieder. Der Gestirne Silberwelle
Strahlt der rachedürst'gen Wonne. Kuß auf Kuß in jähem Drange.
Sita ruft und ruft es wieder: „Liebe wird dem Tod dich weihen,
Von den Fesseln heil'ger Eide deine Seele zu befreien.
Bis zum Tode! war's geschworen. Nur der Tod erlöst vom Zwange!"

— — — — — — — — —

Durch der weiten Eb'ne Fernen hallt des Tigers mächt'ge Stimme;
Durch die Nacht erglüht sein Auge, und im letzten Kampfesgrimme
Dehnt er die gefleckten Flanken, von der Boa Kraft umschlungen.
Schillernd rollt ihr Leib sich enger um des Feindes Bug und Hüfte;
Schmerzgebrüll des müden Kämpen dröhnet durch die würz'gen Lüfte;
Blut entströmt des Tigers Rachen, und — der Tiger ist bezwungen. — —

An die braune Brust ihn pressend, hält das Weib den Mann umschlungen.
Riesenkraft entquillt dem Borne schmerzlicher Erinnerungen.
Wilder brennen Sita's Küsse, fester schmiegen sich die Glieder
Um den vielgeliebten Buhlen; Sita's wüthendem Umfangen
Will im Sprung er sich entwinden, doch, wie der Garotte Spangen,
Schließen sich des Weibes Hände, und — erdrosselt stürzt er nieder.

— — — — — — — — —

Durch der Tamarinde Wipfel blinkt des Frühroths erster Schimmer,
Rings der Berge Höh'n vergoldend, mild und freundlich, heut' wie immer.
Hoch empor den Blick gewendet, wandelt sie in stolzer Schöne,

Sita, Mörderin des Buhlen. Auf des Todten bleiche Stirne
Fällt der Demant ihrer Thräne; zur Prophetin reift die Dirne,
Und des Frühroths Strahlen grüßen ihres Wortes mächt'ge Töne:

„Bis zum Tode! war's geschworen. Nicht das Leben konnt' uns trennen!
Doch des treuen Weibes Seele will kein Grab der Liebe kennen!
Sita liebt, wie einst, dich immer, daß der Treue Schwur sie halte.
Bis zum Tode! war's geschworen. Nicht mehr werd' ich dich beweinen!
Heut' hat uns der Tod geschieden, heut' soll uns der Tod vereinen!" —
Und es sinkt ihr Haupt, zerschmettert an der Felswand von Basalte.

Die Heimstatt der Wittwe.

(Aus „Ahasver".)

Ein geräuschlos, rüstig Walten! —
Durch des Häuschens engen Raum
Schweben holde Lichtgestalten.
Wie ein wonn'ger Frühlingstraum
Freundlich lächelnd, ruht ein Knabe,
Kaum dem Gängelband entrückt,
In der Mutter weichen Armen,
Die ihn sanft an's Herz gedrückt.

Schürend des Kamines Gluthen,
Die durch harter Kohlen Schicht
Prasselnd auf- und niederfluthen
Und in bläulich Dämmerlicht
Des Gemaches Wände hüllen,
Kniet Susanna und gedenkt
Ihres Sohnes, der ermüdet
Seinen Schritt zur Hütte lenkt.

„Trübe Tage, kühle Nächte
Leiten den November ein;
Tritt der Herbst in seine Rechte,
Wird es kalt im Kämmerlein.
Welkes Laub bedeckt der Pfade
Unentwirrbar' Labyrinth,
Und den Feuerherd ersehnet,
Wer sich müht in Sturm und Wind.

„Daß der Imbiß, wohlbereitet,
Lockend ihm vor Augen steh',
Sei ein Linnen ausgebreitet,
Rein wie frischgefall'ner Schnee."
Drauf an's junge Weib sich wendend:
„Hang' am Büblein nicht so fest!
Keinen Helden wird erziehen,
Wer nicht früh vom Hätscheln läßt!

„Mache von der süßen Bürde
Frei die Arme! Meinem Sohn,
Deinem Gatten, der die Hürde
Uns beschirmt, deß schönster Lohn
Dieses Hauses heil'ger Friede,
Sei dein Sinnen zugewandt,
Und, gebührend ihn zu ehren,
Reg' geschäftig Fuß und Hand!"

Eli's Gattin, still sich neigend
Jener Mahnung, legt zur Ruh'
Das geliebte Kind, und schweigend
Naht sie der verschloss'nen Truh',
Die mit blendendem Gewebe
Ihrer Hände Fleiß gefüllt,
Und im Fluge der Minute
Ist das Tischchen weiß umhüllt.

Speisen, die vom Vorrathskeller
Und vom Kochherd sie empfahn,
Breitet sie auf ird'ne Teller,
Hell erglänzt das Argentan
Säuberlich polierter Kannen,
Wohlversorgt mit Milch und Thee,
In krystallener Caraffe
Blinkt der Quelle Panacee.

„Allen Braven Glück und Segen!"
Eli rief's; mit raschem Schritt
Eilt den Seinen er entgegen:
„Einen Fremdling bring' ich mit,
Der des Argen viel gesehen
Und gehört und lernen soll,
Daß dies schöne Land der Freien
Auch des Guten übervoll!"

Dann zum Gaste: „Die ich küsse,
Nenn' ich Mutter, Weib und Kind.
Tausend Freuden und Genüsse,
Die für Keinen käuflich sind,
Dankt ein Menschenherz der Liebe,
Die bescheiden lebt und wirkt,
Sich in stiller Hütte Dunkel,
Wie im Meer die Perle, birgt!"

Friedrich Albert Schmitt.

Geboren am 25. März 1832 in Hilchenbach, Kreis Siegen, Westfalen, und in den dortigen Schulen erzogen, widmete er sich dem kaufmännischen Fache, wurde Buchhalter in einem Bankgeschäfte in Paderborn, kam 1872 nach den Ver. Staaten, hielt sich nacheinander in Louisville, St. Louis und Kansas auf und ließ sich schließlich in Cincinnati nieder, wo er sich mit einer Wittwe verheiräthete, welche eine Färberei besaß, die Schmitt nun weiter betrieb. Er starb im Oktober 1890. Seine zahlreichen lyrischen Gedichte erschienen in periodischen Zeitschriften Deutschlands und der Ver. Staaten und gesammelt unter dem Titel „Atlantis", 4 Lieferungen, Cincinnati 1880. Außerdem lieferte er anerkannt gute Uebersetzungen englischer und französischer Gedichte, so eine vorzügliche von Edgar Allen Poe's „The Raven".

Abend auf der See.

Nun senkt die Nacht den dunklen Schleier
Mit leisen Händen auf das Meer,
Am Himmel zieht in ernster Feier
Empor der Sterne goldnes Heer;
Und auf der weiten Fläche strahlet
Und spiegelt sich ihr mildes Licht,
Gleichwie ein Traum ein Lächeln malet
Auf eines Schläfers Angesicht.

Die Wogen rauschen ernst und leise,
Denn kaum ein Hauch beweget sie —
Das ist mit seiner Zauberweise
Des Meeres Trauermelodie.
Da klingt und klagt es aus den Tiefen
Wie Glockenklang und Geisterchor,
Als ob die Todtenklage riefen
Die Wogen zu der Menschen Ohr.

Hörst du es nicht, das ernste Läuten,
Das leisen Klanges dich umzieht —
Weißt du den trauten Ton zu deuten?
Es ist des Meeres Schlummerlied.
Da möchte es wie Geisterglocken
Dem Wandermüden rufen zu,
Und ihn hinab zur Tiefe locken,
Um dort zu finden seine Ruh'. —

Wir aber steuern tiefbeweget
Einher in solcher Sternennacht,
Bis in die trunkne Seele leget
Ein Traumgebild des Himmels Pracht. —
Schlaft wohl, ihr alle, die ihr drunten
Im ew'gen Meer gebettet seid,
Die ihr ein solches Grab gefunden,
Um auszuruhn vom Erdenleid.

Die deutsche Sprache in Amerika.

Du bist kein Fremdling in der Freiheit Lande,
Mein deutsches Lied, das voll und kühn erklingt,
Und seist du ferne auch vom Heimathstrande,
Zu tausend Herzen eilst du leichtbeschwingt;
Mit allen einen dich die schönsten Bande,
Durch welche je ein hold Geschick verschlingt:
Die deutsche Sprache ist's, die uns verbindet,
Ob Lust ob Leid das Lied des Sängers kündet.

Du bist kein Fremdling; viele Millionen
Sind, fern vom Vaterland, von Herzen dein,
Und überall wo deutsche Herzen wohnen,
Bist du ihr Kleinod, du ihr Edelstein!
Wir beugen uns nicht mehr vor Fürstenthronen,
Vor dir, o Muttersprache, nur allein.
Mit jenem ersten Lied, das hell erklungen,
Hast du auch hier das Bürgerrecht errungen.

Was kann, wie du, so warm und hold erklingen,
Zu preisen, was da groß und schön erblüht?
Was kann, wie du, so wunderbar besingen,
Was in der Seele tiefverborgen glüht?
Ihr, deutsche Laute, könnt das Herz bezwingen,
Denn ihr allein seid Seele und Gemüth!
Ihr seid die edelste von allen Gaben,
Die wir an diesen Strand getragen haben!

Mögt ihr die kühnen Pioniere preisen,
Die fleiß'ge Hand, die froh die Scholle baut,
Den, der da schürft der Berge Gold und Eisen,
Den, der da forschend zu den Sternen schaut, —
Ich lieb' auch sie: singt ihnen Ruhmesweisen,
Doch ich will preisen deutscher Sprache Laut!
O, mög' es blühen, wachsen und gedeihen!
Mein bestes Kleinod, in dem Land der Freien!

Hymnus an die Sonne.

Donnernd öffnen sich die Thore der Nacht,
Und mit göttlicher Hoheit bekleidet
Trittst du hervor, ewige Sonne,
Phoibos Apollon!

Du sendest Strahlengarben
Durch den dämmernden Aether,
Und die himmelragenden Berge
Schmückst du mit feurigen Kronen.
Ueber die Fluthen des Meeres
Flammen deine funkelnden Strahlen,
Und der Himmel hüllt sich in Purpur,
Ein Königsmantel, o Sonne, dir!

Wenn aber deine Blicke
Hinabwallen in die Thäler,
Und die Wälder küssen am Bergeshange,
Dann rauschen sie auf, wie zum Gruße,
Und die Nachtigall verstummt vor deiner Majestät;
Von deinen Strahlen geweckt,
Erhebt sich die Lerche, der Herold des Tages,
Aus dem wogenden Saatfeld,
Und steiget auf mit freudigem Liede,
Sich in deinem Lichte zu baden.

Du, Phoibos Apollon, bist die Kraft und das Leben,
Das Licht und die Wahrheit!
Um dich kreisen mit Sphärengesang
Die Gestirne des Weltalls,
Deine leuchtenden Kinder;
Du hältst durch Aeonen
Im Arm deine Kinder,
Die wandelnden Sterne,
Daß sie nicht sich verirren
Im unendlichen Raum.

Auch die Erde, die liebliche,
Ist deiner Kinder eins;
Du hieltest von Anbeginn
Mit liebenden Händen sie
Und wecktest das Leben
Auf ihr, der öden.

Jahre, zu viel, sie zu zählen,
Schaust du auf sie herab,
Und das Treiben der Menschen,
Die deines Lichtes sich freuen.
Völker sahst du entstehen
Und Könige herrschen,
Von denen keine Kunde uns blieb;
Auf zu dir blickten
Weise und Mächtige,
Deren Gedächtniß erloschen ist lange schon.

Einst weckte dein Strahl
In der Säule des Memnon
Klingende Weisen;
Dir galten die Opfer Egyptens,
Die Hymnen der Griechen,
Und deine Altäre standen
Im Lande der Perser und Römer.

Ewig und stolz ziehst du dahin, Hekatebolos,
Und der Uebermuth vermißt sich nur,
Ein Ikarus,
Dir zu nahen mit kühnem Flug.
Doch wer, deines Lichtes sich freuend,
Demuthsvoll zu dir aufschaut,
Dem zeigst du die Herrlichkeit,
Die auf dem Erdball ausgebreitet,
In Klarheit und Fülle.

Donnernd öffnen sich die Thore der Nacht,
Und wiederum heute
Strahlst du im Lichtglanz;
Freudig begrüßt dich die Hymne des Dichters,
Apoll Musagetes.

Nie hat mein Haupt an deiner Brust geruht.

Nie hat mein Haupt an deiner Brust geruht,
Nie hat mein Mund von Lieb' zu dir gesprochen,
Und doch verräth sie meiner Wangen Gluth,
Und doch verräth sie meines Herzens Pochen.

Nie unter Andern hast du mich erkannt,
Nie konnt' ich Lieb' in deinen Augen lesen;
Du hast aus deiner Nähe mich verbannt,
Und wußtest doch, wie lieb du mir gewesen.

Nie hat dein Herz gelauscht den Melodien,
Die bang der liederreiche Mund gesungen —
Ich bin zu stolz, im Staub vor dir zu knien,
Doch ist von Lieb' zu dir mein Herz durchdrungen.

Sterne und Streifen.

Im Morgenwind in der Sonne Gold
Der Freiheit heiliges Banner rollt;
Sein Rauschen tönet wie Adlerflug
Um Alpenhäupter im Siegeszug.
Es klingt wie das Rauschen im Urwaldsdom,
Es klingt wie das Brausen im Felsenstrom,
Es klingt wie die Brandung am Klippenstrand,
Von See zu See und von Land zu Land:
Freiheit, Freiheit!

Wie die ewigen Sterne vom Himmelszelt
Herniedergrüßen zur träumenden Welt,
Wie im blauen Aether ihr Licht erglüht
Erfreuend, erhebend das Menschengemüth,
So grüßen die Sterne des Banners, wenn hold
Es den staunenden Blicken der Völker entrollt,
So kündet ihr Anblick vom heiligen Hort
Dem Lande der Freien das herrliche Wort:
Freiheit, Freiheit!

So zog es voran einst der Väter Heer,
Als die Knechtschaft dräute und Fesseln schwer,
So hat es ermuthigt die Kämpfer im Streit,
So hat es die Waffen der Krieger gefeit,
So hat es die heilige Lohe geschürt,
So hat es zum herrlichen Sieg sie geführt,
So hat es gewährt ihnen köstlichen Lohn,
So hat es geheiliget der Union
Freiheit, Freiheit!

Ihr Sterne so hehr und ihr Streifen so hold,
O, rauschet zum Feste, o rauschet und rollt,
Und kündet den Kindern und Enkeln es an,
Was einst um die Freiheit die Väter gethan!
O, rollet und rauschet ein ewiges Lied,
Daß tief in den Herzen es woget und glüht,
O, rollet und rauschet, dem Segen geweiht,
Ob dem Lande der Freien in Ewigkeit!
Freiheit, Freiheit!

Ave Maria.

Am Pfingstfest war's; des Frühlings ganze Pracht,
War in dem Wald und auf der Flur erwacht;
Die Rosen flammten purpurroth am Strauch,
Entfacht von Liebesgluth im Lenzeshauch,
Und mächtig rief der Domesglocken Schallen
Den Menschen zu, zum Haus des Herrn zu wallen.

Am Dom ging ich vorüber im Gedränge
Der festgeschmückten gläubigfrommen Menge;
Schon mischte rauschend sich der Orgel Ton
Dem Klang der Lieder in der Prozession,
Und von dem Thurm mit feierlichem Locken
Erklang darein der helle Ruf der Glocken.

Ruft ihr mich auch? Wohlan, ich trete ein
Am Fest des Geistes. Soll ich denn allein
Beim Liebeshauch der süßen Frühlingsluft
Dastehen ohne Frieden in der Brust?
Soll ich denn nicht verspüren jenes Wehen,
Das einst in Flammen auf die Zwölfe fiel?
Mag denn nicht heut' ein Wunder mehr geschehen,
Das meinem Geiste Richtung giebt und Ziel? — —

Die Menge kniete; Weihrauchwolken zogen
Am Knauf der Säulen, schwebten zu den Bogen,
Und wallten bläulich über dem Altar
Wie Nebelbilder kraus und wunderbar.
Der Priester grüßte segnend die Gemeinde,
Die Orgel rauschte zu dem Chorgesang,
Der mächtig von den Tausenden erklang,
Die Glaube und Gewohnheit hier vereinte.

Ist es der Glaube, der hierher mich führte,
Der mir im Orgelklang die Seele rührte?
Ach, längst verlernt' ich, kindlich zu vertrauen,
Die Zweifel zogen in die Brust mir ein, —
Es waren nur die mächt'gen Melodei'n,
Und nur die Lust, des Volkes Thun zu schauen.

Ich kniete nicht; an einer Säule stand
Ich halbverborgen nah' der Seitenwand
Des herrlichen Gebäudes, dessen Scheiben
In mannigfalten Farben glühten mild —
Ich dachte an ein liebes Engelsbild,
Deß Züge stets mir vor der Seele bleiben. — —

Unselige Gedanken, weichet fort!
Verfolgt mich spottend nicht an diesen Ort!
Ich konnte ihre Liebe nicht erwerben —
Es stößt der Glaube feindlich mir das Glück,
Von ihr geliebt zu werden, kalt zurück —
Mag denn die Hoffnung wie mein Glaube sterben!

Da, welch ein Klingen! Von dem Chor erscholl
Der Messe mächt'ges Tonbild seelenvoll;
Es dankte jubelnd in dem Gloria
Dem Gott, der in dem Dom den Seinen nah',
Und den im Credo innig sie bekennen,
Den mit dem Sohn und Geist sie einig nennen.

Und eine Stimme hob sich glockenrein
Dann aus dem Tongewirr der Melodei'n —
Ich hob den Blick — sie klang aus jenem Munde,
Dem ich so selig lauschte manche Stunde.
Der Jungfrau galt das wunderbare Lied,
Zur Jungfrau hob die Jungfrau ihr Gemüth,
Wie zu dem Lichte hebt die Rose sich; —
Du süße Maid, o bete auch für mich,
Für mich, den Armen, zu der Jungfrau Sohn!
Ich grüße dich bei deines Liedes Ton —
Ave Maria!

Ich grüße dich, Maria! Gott mit dir,
Gesegnete, du, aller Frauen Zier!
Ach, wie unendlich bist du von mir fern!
Ich grüße dich, du meines Herzens Stern!
Ora pro me!

Ich grüße dich, du Reine, mit dem Ton,
Der deinen süßen Lippen ist entflohn;
O, nimm des Sängers Opfergabe hin,
Ich grüße dich, du Herzenskönigin!
In meinem Herzen wohnt dein Bild allein,
O, bete, daß sich lindre meine Pein!
Ave Maria!

Gieb Frieden, Frieden, meiner Seele du,
Führ', Jungfrau, mir das Herz der Jungfrau zu!
Ich grüße dich und sie und deinen Sohn,
Den Friedensfürsten mit der Dornenkron'!
Ave Maria!

— — — — — — —

Die Messe ist beendet; vom Altar
Erklingt des Priesters Stimme laut und klar.
Ein pax vobiscum spricht er feierlich,
Doch ach, sein Gruß hat Friede nicht für mich;
Mich martern Liebesgluth und Zweifelsflammen —
Brecht, ihr Gewölbe, über mir zusammen!

Max Eberhardt.

Geboren den 12. Juni 1843 zu Germersheim in der Rheinpfalz, kam er mit seinen Eltern 1852 nach New York, wo er die öffentlichen Schulen besuchte, studierte dann von 1857 an die Rechtswissenschaft in Cincinnati und etablierte sich daselbst als Advokat, siedelte 1868 nach Chicago über, wo er sich der Advokatur widmete und seit vielen Jahren das Amt eines Friedens-

und eines Polizeirichters bekleidet. Seine Gedichte erschienen in Zeitschriften; ebenso seine trefflichen philosophischen Arbeiten, von denen besonders hervorzuheben sind: „Die Kunst in ihrer Beziehung zum kulturhistorischen Zielpunkte der Gegenwart", „Die Rechtsstellung des Weibes innerhalb der Ehe", „Die Urgesellschaft und die Anfänge des Eigenthums", „Sozialistische und communistische Bewegungen im Alterthum", „Deutsch-amerikanische Geschichtsschreibung".

Vor der Heimfahrt.

Ich bin allein; dort hinter mir die Hügel,
Die von des Sommers letztem Grün bedeckt,
Der Bäume Zug, der wechselnd sich erstreckt
Nach Ost und West, wie kühngeschwungne Flügel;
Vor meinen Füßen hier die Wellenfluth,
Die an des Ufers Brust mit leisem Schauern,
Gleichwie in stillverhaltner Liebesgluth,
Sich drängt und hebt, als sollt' es ewig dauern.

Und über mir der Sterne nächtlich Funkeln,
Das endlos in dem tiefen Blau erglüht
Und meinen Blick so magisch aufwärts zieht,
Als könnte nichts die Seele hier verdunkeln,
Im Sternenlicht das tiefste Leid vergehn;
Ja, wie mein Aug' in seinem Glanz verweilet,
So kann das Herz den lichten Trost verstehn,
Der seinen goldnen Zauber mit ihm theilet.

Nun zieht, wie eine Seele frei des Leibes,
Von Osten Luna her in stiller Pracht,
So rein und sieghaft leuchtend durch die Nacht,
Gleich wie ein Blick vom Aug' des echten Weibes.
Sie schwebt heran, es wallt ob Berg und Thal
Ihr Silberschleier hin, durch den im leisen
Verweben jetzt die Sterne allzumal
Sie ziehn in tausend diamantnen Kreisen.

Auch um mein Haupt, das wonnig in Gedanken
Von Liebe schwelgt, zieht sich der holde Schein.
Es wird mir leicht bis tief in's Herz hinein,
Von all' dem Glanz, den meine Augen tranken. —
Ich schaue dich, mein süßes Lieb, daheim
Im leichten Schlaf die Glieder hingegossen,
So voll der Seligkeit, gleich wie der Keim,
Der träumend birgt in sich die künft'gen Sprossen.

Wie dich kein zweites Auge jemals schauet,
So seh' ich dich, wie du so rein und hold
In Träumen ruhst, dein Antlitz sanft bethauet
Vom Mondenglanz und deiner Locken Gold.
Und horch! mir ist's, als hörte ich ein Wort,
Das ich schon oft vernahm in süßen Stunden:
Für alle Zeit und stets an jedem Ort
Sind wir, o Freund, in Liebe fest verbunden! —

Wir sind's. — Ich bin allein; doch innig fühle
In meinem Busen ich die holde Macht,
Die mich am lauten Tag, durch stille Nacht,
Dir immer näher bringt und meinem Ziele.
Und wie der Kahn dort wiegend sich bewegt,
Und wie zum andern Ufer mahnt der Ferge,
So ist's die Hoffnung, die mich vorwärts trägt,
Und unser Glück, das ich im Herzen berge.

Caspar Butz.

(Ein Nachruf.)

Ein schönes Scheiden ist's, wenn dort am Hügel
In stiller Gluth die Abendsonne sinkt,
Das tiefe Roth auf feuchtem Wasserspiegel
Des nahen Stroms hinsterbend sprüht und blinkt.
Es ist ein Scheiden ohne Schmerzenswunde,
Neigt sich das Aug' dem letzten Strahle zu,
Es geht der Menschengeist zu dieser Stunde
In seinem Lichte williger zur Ruh'.

Und doch, so schön es ist, es war beschieden
Nun dir, dem Freunde, noch ein schöner Loos:
Du gingest ein zur letzten Rast, zum Frieden
Im Glanz des Morgens, der sich aus dem Schooß
Der Nacht erhob und auf des Dichters Stirne
Mit sanfter Gluth den ersten Strahl gedrückt,
Mit duft'gem Glanz, wie die bethaute Firne,
Dein fiebernd Haupt zur letzten Stund' beglückt.

Bist du ein Dichter doch des lichten Tages,
Dem er sein Frühroth um die Schläfe flicht,
Ein Dichter du des wahren, echten Schlages,
Dem es erglühend in die Seele bricht:
Das Licht der Freiheit, ein begeistert Werben —
In jedem Liede tönt's mit frohem Muth —
Ein herzhaft Kämpfen, auch ein willig Sterben
Um ein gar hohes, um der Freiheit Gut!

Wie ehemals die Fahne hochgehalten
Des freien Menschenthums des Jünglings Hand,
Wie deines Auges Blitze ihr Entfalten
Begrüßten drüben einst im Vaterland:
So warst du hier ein kampfbereiter Streiter
Beim ersten Schritt im Lande deiner Wahl,
Sahst du auch schwinden weit und immer weiter,
Dem früh dein Sehnen galt — das Ideal.

Dir war des Ideales reiner Schimmer
Auch fern vom Vaterland das echte Gold,
In seinem Dienst ein Ritter, warbst du nimmer
Um gleißend Erz, nie um gemeinen Sold;
Drum in der alten Heimath süßen Lauten
Sei deinen Manen unser Dank gebracht,
Daß in dem Dom, woran Geschlechter bauten,
Du stets die reine Flamme angefacht.

Wie hast du oft im stimmungsvollen Liede
Gefeiert hier den Kampf der treuen Schaar,
Die in zwei Welten stets in Reih' und Gliede
Der Freiheit Hort und ihre Stütze war;
Fiel einer aus der dichten Kampfesreihe,
Sein Herzblut spritzend auf den feuchten Grund,
Dann rief dein Saitenspiel zur stillen Weihe,
Die Ueberlebenden zum engern Bund.

Nun bist du stumm, nun bist du selbst gefallen!
Zwar nicht im Kampfe mit dem alten Feind,
Du hörtest nicht sein letzt' Geschütz verhallen
Auf blut'ger Wahlstatt — es hat nicht vereint
Der Tod dich hier mit deinen Kampfgenossen!
Um deine Schläfe schmiegt kein Lorbeer sich,
Doch keimen seh' ich's und im Lichte sprossen,
Was lebend nie dir von der Seele wich. —

Es wird im Herzen aller Derer blühen,
Die tief bewegt von deines Liedes Schwung,
Beim Abendstrahl, wie in des Frühroths Glühen
Stets frisch „die Rose der Erinnerung".
Und aus der Erde, fern vom Weltgetriebe,
Die deine stille Gruft nun heut' bedeckt,
Hebt sich der Geist der Freiheit und der Liebe,
Der uns das Herz zu neuen Thaten weckt.

Verschieden.

„Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein andrer."
Schiller's „Wallenstein".

Ja, keinen Dichter braucht man, um zu zeigen,
Was schön ein liebend Herz am andern findet,
Was es, vom ersten Blick, der plötzlich zündet,
Gefühlt, bis ganz es ihm sich gab zu eigen.

O leicht ist's ja, dem Zauber sich zu neigen,
Der wunderbar sich um die Seele windet!
Sind's schöne Augen, oder was ihn bindet
Nun sonst: nie kann's der Liebende verschweigen.

Und doch, was oft gepriesen man, besungen,
Sei's Auge, Mund — das ist es nicht gewesen,
Geliebtes Weib, was dir mein Herz errungen!

Drum möcht' ich still im Busen es bewahren;
O nicht im Einzelnen wär's je zu lesen —
Nur was du ganz bist, kann es offenbaren.

Für immmer!

„Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt,
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur macht sich das Bild auf dem vergoldeten Duft."
Schiller.

Ich sag' es immer mir, und immer wieder,
So oft die Brust durchstürmt ein herber Schmerz,
Du sollst verlernen nicht die frischen Lieder,
Und nie den Glauben an das Menschenherz.

Ich sag' es immer mir, zu jeder Stunde,
So oft der Zweifel will an mich heran:
Es kommt die Wahrheit nur aus deinem Munde —
Vergieb, o Mensch, so ich dir weh gethan!

Ich sag' es mir, so oft nach einem andern
Mein Herz in heißer Sehnsucht will vergehn:
Bleib' wahr und treu dir selbst, nicht alle wandern
Vorüber — eins wird auch für dich bestehn.

So sag' ich's immer mir, und immer wieder!
Und mag's in Lust sein oder herbem Schmerz,
O tönet fort und fort, ihr frischen Lieder,
Im Glauben an ein treues Menschenherz!

Otto Körting.

Geboren am 12. November 1840 in Dessau, widmete er sich der Musik, ward im 19ten Jahre schon Hofmusikus in Täglichsbeck's Kapelle zu Berlin, 1866 erster Geiger in der Kapelle von E. Bach, trat dann zu Bilse über, wanderte 1870 nach Amerika aus, wo er zuerst als erster Geiger mit Theodor Thomas die Ver. Staaten bereiste, folgte 1876 einem Rufe als Conzertmeister nach Cincinnati, wo er Unterricht in Generalbaß und im Componieren gab und sich daneben mit kritischen Arbeiten, besonders über Aesthetik der Musik, beschäftigte. Er starb 1878.

Abendempfindung.

Abenddunkel deckt der Matten
Bunt durchwebtes grünes Meer,
Bläulich zarte Nebelschatten
Schweben irrend hin und her.

Weihrauchartig Düfte steigen
Wie im Dome zum Gebet —
Wunderbares, heil'ges Schweigen,
Wenn die Erde schlafen geht!

Ferne noch ein leuchtend Wogen,
Lautlos fast — nun ganz verhallt.

Ob durch's All der Weltenbogen
Segnend Gottes Odem wallt?

Flüsternd neigen sich die Wipfel
Stolzer Riesenbäume da,
Träumend rauschet jeder Gipfel
Grüßend sein Hallelujah!

Ungelöste Frage.

Ein Wirthshaus kenn' ich, still und klein,
Da giebt's vom Rheine goldnen Wein,
Der Wirthin schmuckes Töchterlein
Schenkt flink die Feuerperlen ein.

Ich weiß nicht, wie es kommen mag,
Wenn ich mich noch so oft auch frag',
Daß ich so gern den ganzen Tag
Im trauten Stübchen sitzen mag?

Das dunkle Aug'? Das süße Naß?
Der frische Mund? Das volle Glas? —
Eh' ich die Frage recht ermaß,
Ich längst schon wieder drinnen saß.

Spielmann's Lieben.

I.

Juchhe! Ein Spielmann nur ich bin,
Mein Hab' und Gut ist wenig,
Doch denk' ich mich in meinem Sinn
Viel reicher als ein König.

Mein ist das blaue Himmelszelt
Mit all den tausend Sternen,
Mein ist die ganze, große Welt,
Bis in die fernsten Fernen.

Nicht suche ich nach Edelstein
Und Gold am Meeresstrande,
Das reichste Kleinod ist ja mein:
Das schönste Kind im Lande!

Und böt' der Kaiser selber mir
Zum Tausche seine Krone,
Ich sagte ihm: Ich danke dir,
Tracht' nicht nach solchem Lohne.

Die goldne Krone ist für dich,
Mag nimmer sie erringen!
Doch bist so glücklich du wie ich,
Will ich ein Lied dir singen.

II.

Ich ziehe durch den grünen Wald
Im Morgensonnenscheine,
Da hör' ein Flüstern ich alsbald,
Und bin doch ganz alleine.

Was ich im Stillen nur gedacht,
Mich plötzlich hell umrauschet:
Ein Veilchen sagt dem andern sacht,
Was heimlich es erlauschet.

Vom Veilchen zu der Ros' es dringt,
Zur weißen und zur rothen,
Aus jedem Strauch ein Flüstern klingt
Geschäft'ger Liebesboten.

Die Rose weckt die Lerche schnell,
Die träumend saß im Flieder,
Nun steigt sie auf und singet hell
Das schönste ihrer Lieder.

Du kleiner Vogel, flieg nur zu
Und rühre deine Schwingen,
Daß ja recht bald zur Liebsten du
Des Herzens Gruß magst bringen.

Ein Gruß an den deutschen Wald.

Du deutscher Wald, sei mir gegrüßet,
In deiner stillen Heiligkeit,
Wo recht der Frühling weht und sprießet,
Und wonnevolle Lust uns beut!
Mit deinem süß geheimen Leben,
Du deutscher Wald, sei mir gegrüßt,
Mit deinem wunderbaren Weben,
Das nur dem Deutschen sich erschließt!

Gruß dir zuerst, du deutsche Eiche!
Zum Himmel strebst du stolz und kühn.
An deinem Stamm, durch liebereiche
Umarmung ranket Epheugrün,
Ein herrlich Bild der treuen Liebe:
Nicht blickt ihr's oft in der Gestalt,
Ihr sucht's umsonst im Weltgetriebe,
Rein zeigt's euch nur der deutsche Wald.

Die Buche, deren Laubdach rauschet,
Das schattig seine Krone beut,
Hat oft dem Liebeskuß gelauschet,
Den Jüngling tauscht' und deutsche Maid.
Du Zeuge mancher holden Minne,
Sei mir gegrüßt! du deutscher Baum:
Laß unter deiner grünen Zinne
Im Geist mich ruhen wie im Traum!

Und schau' ich dann die weite Runde
Und seh' das ganze Wunderbild: —
Die Bäume all im inn'gen Bunde —
Das uns der deutsche Wald enthüllt:
Dann grüß' ich euch Bekannte alle,
Im reich geschmückten grünen Kleid;
Euch jauchzt im frohen Jubelschalle
Mein Herz in voller Seligkeit!

Auch du, der munter du und leise
Hervorspringst aus dem Felsgeröll,
Dir murmelnd selbst zum Tanz die Weise,
Dich grüß' ich, rastlos lust'ger Quell!
So grüß' ich auch der Sonne Strahlen,
Die, brechend durch die Zweige, kühn
Demantne Regenbogen malen
Auf dunklen Mooses zartem Grün!

Da springt es auf im Perlenkranze,
Bald schimmert's silbern wunderhold
Im leichten, losen Wellentanze,
Bald flammt es auf wie rothes Gold
Im wechselvollen Farbenspiele,
Wie Purpur jetzt — nun azurblau,
Fällt's im geschäftigen Gewühle
Hernieder dicht als Himmelsthau.

Und tief, wo unter'm Gras verstecket
Blauveilchen wohnt mit frommem Sinn,
Vergißmeinnicht das Köpfchen recket,
Sinkt er wie Silberperlen hin.
Wo Rosen dort verlassen trauern,
Erglühet purpurner Rubin,
Und goldne Funken niederschauern,
Wo Sternenblumen einsam blühn.

Ein jeder Grashalm ist behangen
Mit smaragdfarb'ner Herrlichkeit,
Und schlürft mit brünstigem Verlangen
Des Nektartrankes Seligkeit!
Still, Alles still! — Kein Laut erschallet,
Es ruht der Wald wie im Gebet,
Das leise durch die Wipfel wallet,
Als wenn hier Gottes Odem weht.

Horch! Töne süß und langgetragen,
Durchzittern bang' die heil'ge Ruh',
Bald schmelzend wie der Liebe Klagen,
Bald jauchzend hell dem Himmel zu.
Und höher wächst die Macht des Klanges
Im tausendfält'gen Wiederhall:
Es singt die Königin des Sanges,
Des deutschen Waldes Nachtigall!

Sie läßt ein Lied der Lieb' erklingen
Und rufet tausend Stimmen wach,
Und all die tausend Stimmen singen
Das Lied der Lieb' und Lust ihr nach,
Daß rings der ganze Wald erbebet,
Und mächtig stark, wie Harfenklang,
Durch's grüne Rund ein Tönen schwebet,
So wunderbar wie Engelssang!

Wer will zu dir den Schlüssel finden,
Du heil'ge deutsche Waldesnacht?
Wer deinen Zauber ganz ergründen
Und deine goldne Märchenpracht?
Von ganzem Herzen sei gegrüßet,
Du hehres Bild der vollen Kraft,
Wo sich die Gottheit selbst erschließet,
Wo ew'ges Leben keimt und schafft!

Rudolf Erdmann.

Geboren am 2. März 1848 zu Cincinnati, Ohio, studierte er am Miami-College Medizin, und lebt jetzt als praktizierender Arzt in Batavia, Clermont County, Ohio. Die meisten seiner Gedichte erschienen in Zeitungen und zwar unter dem Pseudonym „Rudenz Edelwarth".

An den Frühling.

O holder Frühling, kehrst du endlich wieder
Zu uns zurück aus Himmels lichter Fern'?
Wie lächelnd schwebest du auf Erden nieder,
O sei gegrüßt, wir sehn dich immer gern!

Du kleidest ja in lieblich zarte Hülle,
Was in des Winters Schleier lag erstarrt,
Und Zauber spendest du in reicher Fülle,
Bis Reiz an Reiz harmonisch sich gepaart;

Bis alle Thäler paradiesisch glänzen
Und jede Au in reichen Farben lacht,
Die Wälder grünend jeden Berg umkränzen,
Und jeden Gipfel krönet helle Pracht.

Wie fühl' ich süße Wonne mich durchglühen,
Durchweht dein Zauberhauch die enge Brust!
Hinaus in deine Fluren will ich fliehen,
Aus deiner Schönheit schöpfen sel'ge Lust!

Mit neuer Lust dann alle Pulse schlagen, —
Und wenn berauscht vom Blumen-Nektarduft,
Dann wähnt der Geist sich himmelwärts getragen,
Wähnt sich umspielt von Paradiesesluft.

Ja, göttlich ist dein wunderholdes Lächeln, —
Beseelt es doch die schlummernde Natur, —
Und himmlisch deiner Lüfte sanftes Fächeln,
Das Poesie haucht über jede Flur.

O könntest ewig du auf Erden weilen,
Doch höh'rem Machtspruch bist du unterthan,
Denn kaum gekommen, mußt du wieder eilen,
Entfliehen auf des ew'gen Wechsels Bahn.

Zwei Wälder.

Dort drüben ragt der Tannenwald empor,
So schwärzlich-grün, so ewig still und ernst, —
Was ruft der Stumme dir in's inn're Ohr?
Was ist's, das du vom Tannenwalde lernst?

„Ich stehe da, stets gleich an Farb' und Kraft,
Ich bin der Mann, der immer ernste Mann!
Was auch der Sommer und der Winter schafft,
Ich bin der alte, grüne, stille Tann!"

Am Hügel dort, wie eine Braut geschmückt,
So duftend, jugendfrisch, als wie zum Tanz,
Steht da der Buchenwald; was ihn beglückt,
Das ist der helle, frische Blätterkranz.

„Ich bin das Weib, das einmal kurz nur blüht,
Denn tausend Lieder quillen in dem Mai,
Doch, ach! die Farben bleichen. Alles flieht,
Nach kurzer Zeit ist Schmuck und Pracht vorbei!"

Durch beide Wälder mußt du wandernd gehn:
Den Mann sieh erst in seinem stillen Ernst,
Dann aber mußt du nach dem Weibe sehn,
Damit du heitre Anmuth nicht verlernst.

Theodor Häring.

Am 5. Februar 1833 zu Frickenhausen in Oberschwaben, Baiern, geboren, besuchte er das Gymnasium zu Augsburg, studierte in Erlangen und München Philosophie und Medizin, wanderte 1860 nach den Ver. Staaten aus und machte zwei Jahre als Arzt eines Wisconsiner Regimentes den Bürgerkrieg mit, praktizierte erst in Green Bay, Wisconsin, und dann seit 1867 in Bloomington, Illinois. Seit den letzten fünf Jahren hielt er sich theils in Kansas, theils in Missouri auf und praktiziert jetzt in La Grange, Cook County, Illinois.

„Gedichte", Cincinnati 1885.

Was ist das Lied?

Was ist das Lied? — Ein heller Stern,
Der neue Hoffnung niedersenket
Und in den Hafen aus der Fern'
Den sturmverschlagnen Schiffer lenket.

Was ist das Lied? — Ein Röslein hold,
Das scheu der Jüngling und mit Beben
Und mit Gefühlen rein wie Gold
Der Jungfrau beut im Maienleben.

Das Lied, es ist ein stürmisch Meer,
Wie dieses unermeßlich prächtig,
Wenn es im Zorn gewaltig, hehr,
Aufbraust und donnert laut und mächtig.

Es rauscht und strömt wie Sphärenklang
Einher auf seinen mächt'gen Schwingen,
Wenn es im vollen Chorgesang
Von Menschenmund kann aufwärts dringen.

Das Lied, es weckt wie Morgenthau
Auf Fluren, Frische in den Seelen;
Es übertrifft sein zarter Bau
Den Zauberton der Philomelen.

Es ist das Göttlichste das Lied
Von Allem, was uns ward gegeben:
Was in dem Liede rein erblüht,
Das wird durch alle Zeiten leben!

Der Normannen-König.

Hoch oben im kalten Norden
Saß stolz im luftigen Saal
Ein König der Normannen
Am wärmenden Feuerstrahl.

Wild brausten draußen die Stürme,
Ringsum lag schwarze Nacht;
Vom Meer her toste die Brandung,
Die schäumende, rauschende Pracht.

Beim Feuer saß der König
Und lauschte dem Sturmgebraus;
Der Flammen Strahlen erhellten
Die Hallen, das ganze Haus.

Da kam aus dem Dunkel gezogen
Ein Vogel durch das Thor;
Er flog im Kreis um das Feuer
Zum offenen Fenster empor.

Dann wieder in die laute,
Die rabenschwarze Nacht
Schießt er gleich einem Pfeile
Hinaus — verschwindend sacht.

Da sprach der edle Alte
Mit Locken silberweiß,
Mit sturmgebräuntem Antlitz,
Der würdige, schöne Greis:

„Dem Fluge dieses Vogels
Ein Menschenleben gleicht,
Das aus dem nächt'gen Dunkel
In's helle Dasein steigt.

Dann wieder sanft in's Dunkel
Im Tod zurück es schwebt,
Von dem wohl nie ein Weiser
Den dichten Schleier hebt."

Adolf Pohle.

Geboren am 15. November 1848 zu Bautzen in Sachsen, wo sein Vater Oberlehrer an der Bürgerschule war, kam er mit letzterem 1851 nach den Ver. Staaten, besuchte die öffentlichen Schulen in Williamsburgh, Long Island, und das Concordia-College in Fort Wayne, Indiana, bildete sich in St. Louis zum Prediger aus, mußte dies aber wegen Krankheit aufgeben, und wandte sich dem Apothekergeschäft zu, in welchem er noch heute thätig ist. Seine Gedichte erschienen meistens unter dem Pseudonym Julius Blum in St. Louiser Zeitungen.

An mein Herz.

Was jubelst du in toller Wonne,
Du thöricht, oft getäuschtes Herz —
Und fliegst, dem Adler gleich, zur Sonne,
Schwingst aus dem Staub dich ätherwärts?

Glaubst wieder du an Lieb' und Treue,
Die dich so oftmals schon verrieth,
Und singst begeistert heut' auf's Neue
Vom Glück das sel'ge Lerchenlied?

Du fürchtest nicht den Neid der Götter,
Die ungern Ird'sche glücklich sehn,
Siehst nicht am Horizont das Wetter
Des Unglücks, zornbereit, entstehn? — —

„Der Schwalbe gleich' ich, die geschieden,
Weil's Winter ward, vom trauten Nest;
Flieht sie auch hin zum wärmern Süden,
Die Heimath hielt ihr Herz doch fest!

Und kehrt der Lenz im Norden wieder,
Sucht auch ihr Flug den heim'schen Ort,
Und läßt im alten Nest sich nieder,
Draus sie vertrieb der rauhe Nord.

Ob einst auf solchen Wanderzügen
Die Schwinge mir erlahmt und bricht;
Mag's sein: Ich m u ß zur Heimath fliegen;
Denn ohne Liebe leb' ich nicht!"

Heinrich Lange.

Am 10. Februar 1836 zu Bremen geboren, widmete er sich der Handelswissenschaft und ging 1854 nach Amerika. Hier studierte er später Medizin und praktizierte mehrere Jahre hindurch als Arzt in New Albany, Indiana. Darauf errichtete er daselbst eine Buchdruckerei und gab eine Zeitschrift heraus. Im Jahre 1874 kehrte er nach Bremen zurück und starb daselbst am 28. März 1874.

„Gedichte", erster Band, New Albany, Indiana, 1867. „Gedichte", zweiter Band, ebendaselbst 1869.

Paul Loebel.

Ein junger, begabter deutsch-amerikanischer Schauspieler und Komiker, welcher in den 70er und 80er Jahren in verschiedenen Theatern Chicago's auftrat, und in Baltimore und anderen Städten an Zeitungen arbeitete. Leider verfiel er der Schwermuth und vergiftete sich schließlich in Davenport. Seine Gedichte verrathen viel Talent, z. B. das ergreifende Gedicht „Ein soziales Nachtstück".

„Gedichte" von P. Loebel, Chicago 1879.

Hugo Schlag.

In Saugershausen am Hardt 1838 geboren, wurde er Buchdrucker, durchreiste als solcher Deutschland, namentlich die Stätten, auf welchen sich der große Bauernkrieg abgespielt hat, kam 1868 nach den Ver. Staaten, wo er in verschiedenen Städten als Setzer arbeitete, und starb in New York 1886. Seine Gedichte erschienen in St. Louiser und New Yorker Zeitungen.

„Thomas Münzer", Trauerspiel in 4 Akten, New York 1884.

Wilhelm Riggert.

Am 18. März 1852 zu Stadorf bei Lüneburg, Hannover, geboren, besuchte er die Handelsschule in Celle, kam 1873 nach Amerika, hielt sich erst in Reedsburg, Wisconsin, auf und lebt jetzt als Geschäftsführer in Wabasha, Minn.

„Stunden der Dämmerung", Knospen deutsch-amerikanischer Lyrik, Reedsburg 1879.

Frank Siller.

Francis von Siller wurde geboren am 27. Mai 1833 zu St. Petersburg von deutsch-russischen Eltern, besuchte das Gymnasium zu Dorpat, kam mit seinem Vater 1850 nach Amerika und arbeitete erst auf einer Farm. Unter großen Schwierigkeiten gelang es ihm, sich emporzuarbeiten und sich daneben weiter auszubilden. Im Jahre 1883 zog er sich nach einer schweren Krankheit vom Geschäft zurück, verbrachte fünf Jahre in Berlin und lebt jetzt den Sommer in Milwaukee und den Winter in Gotha, Florida, wo er der Orangenkultur obliegt. Er schrieb viel für Zeitungen, namentlich über Fragen der National-Oekonomie.

„Reisebriefe aus dem Süden." „Lieder und Sprüche" aus dem Volke für das Volk, München 1887. „Ethik der Volksherrschaft in Amerika", 1887. „The Song of Manitoba and other Poems", Milwaukee 1888. „Blick in den amerikanischen Dichterwald." „Longfellow's Evangeline", in's Deutsche übersetzt, Milwaukee und München 1879.

Die Zauberharfe.

Im grauen Alterthume,
Im fernen Morgenland,
In eines alten Zaub'rers
Verlaßner Höhle, fand
Man eine Zauberharfe,
Auf deren goldnem Rand
In schön geformten Zügen
Folgende Inschrift stand:

„Ich bin ein köstlich Kleinod,
Besitz' geheime Kraft,
Die dem, der mich entzaubert,
Ein dauernd Glück verschafft;
Doch kann's nur dem gelingen,
Der durch des Lied's Gewalt
Den Ton in mir erwecket,
Der nimmermehr verhallt."

Da ward ein Fest gehalten;
Drei Sänger wollten gern
Der Harfe Macht entfalten, —
Sie kamen von nah und fern. —
Zwei waren alt und erfahren
Und Meister im Gesang:
Der dritte, ein Jüngling an Jahren,
Schien schüchtern, still und bang.

Der erste griff in die Saiten,
Daß bebend die Harfe erklang;
Der Griechen Götter und Musen
Verherrlichte sein Gesang.

Begeistert zollte die Menge
Ihm reichen Beifalls Lohn,
Doch wie des Liedes Klänge
Verhallte der Harfe Ton. (Heidenthum.)

Dann kam der zweite Sänger,
Sein Aug' war klar und licht.
Er sang in edler Weise
Ein Lied von Recht und Pflicht.
Und ernste Männer lohnten
Mit Beifall den Gesang;
Doch mit des Sängers Stimme
Der Harfe Ton verklang. (Judenthum.)

Nun nahm bescheiden der Jüngling
Die Harfe in die Hand;
Er war nur schlicht gekleidet,
Und rauh war sein Gewand;
Doch war sein Antlitz edel;
Es paarte sich darin
Mit weiblich holder Milde
Ein männlich starker Sinn.

Ihm drang aus vollem Herzen
Und innerstem Gemüth
Mit Freuden und mit Schmerzen
Der Liebe höchstes Lied:
Das Lied der Menschenliebe,
Beständig, edel, rein;
Das Lied der heil'gen Liebe,
Die wir der Gottheit weih'n.

Die Menge lauschte stille,
Und nach dem letzten Wort
Da tönten noch in Fülle
Der Harfe Saiten fort.
Das Lied, das er gesungen,
Durch alle Welt erschallt;
Noch ist es nicht verklungen,
Der Ton ist nicht verhallt. (Christenthum.)

Vor der Lauterbrunner „Jungfrau“.

Der schönste Berg im freien Schweizerlande
Bist du, o Jungfrau, im Krystallgewande!
Im Abendscheine leuchten deine Spitzen,
Gleich hehren wolkenhohen Göttersitzen.
Dich schauend, strebt das Auge himmelan,
Als suchte es zur Gottheit seine Bahn!

Fern über'm Meer hab' Berge ich erstiegen,
Zu deren Füßen Wolkenmassen liegen,
Die wallend tief sich unter mir verflochten,
Mit Blitz und Donner mächt'ge Schlachten fochten.
Doch keiner schien mir herrlicher als du,
Doch keiner so das Wunderbild der Ruh'!

Der Ruhe? — Horch! Welch fürchterlich Getöse?
Dort rollt herab in unheilvoller Größe
Vom Gletscherhange die Lawinen-Masse
Und deckt mit Felsgeröll und Schnee die Straße.
Hast du schon oft die Senner so geschreckt,
Mit Trümmern ihre Werke überdeckt?

Birgt mächt'ge Alpenhöhe keinen Frieden,
Ist Ruh' dem tiefen Thale nicht beschieden,
Wo wird dem müden Wandrer je auf Erden
Nach sturmbewegtem Leben Ruhe werden?! —
In's tiefste Inn're raunt dein Geist mir zu:
Ist nicht im Herzen — ist im Grabe Ruh'!

Der Geist des Niagara.

Habt ihr gehört von dem grausigen Geist,
Der Nachts die Niagara-Fälle umkreist?
Er gleitet hinunter, er hebt sich empor
Und flüstert manch düster Geheimniß in's Ohr
Unglücklicher Menschen, die lauschen
Bei Nacht des Niagara Rauschen.

Es übet auf den, der in finsterer Nacht
Den Fällen sich nähert, berückende Macht,
Und weh', wer ihm lauschte, zu nah' ihn gesehn,
Den lockt' er hinunter, um den war's geschehn:
Den ließ von den tobenden Wellen
Er jach an den Felsen zerschellen.

Am Rande der Fälle, da ist ein Platz,
Da stürzen die Wasser mit mächtigem Satz
Hinab — nur ein niedriger steinerner Wall
Trennt hier den Wandrer vom dröhnenden Fall,
Beugt hier er sich über die Mauer,
So faßt ihn ein schwindelnder Schauer.

An diesem Ort, an Niagara's Rand,
In dunkeler Nacht ein Wanderer stand,
Sie All', die das Leben einst werth ihm gemacht,
Entriß ihm der Tod, und finstere Nacht
Lag brütend auf all' seinem Sinnen,
Er wußte nicht, was zu beginnen.

Er lauschte dem tosenden Wasserfall,
Er lauschte dem bebenden Wiederhall,
Er horchte hinab in den tiefen Abyß,
Da tönt' es empor: „O Ruhe, wie süß,
Du löschest im lodernden Herzen
Enttäuschung mit all' ihren Schmerzen!“

„ „Was rufen die rauschenden Wasser mir zu? —
Was wisset ihr rastlosen Wellen von Ruh'?“ “ —
„Das Wasser, die Wellen, die sind es nicht,
Ich, Geist des Niagara, bin es, der spricht,
Und ist es dein ernstes Begehren,
So kann ich dir Ruhe gewähren!“ —

Dem Wanderer brennt es im Busen so heiß,
Der Tiefe entsteigen Gestalten so weiß,
Sie heben sich höher, sie locken ihn an,
Da tritt er ganz nah' an die Mauer hinan
Und fleht mit erhobenen Armen
Zu ihnen, sich sein zu erbarmen.

Er springt empor auf der Mauer Rand
Und streckt nach den weißen Gebilden die Hand;
Er sieht seine Gattin, er sieht sein Kind,
Dann wird es ihm vor den Augen blind:
Er stürzt hinab in die Wogen
Und ward in den Abgrund gezogen.

„Verspielt hast du, Schwacher, des Lebens Gewinnst!"
Hohnlachte nun plötzlich das Wassergespinnst,
„Denn wisse: Wer selbst dies Leben sich nimmt,
Ist nicht für ein besseres Dasein bestimmt;
Du fielst gar leicht mir zum Raube,
Wo blieb dein besserer Glaube?!"

Zwei Sonnette.

Europa! Land, dem tausende von Jahren
Die Schätze der Kultur und Kunst verliehen,
Drin Menschenrassen wundervoll gediehen
Und suchten, Altherkömmliches zu wahren;
Wie oft bestandest du des Kriegs Gefahren,
Und kämpftest, dem Ruin dich zu entziehen;
Doch kannst du noch dem Einfluß nicht entfliehen
Des steten Wachsens deiner Kriegerschaaren!

Und warum ist's, daß trotz des vielen Schönen
Der Wissenschaft und Kunst, die sonst versöhnen,
In deinen Grenzen heut' fast keine Spur
Von Völker-Eintracht wohnt, trotz der Kultur?
Es ist, weil von Geschlecht du zu Geschlecht
Dem alten Wahlspruch huldigst: „Macht giebt Recht!"

Columbia! Neuer Welttheil, der dem alten
In Vielem nachsteht, dir ist's doch gelungen,
Vom Lichte wahrer Freiheit tief durchdrungen,
Aus vielen Völkern ein Volk zu gestalten,
Und nationale Größe zu entfalten
Aus Menschenmassen, die, von Noth gezwungen,
Die alte Welt verließen und dem jungen
Thatkräft'gen Staatenbund entgegenwallten!

Zwar half dir deine weite Ländermasse,
Die nun Abkömmlinge fast jeder Rasse
Als freie Bürger ungestört bewohnen;
Doch könnt' auch deine Wohlfahrt leicht noch wanken,
Wenn du nicht treu bleibst deinem Grundgedanken:
„Freiheit beruht auf gegenseit'gem Schonen!"

Henry Wadsworth Longfellow.

(Bei Uebersendung der „Evangeline"-Uebersetzung.)

Das milde Licht, das schon im Lenz des Lebens
In rosig schöne Pracht die Welt uns hüllt,
Das, sanft erwärmend, uns die jungen Herzen
Mit Glaube, Liebe und mit Hoffnung füllt;

Das schöne Licht, das in des Lebens Sommer
Selbst durch Gewitterwolken oft uns strahlt,
Und lieblich leuchtend, wenn der Sturm vorüber,
Die Wolken noch mit Silberglanz ummalt;

Das warme Licht, das in des Herbstes Tagen
Uns den Genuß des Lebens noch versüßt,
Dank dessen holden, reinen Wonnestrahlen
Noch frisch das Blut durch unsre Adern fließt;

Das klare Licht, das selbst bis in den Winter
Dem Herzen oft noch Frühlingswärme lieh
Und Jugendfrische dem ergrauten Haupte,
Das, edler Dichter! ist die Poesie.

Das heil'ge Licht nährst du auf deinem Herde,
Als sei's der Gottheit ew'gem Dienst geweiht,
Dich wird's umleuchten bis zum letzten „Werde"
Und hin dich führen zur Unsterblichkeit!

Epigramme.

Hörst über Jemanden Schlimmes du reden, so zweifle an Jenem,
Welcher das Schlimme dir sagt, mehr als an dem, den es trifft.

Wahrheit ist schwaches Gewürz für Menschen, denen zur Kurzweil
Nachbars Treiben und Thun geistiges Streben ersetzt.

Männer von Geist erscheinen verschlossen oft in Gesellschaft;
Wird doch ein Meteor, fällt es zur Erde, ein Stein.

Er ist der Wackerste nicht, der sich rühmt, er sei nimmer gefallen:
Schnell sich erheben vom Fall, zeiget den tüchtigen Mann.

Nimmer erkennet der Mensch sich leichter, als wenn es ihm schlecht geht,
Wenn ihn kein Schmeichler bethört, eigene Kraft nur ihm hilft.

Wer das Vergnügen nicht kennt, in Anderen Gutes zu sehen,
Hat eine würdige That selten im Leben vollführt.

Uebst du Genügsamkeit, so lebst du in wahrhaftem Luxus:
Denn wer sich Vieles versagt, freut sich des Wenigen mehr.

Sorglos rüttele nie an altherkömmlicher Sitte,
Nicht, bis du Bess'res dafür aufzuweisen vermagst;
Denn der Gesellschaft Gebäude verträgt nicht Risse und Lücken:
Fügst keine besseren du ein, brich nicht Steine heraus.

Zwiefach erscheint das Talent des gern gelesenen Dichters:
Daß er Geläufiges neu, Neues geläufig uns macht.

Mäßig gegessen und gründlich verdaut,
Hat manchen gesunden Körper gebaut;
Mäßig gelesen und gründlich durchdacht,
Hat manchen Geist zur Reife gebracht;
Zu viel essen und zu viel lesen,
Ist vieler Menschen Verderben gewesen.

Otto Soubron.

Am 15. Februar 1846 zu Bremen geboren, kam er schon als Knabe mit seinen Eltern nach den Ver. Staaten und zwar nach Milwaukee. Er war in den verschiedensten Berufsarten thätig, mußte sie aber aufgeben, da er sehr kränklich ist, und beschäftigt sich nun literarisch, namentlich mit der Bearbeitung deutscher Dramen für die englische Bühne.

„Souvenir", Gedichte, Milwaukee, 1878. Von den Dramen sind zu nennen: „Ein Communarde", „Asa Groot", „Ein Yankee", „Leidenschaften", „Land", „Die Versuchung" u. s. w.

Aus tiefstem Herzen.

Kannst du, mein Lied, den Ton nicht finden,
Der heiß durchschauert und durchbebt,
Tief aus des Herzens dunklen Gründen
Die Leidenschaft zum Lichte hebt? —

Du sollst die Seele ihr umfangen,
Empfangen sie mit Geisteskuß,
Daß sie mit bangendem Verlangen
Dir liebetrunken lauschen muß!

Dein Ton, mein Lied, soll sie umspinnen,
Umschmeicheln süß die Sinne ihr; —
In süßem Schmerz, in heißem Minnen,
Verzehre sich ihr Herz nach mir!

Dann magst du, Lied, es leis ihr sagen,
Daß meine Liebe für sie glüht —
Ein Rosenstrauch in Sommertagen,
Der flammend ihr entgegenblüht.

Trübes Wetter.

Trübes Wetter, trübe Sorgen
Und umdüstert Aug' und Sinn;
Welke, falbe Blätter fallen —
Hoffnung sinkt auf Hoffnung hin!
Grämlich wie der graue Morgen,
Seh ich's welken und verblühn,
Und wie fluggelähmte Vögel,
Die Gedanken traurig ziehn.

Ziehen hin auf öden Wegen,
Wo kein Sang ermunternd schallt,
Ueber kahle Stoppelfelder
Nach dem alten, trauten Wald.
Ach! sein liebes, muntres Regen,
All' sein Jubel ist verhallt!
Die entlaubten dürren Aeste
Sehn mich an, so starr, so kalt!

Murren hör' ich ihn und klagen,
Weil sie fliehn sein luftig Zelt,
Weil die Vögel weiter ziehen,
Wenn das Laub vom Baume fällt. —
Lieber Wald, wir müssen's tragen:
Die im Lenz sich uns gesellt,
Fliehen vor den Wintertagen —
Wald, das ist der Lauf der Welt!

Rückwärts.

Rückwärts, fließt rückwärts, ihr Wogen der Zeit,
Bringt mir die Jugend, die herrliche, wieder,
Singt mir die alten Sagen und Lieder,
Strahlend erhebe dich, Kinderzeit.
Mutter, o Mutter, auch du kehr' zurück!
Küsse hinweg mir den Kummer, die Sorgen —
Lächelnd vertröste, wie einst, mich auf morgen.
Drück mich an's Herz dann mit zärtlichem Blick.
Wiege, wie einst, mit dem Lied mich zur Ruh':
„Schlafe nur Bübchen, mein Bübchen bist du!"

Nichts kommt auf Erden den Müttern doch gleich!
Mütter, nur Mütter kennen die Herzen;
Mütter verstehen der Kinder Schmerzen,
Sie, die an selbstloser Liebe so reich!
Rückwärts, fließt rückwärts, ihr Wogen der Zeit!
Bringt mir die Jugend, die herrliche, wieder,
Singt mir die alten Sagen und Lieder,
Strahlend erhebe dich, Kinderzeit!
Wiege, wie einst, mich, Mutter, zur Ruh':
„Schlafe nur Bübchen, mein Bübchen bist du!"

Wie glücklich würd' ich sein!

Am Waldessaum, von Feldern umgeben,
Ein Landhaus steht, umsponnen von Reben.
Wohl in der Thür, unter lockigem Haar,
Blitzen zwei Augen gar wunderbar.
Ein träumendes Mädchen sehnt sich hinaus
Aus dem rebenumwachsenen, stillen Haus:
Ach, könnt' ich entfliehen
Der Einsamkeit Pein;
Ach, dürfte ich ziehen
Zur Stadt hinein,
Wie glücklich! ach, wie glücklich,
Wie glücklich würd' ich sein!

Im städtischen, rastlosen Jagen und Treiben
Ein Jüngling sitzt beim emsigen Schreiben.
Trüb ist sein Auge, sein Antlitz so bleich,
Stirne umdüstert, gedankenreich.
Der sinnende Mensch wohl sehnt sich hinaus
Nach dem rebenumkränzten, stillen Haus:
Ach, könnt' ich entfliehen
Geschäftiger Pein,
In's Land hinausziehen
Einsam, allein, —
Wie glücklich! ach, wie glücklich,
Wie glücklich würd' ich sein!

Mutter und Kind.

I.

Der Tod und eine Mutter, die halten beim Kinde Wacht.
Die Eine klagt und jammert, der Andre heimlich lacht.
Er weiß in seinem Garten wohl einen stillen Ort
Und wenn das Frühlicht taget, so nimmt er das Kind mit fort.

Die Mutter ringt die Hände und fleht: „O laß es hier,
Nimm mich statt seiner von dannen! Ich folge gerne dir!"
Der Tod, mit kaltem Lächeln, lauscht auf des Kindes Herz,
Das wild im Fieber hämmert, es rührt ihn nicht ihr Schmerz;
Die Mutter, halb von Sinnen, stimmt an einen Schlummersang,
Wie er dem Ohr des Kindes wohl nie zuvor erklang:

Sie singt von düstern Hainen, von Rosen, welk und blaß,
Von grauen Trauerweiden und Hügeln thränennaß;
Sie singt auch von Cypressen, des Unvergänglichen Bild,
Von leuchtenden Marmelsteinen und Seufzern und Klagen wild.
Sie singt vom bleichen Monde, der dort ein Bahrtuch webt, —
Ihr stockt das Lied auf der Lippe — der Tod ist leise entschwebt;
Es trieb ihn die Sehnsucht von dannen, nach seinem Garten zu schau'n;
Es währte ihm viel zu lange bis zu des Tages Grau'n.
Dann, als des Frühlichts Strahlen die Fenster bemalten roth,
Da war das Kind genesen, die Mutter jedoch war todt.

II.

Es starrt die verlassene Waise zum hellen Fenster empor;
Der Reichen Kinder Jubel dringt ihr wie Hohn an's Ohr.
Die drinnen, die haben gut lachen, die sitzen gar weich und warm,
Die wissen es nicht, was es heißet: Allein in der Welt und arm!
Es wischet gefrorene Thränen die Kleine vom Auge fort,
Wie sehnt sie sich nach der Mutter, nach einem freundlichen Wort!
Und weiter wankt sie und weiter, wie fallen die Flocken so dicht! —
Bis sie erschöpft und verzweifelnd am Wege zusammenbricht.
Dort breitet die weiße Decke wohl über sie aus der Schnee,
Entschlummert die Kleine träumet, befreit von Noth und Weh.

Sie träumet von blumigen Wiesen, von lauschigem Waldesgrund,
Vom See, dem spiegelhellen, und seinen Muscheln bunt.
Von herzigen Vöglein sie träumet, vom lustigen Eichkätzlein,
Vom Rauschen der grünen Blätter und goldnem Sonnenschein.
Sie träumt von einer hohen und schönen Frauengestalt,
Zu der ein heimlich Sehnen sie zieht mit Allgewalt —
Und als sie dem schönen Weibe in's blasse Antlitz schaut,
Da grüßte das Auge der Mutter, der todten, sie lieb und traut.
Es streckte die Mutter, die theure, nach ihr die Arme aus —
Da flog ihr das Kind an's Herze: „Nun endlich, endlich zu Haus."

Julius Gugler.

Geboren am 24. Februar 1848 in Stuttgart, kam er mit seinen Eltern im Jahre 1854 nach Amerika, wo sein Vater sich als Kupferstecher etablierte und u. a. das beste Portrait Abraham Lincoln's schuf. Im Jahre 1863 begann er die Lithographie zu erlernen, hielt sich zu dem Zweck in New York, Philadelphia und Cincinnati auf und kam 1869 nach Milwaukee, wo er ein großes Lithographie-Geschäft gründete, an dessen Spitze er heute noch steht. Neben seinem Geschäfte widmete er sich von jeher literarischen Studien, schrieb erst humoristisch-satirische, dann auch polemische Gedichte, übersetzte die Herwegh'schen „Arbeiterlieder" in's Englische, und wandte sich in neuerer Zeit ernsteren lyrischen Versuchen zu, welche in verschiedenen Zeitschriften Aufnahme fanden. Außerdem schrieb er noch: „For Mayor Godfrey Buehler", ein Charakterstück in drei Akten, und eine dreiaktige komische Oper.

Die Beichtende.

An steinigem Weg blickt ein Gottesbild
Aus dunkelem Myrtengrund;
Da liegt ein braunes, verliebtes Kind
Und betet mit bebendem Mund:
„Hochselige du, verdamme mich nicht.
Ich liebe dich nicht mehr allein,
Es schlich der böse — der herrliche Mann,
In's innerste Herz mir hinein!"

Da raschelt's im Busche geheimnißvoll, —
Wer störet der Andacht Ruh'?
Ein Täuber, der Weihstatt uneingedenk,
Flog girrend dem Täubchen zu. —
Das Mädchen, es betet am Rosenkranz
Und murmelt in schmerzlichem Trieb:
„O Heilige, zeig' meinem zweifelnden Sinn,
Daß noch deine Gnade mir blieb!"

Da rauscht es wieder und theilt sich das Laub,
Es tritt ihr Geliebter hervor, —
Sie fliegt ihm an's Herz, vergessend den Ort,
Wie Täuber und Taube zuvor.
Am Schrein der Madonna da knien die Beid'
Und wechseln mit Kuß und Gebet,
Im Busch hinterm Kreuze der Täuber ohn' End'
Vom Liebchen sich Küsse erfleht.

„Madonna, so zeigest", spricht dankbar das Kind,
„Du mir auf entzückende Art,
Daß du, der in irdischer Liebe entbrannt,
Die göttliche Gnade bewahrt!
Nun fühl' ich, es ziehet erlösend die Lieb',
Auch die irdische, himmelwärts,
Du pflanztest sie ja als ein Theil deiner selbst
Voll Güte in's menschliche Herz."

Vaterlandslos.

Als väterliche Führung mich und Schicksal
Vor langer Zeit nach diesem Land geleitet,
Und eingepflanzt in diese Erde ward
Das zarte deutsche Reis, damit es froh
Aus seinem jungen Freiheitsboden sauge
Was Kräftiges in ihm sich bergen mochte,
Da ahnte elterliche Fürsorg' nicht,
Was in dem Keime Eigenart'ges schlief,
Und daß urdeutsch und unveränderlich
Sein Wesen stets sich offenbaren müßte.

Zwar hat das Reis — zum Baume nun erwachsen —
Gelernt, die Zweige frisch emporzustrecken
In jene schrankenlose, klare Luft,
Wie sie in keinem Lande wohl der Erde
Den Strebenden gedeihlicher umweht;
„Doch an den Früchten sollt ihr sie erkennen",
So heißt es in der Schrift, und an der Frucht
Erkenn' ich nun genau: Der Baum ist deutsch,
Ob er das Kleid auch trägt der neuen Welt,
Und Form und Farbe ihrer Sonne dankt.

Des deutschen Stammes Lust am Fabulieren,
Sein tiefer Zug, sich ein Idol zu schaffen
In Stunden trübster Noth und Nüchternheit;
Der Drang in ihm, wenn Herzensöde rings
Und niedrige Begier die Menschen knechtet,
Sich gläubig betend in die Knie zu senken,
Um an dem selbstgeschaffenen Altare
Beglückt der ew'gen Schönheit Reiz zu opfern:
Das wurzelt tief in mir, das konnte nimmer
Des neuen Bodens eigenart'ger Saft
Aus meinem Blute, meinem Herzen tilgen!
Und dennoch, Deutscher kann ich nicht mehr sein
Nach jenem überkommenen Gefühle,
Das theilnimmt — Herzens- und Begeistrungsantheil —
An dieses Volkes Waffenglanz und Glorie;
An jenem stillen Feuerdrang, der schlummernd
Auch in dem jüngsten deutschen Herzen brennt,
Der nur in einem Wunsch erglüht: Auf's Neu'
Das eng're Vaterland hinan zu führen,
Wo es vor Alters, an der Völker Spitze,
Im Strahlenkranz des Ruhms gebietend stand.

Wenn eitel Glanz und Glorie von Nationen
Mir das noch gälten, was an Feuerzauber
In diesen Dingen für den Jüngling lag,
Wenn mein weltbürgerlicher Sinn nochmals
Für einen Bruchtheil sollte sich entflammen
Des menschlichen Geschlechts und seiner Größe,
So gält' es dir, mein neues Heimathland,
Von dem gesegnet ward des Knaben Einzug!
Denn wenn gedeckte Tische du auch nicht
Ihm bot'st, so führtest freundlich du doch ihn
Auf deiner Freiheit fruchtbar Ackerland,
Darauf er sich, bei segensreicher Arbeit,
Nach seines Wesens Art entwickeln konnt'
Und sich ein glücklich Loos erschaffen durfte.
Auf deiner jungen Ruhmeskrone prangt
Manch strahlend heller Stern und jeden hast
Im Kampf um's Menschenrecht du dir erworben,
Und solch Geschmeide schmückt das Haupt wie keines!

Doch in dem Blute deiner Eingebornen
Da gährt ein gift'ger Tropfen und vergällt
Des angenomm'nen Sohnes Kindesliebe.
So groß dein Geist ihn schuf in großen Zügen,
So klein ist deines Schollenbürgers Sinn
In Dingen, deren Wesenheit ihm fremd. —
Im engern Haushalt seines Denkens zieht
Er scharfen Unterschied, und theilt geschäftig
Den Einen, der von seiner Art und Ansicht,
Von Jenem, der von fremdem Blute ist.
So liebt im Herzen er, und nimmt als voll
Nur den, der ganz nach seinem Ebenbilde,
Der seine Schwächen kleinste mit ihm theilt.

Ihm gilt es nichts, daß ich und tausend And're,
Die meines Ursprungs sind, in Sturmestagen
Treu ihm zur Seit' gelitten und gehofft!
Er sah es nicht, als dann bei Sieg und Fest
Das volle Herz, nicht weniger als seines,
Aufjubelte in hellem Dankgefühle!
Und öfters nicht, als ich, verbrannte er
Das mitternächt'ge Oel besorgten Sinnes
Um der errung'nen Freiheit Fortbestand!
Und dennoch ist er nicht gesonnen, mich
Als Seinesgleichen, seines Werths zu achten,
Weil ich das deutsche Wort nicht abgeschworen,
Weil noch mein Mund die deutschen Laute singt,
Weil jene Runenspur nicht weichen will,
Die mein Geburtsland mir in's Herz gezogen.

Ich soll ihn lieben! — Doch der scheue Quell
Springt aus dem männlich-starren Felsen nur,
Wenn einst der Mosesstab der Gegenliebe
Sympathisch seinen Sprudel weckt. Doch er
Verleugnet mich; wenn immer er im Geiste
Zum reichen Gastmahl der Nation sich setzt:
Dann rühmt begeistert er des Landes Größe
Und die Gebilde, die sein Schooß geboren;
Beglückt schaut er die Früchte seines Wirkens
Und schwelgt in den erworbenen Genüssen,
Indeß der „fremde" Bruder, der mit ihm
Ein gleiches Erbtheil hat an allen Schätzen,
Der Hand in Hand mit ihm das Werk geschaffen,
Sich mit den Brosamen begnügen muß,
Die spärlich von des Reichen Tische fallen. —

Du Geist des herrlichen Gebiets auf Erden,
Du wolltest nicht, daß man dich also deute,
Und rufen hör' ich trostvoll deine Stimme:
„Nicht lieber ist als Sohn der And're mir,
Als du; drum trage hoch das Haupt und ford're
Dein gutes Recht! — Nicht schmäler ist's als seins!"
Und unter'm Klange deiner Vaterstimme
Vermag oftmals den Tort ich zu vergessen,
Doch d e i n e Meinung ist es nicht, die gilt:
Der Geist des Andern herrscht im weiten Land.

Wohl flüstert dann Vernunft mir tröstend zu:
„Allüberall, wo gute Menschen sind,
Blüht Liebe dir und ist dein Vaterland!"
Doch anders will's das Herz, das heimathfrohe!
Wenn oft der Geist zu wähnen sich vermaß,
Just groß genug für ihn sei eine Welt,
Dann drängt das Herz in stillen Stunden mich
Zurück nach einem engern Heimathland,
Nach einem Volk, mit deß Geschick und Streben
Es sich verwachsen fühlt mit allen Fibern.
Und dieses Volk bist du, auf dessen Scheitel
Die Abendsonne liebevoll verweilt,
Wenn schon in Nacht die alte Welt versunken, —
Auf dessen freie Stirn ein güt'ger Gott
Der ew'gen Jugend leuchtend Mal gedrückt.
Das Volk, dem ich entstammt, hat mich vergessen,
Bei dir nur sucht das Herz sein Heimathland,
Doch d e i n e Liebe hat es nie besessen,
Und kühl nur reichst du ihm die Bruderhand.

T r i n k s p r ü c h e.

Verachte das Gold,
Es sei denn, es rollt
Dir flüssig in durstiger Kehle:
Das starre Metall
Hat kalten Schall,
Im Wein nur da glüht seine Seele!

Du, der du nach G r o ß e m strebst,
Trink Wein!
Sein Feuerthau wird deine Seele wachsen lassen!
Und du, der du dem E d l e n lebst,
Trink Wein!
Dein Herz, mit ihm, wird eine Welt umfassen.
Ich aber, in der S c h ö n h e i t Bann,
Ich trinke Wein!
Es steigt die Schaumgeborne aus dem Kelche dann,
Und unter ihrem Kusse schwebt mein Sinn
Leicht über seliges Gefild' dahin!

Hermann Rosenthal.

Geboren 1843 zu Friedrichsstadt in Kurland, Rußland, begann er schon in seinem 16. Jahre für deutsche und deutsch-russische Zeitschriften zu arbeiten, übersetzte mehrere größere Gedichte des hervorragendsten Dichters der modernen russischen Literatur, Nekrassow, und anderer russischer Dichter, veröffentlichte im Jahre 1868 „Gedichte" und 1872 „Die wunderliche Cur" und andere Novellen, und begründete 1878 in Kiew das russische Tageblatt „Saria". Im Jahre 1881 kam er nach New York, wo er erst eine Buchhandlung und Buchdruckerei betrieb und dann mit Nies die „Deutsch-amerikanische Dichtung" herausgab. Gegenwärtig ist er Sekretär der Baron Hirsch'schen Gesellschaft zur Unterstützung der aus Rußland vertriebenen Juden.

„Koheleth oder Worte des Sammlers", aus dem hebräischen Urtexte zum ersten Mal in deutsche Reime gebracht, New York 1885.

Am Strande.

Blaue Wellen, euer Brausen, Schäumen,
Stört mich nicht in meinen stillen Träumen;
Früh'rer Zeiten denk' ich hier so gerne
Und der lieben Heimath, die so ferne.

Wilde Fluthen, ruhelose Wogen,
Sagt, von wannen kommt ihr hergezogen?
Kommt ihr nicht aus meinem Heimathlande?
Kommt ihr nicht vom fernen Ostseestrande?

Bringt ihr mir von meinen Theuren Kunde?
Nimmer heilen kann die tiefe Wunde,
Die die Zeit, die böse, mir geschlagen. —
Aber wer vernimmt des Fremden Klagen?

Ach, auch ihr, ihr wilden Schaumgebornen,
Bringt nicht Trost dem einsam hier Verlornen!
Dennoch möcht' ich immer wieder lauschen
Eurem stillen Murmeln, eurem Rauschen.

Alte Sagen, Märchen schaurig, bange,
Tönen mir hervor aus eurem Sange,
Zauberweisen, die schon längst verklungen,
Lieder, die die Amme mir gesungen.

Das Sonnett.

Verborgen lag im Herzensinnern lange,
Was nun als Lied der Seele sich entringt.
Wie es so kühn hinaus in Weite dringt!
Der Quelle gleich, befreit von jedem Zwange.

Und mächtig rauscht's, gehorchend hehrem Drange,
So wie der Strom, da er dem Quell entspringt. —
Doch was zumeist des Hörers Herz bezwingt,
Die Wahrheit ist's, die Harmonie im Sange.

Doch wird der Strom erst dann dem Land zum Segen,
Wenn er sich selbst beschränkt in seiner Bahn,
Muthwillig nicht verläßt sein Uferbett.

So stürme auch der Künstler nicht verwegen
Und regellos dahin in seinem Wahn,
Und achte streng die Formen im Sonnett.

Mahnung.

Noch gedenk' ich jener Zeiten! —
Wenn sie Alle sich erfreuten
Ihres Daseins laut und lustig,
Sah ich dich im Stillen trauern.
Mich verdroß es, und so mußt' ich
Immer wieder dich bedauern.

Und in deinem schweren Leide,
Wie verstanden wir uns beide!
Und da lehrte ich dich täglich,
Dich des Lebens zu erfreuen,
Und da müht' ich mich unsäglich,
Deinen Kummer zu zerstreuen.

Jetzt erfreust du dich des Glückes!
Doch der Machtspruch des Geschickes
Hat zu Leiden mich verdammt.
Und ich trage still, geduldig,
Jenen Schmerz, den du entflammet,
Fühlst du dich denn gar nicht schuldig?

Frühlingsahnung.

Sanftes Säuseln milden Frühlingswindes,
Das zur Lust und Liebe wieder mahnt!
Halbverklungne Zaubertöne sind es,
Wie das holde Lächeln eines Kindes,
Das noch nichts von Leid und Sorgen ahnt.

Doch dazwischen klingen rauhe Weisen:
Wie des Sturmes Brausen wild erschallt
Jener Schlachtgesang von Blut und Eisen —
Und den Haß der Völker hört man preisen,
Der Tyrannen finstere Gewalt.

Sind es Geisterstimmen, die uns trügen,
Was man rings als Frühlingssäuseln hört?
Traumgebilde, die uns nur belügen,
Die uns nur in süßen Schlummer wiegen,
Die der erste Hauch des Sturms zerstört?

Nein, die schwarzen Wolken müssen fliehen!
Denn der Freiheit warmer Sonnenstrahl
Hat der Menschheit hehre Kraft verliehen —
Und sie wird zu neuer That erblühen,
Da das Eis zerrinnt auf Berg und Thal.

Auf den Tod eines Freundes.

So plötzlich ist es Winter worden!
Ein Schneegestöber weht. Es stöhnt
In bangen, traurigen Accorden
Der Prairiewind und übertönt
Des müden Sängers Leier.

Ein Feuer prasselt im Kamine,
Doch wärmt mich nicht der Kohle Gluth,
Erfroren ist der Geist, der kühne,
Erloschen schier der Jugendmuth,
Verweht die Jugendträume.

Wie langsam doch die Stunden schleichen!
Die Nacht wie lang! — Ich bin allein.
Ein schweres Ahnen, ohne Gleichen,
Verscheucht den Schlaf. Beim Lampenschein
Durchfliege ich die Zeitung.

Und wieder eine böse Stunde:
Mein vielgeliebter Freund ist todt! —
So gehen Alle sie zu Grunde,
Die gegen Dunkelheit und Noth
Auf Erden kämpfen müssen.

Da wird ein Sarg hinausgetragen,
Mit Blumenkränzen reich verziert.
Ein Zug von mehr als hundert Wagen
Begleitet ihn, wie sich's gebührt,
Zur letzten Ruhestätte.

Es bringen ihm von Nah und Ferne
Die Freunde nun den letzten Zoll;
Die Feinde selbst verkünden gerne
Des Todten Ehre ohne Groll,
Da sie in's Grab ihn senken.

O Welt der Heuchelei, der Lüge,
Der übermäßigen Kultur!
Was frommen diese Leichenzüge
Dem todtgehetzten Kämpfer nur,
Den ihr verhungern ließet?

Friedrich Michel.

Geboren am 25. Januar 1865. in Ingweiler, Unter-Elsaß, besuchte er in Straßburg die Volksschulen und die Realschule bei St. Johann, kam 1881 nach New York, wo er in ein kaufmännisches Geschäft trat und steht heute einem eigenen Geschäfte daselbst vor. Er war Sekretär des leider wieder eingegangenen „Vereins für deutsche Literatur und Kunst in Amerika" und ist schon oft mit großem Erfolge als Rezitator bei von ihm veranstalteten „Dichterabenden" in New York und anderen Städten aufgetreten. Manche seiner Gedichte wurden von namhaften Musikern wie Arthur Claassen, Miron Ward und Max Weil komponiert.

An die Muse.

Du himmlische Muse, o neig' dich zu mir,
Den Funken im Herzen zur Flamme mir schür'!
O leihe mir Worte von goldenem Klang,
O leihe mir Rhythmen zu schönem Gesang.

Du liebliche Muse, in seliger Lust
Erwärmet dein Feuer, das hehre, die Brust;
Dem Schönen, dem Guten, will Lieder ich weih'n,
Drum gieß deine Flamme in's Herz mir hinein.

Klage.

Es zog der Frühling schon wieder einmal,
Sein Scepter schwingend, in's liebliche Thal,
Da zog auch die Liebe mit Liedern und Lust,
Da zog auch mein Glück mir, mein Lenz, in die Brust.

Nie sang im Frühling die Lerche so schön,
Nie zog's mich mächt'ger hinauf zu den Höh'n,
Nie goß die Sonne solch' rosigen Schein
Auf Bach — auf Flur — und in's Herz mir hinein.

Es zog der Winter dann wieder in's Land,
Sein Scepter schwingend mit eisiger Hand;
Er schont' nicht Blume, nicht Strauch und nicht Baum,
Schont' nicht mein Glück, meinen goldenen Traum.

Trost.

Einst stand ich sinnend am Meeresstrand
Und blickte hinaus in die Ferne,
Und was ich fühlte und tief empfand
Vertraute den Wellen ich gerne.

Mein heißes Sehnen, ich hab's geklagt
Den schäumenden, rauschenden Wogen,
Ich hab's dem tosenden Meer gesagt,
Wie grausam mein Glück mich betrogen.

Und schwächer wurde der See Gebraus,
Indeß ich verloren im Sinnen.
Ich flüst're leise: Auch ihr tobt aus,
Ihr Stürme im Herzen da drinnen.

Das deutsche Lied.

Der gute Gott, der's uns beschied,
Mög' er es auch erhalten,
Das hehre Kleinod, 's deutsche Lied,
Mög' drob er schützend walten.

Dem deutschen Lied, dem deutschen Sang,
Ihm laßt uns Wege bahnen;
Es töne fort, es lebe lang
Dies Erbe unsrer Ahnen.

Wie füllt sie doch das Herz mit Lust,
Die liebe deutsche Weise!
Wie schwillt bewegt uns doch die Brust,
Tönt sie im trauten Kreise.

Das Leben ist nicht freudenleer,
Wo deutsche Weisen klingen,
Wo trüb der Sinn, wo Herzen schwer,
Da sollen Deutsche singen.

Friedrich Edgar.

Geboren den 18. April 1863 in Berlin, besuchte er das Gymnasium zu Oldenburg, trat in ein kaufmännisches Geschäft, kam 1883 nach den Ver. Staaten und hält sich gegenwärtig in Brooklyn, N. Y., auf. Seine dichterischen Versuche, welche ein nicht unbedeutendes Talent verrathen, erschienen in der „Deutsch-amerikanischen Dichtung" von Nies.

Die Statue der Freiheit im Hafen von New York.

Angestaunt als neuer Coloß von Rhodus,
Mächtig Erzbild, hebest du hier empor dich
An der Eingangspforte des vielgepries'nen
Landes der Freiheit.

Müdem Wandrer frohes Willkommen bietend,
Strahlt das Licht der Fackel in deiner Rechten,
Schöner Träume endlich erfüllte Wahrheit
Scheinst du zu künden.

Freiheit, Sehnsucht jedes bedrängten Herzens,
Himmelstochter, göttlichen Geistes Sinnbild,
Ist dein Wesen nichts als der höchste aller
Träume der Menschheit?

Länder, Zeiten hab' ich durchforschet, aber
Stets vergebens war das Bemühen, immer
Fand ich nur das schwache, entstellte Abbild
Deiner Erscheinung.

Wo nicht Willkür frecher Despoten ihre
Peitsche schwang, die Völker, den wunden Rücken
Tief gebeugt, in Ehrfurcht ersterbend knieten
Vor dem Tyrannen,

Schwang das Scepter jauchzend der Pöbel, froh die
Neue Macht zur Knechtung der Besten brauchend,
Stets im Munde führend den hehren Namen,
Den er besudelt.

Ideal der Menschheit, dein Name ward schon
Fast zum Spott, seit jeder Geselle kühnlich
Sein dich nennt, als hättest du dich enthüllet
Gleich einer Dirne.

Du, die sich den Blicken der Edlen manchmal
Nur aus lichten Höhen von ferne gezeiget,
Hältst die Fackel nimmer als Wegesleuchte
Jedem Betrunknen.

Harter Kampf und redliches Streben nur kann
Hoffen, einst den Fels zu erklimmen, wo in
Ew'ger Ruhe thronen die Schwestern:
Wahrheit und Freiheit.

Columbia.

Stolz erhebst du, deiner bewußt, das Haupt schon,
Zuversichtlich kühn, doch mit Ruhe blicket
In der Zukunft dunkeln Nacht dein Auge,
Jüngstes der Völker.

Nur dir selbst, der eigenen Thatkraft trauend,
Tratst du in den Kreis der Nationen, ihre
Achtung hat dein Schwert sich erzwungen, Achtung,
Aber auch Mißgunst.

Denn wie du, mit sicheren Riesenschritten,
Eilte keine jemals zum fernen Ziele.
Deines Adlers freie, gewaltige Schwingen
Machten sie stutzen.

Doch umsonst, zur Sonne der Freiheit aufwärts
Geht sein Flug, nicht achtend der dunkeln Wolken,
Die gewitterschwül und bedrohlich steigen
Ueber die Lande.

Mögen bang' auch ängstliche Herzen zagen
Bei so wildem, stürmischem Fluge, Freiheit
Ward noch nie auf weichen, bequemen Pfaden
Mühlos gefunden.

Drum schweiget, krittelnde Tadler; eure
Schulweisheit, sie paßt für den Lehrsaal, aber
Ein lebendig, jugendlich Volk, es wandelt
Eigene Bahnen.

Mögen oft auch rauh sie erscheinen, oftmals
Hart am Klippenrande vorüber führen,
Nur getrost, es strauchelt der Kühne manchmal,
Aber er fällt nicht.

Vorwärts d'rum, Columbia, schreite muthig
Fort auf kühn betretener Bahn, sie führet
Dich, bleibst du dir selbst nur getreu, doch endlich
Auf zu den Sternen.

Fern im Osten stand einst der Menschheit Wiege;
Westwärts ziehend, ward ihr die Erde Wohnung;
Du, des Westens jugendlich schöne Herrin,
Seist ihr die Zukunft.

Maurice Reinhold von Stern.

Er ist, wie es heißt, ein Neffe des Freiherrn von Ungern-Sternberg, des bekannten Redakteurs der Berliner „Kreuzzeitung", und hält sich in östlichen Städten der Ver. Staaten auf.
„Proletarierlieder", Jersey City.

O Mutter, deck' mich zu.

Einst fand nach Kinderweise
Ich Abends keine Ruh',
Da flüsterte ich leise:
„O Mutter, deck' mich zu!"

Und als die Mutter linde
Das Kind an's Herz gedrückt,
Da ist es auch geschwinde
In's Schlummerreich entrückt.

Daß sie mir wieder werde,
Die längst ersehnte Ruh', —
„O deck' mich, Mutter Erde,
O Mutter, deck' mich zu!"

Weltidyll in Rosen.

Da ragt der gekreuzigte Heiland
Aus blühendem Hagedorn;
Umwogt ist das sonnige Eiland
Von rauschendem, reifem Korn.

Vom Kreuze herab zirpt die Grille,
Die Wunden sind überblüht,
Und lächelnd in seliger Stille
Des Heilands Antlitz erglüht.

Dicht unter dem blutenden Herzen,
Da summen Bienen mit Fleiß.
Es flattern die Königskerzen,
Der Abend düftet so heiß.

Die Nägel in Füßen und Händen,
Sie starren in Rosengluth,
Und heiß um die heiligen Lenden,
Da rieselt das Blüthenblut.

Der Welt allerlichteste Ehre
Und dunkelste Schandennacht
Erbaut ihre wilden Altäre
Verworren in Blüthenpracht.

Erklinge, du heilige Weise,
Und schweige, du böser Spott!
Ihr Rosen verschlinget leise
Den einsamen, düstern Gott!

Hermann Behr.

Lebt in Brooklyn, New York.

In der Fremde.

Ich geh' am Strande,
Bergab, bergan —
In fremdem Lande,
Ein müder Mann.

Mir ist's so wehe
In Herz und Sinn;
Ich geh' und gehe,
Weiß nicht, wohin.

Und kaum erflehe
Ich Rast und Ruh' —
Ich weiß, ich gehe
Der Heimath zu.

O, richtet nicht mit kalten Worten.

O, richtet nicht mit kalten Worten,
Was ich im Lied euch hier vertraut;
Ich gab ja nur von meinem Innern
Darin den reinsten Wiederlaut.

Und ist auch Manches nicht gelungen,
Und ist auch Vieles herb und hart,
Ich hab' ja nur in meinen Liedern
Die eigne Weise offenbart.

Was durch die Seele mir gegangen,
So wonnig warm, so thränenschwer;
Was perlengleich empor gestiegen,
Aus wilder Leidenschaften Meer,

Was, reich an Lieb', mein Herz empfunden
Für diese schöne Erdenwelt,
Es hat sich in Gesang gewandelt,
Der selig mir die Brust geschwellt.

O, richtet nicht mit kalten Worten,
Was ich im Lied euch hier vertraut,
Ich gab ja nur von meiner Seele
Darin den reinsten Wiederlaut.

Willibald Winckler.

Am 1. Juli 1838 zu Magdeburg geboren, mußte er als Waisenkind schon sehr jung sein Brot verdienen. Eine unbezähmbare Sehnsucht in die Ferne trieb ihn 1855 nach Cairo, wo er als Comptoirist arbeitete und nebenher die Landessprache studierte. Die Frucht dieses Studiums war eine „Grammatik des Vulgär-Arabischen", Leipzig, Brockhaus 1862. Dann schloß er sich der Reiseexpedition Theod. Heuglin's bis nach Aden an, siedelte 1863 nach New York über, wo er an der „Abendzeitung" Beschäftigung fand, und bereiste nachher im Auftrage der „Kölner Zeitung" Mexiko, über welches er sehr wahrheitsgetreue Berichte schrieb. Von Kaiser Maximilian ausgewiesen, kehrte er nach den Ver. Staaten zurück, war abwechselnd an Zeitungen in Chicago, Milwaukee, Cincinnati und Baltimore thätig, und folgte 1870 einem Rufe Hallberger's nach Stuttgart, an dessen Zeitschriften er bis zu seinem Tode, 28. Juli 1871, thätig war.

„In Aegypten", Gedichte, Prag 1861. „Schleswig-Holstein Album" (mit mehreren deutsch-amerikanischer Dichtern) Cincinnati 1864. „Vier Schreckenstage in New York", historische Novelette, Chicago 1864. „Die Sclavenjäger", Novelle, Berlin 1858. „Lieder eines Wandervogels", Chicago 1869; zweite gesichtete Auflage, Stuttgart 1871. „Schulze und Müller in Amerika", humoristische Reiseschilderungen, 1868. „Die deutschen Kleinstädter in Amerika", Novelle, Leipzig 1872. „Maximilian's I. letzte Tage", Trauerspiel (im Manuscript). „Der Schatz des Rampsinit", eine Posse (im Manuscript). „Süden und Westen", Roman (im Manuscript). „In den Küstenwäldern von Yucatan", Novelle.

Meine Poesie.

I.

Dort unten auf einsamem Hügel
Erhebt sich ein stilles Haus,
Es sieht, von Weitem betrachtet,
Oed' und verlassen aus.

Doch muntre Vöglein wiegen
Sich lustig durch Strauch und Baum,
Und bunte Blumen träumen
Im engen Gartenraum.

Und schwanke Aeste nicken
Und pochen an's Fensterlein,
Sie flüstern Blumenmärchen
In's stille Gemach hinein.

Und drinnen im stillen Hause,
Da waltet mit kluger Hand
Ein holdes Frauenbildniß
Im schlichten, schwarzen Gewand.

Sie sieht mit den treuen Augen
Den Garten so freundlich an,
Daß d'rin kein Blümchen verwelken,
Kein Vöglein sterben kann.

Es ist mein Dichtergarten
Geworden seit kurzer Zeit —
Durchschreit' ich ihn, so schwindet
Des Herzens Traurigkeit.

Betret' ich die traute Stube,
So wird mir so wundersam,
Wie damals, als ich nach Hause
Aus öder Fremde kam.

Mir ist's, als dürft' ich verlassen
Das Häuschen und Gärtlein nie,
Wohnt doch darin meine Liebe
Und meine Poesie.

II.

Und über dem stillen Hause
Steht nächtlich ein lichter Stern,
Wie wend' ich nach seinem Glanze
Mein träumend Auge so gern.

Wie hab' ich bei seinen Strahlen,
In tiefernster Mitternacht,
So oft an Lied und Liebe,
So oft an dich gedacht.

Der Stern hat dazu gelächelt,
So gut, so glänzend, so rein,
Als wär' er von deinem Auge
Der strahlende Wiederschein.

Wer weiß, ob du nicht gewendet
Dein treues Auge auf ihn,
Ob das nicht dem schönen Sterne
Den lieblichen Glanz verliehn.

Vielleicht bist du seine Sonne,
Um die er Bahnen zieht,
Vielleicht, daß, wenn du gestorben,
Auch er erlischt, verglüht.

Dann bin ich ihm zu vergleichen,
Bin auch ein armer Planet,
Der, wenn du ihm nicht lächelst,
In Nacht zu Grunde geht.

III.

Schau' ich zum Abendhimmel auf,
So such' ich, Liebchen, deinen Stern,
Und lacht er mir, dann fühl' ich erst,
Wie du mir bist so fern, so fern.

O dieser Stern, wie lieb' ich ihn,
Wie fühl' ich erst bei seinem Licht,
Daß es dem armen Herzen hier
An deines Auges Trost gebricht.

Ich bin allein in weiter Welt
Und wandre rastlos immer zu,
Des Ahasver, des dichtenden,
Verlorner Himmel bist nur du!

IV.

Adieu! und ein paar Thränen,
Ein wenig Herzeleid,
Vielleicht ein leichtes Sehnen,
Und dann — Vergessenheit.

Ich seh' dich noch wie heute
An meinen Busen lehnen,
Leb' wohl! und noch ein Küßchen!
Adieu! und ein paar Thränen.

Ich ahne, daß du weintest
In dieser Trennungszeit,
Und wie dein Antlitz trübte
Ein wenig Herzeleid.

Und wie nach wen'gen Tagen
Versiegten deine Thränen;
Es bleibt in deinem Busen
Vielleicht ein leichtes Sehnen.

Dann kamen Frühlingstage,
Dann kam die Rosenzeit,
Dann kam ein schön'rer Knabe,
Und dann — Vergessenheit.

Mutterseelenallein.

Damit dem Kinde auf diesem Stern
Ein göttlicher Schutz nicht fehle,
Gab ihm der Herr zum Begleiter mit
Die starke Menschenseele.

Nicht Vaterauge, Schutzengelblick
Bewacht es auf seinen Wegen,
Nur die Mutterseele hütet es
Und heil'ger Muttersegen.

Er räumt die Dornen der Rosen fort
Und aus dem Wege die Steine,
Drum wandelt so sicher jedes Kind
Selbst mutterseelenalleine.

Henrich Ende.

Georg Henrich Ende wurde als Sohn des Generalmajors Reimer von Ende, des letzten kurhessischen Kriegsministers, am 27. Juli 1847 zu Bremen geboren, besuchte das Gymnasium zu Kassel, wandte sich dem Studium der Musik zu, ging nach Italien, wurde 1866 Direktor der Sing-Akademie in Cottbus, begab sich dann nach Paris, wo er sich zum Kunsthistoriker ausbildete, war während des deutsch-französischen Krieges Correspondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und anderer Blätter und kam 1872 nach den Ver. Staaten, wo er sich der Journalistik zuwandte und eine Zeit lang den Heinzen'schen „Pionier" und die tägliche „Ohio Volkszeitung" redigierte. Er starb am 27. September 1879 in Chicago.

„Gedichte", Leipzig 1870. „Mississippi und Rhein", Centennialphantasie, Milwaukee, 1876. „Des Königs Freund", Roman, im „Belletristischen Journal" veröffentlicht. „Die goldene Freiheit", materialistische Dichtung (im Manuscript). „Othello", „Das bilderlose Haus", „Villa Tümpel", drei Erzählungen, welche in Chicagoer Zeitungen erschienen.

Des Dichters Heimathland.

Es ist der Schmerz des Dichters Heimathland,
Von wo er in der Freude Fremde zieht,
Die ihm, ein Trugbild, jedesmal entflieht,
Greift er danach mit hoffnungsvoller Hand.

Und hat die Freude ihm sich zugewandt,
Sie immer noch sein arglos Herz verrieth,
Das sehnend nach dem Schmerz hinüberſieht,
Wo nur allein auf Erden Trost es fand.

Auch ist der Schmerz nicht ohne jede Lust,
Er weiß zu schmeicheln manches Dichters Brust,
Der ihm sich hingiebt willig und bewußt.

Und wenn die Freude dennoch ihn gewinnt,
Er heimlich mit dem Schmerz noch immer minnt,
Er immer auf des Schmerzes Wollust sinnt.

Im Wald.

Ich tret' in deinen Schatten ein
Und Hoffnung fasset mich —
Ich sauge Waldesdüfte ein,
Mein Odem kräftigt sich.

Nach langem Wandern endlich Ruh',
Auf kühlem Grund ich lieg',
Und schließend meine Augen zu,
Träum' ich von bald'gem Sieg.

Des Windes Fächeln kühlet mich
Und spielt mit meinem Haar,
Das Laubgeräusch umsäuselt mich —
Ich bin der Sorgen baar.

Mich fächeln süße Melodien,
Von märchenhaftem Klang,
Die träumend meinen Sinn umziehn
Mit zukunftslust'gem Drang.

Karl Meinecke.

In Oldenburg 1837 geboren, studierte er in Leipzig und Göttingen Medizin, widmete sich dabei aber mehr und mehr ästhetischen und literarischen Studien, wanderte 1858 nach New York aus und trat im folgenden Jahr in die Redaktion des „Belletristischen Journal". Auch war er langjähriger Mitarbeiter an den Leipziger „Grenzboten". Er machte seinem Leben 1875 ein Ende durch Selbstmord.

„Frühlings-Curen. Eine mineral-wäss'rige Centralpark- und Charakter-Studie in schlechten Hexametern abgefaßt", New York 1869.

Der Sägemüller.

Das Wasser rauscht, der Nebel steigt;
Der Wald, geheimnißvoll,
Hat mir sein Inneres gezeigt
Und wie ich lieben soll.

Zwar mit der Lieb' ist's lange her,
Die Räder tosen und schwirren;
Doch manchmal wird das Herz mir schwer,
Hör' ich die Tauben girren.

So ganz allein, ist eignes Weh,
Ist eigne Lust, ihr Herrn.
Nur wenn ich bei der Säge steh',
Halt' ich die Sorgen fern.

Doch die Gedanken ohne Zahl,
Die kommen mir dann zumeist,
Und, wie ein zweiter Rübezahl
Schafft meines Waldes Geist.

Bald tröst't er mich, bald neckt er mich,
Bald will er bei mir weilen,
Bald auch aus Träumen weckt er mich,
Mein müdes Herz zu heilen.

Ist bös' die Laune, schwer die Luft,
Wenn bluten alte Wunden,
So sendet er den Kieferndust,
Der macht das Herz gesunden.

Wenn Gram die heiße Brust durchwühlt,
Schickt er die Lerche singen.
Der Waldesodem herrlich kühlt
Und auch das Lerchensingen.

Will mir der Haß in's Herze ziehn,
Laß ich die Säge schneiden,
Und blick' auf meines Waldes Grün;
Dann kann ich Niemand neiden.

Die Klötze, die ich sägen muß,
Sind alleweile ehrlich;
Viel treuer, als des Liebchens Kuß,
Und auch nicht so gefährlich.

Ist einer böslich mir gewillt —
Ich kann's zwar nicht vermeiden —
So denk' ich still: Bei Klötzen gilt
Halt immer nur das Schneiden.

So giebt's ein herrliches Conzert
Nach außen und nach innen;
Drum ist die Mühle mir so werth,
Drum tracht' ich nie von hinnen.

Die Lerche, der Wald, das Wasser, das Rad
Geben prächtige Harmonien
Und wer das nicht begriffen hat,
Der mag vorüberziehen.

Friedrich W. Heß.

Dr. F. W. Heß, eigentlich Friedrich Adolph Hasselt, Sohn des Geh. Gerichtsraths Hasselt in Hamm, Westfalen, wurde 1833 geboren, studierte die Rechte, kam 1858 nach Amerika, studierte in Baltimore Medizin und machte als Arzt den Bürgerkrieg von 1861 bis 1865 mit. Nach Beendigung des letzteren war er erst in Baltimore, dann in Cincinnati als Literat thätig und starb am 1. August 1877. Es erschienen von ihm in Zeitungen „Humoristische Studien", Romane, historische Aufsätze und Gedichte; ferner Skizzen aus der Indianer- und Pionier-Periode; „Eine neue Magdalene", die erste deutsche Bearbeitung nach Wilkie Collins.

Spring Grove.

Stadt der Todten! — Heil'ger Schauer
Zieht durch unsre Brust und Glieder,
Wandern wir durch deine Straßen
Voller Andacht auf und nieder.

Straßen? Keine Häuser stehen
Hier mit trautem Feuerherde, —
Deine Bürger, Stadt der Todten,
Wohnen all' — unter der Erde!

Und was Jeder war im Leben,
Steht auf jedem Leichensteine,
Er bezeichnet uns die Stätte,
Wo vermodern die Gebeine.

Und was Jeder that im Leben,
Liest man auf dem Sarkophage,
In dem kondensierten Auszug
Aus des Daseins kurzer Sage.

Und die stummen Trauerweiden
Neigen sich herab und weinen,
Gleich, als ob sie sagen wollten:
„Alles muß der Tod vereinen.

„Alle, die im Leben waren
Durch Verhältnisse geschieden,
Ruhen in der Stadt der Todten,
Hier vereinigt und in Frieden."

Wahrhaft rührend ist die Sitte,
Der Gedanke hoch erhaben,
Daß wir unsre theuren Todten
An dem schönsten Platz begraben.

Daß wir sie mit zarter Sorgfalt
Zwischen Grün und Blumen betten,
Wo die hohen Buchenbäume
Stehen gleichsam als Vedetten,

Bis dereinst die Welt-Trompete
Schmetternd dröhnt in jede Gruft,
Und zur großen Auferstehung
Auch die Stadt der Todten ruft.

Rudolf Thomann.

Am 11. December 1847 in Lüneburg, Hannover, geboren, studierte er in Halle und Göttingen Philosophie und Geschichte. Anfangs 1870 folgte er seinem Vater, welcher in San Francisco eine Färberei errichtet hatte, nach Amerika, und widmete sich der Journalistik. Zuerst am „California Demokrat" und „Humorist" beschäftigt, übernahm er später die Redaktion des „Sonntags-

gast", dann der „Abendpost" und arbeitete schließlich für den „California Demokrat". Er starb am 9. Januar 1890. Er schrieb außer dem unten genannten komischen Epos humoristisch-satirische Gedichte, Novellen und Skizzen, auch einige ernstere Poesien.

„Leben und Thaten von Hannes Schaute, alias John Shoddy" oder von Buxtehude nach San Francisco, komisches Epos, San Francisco 1873.

Gutedel.

Wir saßen im Garten, im schattigen Hain,
Von grünen Geländen umgeben,
Es funkelte golden im Glase der Wein,
Der Saft californischer Reben;
Ambrosischer, heiterer Himmel blaut
Rings über dem lächelnden Lande,
Das Küstengebirge herüberschaut,
Umhüllet vom Nebelgewande.

Die Sonne schien heiß herab auf das Land,
Wir waren durstige Zecher,
Es füllte uns oft gastfreundliche Hand
Auf's Neue die leeren Becher.
„Wie nennt ihr die liebliche Traube hier?
Wie nennt ihr den Wein, den milden?" —
„Gutedel; aus Deutschland holten wir
Ihn einst nach Sonoma's Gefilden."

„Gutedel!" — Wie lange doch ist es her,
Seit zuerst das Wort ich vernommen!
Seit Jahr und Tag ist es niemals mehr
Mir in den Sinn gekommen.
Wie weckt es wieder den alten Traum;
An vergangene Zeiten ich denke:
Wir sitzen unter dem Lindenbaum,
Zu Godesberg vor der Schenke.

Und träumerisch flimmert des Mondes Schein
Auf des Rheines murmelnden Wellen;
Der Drachenfels schaut gar ernsthaft drein,
Sieht herab auf trunkne Gesellen.
Es wehen im blauen Abendwind
Buntfarbige Burschenfahnen,
Die Becher kredenzt ein liebliches Kind
Den Borussen und Rhenanen.

Zum ersten Male hörte ich dort
Bei fröhlicher Tafelrunde
„Gutedel", das herrliche deutsche Wort,
Aus rosigem Jungfrauen-Munde.
Und die, die es sprach, war jung und schlank,
Und that auch gar nicht spröde,
Wir aber waren beim Becherklang
Im Minnen gewiß nicht blöde.

Wir becherten dort die ganze Nacht
Zu Godesberg am Rheine,
Bis der Drachenfels strahlte in goldener Pracht
Im zarten Morgenrothscheine.
Ein laut Lebewohl ihm dann erklang,
Und auf den Nibelungwogen
Sind wir im Kahn mit frohem Gesang
Hinab nach Bonn gezogen.

Wo sind die lust'gen Studenten heut',
Die dort um „Gutedel" geworben?
Die Einen sind weit in die Welt zerstreut,
Die Andern verdorben, gestorben.
Und heut', wo wieder mich junger Wein
Erfüllt mit dem alten Bilde,
Da grünen rings im Sonnenschein
Sonoma's Rebengefilde.

Sie brachten die deutsche Traube weit
Nach des Stillen Weltmeeres Strande,
Und fröhlich grünt sie und gedeiht
Im californischen Lande.
Ich grüß' euch, ihr Reben, ringsumher,
Heut' wie in vergangenen Tagen;
Wie euch, so hat auch mich über's Meer
Mein Geschick in die Ferne getragen.

Wie die Rebe gepflegt von treuer Hand,
Hier kräftige Wurzel getrieben,
So lernte auch ich es, dies schöne Land,
Als neue Heimath zu lieben;
Und wie „Gutedel" von Jahr zu Jahr
Stets besseren Wein getragen,
Soll auch mein Herz, in Glück und Gefahr,
Stets fester hier Wurzel schlagen.

Adolph Wallich.

Er war früher Redakteur des „Wisconsin Demokrat" und Friedensrichter zu Manitowoc, Wisconsin.

„Alpha", Gedichte, Manitowoc 1872.

Vergänglichkeit.

Es war noch nie ein Erdentraum
Voll Glück und Seligkeit,
Der sich nicht allzubald vermischt
Mit Schmerz und tiefem Leid;
Der sich nicht losriß von dem Herz,
Das er durch Wahn bethört,
Und das die wilde Leidenschaft
Dann rettungslos verheert. —

Es war noch nie ein frohes Aug',
Das Thränen nicht gefüllt,
Und dessen heitrer Strahl noch nie
Ein Trauerflor umhüllt.
Wir sehn die schönste Blume blühn —
Sie welkt und ist dahin; — .
Wir suchen einen Stern und sehn
Nur Nacht, wo er einst schien.

Es war noch nie ein edles Herz,
Ein Geist voll Werth und Kraft,
Dem für sein hohes Streben nicht
Die Welt nur Pein geschafft. —
Wie oft verbirgt ein Lorbeerkranz,
Der hehr die Stirn umflicht,
Ein ödes Herz und einen Geist,
Der in Verzweiflung bricht.

Es war noch nie — und wird nie sein —
Auf Erden eine Zeit,
Wo sich von Wahn und Leidenschaft
Die Menschheit ganz befreit.
Wohl wechselt Alles, doch es wird
Nur schnöder Lüge Raub —
Und weit vom Ziele sinken die
Jahrhunderte in Staub.

Leopold Schenck.

Leopold von Schenck war der Sproß einer aristokratischen Adelsfamilie und wurde am 15. November 1843 in Heidelberg geboren. Nach einer glücklichen, sonnigen Jugend und ernsten, angestrengten Studienjahren, in denen er den soliden Grundstein zu seinem späteren weltmännischen Wissen und Können legte, besuchte er als Student der Rechtswissenschaften die Universitäten Bonn, Heidelberg und Freiburg, ging dann zum Militärfache über und diente als Lieutenant zuerst in der badischen und dann in der österreichischen Armee; doch das „glänzende Elend" und die zerfahrenen politischen und sozialen Zustände seiner alten Heimath waren nicht nach seinem Sinn, und so kam er im Jahre 1868 nach den Ver. Staaten, arbeitete erst auf einer Farm, dann in einer Ziegelei, wurde dann Lehrer und wandte sich schließlich der Journalistik zu. Nacheinander arbeitete er an verschiedenen Blättern in Chicago, St. Louis und St. Charles, redigierte dann die „New Jersey Freie Zeitung" in Newark und übernahm 1876 die redaktionelle Leitung des von Keppler und Schwarzmann gegründeten „Puck" in New York, in welcher Stellung seine geniale Begabung voll und ganz sich entfaltete und welche er bis zu seinem Tode am 13. April 1886 inne hatte.

Heimkehr.

Wo ich auch war, ob an der Prairie Saum,
Ob an des Weltmeers sandigem Gestade,
Ob in dem Urwald, wo das Auge kaum
Entwirren kann die vielverschlungnen Pfade,
Allüberall, im Wachen wie im Traum,
Der alten Heimath theures Bild mir nahte,
Es wichen nicht aus meinem kranken Herzen
Der heißen Sehnsucht bitter-süße Schmerzen!

Nur einmal noch — klang's in der Seele laut,
Nur einmal noch den heil'gen Grund betreten,
Wo ich zuerst in's Mutterang' geschaut,
Den heil'gen Grund, wo meiner Kindheit Eden,
Wo über'm dunklen Tann der Himmel blaut,
Wo sie die Sprache meiner Jugend reden,
Nur einmal noch — und dann zurück für immer
In's Land, das glanzlos, nüchtern, ohne Schimmer!

Es kam der Tag, an dem mich ostwärts trug,
Der Heimath zu, das Boot — in weiten Bogen
Umkreisten Möven es — in schnellem Flug,
Wie die Gedanken durch die Brust mir zogen.
Und träumend stand ich an des Schiffes Bug
Und sah hinunter in die dunklen Wogen;
Und aus der Tiefe klang herauf mir leise
Child Harold's altbekannte Abschiedsweise.

Und wieder sah ich meiner Heimath Pracht,
Und wieder hört' ich's von den Felsen rauschen

Geheimnißvoll, und in der Tannen Nacht
Konnt' ich den Stimmen meiner Jugend lauschen.
Lang bliebst du aus, mein Sohn! so tönt' es sacht,
Wie konntest du mich mit der Fremde tauschen?
So klang's wie Zürnen bald, bald wie Gekose;
Ich aber grub mein Antlitz in die Moose.

Und Mond um Mond entschwand — der Freunde Schaar
Bot frohen Willkomm mir an allen Orten,
Und doch! und doch! mir ward es offenbar —
Sprach ich es auch nicht aus mit dürren Worten:
Die Heimath blieb Das, was sie immer war,
Du aber bist ein Fremder hier geworden!
Wohl kannst du noch die alten Freunde sehen,
Doch ihre Sprache nimmermehr verstehen.

Nicht täusche dich, du hast zu lange schon
Die scharfe Luft der Neuen Welt gesogen,
Und jener schöne Wahn vom Herrscher-Thron
Ist längst in alle Winde schon verflogen.
Was ihnen heilig, ist dir Spott und Hohn!
Weh' dir, daß über's Meer du einst gezogen —
Dein deutsches Land, du wirst es ewig lieben,
Doch deine Heimath suche dir nur drüben! —

So klang es mir in's Ohr, als ich am Bug
Des Schiffes wieder stand in tiefem Sinnen,
Das westwärts mich zur neuen Heimath trug, —
Und langsam sah die Woge ich zerrinnen,
Die eben noch an's Schiff so trotzig schlug.
O Welle, trag jetzt meinen Gruß von hinnen
Der Mutter Deutschland zu, die mich geboren,
Ich grüß' die Braut, der Treue ich geschworen!

Zum Vierten Juli.

Die Sonne brennt, die Flinten krachen,
Das Sternenbanner lustig weht,
Die Frauen stöhnen und die Schwachen,
Der Kranke still um Hülfe fleht,
Der Schwärmer zischt, die Brander glühen,
Petardenknall, Kanonenschlag —
So feiert man mit Schweiß und Mühen
Den heil'gen Tag.

Ein Pandämonium sonder Gleichen
Ras't durch der Städte weiten Bann,
Zum Himmel steigt das Feuerzeichen,
Es fleucht, was da nur fleuchen kann;
Und zu des Tages Ehre schwitzet
Die Bürgerwehr furchtlos und viel,
Schießprügel in der Sonne blitzet,
O Kinderspiel!

O Schreckenstag! Zum Himmel schreiet
Der Lärm, der durch die Gassen schwirrt.
Habt darum ihr das Volk befreiet,
Daß es zu Indianern wird?
Verderben droht an allen Ecken:
Die Kinderschaar, die Jungfrau weiß,
Dazu — der schrecklichste der Schrecken! —
Der Redegreis.

Es tönt die allbekannte Phrase
Von Flammen, die einst hier gelobt,
In jedem Weiler, jeder Straße,
Und von der Freiheit Morgenroth.
Verschwunden ist der Geist; zum Hohne
Der todte Buchstab' blieb allein.
Wie groß der Ahn' — der Epigone
So klein, so klein!

O sagt nicht von dem todten Helden,
Daß er auf euch herunterschaut!
Würd' er euch seh'n, er würde schelten
Und wäre kaum von euch erbaut;
Er würde ärgern sich und grämen —
Drum, Washington! schlag' mir's nicht ab,
Willst du dich deines Werks nicht schämen:
Schau nicht herab!

Weihenacht.

Es glänzt der Saal — ich halt's nicht länger aus,
Die Luft ist schwül, ich trete aus dem Haus,
Gespenstisch sich die stillen Straßen weiten,
Ich lasse mich vom Licht des Mondes leiten.
An diesem Tag da bin ich gern allein,
Das Jubeln und das Jauchzen macht mir Pein,
Einst schlug an diesem Tag das Herz mir schwer —
'S ist lange her, 's ist lange her!

Doch seh' ich flimmern eines Baumes Pracht,
Mit einem Mal Erinnerung erwacht,
Aufsteigen wie die Bilder einer Sage
Vor meinem Geist der Kindheit schöne Tage.
Ich höre Stimmen summen mir um's Haupt,
Die längst verhallt, vergessen ich geglaubt,
Vom Paradies klingt mir die süße Mär' —
'S ist lange her, 's ist lange her!

'S ist lange her und manches Jahr entschwand,
'S ist lange her, daß einer Mutter Hand
Den Knaben sanft an ihre Brust gezogen,
Es ist die Zeit mir wie im Traum verflogen.
Aus dem Gedächtniß ist sie schier verwischt
Gleich einem Sternlein, das im Fall erlischt,
Kaum steht sie mir im Sinne mehr —
'S ist lange her, 's ist lange her!

Im Geist seh' ich ein Antlitz voller Lust,
Wie stürmisch pocht das Herzchen in der Brust!
Ein Knaben-Antlitz — in des Festes Banne
In tausendfält'gem Lichte strahlt die Tanne.
Gesättigt ist die wohlig warme Luft
Mit würzigem, mit süßem Harzesduft,
Der Knabe spielt mit Säbel und Gewehr —
'S ist lange her, 's ist lange her!

Gar viel hat man mich seither wohl gelehrt,
Gar manchen Traum mir grausam auch zerstört,
Ich trau' nicht mehr dem Flimmern und den Strahlen,
Ich weiß, wie sie der Puppe Wangen malen,
Ich weiß, wie falsch der schöne Bibelspruch,
Ich weiß, des Teufels Zunge ist von Tuch.
Einst glaubte ich an Glanz und Lichtermeer —
'S ist lange her, 's ist lange her!

Einst sang ich auch: „Gott in der Höh' sei Ehr'!"
Doch heute fällt mir das ein Bischen schwer;
Einst konnt' ich auch mit Ueberzeugung lallen:
„Frieden auf Erd', den Menschen Wohlgefallen!"
Einst glaubte ich, daß alle Menschen frei
Und jeder Mensch des Nächsten Bruder sei.
Das glaubt' ich Alles einst und noch viel mehr —
'S ist lange her, 's ist lange her!

Wie still die Straßen — wie das Mondlicht voll
Auf Allem ruht — ich spüre, wie der Groll,
Die Bitterkeit mir aus der Seele zieh'n,
Die schwarzen Bilder schnell von dannen flieh'n.
Wie sanft zerfließt des Tages schmerzlich Leid,
Ich segne dich, du sel'ge Weihnachtszeit,
O, mildre du des Lebens schweres Joch
Recht lange noch, recht lange noch!

Vor hundert Jahren.

(Zum Jubiläum der „Deutschen Gesellschaft der Stadt New York".)

Der Herbstwind fegte durch das Land,
Da traten sie zusammen,
Die wackern Männer, stammverwandt,
Die deutsch in Sinn und Namen;
Sie zankten nicht, sie stritten nicht,
Obschon sie Deutsche waren,
Sie thaten ruhig ihre Pflicht,
— Das war vor hundert Jahren.

Und Keiner bot dem Andern Schach,
Wie war das schön gewesen!
Den Namen wollte Niemand, ach!
Gedruckt im Blatte lesen.
Es war ein ehrliches Geschlecht,
Lag sich nicht in den Haaren,
Und was man that, das that man recht,
— Das war vor hundert Jahren.

Einfach und nüchtern war die Zeit
Und einfach auch die Leute,
Denn damals war man nicht so weit
Wie man in Allem heute,
Man kannte nicht das Butterin
Und nicht des Weins Gefahren,
Rein war das Bier, das Brod, der Gin,
— Das war vor hundert Jahren.

Es wußte damals noch Bescheid
Die Frau in Küch' und Keller,
Zwar gab's nicht jede Woch' ein Kleid,
Doch lag 'was auf dem Teller;
Man lebte noch im eignen Haus
Und wußte auch zu sparen,
Man fuhr nicht jeden Mittag aus,
— Das war vor hundert Jahren.

Und schenkten damals einem Mann
Die Bürger ihr Vertrauen,
So wußten sie genau, man kann
Wohl Häuser auf ihn bauen.
Der Mann that treulich seine Pflicht,
Des Volkes Recht zu wahren,
Den Gauner-„Slang", den kannt' er nicht,
— Das war vor hundert Jahren.

Er wußte nicht, der Gute, wie
— Den Appetit zu schärfen —
Man listig und recht smart nach lee
Den Anker müsse werfen;
Er kannte die Kanäle nicht,
Die ihm so nützlich waren,
Nicht, wie das Ehrenwort man bricht,
— Das war vor hundert Jahren.

Und hatte Einer schlechterweis'
Sich um den Kopf geredet,
War es bewiesen schwarz auf weiß,
Hieß man's nicht „vindicated";
Ganz anders eben, wie gesagt,
Die Zeiten damals waren,
Nach Tugend wurde noch gefragt,
— Das war vor hundert Jahren.

Und wird auch heut' um so viel mehr
Geredet und geschrieben,
Die Deutschen sind, zu ihrer Ehr',
Sich ziemlich gleich geblieben.
Und gilt's dem Besten des Vereins —
Man kann das stets erfahren —
Dann trinken immer sie noch Eins
Heut' wie vor hundert Jahren.

Emil A. Knotser.

Er war in Wien geboren und hatte daselbst Philosophie studiert. 1873 kam er nach Amerika und war lange Jahre Redakteur des „Seebote" in Milwaukee. Im Jahre 1886 siedelte er nach New York über, wo er den „Puck" redigierte. Er starb nach längerem Leiden am 28. April 1888. Außer Gedichten schrieb er auch zwei Schauspiele: „Die seligen Eltern" und „Geflügelte Worte".

Paul Julius Immergrün.

Immergrün oder eigentlich Johann Heinrich Meyer wurde geboren am 5. September 1833 zu Riede bei Bremen, zum Lehrer ausgebildet, bekleidete mehrere Lehrerstellen in Hannover, wurde aber 1857 wegen zu großer Freisinnigkeit abgesetzt und übernahm dann eine Lehrerstelle in Bremen. Von 1866 bis 1869 redigierte er die „Morgenpost", und kam 1869 nach New York, wo er erst in dem Litolf'schen Musikaliengeschäft thätig war. Durch Franz Abt, der mehrere seiner Gedichte komponierte, kam er nach Newark, New Jersey, wo er erst ein Geschäft, dann eine Schule hatte und endlich zur Journalistik überging, in der er noch heute thätig ist, obschon er Landwirth zu Springfield, New Jersey, geworden ist.

„Herz, Welt und Vaterland", Gedichte, Bremen 1862. „Gedichte", zweite Sammlung, Bremen 1866. Seine neueren Gedichte, von denen mehrere von Ferd. Hiller, Franz Abt, Otto Lob, Carl Träger u. A. komponiert wurden, erschienen im „Belletristischen Journal", der „N. Y. Staatszeitung" u. s. w.

Letzte Grüße.

Vier Männer stehen am Meeresstrand
Verloren in Sinnen und Sehnen;
Sie haben die Blicke gen Osten gewandt
Und denken an's alte Vaterland,
Ihm weihend die letzten Thränen.

Denn was vergangen an Lust und Leid,
Sie konnten's nicht mit sich haben:
Die Tage der Kindheit, die Jugendzeit,
Die Stunden voll Sorge und Bitterkeit
Sind in der Heimath begraben.

Und was vom Leben noch lieb und werth
Dem Einen, dem Andern geblieben:
Der Liebe Glück, ein häuslicher Herd,
Ein Freund, der sich im Sturm bewährt —
Verlassen nun ist es drüben.

Als so die Seele mit Weh erfüllt
Von Sehnen und Hoffen überquillt,
Erschließt der Erste des Herzens Grund,
Und also kommt es von seinem Mund:
„Ich habe daheim noch ein Mütterlein,
Das gab mir weinend den Segen;
Du gute Alte, ich denke dein
Auf allen Wegen und Stegen.
Sollt' einst das Glück mir beschieden sein,
So komm' ich, die Hälfte der Schätze mein
Dir in den Schooß zu legen."

Nun wischt der Zweite die Thräne vom Aug'
Und grüßt über's Meer wie Frühlingshauch:
„Ich ließ im Heimathlande
Einen holden Schatz zurück,
Drum wend' ich vom fernen Strande
Noch einmal den sehnenden Blick
Hinüber, wo er alleine
Mir und dem Glück vertraut;
Ueber's Jahr wohl bist du die Meine,
Ueber's Jahr ist das Nest gebaut."

Ernst blickt dann der Dritte in's Wogengebraus
Und sendet zum Gruß die Worte hinaus:
„Daheim war immer die Noth mein Theil,
Ich kannte nur trübe Zeiten,
Drum zog ich aus, zu suchen das Heil
In andern Zonen und Weiten.
Wohl könnt' ich nun all des Lebens Qual
Mit einem Seufzer vergessen,
Wärst nur du nicht, mein Heimaththal,
Du Scholle, darauf ich so manches Mal
Mein Brod mit Thränen gegessen!"

Und sinnend erhebt der Vierte das Haupt:
„Was hat denn der Abschied mir geraubt?
Ich zog meine Straße so leicht fürbaß,
Kein einzig Auge ward um mich naß,
Mir bot keine Hand den Scheidegruß,
Mir gab keine Lippe den letzten Kuß.
Und doch, — wenn ich euch weinen seh',
Durchzieht auch mich ein seltsam Weh;
Es rinnt mir vom Auge, die Wange ist naß —
Ich weiß nicht für wen und weiß nicht für was."

Die Männer scheiden vom Meeresstrand,
Nicht mehr in Sinnen verloren;
Den Wanderstab schwingend in fester Hand,
So schreiten sie fort in's gelobte Land,
Das sich ihr Wille erkoren.

Und wer sie so hoffend wandern sieht,
Die Augen getrocknet, die hellen,
Der wünscht wohl im Stillen, daß Gott behüt'
Den wackeren Sinn, das treue Gemüth
In diesen deutschen Gesellen.

Wissen und Glaube.

So mancher Tag voll Glanz und Pracht
Läßt sich vor Abend trübe finden;
Und jeder holde Traum der Nacht
Muß mit der Morgenröthe schwinden.

Nicht jede Knospe am Gezweig
Kann sich im Lenz zur Blüth' entfalten;
Nicht jede Blüthe hoffnungsreich
Wird sich zur reifen Frucht gestalten.

Wer zählt das Leben, das dem Raube
Des Stärkeren zum Opfer fällt?
Wer ahnt die Lust, die wohl im Staube
Mit jedem Tritt dein Fuß zerschellt?
Und weißt du, wie viel Lebenstriebe
Im Schooß der Erde noch erstarrt?
Wie viel des Elends und der Liebe
Noch seiner Auferstehung harrt?

Warum denn gleich so trüb zu Muthe,
Wenn dir ein Wunsch blieb unerfüllt?
Warum verzagt, wenn die Minute
Nicht deines Busens Sehnen stillt?
Was ist denn deines Lebens Länge,
Dein rastlos Ringen Tag um Tag?
Ein Echo nur verhallter Klänge,
Nur einer Woge Wellenschlag.

Glück, Paradies und Ewigkeit
Sind deinem Stolze hier verschlossen;
Du bist ein sterblich Kind der Zeit,
Wie deine irdischen Genossen.
Nie wirst du eine reife Frucht
Vom Baume der Erkenntniß naschen;
Zu kurz ist deiner Tage Flucht,
Um mehr als Blüthen zu erhaschen.

Was dir, o Mensch, in diesem Staube
Den reinsten Trost gewähren kann,
Das ist die Demuth, ist der Glaube,
Und nicht des Wissens stolzer Wahn.
Dir ward vergönnt, das Haupt zu heben;
Blick auf zum großen Weltenraum:
Es giebt noch Platz für vieles Leben,
Und Zeit für manchen schönen Traum.

Spiele, mein Kind.

Spiele, mein Kind,
Eh' dein Traum zerrinnt,
Eh' die rosigen Wangen
Geblichen sind.

Sieh, es steigt das Frühroth an,
Breitet aus die goldnen Flügel,
Und es trägt den jungen Tag
Leuchtend über Thal und Hügel.

Rings in allen grünen Kronen
Lobt es Gott mit süßem Schall,
Und die Rose lauscht im Hage
Längst der holden Nachtigall.

Leise küßt der Wind die Blüthen,
Die er lang, so lang verloren;
Traulich spielt er um die Blumen,
Die die milde Nacht geboren.

Sieh, das ist der Lenz, der segnend
Jedes Jahr die Welt durchzieht;
Nur im armen Menschenleben
Einmal und nicht wieder blüht.

Spiele, mein Kind,
Eh' der Ernst beginnt,
Ehe die dunkeln Tage
Gekommen sind.

Denn das Morgenroth verglüht
Und die goldnen Sterne bleichen,
Und der stille, hehre Morgen
Muß dem lauten Tage weichen.

Wenig schöne Augenblicke —
Und der Freude Klang verhallt,
Und die Rose steht entblättert —
Alles Schöne endet bald.

Wild zerstreut der Wind die Blüthen,
Die er kosend einst umfächelt;
Alle Blumen läßt er sterben,
Die im Lenz ihm hold gelächelt.

Ach, das ist der Herbst, der finster
Bald die Welt mit Nebel füllt
Und das arme Menschenleben
In den Frost der Sorgen hüllt.

Spiele, mein Kind,
Eh' dein Traum zerrinnt!
Spiele, o spiele,
Ehe der Frost beginnt!

Curt Thiersch.

Geboren 1845 zu Eibenstock im sächsischen Erzgebirge, studierte er von 1865—1870 Naturwissenschaften in Tharand und Leipzig, und kam 1871 nach den Ver. Staaten, wo er sich der Journalistik zuwandte. Er ist gegenwärtig Redakteur einer täglichen Zeitung in Kansas City. Seine Gedichte, im Freiligrath'schen Style, erschienen in verschiedenen Zeitungen.

Aus den „Schwarzen Bergen“.

Düstre Schatten nächt'ger Dämm'rung überziehn den Himmelsbogen,
Aus dem Westen kommt ein Wetter schwarz und drohend aufgezogen.

Dichte Wolkenmassen stehn am Abendhimmel gluthumflossen,
Und ein goldig rother Schein liegt auf den Bergen ausgegossen;

In den walddurchzognen Thälern schon beginnt die Nacht zu dunkeln,
Langsam steigend nach den Bergen, die im Abendscheine funkeln.

Und der Nachtwind kommt gezogen, weht im Thal dahin, im düstern,
Aus der Waldesschatten Tiefe klingt's wie dumpfer Stimmen Flüstern.

Eine Felswand ragt am Abhang schwarz und zackig und voll Klüfte,
Senkrecht aus des Thales Dunkel steigt sie in das Reich der Lüfte.

Bunt bemalt, mit Pfeil und Bogen scharf bewaffnet, lagert dorten
Eine Schaar von rothen Männern, lauschend ihres Häuptlings Worten;

Reich geschmückt mit Adlerfedern, spricht er vor dem rothen Volke;
Der vom großen Vater kehrte jüngst zurück, „Die Rothe Wolke“:

„Wie der helle Stern des Tages dort verglüht im goldnen Lichte,
Der voll Liebe scheint dem rothen Manne wie dem Bleichgesichte,

„Grüßt ihn trauernd; unser Stern ist's, der im rothen Glanze scheidet,
Und es lauert schon die Nacht, die um uns ihre Schatten breitet.

„Bald wird sie mit ihrem Dunkel ganz den rothen Mann umfassen;
Manitu zürnt seinen Kindern und hat grollend uns verlassen.

„Diese scharfgezackten Felsen, heut' noch sind sie unser Eigen,
Unser ist das Wild der Thäler und der Wälder tiefes Schweigen;

„Aber ehe noch der Tage viele schnellen Laufs entfliehen,
Werden wir auf unsern Bergen heimathlos von dannen ziehen.

„Bald in unermeßnen Zügen kommen Schaaren an von Weißen;
Manitu gab ihnen Macht, sie werden uns dies Land entreißen.

„Westwärts ziehn sie, unaufhaltsam, wie ein Waldbrand, der verheerend
Seine heiße Gluth dahin wälzt, unheilschwanger und zerstörend.

„Wo sie ziehen, färbt sich von des rothen Mannes Blut der Boden,
Ihren Spuren folgt der Schakal, beutehungrig nach den Todten.

„Ihre Zahl ist unermeßlich, wie das Gras in den Prairien,
Wie gewalt'ge Riesennetze ihrer Städte Straßen ziehen;

„Und die Häuser vielgestaltig streben himmelan wie Hügel,
Wilden Schwänen gleich ziehn ihre Schiffe auf der Ströme Spiegel.

„Ihre Wagenzüge scheinen Dampf und Feuersgluth zu speien,
Schnaufend wie die Büffel stürmen sie dahin in langen Reihen.

„Jener Donner, den wir dröhnend durch die Bergschlucht rollen hören,
Und der Blitz der Wetterwolke schläft in ihren Feuerröhren.

„Eine Sage geht, daß hier die Flüsse Gold an's Ufer spülen,
Und sie kommen, unsre Erde gierig darnach zu durchwühlen.

„Und ob hier auch Tausende, dahingestreckt von unserm Bogen,
Niedersinken, neue Schaaren kommen ihnen nachgezogen.

„Diese Thäler hallen bald vom Schlage ihrer Aexte wieder;
Blutend auf dem heim'schen Boden, sinkt der rothe Mann darnieder.

„Sein Gedächtniß künden nur die Berge, die gen Himmel ragen,
Unbeweint geht er von hinnen, Niemand bleibt, um ihn zu klagen.

„Nur der Wind wird um ihn trauern, heulend an den Felsensteinen,
Nur in grauen Regennächten wird die Wolke um ihn weinen.

„Siegreich bleibt der Weißen Tücke, drohend naht sich das Verderben;
Manitu zürnt seinen Kindern, und der rothe Mann muß sterben. —

„Aber Ströme rothen Blutes sollen diese Berge trinken,
Roth sich färben wie die Wolken, drein die Sonne will versinken!

„Schmückt euch, wie's dem Krieger ziemet, malt den Leib mit rother Erde,
Daß dem Weißen unser Anblick auf dem Kriegspfad furchtbar werde!

„Grabt die Kriegsaxt aus, daß roth vom Blute dieser Boden dampfe,
Daß der große Geist sich unsrer freue nach vollbrachtem Kampfe!

„Und, wenn wir nach jenem Jagdgrund, nach dem glücklichen, gelangen,
Daß der Scalpe viele an der rothen Krieger Gürtel prangen!"

Fritz zur Windmühlen.

Geboren am 6. Februar 1853 zu Rastede, Oldenburg, studierte er Landwirthschaft, trat ins Militär, wanderte 1876 nach Amerika und ist seit Jahren Redakteur des „Demokrat" in Lancaster, Ohio.

„Heimath und Fremde", Gedichte, Baltimore 1877.

Eduard F. Leyh.

Geboren den 6. Juni 1840 in Meimers, Herzogthum Sachsen-Meiningen, wanderte er 1861 nach den Ver. Staaten aus, trat nach verschiedenen Irrfahrten 1864 als Reporter in den „Baltimore Wecker" ein, wurde bald Hülfsredakteur, übernahm 1869 die Redaktion der neugegründeten „Maryland Staatszeitung" und ist seit 1870 Redakteur des „Deutschen Correspondenten" in Baltimore.

„Der Tannhäuser", deutsch-amerikanische Erzählung, 1875. Joaquin Miller's „Arizonian", ins Deutsche übertragen, Baltimore 1874. Zahlreiche politische, biographische und kulturgeschichtliche Aufsätze in „Gartenlaube", „Gegenwart", „Grenzboten", „Europa" u. s. w. „König Rother's Brautfahrt", Opern-Libretto, in Vorbereitung.

Die Journalistik.

'S ist ein Beruf voll Plagen und voll Freuden,
Ein Dornenpfad bestreut mit Rosenblättern:
Dem Volke täglich durch die schwarzen Lettern
Das Räthsel von der Zeit, der Sphinx zu deuten;
Ein Wachestehen an dem Strom der Zeiten,
Umstürmt von rauhen, bitterbösen Wettern;
Den Schlachtruf der Partei in's Land zu schmettern,
Als Führer vor den Massen herzuschreiten.

Wer ihn erwählt, muß Manchem gern entsagen,
Ein häuslich Glück ward kärglich ihm bemessen.
Wer's unternimmt, der Wahrheit Licht zu tragen
Und in den Tagesstreit sein Wort zu werfen,
Muß Ruhm und Reichthum, ja sich selbst vergessen
Und dennoch schreiben mit dem Saft der Nerven.

Menschenleben.

Wie ist das Menschenleben räthselhaft;
So arm an Freuden, doch so reich an Leid —
'S ist ein Gemisch von Schwachheit und von Kraft,
Von Täuschung, Habgier und Zufriedenheit.
Dem Zauber folgt die rauhe Wirklichkeit,
Die auf das Menschenkind so streng und finster blickt,
Die dann und wann nur trägt ein Sonntagskleid,
Doch im Verborgnen immer Netze strickt
Und unsre Blumen all' mit rauher Hand zerknickt.

Es gleicht der Welle wohl von einem Fluß,
Der aus dem Fels im Waldesdunkel quillt;
Das Thal hinab rauscht sie in raschem Schuß —
Dem Jüngling gleich, von Thatendrang erfüllt;
Doch unten bietet sich ein andres Bild:
Ernsthaft gemessen fließt sie dann einher,
Bald sturmgekräuselt und bald sanft und mild,
Trägt sie das Waarenschiff, beladen schwer,
Bis du die Müde aufnimmst, mütterliches Meer!

Um von der Reise auszuruhn? O nein!
Nichts, nichts darf rasten in der weiten Welt.
Die Wolke hüllt ins Nebelkleid sie ein,
Trägt sie zurück zum wald'gen Wohngezelt,
Von wo sie neugeboren thalwärts fällt,
Um nach dem Meer zu tragen neue Last.
Vom Sturm gepeitscht, vom Sonnenschein erhellt,
Durcheilt den Kreislauf sie in wilder Hast,
Und nirgends findet sich ein Ort der ew'gen Rast.

So wanderst du im Kreislauf, Menschengeist!
Unstät von Zeit zu Zeit, von Ort zu Ort,
Wie deine Mutter Erde rastlos kreist,
So treibt's auch dich in stetem Wirbel fort.
Unsterblichkeit! Du inhaltsschweres Wort!
Dir dient er wie die Welle ruheleer,
In seinen Tiefen ruht manch goldner Hort.
Umsonst — das Schicksal peitscht ihn wild umher,
Und eine ew'ge Ruhe wird ihm nimmermehr!

Dietrich's Dienstwerbung.

(Aus „König Rother's Brautfahrt".)

Vervehmt und vertrieben,
Enterbt und entehrt,
Ist nichts mir geblieben
Als du nur, mein Schwert!
Du Schwert meiner Ahnen,
Das Helden bezwang,
In der Hand meines Vaters
Die Herrschaft errang.
Dir, hunischer König,
Sei's künftig geweiht!
Für dich will ich's schwingen,
Für dich soll's erklingen
Und Ruhm dir erringen
Zu jeglicher Zeit.

Den Inseln des Meers hat
Geblitzet dein Stahl;
Die Feinde am Festland
Zerstreute dein Strahl.
Du Schwert meines Vaters,
Du Stolz seiner Hand,
Schriebst scharf seinen Namen
Auf feindlichen Strand;
Errangst ihm den Ruhm in
Unsterblichem Sang.
Du Freude der Feldschlacht,
Du Trost auf der Deckwacht,
Mit dir in der Thing-Acht
Ist niemals mir bang.

Gefallen in Schlachten,
Verschollen zur See,
Ist all' meine Sippe,
Vereinsamt ich steh'.
Mein einziges Erbe
Bliebst, Siegbringer, du!
Und du wirst noch mein sein,
Legt man mich zur Ruh'.
So wie wir uns beide
Einander geweiht —
Noch in spätesten Tagen
Wird man singen und sagen,
Wie wir Schlachten geschlagen
Zu unserer Zeit!

Das Hohelied des Pessimismus.

(Aus „Joaquin Miller's Arizonian".)

„Laßt die Welt nun stürzen, sich winden und wenden,
Sich schütteln und wälzen, dem Wild gleich, das wund,
Zitternd und bebend und krachend verenden,
Laßt sie für immer gehen zu Grund'.
Laßt sie wüthend zerreißen das Sternengezelt,
Laßt die Meere im Glanze der Sonne zerstieben:
Denn mir blieb ja Niemand, mich ferner zu lieben,
Niemand, obgleich so voll Menschen die Welt.
Drum jag' ich nach Gold, wie bisher ich's getrieben,
Ich will einen Sarg voll Gold mir erwerben,
Um Frieden zu kaufen vom Tode, dem herben,
Wenn einst sich die Hände mir falten zum Sterben.
'S giebt Nichts mehr, so weit sich die Erde auch dehnet,
Sei's Mädchenliebe, sei's Männergenuß,
Sei's Manneshaß und sei's Frauenkuß;
Nichts, nichts wonach sich das Herz mir noch sehnet,
Ich hab' es verlernet, zu lieben, zu hassen,
Für mich hat das Leben nicht Segen noch Fluch;
Mich reizet nicht Zorn mehr, nicht liebend Umfassen,
Seitdem mir das Schicksal die Hoffnung zerschlug.
Denn die Hände streckte ich frech in die Höh'
Zum Baum der Erkenntniß und pflückte mir alle
Die Früchte, — sie schmeckten wie Myrrhen und Galle.
Geh' hin zu den Kühen auf blumigem Klee,
Sieh, wie sie grasen — auf saftigem Rasen;
Wie sie, mußt du sorglos in den Tag hineinleben,
Um Menschen, um Ehre, um Achtung Nichts geben;
Denn ich hab's gethan und was hab' ich erlangt?
Hab' Jugend, hab' Jahre, hab' eifriges Streben,
Hab' Liebe, so glühend, als eiskalt die Welt,
Für glänzende, täuschende Lügen gegeben;
Gab Jugend, gab Jahre, gab Liebe für Geld,
Gab und empfing — doch was hab' ich erlangt?
Die Hand ist mir leer und die Hoffnung gestorben,
Mein Gesicht ist vergessen und 's Herz ist verdorben."

Hannchen Morrison.

(Aus dem Schottischen von Wm. Motherwell.)

Ich wanderte gen Ost und West,
Manch' öden Weg mich's trieb;
Doch nimmermehr vergaß ich dein,
Du, meiner Jugend Lieb'.
Johannisfeu'r — am Jultag ist's
Verkohlt und längst verglüht,
Doch schwärzer sieht's im Herzen aus,
Deß Jugendlieb' verblüht.

O herziges Hannchen Morrison!
Der Schulzeit sonniges Glück
Wirft heut' noch Schatten auf meinen Pfad,
Umschleiert mir den Blick.
Die heiße, salz'ge Thräne rinnt,
Das Herz in Schmerz und Leid
Zuckt auf, beschleicht's Erinnerung
An längst vergangne Zeit.

'S war einst, daß wir uns heiß geliebt,
Dann traf uns Trennungsschmerz.
Süß-selige Zeit! Zwei Kinder froh,
Zwei Kinder und nur ein Herz!
'S war auf der niedern Schulbank dort,
Wo Lieb' die Lehr' versüßt,
Wo Blick' und Lächeln tauschten wir,
Was unvergeßlich ist.

Ich denke, Hannchen, oft, was wohl,
Dasitzend Wang' an Wang'
Und Hand in Hand, auf jener Bank
Durch unsre Köpfchen drang!
Wenn, Beide eifrig hingebückt
Auf Bücher und Papier,
Dein Aug' schien auf die Schrift gebannt,
Mein Auge hing an dir!

Wie wir verschämt den Blick gesenkt,
Wie uns die Wang' gebrannt,
Wenn die Kameraden sagten: wir
Heim trottelten selband!
Und denkst du auch des Samstags noch
(Die Schul' schloß Mittags schon),
Wenn wir zum heitern Spiel im Frei'n
Den Häusern rasch entfloh'n?

Es schwirrt und schwindelt mir im Kopf,
Mein Herz ebbt gleich der See,
Denk' ich der Jugend und an dich,
Du, meiner Schulzeit Fee!
O Jugendzeit! O Jugendlieb'!
O sonniger Tage Lust,
Wo Hoffnungen das Herz erfüllt
Mit Frühlings Blüthenbluft!

Und denkst du, Lieb', wie oftmals wir
Entfloh'n dem Lärm der Stadt?
Wir schweiften an des Baches Rand
Auf dunkelm Waldespfad.
Zu Häupten prangt' der Zweige Grün,
Ein Blumen-Paradies
Zu Füßen lacht' — und im Gebüsch
Die Drossel sang so süß.

Die Drossel sang im Walde süß,
Der Käfer summt im Strauch,
Und gleich gestimmt mit der Natur
War'n unsre Herzen auch.
Wir saßen stundenlang am Rain,
Stillschweigend, Hand in Hand,
Wo traute Herzensseligkeit
Uns Beide hingebannt.

Ja, herz'ges Hannchen Morrison,
Wie eine Ros' bethaut,
War thränenfeucht die Wange dir,
Doch Keins fand einen Laut. —
Das war 'ne Zeit, 'ne sel'ge Zeit,
Als frisch und jung das Herz
Noch jeder Stimmung Ausdruck gab,
In Freude oder Schmerz!

'S ist fraglich, Hannchen Morrison,
Ob jemals ich für dich
Gewesen bin seit jener Zeit,
Was stets du warst für mich.
O sag', liegt dir ihr süßer Klang
Im Ohr, wie mir noch heut'?
Sprich, wird dir nicht das Herz oft schwer,
Träumt's von vergangner Zeit?

Ich wanderte gen Ost und West,
Mein Loos war hart und schwer,
Doch dein, wo ich auch ging und stand,
Vergaß ich nimmermehr.
Der Springquell meines Herzens strömt,
Wie einst so heiß und glüh,
Und täglich heißer lieb' ich dich,
Die ich geliebt so früh.

O herz'ges Hannchen Morrison,
Seit wir getrennt so lang,
Sah nie ich dein Gesicht, noch hört',
Ich deiner Stimme Klang.
Doch trüg' ich alles Elend gern,
Und glücklich stürbe ich,
Wüßt' ich, dein Herz dächt' manchmal noch
Der Schulzeit und an mich.

Paul Carus.

Geboren am 18. Juli 1852 in Ilsenburg im Harz, empfing er seine Erziehung in Posen und in Stettin, wohin sein Vater, ein Geistlicher, als Consistorialrath berufen war, studierte Philosophie und klassische Philologie in Tübingen, Greifswalde und Straßburg, daneben auch naturwissenschaftliche, namentlich physiologische Studien betreibend, promovierte 1876 in Tübingen, diente dann sein Jahr und wurde Reserveoffizier, übernahm hierauf Lehrerstellen in Dresden, nahm aber 1881 den Abschied, weil er als zu freisinnig in religiöser Hinsicht mit seinen

Vorgesetzten in Conflikt gerieth, ging nach England und von da 1884 nach den Ver. Staaten. Hier war er erst Lehrer, dann Redakteur in New York, und ging 1887 nach Lasalle, Illinois, wo er die Redaktion der von Herrn Hegeler, seinem nachmaligen Schwiegervater, herausgegebenen Zeitschriften „The Open Court“ und „The Monist“ übernahm, welche Blätter er noch heute leitet.

„Ein Leben in Liedern“, Gedichte eines Heimathlosen, Milwaukee 1886.

Aus „Leben und Liebe“.

Wie waren die Stunden so selig
In himmlisch süßer Lust,
Als liebestrunken du ruhtest
An meiner schwellenden Brust.

Es schaute hernieder vom Himmel
Der Mond in silberner Pracht,
Und durch das Thal geräuschlos
Webte die lauschige Nacht.

Die Nachtigallen sangen
Im duftenden Lindenbaum;
In unsern Herzen sproßte
Der Liebe Frühlingstraum.

Aus „Leben und Leiden“.

Mir ist so leer, so nichtig hohl
In Freude, Lust und Scherz;
Ich fühle mich nur wahrhaft wohl
Im allertiefsten Schmerz.

Und wenn ich auf zum Himmel seh',
Mein Blick mit Wonne trifft
Dort oben das große, leuchtende Weh
In prächtiger Sternenschrift; *

Es steht dort lesbar aller Welt
Geschrieben am Firmament.
Und wie ihr aus dem Himmelszelt
Das Weh nicht reißen könnt,

Wie es sich dort für alle Zeit
In uns're Nacht muß verweben,
So innig ist der Seele Leid
Verwachsen mit meinem Leben.

Aus „Weltschmerz und Liebe“.

Das Leben ist dunkele Nacht;
Wir werden darinnen gehalten
Nur durch der Sterne Pracht
Und durch der Liebe Walten.

Schau' ich in's Auge dir hinein,
So ist mir zu Muth, wie gährendem Wein;
Mir ist, als müßte ich hinaus
In des Meeres wildes Wogengebraus
Und dort in Sturm und Wetternacht
Ringen mit tückischer Uebermacht,
Mit des Ozeans ewigen Wasserwellen,
Und müßte doch schließlich an Klippen zerschellen.

Dein Auge lodert wie Feuersgluth,
Mir schwellen die Adern, mir wächst mein Muth;
Mir däucht, ich hätte den Stahl in der Hand,
Zu kämpfen für Ehre und Vaterland,
Zu streiten für meines Lebens Glück,
Es zu erringen trotz Schicksalstück'.

Deine Augen blinken wie Sternenschein
In die dunkle Nacht des Kampfes hinein:
Und schau' ich hinein in dein Auge so tief,
So ist's mir, als ob's mich zum Tode rief.
Doch nicht zur Ruhe sanft und mild,
Dem Tod, des Schlafes Ebenbild —

O nein! Zum Tode blutig wild
Auf der Ehre blutigem Schlachtengefild,
Wo man im Tod das Schwert noch zückt
Und sterbend das Auge trotzig blickt.
Wenn dann unter klarem Sternengezelt
Bei Nacht der Thau auf den Grabstein fällt,
So dünkt mich wohl, es rännen auf's Grab
Aus deinen Augen Thränen herab.

Aus „Neues Leben, neue Liebe“.

Wie der Himmel blau und klar,
Schatz, sind deine Augen;
Und du selber magst sogar
Mir als Himmel taugen.

Aber wer den Himmel kennt,
Weiß, wie er sich ändert,
Wie so rasch das Firmament
Wolkendunst umrändert.

Gestern heiter, heute trüb',
Wer will drüber staunen?
Denn der Himmel und mein Lieb
Haben ihre Launen.

---

* Das Sternbild Kassiopeja bildet die Gestalt eines großen lateinischen W.

Die Stedinger.

(Eine Ballade.)

Der Erzbischof von Bremen
Schickt hin in Uebermuth:
„Ihr widerspenst'gen Bauern,
Gebt Zehnten und Tribut.“

Das war der Bauern Antwort:
„Wir Stedinger sind frei!
Niemandem sind wir zinsbar,
Gott und dem Kaiser treu.“

Wie das der Bischof hörte,
Hat er sein Schwert gezückt,
Und über diese Ketzer
Sprach er das Interdict.

Da fing er an zu kriegen,
Zog aus zu blut'ger Schlacht. —
Doch lern' die Friesen kennen
Und ihrer Freiheit Macht.

Die Nordsee, nie gefesselt,
Braust auf im Wogenschwall;
So braust durch Friesenherzen
Der Freiheit Donnerhall.

Manch bischöflicher Krieger
Kam da in große Noth —
In Stedings weiten Sümpfen
Liegt mancher Degen todt.

Der Bischof schrieb um Hülfe
An Papst und Kaiser nun:
„Was soll ich mit den Bauern,
Den trotzig-freien, thun?“

Es thät der Papst sie bannen,
Der Kaiser sprach die Acht;
Doch Stedings freie Bauern,
Die haben drob gelacht.

Ein Kreuzheer ward gerüstet,
Gen Stade zog's heran;
Da stehn elftausend Bauern
Vor vierzigtausend Mann.

Der Bauer trägt in Händen
Nur Beil und Eschenspeer,
Die Ritter sind gerüstet
In Erz und Eisen schwer.

Doch unverdrossen schlagen
Die Friesen Herrn und Knecht;
Das war ein heißes Ringen,
Ein blutiges Gefecht.

Und auf dem nahen Hügel
Viel Mönch' und Pfaffen stehn;
Sie singen kläglich Lieder,
Um Sieg von Gott zu flehn.

Das Kreuzheer ist im Weichen,
Die Bauern brechen durch;
Da fällt in ihre Seite
Der Herr von Lüneburg.

Das Glück hat sich gewendet,
Entschieden ist die Schlacht;
Die Bauern unterliegen
Vor Feindes Uebermacht.

Da liegen sie erschlagen,
Erschlagen Mann für Mann;
Von aller Welt verurtheilt,
Verkannt — in Acht und Bann.

Und wie der letzte Bauer
Fiel vor der Feinde Speer,
Rief er. „Mich mögt ihr tödten,
Die Freiheit nimmermehr.

„Es wird einst nach uns kommen
Ein schlichter Bauernsohn;
Vor seinem Wort erbeben
Wird Petri heil'ger Thron.

„Erdrückt ihr auch die Freiheit,
Sie bricht doch eure Haft
Und wird aus Heldengräbern
Erstehn in Jugendkraft.“

Ein Künstlerloos.

Es war ein armer Musikus,
Der hatte knapp zu leben,
Doch war der edelste Genuß
Ihm in der Kunst gegeben.

Er hungerte und sang dabei
Gar manches schöne Lied;
Und manche zarte Melodei
Durchtönte sein Gemüth.

Ihn trieb die Armuth, fortzuziehn
Wohl in die weite Welt.
Es gab ein Lied ihm, sein „Kathleen“,
Ein kleines Reisegeld.

Er ging zu Grunde unbekannt;
Manch Jahr ging drüber hin;
Da sang sein Lied im Vaterland
Die größte Sängerin.

Er war nach Haus zurückgekehrt,
Aermer als er gegangen.
Sein Ideal war ihm zerstört
Und bleichgehärmt die Wangen.

Den letzten Shilling gab er fort,
Um das Conzert zu hören;
In Lumpenkleidern saß er dort
Und weinte bittre Zähren.

Bezaubert von den Melodien,
Saß stumm das ganze Haus;
Dann donnerte seinem „Kathleen"
Gewaltiger Applaus.

Und wie die schöne Sängerin
Lächelt in ihrem Glück,
Da stürzt der Bettler vor ihr hin,
Mit Thränen in dem Blick.

„Fort, stoßt ihn fort, den schmutz'gen Mann",
So ruft man voll Verdruß,
„Der unsre Freude stören kann
An Kunst und Kunstgenuß."

Ein Diener naht, drängt zürnend schnell
Mit rohem Stoß ihn fort.
„Wer bist du, alberner Gesell?
Was willst du hier am Ort?"

Da spricht der Bettler, tiefbewegt:
„O fragt nicht, wer es ist,
Der Mann, den man jetzt stößt und schlägt:
Des Liedes Komponist!"

Wilhelm Keilmann.

Geboren am 14. Juli 1845 zu Hechtsheim bei Mainz, bereitete er sich auf den Schulen an diesen beiden Orten für den Lehrerberuf vor und übte denselben später an letzterem Platze aus, bis er einen Ruf an die deutsch-englische Akademie zu Indianapolis erhielt. Nach einjähriger Lehrthätigkeit daselbst wandte sich Keilmann indeß dem Journalismus zu, einem Beruf, dem er von jeher große Neigung entgegengebracht hatte; er trat in die Redaktion des Indianapolis „Telegraph" ein, vertauschte seine dortige Stellung indessen mit der Redaktion der „Union" zu Evansville, Ind., trat dann in die Redaktion des dortigen „Demokrat" ein und hat seit letzter Zeit ein katholisches Magazin geleitet.

„Herzensblüthen", Erinnerungsblätter, 1869—1879, Evansville 1880. „Columbiade", „Pallas Toa" und „Donna Marina", Novellen in Versen, Evansville 1892. Seine hier mitgetheilte „Festkantate zur Columbusfeier im Oktober 1892" wurde preisgekrönt.

Frühlingslieder.

I.

Nun hebet der leuchtende Morgen
Den dunkelen Schleier der Nacht,
Der über den Thränen und Sorgen
Und Träumen der Erde gewacht.

Und über die weinenden Auen
Hüpft lachend der goldene Tag,
Die Fluren erwachen und schauen
Den fliehenden Nebeln nach.

Die wallen und steigen und säumen
Den Himmel, ein blühender Kranz;
Die Thränen, das Sorgen und Träumen
Der Erde zerrinnen in Glanz.

II.

Hell durch der Tannen dunkle Locken
Floß lichter Sonnenschein,
Es läuteten die Maienglocken
Den warmen Frühling ein.

Und durch das trauernde Gezweige
Ein kecker Odem ging,
Da scheuchte gar die alte Eiche
Den Traum, der sie umfing.

Ringsum ein freudetrunken Flüstern,
Wie zauberkräft'ger Sang,
Daß frisch aus allen Schollen lüstern
Das grüne Leben sprang.

Da ward so wohl mir im Gemüthe,
Da ward so leicht mein Sinn,
Als wär' ich selber eine Blüthe,
Mit Gnadenthau darin.

Mir war, als ob ein heilig Auge
Von oben auf mir ruh',
Als ob, umweht von Gottes Hauche,
Ich spröß dem Himmel zu.

III.

Im düstern Waldeszwielicht träumet
Maiblümchen sonnenlichten Traum,
Und eine helle Zähre säumet
Der Glockenblüthe schnee'gen Saum.

Die Nachtigall singt ihre Klage
Vom Busche laubesfrisch umrankt.
Vereinsamt in dem stillen Hage
Ist ihr das junge Herz erkrankt.

Da lauscht die zarte Maid und sinnet;
Ist's doch ihr eigenstes Gebet,
Das dort in Thränen perlt und rinnet
Und hier im Liede sanft verweht.

Romanze.

(Aus der „Columbiade".)

I.

Hell tönen die Horn-Signale,
Drommeten schmettern darein;
Die Ritter reiten zu Thale
Im rosigen Morgenschein.

Eurica neigt vom Balkone
Sich grüßend zum Liebsten hin
Und kränzet des Helmes Krone
Mit duftigem Maiengrün.

„Nun hole im heil'gen Lande
Die goldenen Sporen dir,
Dann kehre zurück zum Strande
Castiliens und zu mir.

„Ruht' ich auch im kühlen Grunde,
Erwachen würd' ich sogleich,
Wenn du mir mit keuschem Munde
Küßtest die Lippen so bleich." —

Im Auge der Wehmuth Zähre,
Rasch scheidet der junge Held;
Ihm ist zu Muthe, als wäre
Zu enge Küraß und Welt.

II.

Es grünen die Thuja-Hecken,
Granaten und Myrten blühn;
Wie geschmolznes Gold im Becken
Des Hafens die Wellen glühn.

Trotz Stürmen und Wogenprallen,
Die Purpur-Segel gepreßt,
Hielt sich mit des Ankers Krallen
Die Barke am Ufer fest.

Toll raste auf dunklen Schwingen
Die Windsbraut heulend davon,
Und Wälder und Fluren singen
Der Fliehenden jetzt zum Hohn.

Es läuten die Kirchenglocken
Gar feierlich im weiten Rund;
Sie geben all' mit Frohlocken
Die Heimkehr der Ritter kund.

Sie grüßen mit erz'nen Stimmen
Die Sieger vom heil'gen Grab,
Und Freudenfeuer erglimmen
Die Buchten hinauf, hinab.

III.

Im Chore bei dem Altare
Der Katafalk sich erhebt,
So licht um die dunkle Bahre
Der Kerzengeflimmer schwebt.

Hold wie im süßesten Schlafen,
Das Antlitz himmlisch verklärt,
So ruht die Tochter des Grafen,
Vom Tode noch unversehrt.

Leis über die düstre Schwelle
Tritt jetzt ein Ritter daher,
Will danken in der Kapelle
Für Rettung aus Kampf und Meer.

Er sieht das Laken, die Leiche,
Und sinket wohl in die Knie,
Dann küßt er die Braut, die bleiche,
Und rufet mit Namen sie.

Rasch hebt sich da von der Bahre
Eurica, vom Tod erwacht;
Das Unerhört-Wunderbare
Hat treue Liebe vollbracht.

Festkantate für die Columbusfeier.

Motto: „Mein herrlich Lieb ist Columbia,
Meine herzige Mutter Germania."

I.

Die Anker gelichtet,
Die Steuer gerichtet,
Ahoi, ihr Schiffer, ahoi!
Hinaus in des endlosen Meeres Graus,
Wo der Tod euch grüßet im Sturmesgebraus
Von jedem Riffe, ahoi!
Was flüstern die Wellen um Bug und Kiel?
Eine Welt ist des Kühnen Preis und Ziel!

Dem Westen entgegen
Auf sonnigen Wegen,
Glück auf, ihr Schiffer, Glück auf!
Es hält ja in Wetter- und Todes-Nacht
Ein liebender Vater die Weltenwacht.
Zu ihm blickt hoffend hinauf!
Was flüstern die Wellen um Bug und Kiel?
Eine Welt ist des Kühnen Preis und Ziel!

II.

Wieget, laue Wellen, wieget
Sanft der treuen Segler Planken.
Schmieget, sanfte Winde, schmieget
Buhlend euch an ihre Flanken.
Ihrer Spur im Purpurkleide
Folget der Najaden Chor,
In den Locken Goldgeschmeide
Leuchtet aus dem Gischt empor.

Schon im fernen Westen schauen
Liebeglühend holde Frauen
Sehnend nach dem Osten hin;
Dorther sollen Heldensöhne,
Blondgelockte, bleiche, schöne,
Auf dem Sonnenpfade ziehn.

III.

Erwachet, ihr Männer,
Und löset den Bann,
Der lähmend die Seelen
Mit Trug umspann;
Erwachet am Rande
Der Ewigkeit,
Der Erde verloren,
Dem Tode geweiht!

O, Gott! Verlassen im Ozean,
Gelocket, verführt vom sündigen Wahn,
Von Nixen und Nymphen getäuscht, geneckt,
Von Ungeheuern bedränet, geschreckt,
Des Weges Furchen, zerwühlt, verschwimmen,
Hispaniens Sterne selbst verglimmen.
Kein Machtwort herrschet und kein Gebot,
Nur allerwärts die Pflicht der Noth.

IV.

(Ave, maris stella.)

Meer-Stern, dich ich grüße;
O, Maria hilf!
Gottesmutter, süße,
Gnadenvolle, hilf!
Schaue voll Erbarmen
Auf die Deinen her,
Schütz' in treuen Armen
Uns auf ödem Meer!

Nicht ein Hauch, der leise
Um die Maste schwebt,
Lichte Wellenkreise
In die Wasser webt.
Eile, uns zu retten,
Stern des Meeres, du,
Führ' aus Todes Ketten
Uns dem Hafen zu!

V.

Land! Land! Colon, das ersehnte Land!
Der Lohn sei mir!
Der Ruhm sei dir!
Santiago und Gott die Ehre!

VI.

Land! Land! Land!
Als Perle in schmucker Schale,
Entstiegen der Wogen Azur-Fluth,
Von lauben Lüften umfächelt, ruht
Es duftend im Morgenstrahle, —
Im schimmernden Thau, im Tageslicht,
Columbus', des Sehers, Traumgesicht,
Des Ozeans Lotos-Blume! —
Du neue Welt, sei immerfort
Der Freiheit Wiege, des Friedens Hort,
Erkoren zu ewigem Ruhme! —
Gott segne dich, Gott schütze dich, Columbia!

Hermann Determann.

Am 30. September 1841 zu Amsterdam geboren, besuchte er die dortigen Schulen sowie das Athenäum zu Brüssel, die Gymnasien zu Lingen und Meppen in Hannover, studierte dann Philologie und Jurisprudenz in Göttingen und München, kam 1870 nach Amerika und widmete sich der Journalistik. Seit sechs Jahren ist er Redakteur des „Columbus (Ohio) Westbote", nachdem er zuvor den „Evansville Demokrat" geleitet hatte. Seine Gedichte werden demnächst gesammelt erscheinen; zerstreut finden sie sich im „Freidenker", im „Turnerkalender", im „Belletristischen Journal" und in Cincinnatier Zeitungen unter dem Pseudonym „Willibald Roland".

Die französischen Krondiamanten.

Die blitzend ihr mit eurem Feuerkranz
Des Sonnenkönigs Lockenhaupt umwoben,
Als noch nicht Herrscherstolz und Fürstenglanz
Gezittert vor des Volkes zornig Toben;

Die ihr mit eurer Funken Sprüh'n geziert
Des armen Königsweibes volle Büste
Eh' es von roher Schergenhand geführt,
Beschimpft, verhöhnt, bestieg das Blutgerüste;

Die ihr des Korsen breite Stirn geschmückt,
Als er, gebläht von frischem Schlachtenruhme,
Die Krone selber sich auf's Haupt gedrückt,
Vergötternd sich in Gottes Heiligthume;

Die flammend ihr, ein leuchtend Strahlenband,
Hispaniens Tochter einst die Stirn umwunden,
Bis plötzlich an der Maas und Seine Strand
Ihr kurzes Herrscherglück sein Grab gefunden;

Ihr Schleifen, sternbesä't und golddurchstickt!
Ihr Diademe, Ketten, Ringe, Spangen,
Die ihr so manches stolze Weib bestrickt
Mit eurem Feuer, eurer Gluthen Prangen!

Du köstlicher Rubin! Du blinkender Smaragd!
Ihr Kronen, Scepter, zierliche Gehänge,
Die ihr mit eurer Flammen Zauberpracht
Geziert so manches bunte Schaugepränge;

Was ihr von Seide und von Sammt umrauscht,
In buntgeschmückten, hohen Spiegelsälen,
Beim Lichterglanz und Ringeltanz erlauscht,
O, könntet ihr der Nachwelt es erzählen,

Was ihr im Schattendunkel der Alleen
Beim Minnespiel galanter Kavaliere
Im monddurchglänzten Rebengrün gesehn,
Die Thränen, Küsse, Leiden, heißen Schwüre;

Als später euch, verthiert in wilder Lust,
Versumpft in schmachvoll niedrigen Genüssen,
Ein König wand um feiler Dirnen Brust,
Verlachend Herrscherwürde und Gewissen;

Bis plötzlich dann wie greller Wetterschlag
Aus finsterem Gewölk, wie Sturmeswehen,
Des Volkes lang verhaltner Zorn sie jach
Hinunterwarf von ihren stolzen Höhen.

Fürwahr! Das gäb' ein farbensattes Bild,
Des stolzen Prunkes voll, doch auch der Zähren,
Die Männer trotzig wild, doch zart und mild
Die Frau'n, ein heiß Begehren, sanft Gewähren.

Wo sind sie, die an eurer Strahlenpracht,
An eurem Feuerschein sich einst geweidet,
Bis ihnen dann, aus langem Schlaf erwacht,
Das Volk das Herrscherspielen hat verleidet?

In alle Welt zerstreut, verjagt, verbannt,
Trieb sie hinaus des Volkes düstres Grollen,
Bis einsam sie der Tod in fremdes Land
Gebettet, schnell vergessen und verschollen.

Doch ihr seid kalt, ihr Steine, eure Gluth
Ist gleich koketter Frauen Flammenblicken,
Die zündend nicht des Mannes Herz und Blut
Erwärmen, nur das Auge schlau bestricken.

Jetzt wandert ihr aus eurem Prunkgemach
Hinaus in ferne Welten, fremde Zonen,
Wo längst das Volk die Sclavenketten brach
Und Männer, keine Fürstenknechte wohnen.

Was macht's euch aus? Was schert es euch?
Ihr wißt, daß eure Strahlen nicht erlischen,
Mag auch der Zeiten Geist mit einem Streich
Der Fürsten Herrscherprunk und Glanz verwischen.

Ob ihr an freier Bürger Brust und Hand,
Ob ihr an stolzer Kaiser Stirnen funkelt,
Die Zeit, die jede Macht und Größe überwand,
Euch hat sie neidisch nicht verwischt, verdunkelt.

Und wenn schon längst, die euch jetzt fortgeführt,
In ihren Gräbern unter Rasen modern,
Euch kalte Steine läßt es unberührt,
Denn eure Gluthen werden weiter lodern.

O such' die Freiheit nicht!

O such' die Freiheit nicht, wo auf Banketten
Ein Schelmentroß des Volkes Schweiß verpraßt
Im Rauschen steindurchfunkelter Toiletten
Das off'ne Wort verpönt ist und verhaßt.

Such' sie auch dort nicht, wo in vollen Kassen
Mit Geierblick die Habgier zitternd wühlt,
Genußeskrank, entnervt in Prunkgelassen,
Die Stirn der Reichthum mit Essenzen kühlt;

Nicht, wo ein Schwarm von faden Hofpoeten
Erlogne Schmeichellieder wedelnd girrt,
Schmarotzend für Kapaunen und Pasteten,
In's Joch der Muse stolzen Nacken schirrt;

Nicht, wo an Achselschnüren, blanken Knöpfen,
An Wachtparaden klebt Gamaschengeist,
Ballet und Pferdefleisch in dumpfen Köpfen,
Man nur, was fesch und schneidig, schnarrend preist;

Auch dort nicht, wo auf kalten Marmorplatten
Der Mönch umflorten Blicks die Kniee senkt
Und betend an des Lebens maiengrüne Matten,
An längst verrauschte Jugendträume denkt.

Es liebte nie die Freiheit sich zu sonnen
In eitlen Prunkes kaltem Flittergold,
Was kämpfend mächtig sie der Welt gewonnen,
Ist ihr fürwahr nicht feil um Sclavensold.

Nicht beugt sie sich vor finsterm Geisteszwange,
Hell ist ihr Blick, die Stirne frei und hoch.
Was galt ihr Himmelslohn, was Höllenbange,
Wenn rettend sie von Berg zu Thale zog?

Drum in Palästen nicht, such' sie in Hütten,
Wo treu das Herz, die Rede wahr und schlicht,
Wo, wenn vergebens Schwüre, Thränen, Bitten,
Ein edler Zorn der Knechtschaft Kette bricht.

Such' dort, wo schweift der Hirt in seinen Bergen,
Von Fels zu Fels der Waidmann jodelnd klimmt,
Wo schon so oft zerbrach das Schwert des Schergen,
Wenn jäh das Volk in wildem Zorn ergrimmt.

O such', wo als ihr Adelswappen Schwielen
Die Arbeit prägt in ruß'ge Manneshand,
Wo todeskühn, vertrauend schwachen Kielen,
Der Fischer streift den klippenreichen Strand.

Ja dort, nur dort stehn Freiheit, deine Laren,
Wird man, wenn Alles feil um Geld und Gut,
Als Kleinod deines Ringens Frucht bewahren,
Begießen dich mit edlem Herzensblut.

Das Kanzlerwort.

Das war ein Wort, voll echter, deutscher Kraft,
Noch hallt es fort und fort vom Fels zum Meere;
Hah! Hah! Ihr glaubtet wohl, es sei erschlafft
Des Deutschen Muth, verrostet seine Wehre?

Der Kanzler sprach's, das Wort: „Es ist nur Gott,
Vor dem in Furcht sich Deutschlands Völker beugen!"
Nicht schreckt sie Russenzorn, nicht Gallierspott,
Fürwahr, die ganze Welt kann es bezeugen.

Ja, ja! Nehmt euch in Acht, schon reckt
Germania die stahlbewehrten Glieder!
Bei Gott! Ihr habt zu lange sie geneckt,
Paßt auf! Sie zahlt's euch dreimal doppelt wieder.

Wetz' deine Lanze, grinsender Tartar,
Nur zu! Nur zu! Zäumt euer Roß, Baschkiren!
Ball' drohend nur die Fäuste, weißer Zar,
Nicht soll die Welt in deinem Joch verthieren.

Und kommt ihr schnaubend auch wie Sturmgetos',
In wolkengleichen, dichten Reiterschaaren —
Schon hält der Deutsche fest sein Schwert zum Stoß;
Dann wehe euch, gefirnißte Barbaren!

Kein frecher Ostjack, Wotjack und Kosack
Wird je sein wildes Steppenrößlein schwemmen
In deiner Fluth, o Spree! Kein Russenpack
Von deutscher Arbeit Früchten schlemmen.

Mag auch, die Brust von Rachedurst geschwellt,
Der Gallier prahlend seinen Säbel schleifen,
Ob auch die Meute zähnefletschend bellt,
Kein deutsches Herz schreckt solches tolle Keifen.

Nicht Gallierwuth, nicht rohe Sclavenbrut,
Mag sie auch gleicher wilder Haß verbünden,
Wird je vernichten, was durch deutsches Blut
Einstmals errungen ward auf Schlachtengründen.

Wie man die Hosen an der Maas und Seine Strand
Euch einst verklopft, habt ihr es schon vergessen?
Wie euch die deutsche Schlachtenkunst umspannt',
Bis fest im Eisennetze ihr gesessen?

Schwillt euch der Kamm? Juckt euch das Fell? Nun gut!
Euch Rachebrüllern kann geholfen werden;
Noch hält Germania in fester Hut
Das Reich! Bei Gott! Ihr könnt' es nicht gefährden!

Die einst zersplittert toller Bruderzwist,
Die sich bekämpft in Schlachten, blutig heißen,
Jetzt sind sie eins! Nicht Diplomatenlist,
Nicht Feindesschwert kann je das Band zerreißen.

Von deiner blauen Fluth hinauf zum Belt,
O Adria, durchwogt's die deutschen Herzen:
Beim ersten Schuß, der an der Grenze fällt,
Steht fest die deutsche Mauer, stark und erzen.

Habt ihr's gehört, das laute Kanzlerwort,
Ihr Hetzer an der Newa und der Seine?
Die Einigkeit war stets der Deutschen Hort,
Zermalmen wird sie eure Rachepläne.

Emil D. Kargau.

Im Jahre 1832 in Grünberg in Schlesien geboren, in einem dortigen Privatinstitute unterrichtet, an dessen Spitze einer der hervorragendsten Assistenten Diesterweg's stand, bereitete er sich später auf der Berliner Handelsschule für den Kaufmannsstand vor, der ihm indessen so wenig zusagte, daß er ihm den Rücken kehrte und sich der Journalistik zuwandte. Seit dem Jahre 1860 gehörte er der Presse von St. Louis an, war zwanzig Jahre lang am „Anzeiger des Westens" als Lokalredakteur und dann bis zu seinem, Ende 1888 eingetretenem Erblinden in der Redaktion der „Westlichen Post", wo er den belletristischen Theil des Sonntagsblattes redigierte und als Theaterreferent thätig war. Mitarbeiter an diesem Blatte ist er auch nach Verlust seines Augenlichts geblieben. Neben zahlreichen Gedichten schrieb er eine Reihe kleiner Erzählungen, Noveletten, Skizzen und Feuilletons.

Friedrich der Dritte.

Ausgerungen, ausgelitten,
Ausgekämpft und ausgestritten
Hast du nun den langen Kampf;
Einen Kampf, den heißer, blut'ger
Du, der tapfre Feldherr, muth'ger
Nie gekämpft im Pulverdampf.

Englands Klima sollt' dich heilen,
Nach San Remo that'st du eilen,
In Italiens laue Luft;
Im Charlottenburger alten
Schlosse wollt' man dich erhalten,
Nah' des Vaters frischer Gruft.

Erster du von deinem Volke,
Schwebte eine dunkle Wolke
Zwischen dir und deinem Thron;
Nimmer hast du ihn bestiegen,
Du, dem nach so vielen Siegen
Wohl gebührte dieser Lohn.

Groß im Hoffen, stark im Glauben,
Wolltest du dem Tode rauben,
Was zum Opfer er begehrt;
Trat'st ihm Schritt für Schritt entgegen
Und doch bist du ihm erlegen —
Tapfer, wie du dich gewehrt.

Wo die hohen Buchen ragen
Aus des großen Friedrich's Tagen,
In dem Schlosse Friedrichskron,
Kam für dich die letzte Stunde.
Todt ist — flog's von Mund zu Munde —
Hohenzollerns bester Sohn.

Friedrichskron — nie trugst die Krone,
Vater Erbe seinem Sohne,
Friedrich, du auf deinem Haupt!
Statt des Glanzes auf dem Throne
Ward des Siechthums Dornenkrone
Dich zu schmücken nur erlaubt.

Und sie wird in Volk's Gedächtniß
Sein ein dauerndes Vermächtniß
In der alt' und neuen Welt.
Wie auch Deutschlands Loose fallen,
In Germania's Ruhmeshallen
Glänzest du als Mann und Held.

Christbaums Glück und Ende.

Im Tannenwalde draußen, tief versteckt,
Stand frisch und grün ich noch vor wenig Tagen,
Als eine scharfe Axt mich hingestreckt,
Gleich meinen Schwestern, die am Boden lagen.
Ich grollte nicht, daß ich zum Opfer fiel
Der über's Meer gebrachten schönen Sitte —
Erwarteten mich doch der Freuden viel
Am Weihnachtsabend in der Menschen Mitte.

Ich kam zur Stadt und in ein großes Haus,
Doch mußte ich in enger Kammer weilen;
Man schloß mich ein, ich konnte nicht heraus
Und meine Einsamkeit kam Niemand theilen.
Wie sehnt' ich mich nach meinem Wald zurück,
Mit Licht und Luft trotz Winters Schnee und Eise —
War dies das oft mir ausgemalte Glück?
So fragt' ich mich und weinte lang und leise.

Doch schon am nächsten Morgen wurde ich
Erlöst aus meiner Haft in dunkler Kammer;
In einem prächt'gen Raume fand ich mich,
Und schnell vergessen waren Schmerz und Jammer.
In wohldurchwärmtem Zimmer stand ich nun,
Hell schien die Sonne durch die hohen Scheiben,
Rings um mich her gab's ein geschäftig Thun,
Ich war der Mittelpunkt von regem Treiben.

Geschmückt ward ich von zarter Frauenhand,
Wie eine Braut an ihrem schönsten Tage;
Und als mein Bild im Spiegel ich erkannt,
Kam ich mir vor wie in der Märchensage.
Von Gold und Silber war ich schier bedeckt,
Nur wenig sah man von den grünen Zweigen,
Dann wurden auch noch Lichter angesteckt,
Um all' die Herrlichkeit so recht zu zeigen.

Als dann der Abend kam, da strahlte ich —
Der Weihnachtsbaum — in farbenbuntem Schimmer.
Die Thür ging auf und plötzlich füllte sich
Mit einer frohen Kinderschaar das Zimmer.
Den Kleinen folgten Große auf dem Fuß,
Erstaunt ward ich in Augenschein genommen,
Dem Christbaum galt gar mancher freud'ge Gruß
Und Alles hieß das schöne Fest willkommen.

Ich sah der Kinder Augen ganz entzückt,
Ob all' der schönen Gaben glänzend leuchten,
Und wie der Blick der Eltern hochbeglückt
Mit Freudenthränen sich begann zu feuchten.
Inmitten all' der Freuden stand ich stolz,
Ein Theil des Jubels galt ja auch der Tanne —
Im Walde sah in mir man nur das Holz,
Hier lagen Alt und Jung in meinem Banne.

So glaubte ich, doch schon um Mitternacht
Stand wieder ich verlassen und im Dunkeln;
Da war zu Ende es mit aller Pracht,
Erloschen meiner Kerzen helles Funkeln.
Einsam und öde war es um mich her,
Mich schauerte es in dem weiten Raume —
Der Tanne schien das Leben nun so leer,
Sie war erwacht aus kurzem, süßem Traume.

Doch warum sollt' sie trauern, hatt' sie nicht
Der Freude und des Glücks so viel bereitet,
Wenn ihr es künftig auch an Glanz gebricht,
Den sie am Weihnachtsabende verbreitet?
In jedes Kindes Herzen steht sie doch
In voller Pracht, vom hellsten Glanz umgeben;
Nach Jahren denken sie wohl ihrer noch —
Nach reicherm Lohne braucht sie nicht zu streben.

Nach wenig Tagen wurde sie beraubt
Des letzten Schmuckes, den man ihr gelassen;
Das End' kam schneller, als sie es geglaubt —
Was es auch war, sie wußte sich zu fassen.
Die Tanne ging in hellen Flammen auf;
Ein Häuflein Asche blieb vom Weihnachtsbaume,
Und dennoch war's ein schöner Lebenslauf,
Entschwand das Glück auch flüchtig wie im Traume.

Wilhelm Feistkorn.

Am 8. September 1847 zu Steimbke, Hannover, geboren, als Sohn eines unter dem Pseudonym „Ernst Hilarius" dichtenden Geistlichen, begann er 1868 zu Marburg Philosophie zu studieren, machte dann den deutsch-französischen Krieg mit, setzte 1871 seine Studien in Berlin fort, kam 1872 nach den Ver. Staaten, gab erst Privatunterricht in New York und Baltimore, wandte sich aber dann der Journalistik zu und arbeitete nacheinander an Zeitungen in St. Louis, Cleveland, Milwaukee, Chicago und Baltimore. Gegenwärtig ist er in der Redaktion der „Nationalzeitung" zu Chicago. Seine zahlreichen Gedichte erschienen in verschiedenen Zeitungen.

Unkraut vergeht nicht.

Im Spiele mit zwei Knaben
Wuchs ich im Dorfe auf;
Zu breit war uns kein Graben,
Zu träg' der Pferde Lauf.

Der Eine half bestellen
Bald seines Vaters Feld,
Und sah die Spießgesellen
Fortziehen in die Welt.

Der Andre war von Adel
Und wurde Lieutenant,
Und ohne Furcht und Tadel
Dient' er dem Vaterland.

Ich aber zog von dannen
Auf die Akademie;
Was die Gelehrten sannen,
Mich kümmerte es nie.

So lebte in drei Sphären
Das Kleeblatt nun getrennt,
Und ohne Abschiedszähren
Ging unser Bund zu End'.

Da zog durch's Land ein Brausen,
Ein Ruf wie Donnerhall,
Ein Rauschen und ein Sausen,
Der Kriegsdrommete Schall.

Der Lieut'nant schliff den Degen,
Der Bau'r verließ die Flur
Und ihren Erntesegen,
Ich — Kneipe und Mensur.

So zogen wir zum Kriege
Für's Vaterland hinaus,
Und mit dem schönsten Siege
Gekrönt ward jeder Strauß.

Doch als die Siegerschaaren
Zur Heimath zogen ein,
Bin ich in's Dorf gefahren
Allein nur von den Drei'n.

Sie waren beid' gefallen
Im Kampf für's Vaterland;
In Hütt' und Schlosses Hallen
Man Todtenkränze band.

Ich aber sagt' den Leuten:
„Daß ihr mich wiederseht,
Das ist gar leicht zu deuten,
Da — Unkraut nicht vergeht."

Am Michigan-See.

Auf dem Wasser schwimmen Schollen
Dünnen Eises, weiß von Schnee;
Kleine blaue Wellen rollen,
Lustig plätschernd, auf dem See.

Und ich sah die Schollen treiben
Eilig vor des Südens Wind;
Dacht' bei mir: wo sie nur bleiben,
Wenn sie mir entschwunden sind?

Grübelnd über solche Fragen,
Stand ich an des Ufers Bord,
Sah den Süd die Schollen jagen
Weiter stets nach Norden fort.

Doch nicht alle sind entronnen;
Manche sank mitsammt dem Schnee,
Vor der Frühlingsmacht der Sonnen,
Leise, langsam in den See.

Brichst du einst mit sanftem Fächeln,
Frühling, meines Herzens Eis?
Oder macht mit ihrem Lächeln
Mir Frau Sonne etwas weis?

Unruhe.

Wie ruhig und still die Sommernacht
Hier an des Meeres Strand;
Die Wellen rollen sanft und sacht,
Wie spielend, an das Land.
Rings Ruhe; nur von hoher See
Rauscht's dumpf und hohl daher,
Grad so, als ob's das tiefe Weh
In meinem Herzen wär'.

Und reger rührt sich nun der Wind,
Landeinwärts weht es kühl;
Vor'm feuchten Hauche weicht geschwind
Die Luft, so schwer und schwül. —
Ich bin allein, so ganz allein,
Hier in der Nacht am Strand
Und hör' der Wogen lange Reih'n
Herrauschen auf dem Sand.

Die schöne Nacht, so still und mild,
Sympathisch für das Herz,
Verwischt des Lebens wirres Bild
Und mildert allen Schmerz.
Das Sternenheer in blauer Höh'
Scheint wieder aus der Fluth,
Und nach dem Mond sehnt sich die See
In heißer Liebesgluth.

Auch mein Herz sehnt sich und verlangt
Vergebens, wie die See,
Die rauscht und schäumt und schwillt und schwankt
In wildem Liebesweh.
Und wenn die See, so tief und weit,
Nicht Frieden finden kann,
Wo fände Trost wohl für sein Leid
Das kleine Herz alsdann?

Nicht Ruhe giebt's, wo Leben quillt,
Wo immer es auch sei:
Allüberall dasselbe Bild,
Dieselbe Litanei!
Zu Wasser und zu Land kein Ort,
Wo ruhig das Herz dir schlägt;
Das wird nicht still, als bis man's dort
Zur ewigen Ruhe legt.

Das deutsche Lied.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,
Wie gleichst du doch dem deutschen Wald,
Wo still das Wunderblümlein blüht,
Und wo es tausendstimmig schallt.
Ja, in des Vaterlandes Hain
Mußt du, o Lied, geboren sein.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,
Wie gleichst du doch an Zauberkraft
Dem Wein, der in dem Glase glüht,
Des deutschen Rheines Rebensaft.
Ja, nur der Wein vom deutschen Rhein
Mag mit dir zu vergleichen sein.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,
Wie schnell erobert'st du die Welt!
Dem deutschen Schwert im ersten Glied
Hast du dich muthig beigesellt.
Ja, wo das deutsche Schwert entschied,
Erschollst auch du, o deutsches Lied.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,
Wie klingst du heimathlich und traut,
Wo in des Urwaldes Gebiet
Der Deutsche seine Hütte baut.
Ja, wo die Pflugschar Furchen zieht,
Ertönst auch du, mein deutsches Lied.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,
Wie klingst du doch von Herz zu Herz,
Wo Freude und Begeistrung glüht,
Wo Trauer herrscht und stiller Schmerz.
Ja, du befreist von Druck und Zwang
Die deutsche Brust, mein deutscher Sang.

O deutscher Sang, o deutsches Lied,
Du wirst nie alt, bleibst immer jung;
Du bist das deutsche Volksgemüth,
Voll Urkraft und Begeisterung.
Ja, wo das deutsche Lied erschallt,
Da wird das deutsche Herz nicht alt.

Georg Juraschek.

Geboren am 13. Oktober 1853 zu Grünberg, kam er 1885 nach New York, wo er als Uebersetzer thätig war. Gegenwärtig redigiert er eine tägliche Zeitung in New York.

„Liederbuch des christlichen Israeliten", 1888.

Nur eben jetzt.

Nur eben jetzt!
Das möchte denn etwa so lange sein,
Als eine Welle blinkt im Sonnenschein,
Als im April der Himmel klar und blau,
Als hoch im Sommer kühler Morgenthau
Die Gräser netzt.

Nur eben jetzt!
Das wäre denn vielleicht so lange kaum,
Als unser Herz bethört ein flücht'ger Traum,
Ein liebes Auge blitzt geheimen Gruß,
Als ein verstohlen flücht'ger Abschiedskuß
Die Lippen letzt.

Und doch — versetzt
Die kurze Spanne solcher Seligkeit

Uns im Moment nicht über Raum und Zeit?
Vergang'ne Qual wie Zukunftsbangen wich
In diesem zitternd stummen: Liebe mich
Nur eben jetzt!

Hüben und drüben.

Marmorbildern gleich, den reinen,
Keusch umrankt von Scham und Sitte,
Steht die Deutsche, die wir meinen,
In des warmen Lebens Mitte.

Kühle Göttin, wie beständig
Wir zu dir auch beten müssen,
Selig, wem du wirst lebendig
Unter ernsten, heißen Küssen!

Bunte Falter, die im Schaukeln
Ewig neuen Reiz gewinnen,
Sehn wir unsre Mädchen gaukeln,
Gaukeln sich zu Herz und Sinnen.

Eilen müßte sich der Knabe,
Der das frei'ste Wesen finge;
Gilt als bloße Neujahrsgabe
Doch der Kuß dem — Schmetterlinge.

Welche von den süßen Beiden
Nun die Weisen wählen müßten,
Will ich aber nicht entscheiden:
Möchte, daß mich Beide küßten!

Karl Reuter Kerger.

Am 26. Januar 1864 zu Wiedenbrück in Westfalen geboren, als Kind armer Eltern, verlebte er eine schwere Jugendzeit und konnte blos eine ländliche Elementarschule besuchen; bald mußte er sich selbst erhalten, arbeitete in einem Kohlenbergwerk bei Dortmund, dann in einem Stahlwerk, kam 1883 mittellos nach New Orleans, arbeitete auf Plantagen und wanderte 1888 nach Californien. Hier wurde er infolge eines Unglücksfalles in einer Mine arbeitsunfähig, begann die Lücken seiner mangelhaften Schulbildung auszufüllen und versuchte sich in Poesie und Prosa. Da er ein nicht unbedeutendes Talent entwickelte, gelang es ihm, Mitarbeiter von Blättern wie die „N. Y. Staatszeitung", das „Belletristische Journal" u. s. w. zu werden. Er lebt jetzt in New York, mit literarischen Arbeiten beschäftigt.

Schmetterlinge.

Auf dem Felde sah ich Knaben,
Die nach Schmetterlingen haschten,
Welche aus den Blumenkelchen
Süßen Duft und Honig naschten.

Manchen bunten Falter sah ich
Arglos sich im Netze fangen,
Um als Schmuckstück einer Sammlung
Unterm Glase bald zu prangen.

Meistens aber lassen fangen
Nur die Gelben sich und Fahlen.
Jene, die in goldverbrämten,
Dunkeln Sammetflügel strahlen,

Nähern sich dem Netz im Fluge,
Um den Knaben nur zu necken,
Und entflattern dann zum blauen
Himmel über Strauch und Hecken.

Ich auch theil' das Loos der Knaben,
Wenn ich Phantasiegestalten
Und Gedanken in dem Netzwerk
Glatter Verse fest will halten.

Unbedeutende Gedanken
Bring' ich leichter schon im Reime,
Doch die schönsten, sie entflattern
Ungebannt in's Land der Träume.

Musik.

Hast niemals du gefühlt bei jenen Lauten,
Die unter eines Meisters Hand erklangen,
Die aus der Brust, der kunstbeseelten, drangen,
Daß Götter ein Geheimniß dir vertrauten?

War's nicht, als ob sich schön're Welten bauten
Vor deinem Blick, worin die Engel sangen,
Die Welten, die in Tagen längst vergangen
In frommen Träumen deine Augen schauten?

War's nicht, als ob auf dieser Töne Schwingen
Die Seele deinem Körper sei entflohn,
Den seltsam kalte Schauer nun durchdringen?

Als stündest du vor einer Gottheit Thron
Und hörtest Himmelsharmonien klingen,
Der Auserwählten schönster, ew'ger Lohn?

Im Dome.

I.

Schon lang' ist's her, als ich zum ersten Male
Nach Köln zum „heil'gen" Dome durfte wallen.
Im Aethermeer der Thürme Stein-Korallen
Erhoben sich im Abendsonnenstrahle.

Doch herrschte Dämm'rung schon in dem Portale;
Gespenstig durch die weiten, öden Hallen
Hört' ich das Echo meiner Tritte schallen.
Ein Flämmchen brannte trüb' in goldner Schale.

Ein Vöglein suchte mit gelähmten Schwingen,
Wo durch das Fenster matte Schimmer drangen,
Vergebens sich die Freiheit zu erringen.

Ihm gleicht die Seele, glaubenswahnumfangen,
Der nie der Flug zur Freiheit wird gelingen,
Wo hehr der Wahrheit klare Sonnen prangen.

II.

Der letzte Schein vom Abendsonnenstrahle
Umhaucht des hohen Wald-Dom's grüne Bogen.
Ein süßes Duften und ein lindes Wogen
Strömt durch die Blüthenranken der Portale.

Ein weißer Schleier hebt sich rings im Thale,
Und leise kommt die milde Nacht gezogen.
Zur Ruh' auf heimathlichen Ast geflogen,
Die Nachtigallen singen im Chorale.

Nur hier, in diesen weiten, grünen Hallen,
Wo keine düstern Mauern sich erheben,
Durch Weihrauchqualm nicht Priesterworte schallen:

Nur hier fühl' ich der wahren Gottheit Weben,
Und süßen Frieden in die Brust mir fallen.
Nur hier träumt sich die Seele ew'ges Leben.

Joseph Alexander Seebaum.

Geboren den 7. August 1846 zu Warschau, kam er 1873 nach den Ver. Staaten und ließ sich in Chicago als Musiklehrer nieder. Gegenwärtig ist er ausschließlich mit literarischen Arbeiten beschäftigt.

„Durcheinander", auserwählte Humoresken und Satiren, Chicago 1891. „Lokal-Almanach", 1887–1892. „Tamtam", humoristisches Wochenblatt. Früher schrieb er auch humoristisch-satirische Gedichte für den „Puck" unter dem Pseudonym „Laketree".

Carl Lorenz.

Er wurde am 31. März 1858 zu Stuttgart, Württemberg, geboren. In seinem 18ten Jahre und nachdem er in den höheren Schulen seiner Vaterstadt, sowie in einer Privatanstalt, ausgebildet worden war, begab er sich nach Genf und später nach Paris, um seine sprachlichen Studien fortzusetzen. Im Herbst 1878 befand er sich in London und hielt sich daselbst bis zum April 1880 als Sprachlehrer auf. Wanderlust brachte ihn nach den Ver. Staaten, woselbst er zunächst seine Laufbahn als Lehrer fortsetzte, schließlich aber zum Journalismus überging.

„Welke Blätter", lyrische Gedichte, New York 1886.

Am Ohio.

An deinen Ufern liebe ich zu träumen,
Die schlängelnd die Kentucky Hügel säumen;
In deiner Wälder ernstgefärbten Schatten,
Auf deinen reichgestickten grünen Matten
Hat die Natur ihr warmes Herz erschlossen
Und ringsumher ihr Füllhorn ausgegossen.
Du bist mein Rhein aus ferngerückten Tagen,
Mein Lied belebet dich mit neuen Sagen;
Und wenn auf deiner Hügel Felsenhöhen
Auch keine alten Ritterburgen stehen,
Umtönet sie des kühnen Adlers Schrei,
Und jener Felsen dort ist meine Lorelei.

Am Ohio, am Ohio
Tönt ein leises Lied;
Von dem Fluß und seinen Bergen
Ich nur ungern schied.



Karl Knortz.

Am Ohio, am Ohio
Wohnt ein schönes Kind;
Seiner Augen dunkle Blicke
Meine Sterne sind.

Am Ohio, am Ohio
Ließ ich längst mein Herz;
Mich begleitet in die Ferne
Stiller Sehnsuchtsschmerz.

Am Ohio, am Ohio
Find' allein ich Ruh';
Lächelt doch aus seinen Wellen
Mir ihr Bildniß zu.

Ein mächt'ger Steinblock hängt in hohen Lüften,
Frei an der Felsenwand,
Emporgespien aus tiefen, schwarzen Klüften,
Man kennt ihn als den „Teufelsstand".
Hier liegt vor unsrem Blick das Thal des Flusses
In seiner Frühlingsmorgen Pracht,
Hier stirbt zuletzt des warmen Sonnenkusses
Blutrothe Gluth, im Arm der Nacht.
Von diesem Felsen schaute ohne Zweifel,
Als er sein dunkles Reich verließ,
Von Schmerz zerrissen und durchwühlt, der Teufel
In das verlorne Paradies.

Die Sonne sank, ein leichter Abendwind
Durchwogte die Natur,
Und lieblich hingestreckt, lag unter uns
Erbleichendes Gefild.

Der Himmel sprühte, doch wie ein Alpdruck,
Blitz- und donnerschwanger,
Stieg berghoch herauf eine Wolkenwand
Am fernen Horizont.

Des Abends purpurner Schein erblaßte
In ein schmutziges Gelb,
Das schwer sich senkte in des Flusses Spiegel,
Der schlängelnd dahinfloß.

Im Wald aber, der unseren Felsen erklomm,
Lächelte noch zitternd,
Zwischen den Blättern der Bäume, der letzte Strahl
Den letzten Abschiedskuß.

Wir saßen stumm ergriffen, Hand in Hand,
Inmitten des Bildes,
Das ein Gebet der Welt, des Schöpfers Gottheit
Glorreich verkündete.

Genfer See.

Am alten Römerthurme
Spielt schläferig der See,
Die Sterne scheinen trübe
Aus nebeliger Höh'.

Ein Boot liegt träg am Strande,
Sein Segel ist erschlafft;
Es hat den braunen Schiffer
Ein Seeweib weggerafft.

Er ruht nun still im Grunde,
Sein Lieb sitzt bleich zu Haus
Und weint um den Geliebten
Die Aeugelein sich aus.

Mir wird es weh' im Herzen,
Denk' ich der Kleinen Noth;
O wär' an seiner Stelle
Ich doch, der Fischer, todt.

Verschmäht.

Des Mondes bleicher Strahl erglänzt
Am leise träumenden Haine;
Mich hat ein tiefer Schmerz erfaßt,
Er treibt mich hinaus alleine.

Es hat dein dunkles Augenpaar
Mir meinen Frieden umnachtet;
Nie liebt' ein Weib ich mit der Gluth,
Die du hast lächelnd verachtet.

Des Flusses Tiefe mir erscheint
Ein Bild in schmerzlosem Schlummer;
Es winkt mir zu, es zieht mich an —
Hinweg! mich tödtet der Kummer.

Karl Knortz.

Am 28. August 1841 zu Garbenheim (Göthe's Wahlheim) in Rheinpreußen geboren, besuchte er das Gymnasium zu Wetzlar und wandte sich schon sehr früh philologischen Studien zu. Nachdem er einige Zeit in London zugebracht, kam er 1864 nach den Ver. Staaten, wo er zunächst vier Jahre lang Lehrer an der Schule des Seminarvereins zu Detroit, Mich., war, während welcher Zeit er die Sprache der Indianer studierte, was ihn später befähigte, selbst

Longfellow auf einige sprachliche Verstöße in seinen Indianer-Epen aufmerksam zu machen. Von 1868—1871 bekleidete er eine Stelle als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Hochschule zu Oshkosh, Wis., und lehrte daselbst auch Latein und englische Literatur. Im Jahre 1871 siedelte er nach Cincinnati über, wo er die Leitung der deutschen Abtheilung des städtischen Lehrerseminars übernahm und 1874 auch den fünften Jahrgang des „Deutschen Pionier" redigierte. Er ging dann nach Indianapolis, wo er die „Deutsche Zeitung" redigierte, und von da ging er als Sprecher der „Freien Gemeinde" nach Johnstown, Pennsylvanien, um von hier schließlich 1882 nach New York überzusiedeln. Nachdem er in einer Vorstadt der Metropole eine Sprecherstelle bekleidet, trat er 1886 auch von diesem Amt zurück und lebt jetzt in New York ganz seinen literarischen Studien und Arbeiten. Knortz ist der fruchtbarste deutsch-amerikanische Schriftsteller, wie aus nachstehender Liste seiner Schriften hervorgeht:

„Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer", Jena 1871. „Aus dem Wigwam", uralte und neue Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer, Leipzig 1880. „Amerikanische Skizzen", Halle 1876. „Aus der transatlantischen Gesellschaft", nordamerikanische Kulturbilder", Leipzig 1882. „Mythologie und Civilisation der nordamerikanischen Indianer", Leipzig 1882. „Kapital und Arbeit in Amerika", Zürich 1881. „Staat und Kirche in Amerika", Gotha 1882. „Amerikanische Lebensbilder", Skizzen und Tagebuchblätter, Zürich 1884. „Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten", Wilhelm Nindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris" und „Jeanette", Zürich 1885. „Longfellow", eine literarhistorische Studie, Hamburg 1879. „An American Shakespeare Bibliography", Boston 1876, 2. Auflage 1877, nicht vorräthig. „Shakespeare in Amerika", literar-historische Studie, Berlin 1882. „Amerikanische Gedichte der Neuzeit", frei übertragen, Leipzig 1883. „Modern American Lyrics", Leipzig 1880. „Zwei amerikanische Idyllen": „Elizabeth", von H. W. Longfellow, und „Eingeschneit", von J. G. Whittier, übersetzt, Berlin 1879. „Longfellow's ‚Hiawatha'", übersetzt, eingeleitet und erklärt, Jena 1872. „Longfellow's ‚Evangeline'", übersetzt, Reclam's Universalbibliothek. „Longfellow's ‚Brautwerbung des Miles Standish'", übersetzt, Reclam's Universalbibliothek. „Gedichte", Reclam's Universalbibliothek. „Neue Gedichte", Glarus 1884. „Humoristische Gedichte", Baltimore 1877, zweite verbesserte Auflage, Glarus 1889. „Lieder und Romanzen Altenglands", Köthen 1872. „Schottische Balladen", Halle 1875. „Epigramme", Lyck 1877. „Neue Epigramme", Zürich 1884. „Representative German Poems", Ballad and Lyrical, German Text with English Translations, New York, 1885, 2. revidierte Auflage 1889. „Göthe und die Wertherzeit", mit dem Anhang: Göthe in Amerika, Zürich 1885. „Irländische Märchen", Zürich 1886. „Brook Farm und Margaret Fuller", Vortrag, New York 1886 (Vorträge des gesellig-wissenschaftlichen Vereins No. 11), „Walt Whitman", Vortrag, New York 1886 (Vorträge des gesellig-wissenschaftlichen Vereins No. 14), „Gustav Seyffarth", Biographische Skizze, New York 1886. „The Life and Works of Gustavus Seyffarth". New York 1886. „Nokomis", Fabeln und Märchen der nordamerikanischen Indianer, Zürich 1887. „Lieder aus der Fremde", freie Uebersetzungen, Glarus 1887. „Geschichte der nordamerikanischen Literatur", zwei Bände, Berlin 1891. „Hamlet und Faust", Zürich 1888. „Die deutschen Volkslieder und Märchen", mit dem Anhange „Volkslieder aus Yorkshire", Zürich 1889. Whitman's „Grashalme", in Auswahl übersetzt, Zürich 1889. „Wie sich Jemand in seine Frau verliebt", amerikanische Dorfgeschichte nach E. P. Roe, Leipzig 1889. „Amerikanische Kriminalgeschichten", Wien 1890. „Rom in Amerika", Zürich 1891. „Der amerikanische Sonntag", Zürich 1891. „Eine Weltanschauung in Citaten", Leipzig 1892. „Die christlich-kommunistische Kolonie der Rappisten in Pennsylvanien", Leipzig 1892.

Helgi und Sigrun.

Von des Schlosses Zinne schaute Sigelindens edler Sohn
Und ihm war's, als ob von ferne Klänge kriegerischer Ton,
Richtig! Denn auf Rappen ritten neun Walküren schnell daher,
Und die Luft erbebt' und brauste, wie das sturmgepeitschte Meer.

Swana bog sich zu ihm nieder, und die hehre Sigrun sprach:
„Nimm von mir ein Schwert, o Helgi, das da trifft mit jedem Schlag;

Eine Natter ist die Spitze, Muth in seiner Klinge haust,
Und den stärksten Schild zertrümmert's, wenn darauf es niedersaust."

Helgi ward ein schmucker Ritter und bestieg des Vaters Thron;
Wie die Ziegen vor den Wölfen, seine Feinde vor ihm flohn,
Und von Riesen und von Drachen säubert' er das ganze Land,
Und er ward der Hundingstödter ehrenvoll deshalb genannt.

Einstens, als des Streites Runen Odin wieder ausgestreut,
Und die Pflicht dem tapfern Helgi auch das Schwert zu ziehn gebeut,
Nahm er von der Gattin Abschied, sie vergoß der Thränen viel,
Und stürmt' eiligst drauf von dannen in das wilde Kampfgewühl.

Bald jedoch traf ein die Kunde: Sigrun, du bist Wittwe jetzt,
Ueber seinen Leichnam wird ein Heldendenkmal schon gesetzt!
„Sei verflucht, du Unglücksbote! Dir erlahme stets dein Pferd;
Wenn das Schwert du ziehest, wünsch' ich, daß in deine Brust es fährt!"

„Redet nicht verworren, Herrin", Abends schonend sprach die Magd,
„Denn ich sehe Todte reiten; hört, es braust die wilde Jagd!
Odin öffnete den Hügel, Walhall's Helden gehn hervor,
Und es singt mit Donnerstimme ihren Ruhm der Bardenchor."

„Wie die Habichte und Adler, wenn die Kämpfe sich ernen'n,
Und sie in der blauen Höhe Leichen wittern, baß sich freun,
Also freu' ich mich, mein Helgi, daß in meinem Arm du liegst,
Und den leichenthaubesprengten Kopf an meine Wange schmiegst!"

„Nimmer mir, o Goldgeschmückte, weine grimme Zähren nach;
Stärker sind der Helden Geister in der Nacht als an dem Tag;
Blutig fällt mir jede Thräne auf die angstbeklomm'ne Brust;
Ruhig sei, dir beut das Leben ja noch tausendfache Lust."

„Nein, ich sing' kein Lied der Trauer, sing' kein Sterbelied, mein Schatz,
Gönn' mir nur an deiner Seite, gönn' in deinem Arm mir Platz;
Odin, schließe deinen Hügel, weiter rausche, Ygdrasil;
Ich begleite meinen Edling in Walhalla's Kampfgewühl!"

Der Blutfelsen.

(Californien.)

Eifrig die Tschumeias wieder sich im Potter-Thale rühren,
Und aus allen Augen spricht es: neue Kriege will man führen.
Legt man wieder auf die Grenze das bekannte Kampfeszeichen?
Sollen nun der letzten Pomos Schädel in der Sonne bleichen?

Auf neutralem Grund der Tätus die Tschumeias sich berathen;
Doch was giebt es, denn sie haben ja die Pomos eingeladen?
Freundlich spricht man; neue Feinde gilt es aus dem Land zu jagen;
Neue Feinde, die den Donner und den Blitz in Händen tragen.

Ja, ein Bündniß will man schließen nun zu allgemeinem Wohle;
Andre Zeiten sind gekommen, jetzo heißt die Schlachtparole:
Tod dem frechen Blaßgesichte, das der Rothen Land verheeret
Und den Wald von Wildpret säubert und den Fluß von Fischen leeret!

Ruhig saßen da die Pomos, hörten Alles, aber schwiegen,
Denn den Todesfeinden helfen, heißt sich selber neu besiegen;
Ohne Antwort fort sie zogen hin auf unbemerkten Pfaden,
Um die Pläne der Tschumeias allen Weißen zu verrathen.

Diese griffen zu den Waffen und in mitternächt'ger Stille
Tönt' in der Tschumeias Dörfern Kriegsgeheul und Mordgebrülle;
Pfeile schwirrten, Kugeln sausten, zuckend häuften sich die Todten,
Und von einem Dorf zum andern zogen kämpfend sich die Rothen.

Von dem Gang des Todeskampfes gaben Feuersäulen Kunde
Und das Jammern und das Wimmern aus des Säuglings schwachem Munde.
Scheu verbirgt der Mond sein Antlitz, jeder Stern erblaßt am Himmel,
Und die finstre Nacht verschleiert das entsetzliche Gewimmel.

Als die frühen Morgenstrahlen ihren Gruß der Erde sandten,
Sie noch vierzig rothe Krieger hoch auf kahlem Felsen fanden.
Lächelnd blickten nun nach oben rings die Blaßgesichter unten,
Und ein jeder Blick verkündet' Tod den letzten rothen Hunden.

Gnade sei euch doch verliehen, daß die Todesart ihr wählet,
Wollt ihr ihn durch eine Kugel aus der Büchse, die nie fehlet,
Oder in den Abgrund springen von des Felsens höchsten Zinnen?
Kurze Zeit doch, merkt's, ihr Mörder, lassen wir euch zum Besinnen!

Stumm die rothen Krieger standen, ohne Zittern, ohne Zagen;
Keines Einz'gen Mund entströmte banges Seufzen oder Klagen;
Ernst sie reichten sich die Hände und ein Todeslied sie sangen,
Dessen Töne aus der Höhe wie von fernen Geistern klangen.

Und im nächsten Augenblicke bäumt ein formenloser Knäuel
Sich in schauerlicher Tiefe, die verhüllt den blut'gen Greuel;
Oben aber Blaßgesichter jubeln laut zur Siegesfeier —
Westwärts zieht der Stern des Reiches, folget ihm, gefräß'ge Geier!

Ein merkwürdiger Kobold.

Es lebt ein Mann in unsrer Stadt,
Der muß ein Satan sein;
Kein Mensch ihn je gesehen hat,
Vielleicht, da er zu klein.
Er ist in unsrem Haus der Magd
Und nur dem Sohn bekannt,
Und wenn man nach dem Namen fragt,
Wird „Niemand" er genannt.

Er ist es, der mit Unbedacht
Mir jedes Glas zerbricht,
Und mit der Magd um Mitternacht
Noch in der Küche spricht.
Er weiß Bescheid im ganzen Haus,
Zeigt oft im Keller sich;
Frag' ich, wer trank den Wein mir aus;
Heißt's: „Niemand" oder — ich!

Auch weiß der Unbekannte wohl
Wo die Zigarren stehn,
So oft ich mir nur eine hol',
Holt er sich heimlich zehn.
Rauchst du vielleicht, mein Knabe, schon?
Gesteh' die Schande ein!
Wer ist der Dieb? Es klingt wie Hohn:
Herr „Niemand" muß es sein.

Mit einem nagelneuen Buch
Ward er zur Schul' geführt,
Und tücht'ger Schläge giebt's genug,
Wenn er es je beschmiert.
Zerrissen kommt und fleckenvoll
Zu Haus er damit an;
Und fragt man ihn — man wird fast toll —
Herr „Niemand" hat's gethan.

Wie stürmt er wild durch Wald und Flur,
Bricht Hals und Beine noch;
Bald ist die neue Hose nur
Ein eingefaßtes Loch.
Trüb und verweint ist sein Gesicht;
Kommt er nach Haus alsdann,
Wie's Unglück kam, er weiß es nicht,
Herr „Niemand" hat's gethan.

Lauf' heut' nicht in der Stadt herum,
Sonst giebt's kein Mittagsbrod!
Man redet wahrlich sich noch stumm
Und ärgert sich zu Tod!
Er kommt zurück: Stirb oder sprich,
Wer stieß dich in den Dreck?
Herr „Niemand" hat's gethan, nicht ich!
Er stammelt leis vor Schreck.

Wer stieß das Tintenfaß mir um?
Wer warf das Buch vom Tisch?
Ich schlag' ihn wahrlich lahm und krumm,
Sobald ich ihn erwisch'.
Und frag' ich dann — Gott, hab' Geduld,
Wenn aus der Haut ich flieg'!
Der „Niemand" wahrlich trägt die Schuld,
Wenn ich die Schwindsucht krieg'.

Hab's meinem Nachbar jüngst geklagt,
Da lacht er schadenfroh,
Und hat mir im Vertrau'n gesagt,
Bei ihm ging's ebenso.
Herr „Niemand" überall sich zeigt,
Hindurch das ganze Jahr;
Manch' Ding versteht sich nicht so leicht,
Und dennoch ist es wahr.

Anleitung zum Küssen.

Jedes Ding, sei's noch so einfach, immerhin braucht es Erfahrung,
Und was uns die Meister lehren, dienet uns zur Zeitersparung;
Jedes Ding, es will gelernt sein, sei es Singen, Lieben, Trinken,
Oder sei es Verse schmieden, die nicht krachen und nicht hinken.

Sei doch still von solchen Dingen, solchen längst erschöpften Themen!
Ihr habt Recht, doch sagt woher man neue Stoffe stets soll nehmen?
Halt, ich hab' es! Und auf dieses werd' ich mich beschränken müssen,
Komme her, verliebter Jüngling; denn ich lehr' die Kunst zu küssen.

Von den Lippen alter Tanten strömet nie der rechte Segen,
Auch am Kusse der Geschwister ist nicht immer viel gelegen;
Deshalb speziell ich spreche von dem Kuß der ersten Liebe,
Jener Zeit, von der man wünschet, daß sie ewig grünen bliebe.

Schwer die Kunst ist zu erlernen, wie man Perlen macht aus Kohlen,
Schwerer ist die Kunst, von Lippen süße Himmelslust zu holen;
Darum horch' auf meine Lehre; zieh' den Ort erst in Betrachtung,
Denn nicht überall versenkt man sich in göttliche Verschmachtung.

Auch die Zeit verdient Erwägung; küsse nur im Licht der Sterne;
Jede andere Beleuchtung halt' gewissenhaft du ferne.
Uebereil' dich nicht, thu' langsam, und gerath' nicht in Ekstase,
Küß auch nicht auf Hals und Ohren, noch viel wen'ger auf die Nase.

Dein Gesicht sei hübsch gewaschen, Anmuth strahl' aus deinem Auge;
Rein'ge zeitig deine Lippen von des Tabaks scharfer Jauche;
Gieb auch Acht, daß sich kein Lauscher irgend im Gebüsche rege,
Zweie sind genug zum Küssen, jeder Andre ist im Wege.

Herz an Herz ihr also ruhet, ihre Augen halb geschlossen;
Sieh hinein, doch sei nicht eilig; schnell geküßt, ist halb genossen.
Fasse Muth und neig' dich vorwärts, ihre Lippen sind schon offen,
Laß sie deinen nur begegnen; gut gezielt, ist halb getroffen.

In ein Meer von Himmelswonne seid ihr Beide hingesunken,
Und die Erde und die Sterne taumeln um euch freudetrunken;
Um der Liebe neuen Altar tanzen eure Nerven lose,
Wie der leichbeschwingte Zephir um die thaubeglänzte Rose.

Ihre Haarfrisur und Kleider laß dabei doch unversehret,
Darfst sie auch nicht stoßweis küssen, wie man Ochsenfrösche speeret.
Weiter ist noch zu beachten, daß man vorher, eh' man küsset,
Keinen Kümmel trinkt und auch nicht Zwiebeln oder Käse isset.

Also, lieber Jüngling, lernst du reiner Liebe Offenbarung;
Jedes Ding, sei's noch so einfach, immerhin braucht es Erfahrung.
Meine hast du hier; ich hoffe, daß sich als probat erweiset
Ihre Lehre und daß Jeder mich dafür im Stillen preiset.

Lache!

Tiefes Leid bleicht deine Wange,
Und dein Blick wird täglich trüber;
Ruhig, Freund; wie alles Andre,
Geht dein Leben auch vorüber.

Tausende belebter Körper
Kreisen in dem Weltenraume;
Sie verschwinden und ihr Dasein
Glich nur einem kurzen Traume.

Gräm' dich nicht! der Dinge Kreislauf
Kehrt sich nicht an deine Klage;
Keines Menschen Denkerstirne
Löst des Lebens schwarze Frage;

Keine Thrän' dem Gegenwärt'gen,
Dem Vergang'nen und Zukünft'gen.
Merk', am schnellsten naht der Erdqual
Schluß dem lachenden Vernünft'gen!

Chinesische Sprüche.

I.

Trinkst du Wasser nur und hältst du
Keinen Wein im Haus,
Ob er billig oder theuer,
Macht dann wenig aus.

Treibt dich nie ein schwer Verhängniß
In des Nachbars Haus;
Ob nun gut, ob schlecht die Menschen,
Macht dir wenig aus.

II.

Starke Medizin, sie mundet
Selten, doch sie stillt den Schmerz;
Mancher Rath verletzt die Ohren,
Doch er rettet unser Herz.

III.

Wie von deiner Tugend, rede
Von des Nachbars guten Seiten;
Seiner Laster denk', als müßtest
Strafe du dafür erleiden.

IV.

Wenn ein Wandrer in der Irre
Plötzlich einem Freund begegnet,
Ist's, als ob's nach langer Dürre
Plötzlich stromweis niederregnet.

V.

Wenn du den Rock anziehst,
Denk' an den Weber dann;
Führst du das Brod zum Mund,
Denk' an den Ackersmann.

VI.

Wohnt auf dem Markte ein Armer, es kennet kein Mensch ihn; dem Reichen,
Flieht er in's tiefste Gebirg', folgen Verwandte sogleich.

VII.

Scharf sei und rücksichtslos streng, wenn du Gesetze mußt geben;
Mußt du sie später vollziehn, gnädig und liebevoll sei.

VIII.

Such' am rechten Platz das Rechte
Und du sparst dir viel Verdruß;
Suche Fische nicht im Walde
Und nicht Brennholz in dem Fluß.

IX.

Sollen Gold und Silber glänzen,
Mußt du sie nur tüchtig reiben;
Soll das Herz erstarken, dürfen
Sorgen ihm nicht ferne bleiben.

X.

Hast du Geld im Beutel, kannst du
Irgend einen Geist citieren;
Hast du keins darin, so kannst du
Keinen Sclaven kommandieren.

XI.

Fußlos sind die guten Thaten,
Schlechte laufen wie die Hasen;
Gute bleiben stets zu Hause,
Schlechte eilen auf die Straßen.

XII.

Jüngling, suchst du Weisheit, merke:
Eines Narren Wort nicht frommt;
Wie das Elfenbein bekanntlich
Nicht aus Rattenmäulern kommt.

XIII.

Singt ein Loblied auf die Sonne!
Doch nicht Jedermann vermag's,
Dieben, Dirnen, Mördern, Nackten,
Grauet's vor dem Licht des Tag's.

XIV.

Schnell ist der Donner des Feldstücks, doch schneller die menschliche Rede;
Sprich einem Weibe in's Ohr, meilenweit hörst du es bald.

Die drei Studenten.

(Aus „Snikken en Grimlachjes academische Poezie van Piet Paaltiens".*

Daar waren eens zeven kikkertjes
All in een gronne slott,
Toen kwam er een boer op klompen aan —
En die trapde ze allemaal dood."

Es waren einst drei Studenten,
Drei Freunde in Lust und Noth,
Die sprangen muthig in die Welt,
Und die Welt — die trat sie todt.

Du Mädchen mit den Locken blond,
Du mit dem sanften Blick,
Erlaube, daß ein Liedchen ich weih'
Ihrem bitteren Geschick.

Erlaube, daß ein Liedchen ich sing'
Von ihrem Elend und Leid,
Dem auch vielleicht dein Aengelein
Eine Mitleidsthräne weiht.

Ihre jungen Herzen schlugen
Für Alles, was edel und rein,
Für Wahrheit, für Frauen, für Freiheit,
Für bairisch' Bier, für Wein.

Sie hätten gern ihre Fäuste
Auf Schergenköpfen probiert
Und jedem schönen Mädchen
Ein süßes Küßchen entführt.

Es tönte donnernd ihr Singen
Den kriechenden Heuchlern in's Ohr;
Der Lerche gleich sangen sie lieblich
In munterer Freunde Chor.

Ihre Wangen waren frisch und geröthet,
Ihr Händedruck fest wie Stahl,
Ihr Schnurrbart war stolz, ihr Haar gelockt,
Ihr Fluch war genial.

Die besten englischen Renner
Sie hielten im Stalle nur,
Und sogen reitend die Milch aus
Den Brüsten der freien Natur.

Ideale, Geld, Tisch und Zigarren,
Das hatten sie Alles gemein,
Auch Glaube, Lieb', Hoffnung und Zweifel
Und einen Keller mit Wein.

Von zehn Uhr bis elf Uhr ward Morgens
Gebüffelt mit Fleiß und Verstand;
Die Zeit zwischen elf Uhr und ein Uhr
Auf der Kneipe beisammen sie fand.

Kaum war am Mittag die Verdauung
Des weinreichen Essens vorbei,
Kaum hatt' sie Kaffee wieder nüchtern,
So saßen am Studiertisch die Drei.

Sie lasen und blätterten in Büchern
Und ochsten und tranken Thee.
(Wenn's warm war, tranken sie Rheinwein,
Wenn's kalt war, Punsch Brülé.)

Um zehn Uhr Abends erst wurde
Ihr Fleiß bei Weydung * belohnt,
Von elf bis vier Uhr wurde
Einträchtig die Kneipe bewohnt.

Sie sprachen dann tiefsinnig
Von deutscher Philosophei;
Sie tranken zu Dritt aus der Flasche,
Und Jeder trank für Drei.

* Pseudonym für F. Haverschmidt, Prediger in Schiedam.

* Fashionable Conditorei in Leyden.

Und jedes süße Geheimniß,
Was jedem das Herz tief bewegt,
Das wurde von Allen freimüthig
Einander zu Füßen gelegt.

Und einer flüsterte zärtlich
Von einer blauäugigen Maid,
Die im Sommerconzert er gesehen
Und geliebet seit jener Zeit.

Nie, sagte er, sank noch die Sonne
Von Wollust so roth in den See,
Als ich sie so freudig sah blicken
Nach den Goldfischen von Couvée *.

Noch niemals spielt' die Kapelle
„Das Bild der Rose" so brav,
Als da mein Auge das Auge
Jener bleichen Rose traf.

Ihr Blick — er ist unvergeßlich,
Erinnernd an Wiege und Sarg,
Als ob er das Sangesgeheimniß
Der Nachtigall in sich barg.

Seine Wangen glühten, als er dachte
An den Nachtigallen-Gesang,
Und lustig ertönte bei den Dreien
Der Gläser munterer Klang.

Als einer nun sprach vom Scheiden,
Da floß gar manche Thrän';
Doch es glänzten gleich alle Augen,
Als er sprach vom Wiedersehn.

Wie sie dann zusammen, wie vorher,
Durchziehen die Straßen der Stadt
Und singen dreistimmig das heil'ge,
Erhab'ne Jo vivat!†

Wie einer den Festpsalm dann singet,
In die Hände sie nehmen das Glas
Und singen dreistimmig das heil'ge
Nostrorum sanitas!

Von den Leiden dieses Jahrhunderts
Sprach auch einer offen und frei,
Wie die ganze Weltgeschichte
Nur ein Schrei der Verzweiflung sei;

Ein Verzweiflungsschrei nach Rache
Für das, was mit Frechheit und Hohn
Die Menschheit geknechtet und gefesselt
Seit sechzig Jahrhunderten schon.

Bald nahe der Tag des Gerichtes,
Ja, schon künde sein Morgenroth
Auf den schwindelnden Höhen der Berge
Der Nacht der Lüge den Tod.

Schon töne das Lied von dem Fallbeil,
Das den Kopf der Tyrannei
Vom faulen Rumpfe abschneidet:
„Die verjüngten Völker sind frei!"

Seines seelenvollen Auges
Blitzstrahl zum Aufstand ruft,
Und er hebt die drei ersten Finger
Der rechten Hand in die Luft.

Und er schwört so schrecklich und ernsthaft,
Daß sein Schwert das erste sei,
Das auf dem Schlachtfeld des Geistes glänze
Gegen Knechtschaft und Tyrannei.

Und da thaten sie all' ein Gelübde
Und schwuren alle die Drei,
Und es holte der Kellner zur Besieg'lung
Drei Flaschen Champagner herbei.

Das waren drei brave Studenten,
Drei Freunde in Lust und Noth,
Sie sprangen muthig in die Welt,
Und die Welt — die trat sie todt. —

Blondlockige Johanna,
Erlaub' dem Barden gut,
Daß, eh' sein Lied er weiter weint,
Er an deinem Herzen ausruht;

Denn brechen will ihm das seine,
Wenn all' des Guten er denkt,
Was die rauhe Woge des Lebens
In ihrem Schooße ertränkt.

Blondlockige Johanna,
Erlaub' dem Sänger, daß er
Deinen wogenden Busen umgebe
Mit einem Thränenmeer.

Und dann hör' an, wie's so elend,
So traurig ging den Drei'n,
Die einst so ernsthaft schwuren
Bei dem Champagner-Wein.

Der Eine reiste nach den Landen
Der giftigen Schlangen ab,
Er kämpfte mit Muth für die Wahrheit
Und fand dort frühe sein Grab.

Wohl waren seine Fäuste von Eisen
Für Schergenköpfe gut,
Doch gegen giftige Schlangen
Half ihm weder Stärke noch Muth.

Der Andre blieb zu Hause und war nicht
Von Klapperschlangen bedroht;
Er kämpft' gegen Rohheit und Dummheit
Und fand einen langsamen Tod.

* Ein Lustgarten in Leyden.

† Der Refrain eines in Holland viel gesungenen Studentenliedes, dessen erster Vers also heißt:

„Jo vivat! Jo vivat!
Nostrorum sanitas!
Hoc est amoris poculum
Doloris est antidotum!
Jo vivat! Jo vivat!
Nostrorum sanitas."

Kein fremdländ'scher Vampyr sein Blut soff,
Keine schleichende Schlange ihn stach;
Doch es stellten giftige Kröten
Seinem Leben heimlich nach.

Am Schlimmsten erging es dem Jüngsten,
Dem Schwächsten von den Drei'n,
Die einst so ernsthaft schwuren
Bei dem Champagner-Wein.

Sie haben den armen Streiter
So lange gequält und gezwickt,
Bis Alles, was schön war und edel,
In seinem Herzen erstickt;

Bis er, des Kampfes müde,
Die Hände sich binden ließ
Und um des Friedens Willen
Die Sache der Freiheit verließ.

Und bald darauf war ein Aemtchen
Mit einer Frau sein Loos,
Zwar war sie keine Schönheit, doch hieß es,
Ihr Einkommen sei sehr groß.

Er kaufte zwölf weiße Cravatten
Und bald hieß es weit und breit,
Daß ein sündhafter Mensch sich bekehret,
Worüber sich Jeder gefreut.

Doch schien's, daß nach seiner Bekehrung
Nicht viele Freuden er fand,
Denn das ruh'ge, zufriedene Lächeln
Um seine Lippen verschwand.

Nur dann noch, wenn ein'n seiner Freunde
Auf dem Schlachtfeld verbluten er sieht,
Ein geheimnißvolles Lächeln
Seine Lippen traurig umzieht.

Ein Lächeln, das zeuget von Leiden,
Von Leiden unendlich tief,
Wer es lacht, der wünschet im Herzen
Daß auch er den Heldentod schlief, —

Den schönen Tod seiner Freunde,
Mit denen die Schlüsselstadt*
Noch einmal gern er durchzöge
Beim Klang von Jo vivat.

Ein einsames Kindergrab.

(Nach Geo. D. Prentice.)

Nicht nach des Friedhofs heil'gem Grund,
Wo Marmorsäulen aufwärts ragen
Und Weiden und Cypressen stehn,
Hat man dich, armes Kind, getragen.
So ruhest du nun ganz allein,
Von keinem andern Grab umgeben;
'S ist gut, doch deine Einsamkeit,
Die macht mein traurig Herz erbeben.

'S ist unbekannt, woher du kamst
Durch Wind und Wetter, Sturm und Regen;
Wer weiß, in welche Wildniß zog
Dein Elternpaar auf rauhen Wegen.
Wir wissen nur, du warst zu schwach
Für dieses Lebens steile Pfade;
Von fremden Thränen still benetzt
Ruht nun dein Staub in Gottes Gnade.

Wer weiß, wie viele Thränen doch
Aus Mutterauge dir gegolten,
Als in dem dunklen, öden Grab
Die Schollen auf dein Herze rollten!
Wie seufzt' und weint' sie bitterlich,
Der eine Hoffnung jäh vernichtet,
Als auf den Grabeshügel sie
Zum letztenmal den Blick gerichtet!

Wie es auch sei, schlaf wohl, mein Kind,
Wo nimmer Erdensorgen drücken;
Ein jeder Frühling wird dein Grab
Mit Knospen und mit Blumen schmücken.
Das Mondlicht und die Zweige sanft
Umziehen dich mit heil'gem Schleier,
Und Thau und Regen bringen auch
Dir jährlich ihre Blumenfeier.

Ein Blümlein habe ich gepflanzt
Auf deinen Staub; nun muß ich wandern;
Voll Trauern zieh' ich weiter fort,
Wie vor mir es gethan die Andern.
Fahr' wohl, fahr' ewig wohl! Wohin
Auch immer mich das Schicksal treibet,
Des fernen Westens Kindergrab
Mir lebhaft vor der Seele bleibet.

Dahin.

(Nach John J. Piatt.)

Ein mächtiger Riese einst erschien
Mir in der Jugendzeit;
„Ich bin", sprach er, „mit Herz und Hand
Zu deinem Dienst bereit."

„Hol' aus der Erde mir das Gold,
Die Perlen aus dem Meer."
Und aller Welten Schätze trug
Er schleunigst zu mir her.

„Erbaue mir ein stolzes Schloß
Am hohen Meeresstrand."
O Wunder, schon am nächsten Tag
Es fertig vor mir stand!

„Gieb mir die engelgleiche Maid,
Die meine Sehnsucht stillt;
Ein jedes Land durchforsch' nach ihr",
Bald war mein Wunsch erfüllt.

* Leyden.

„Nun gieb mir Wissen.“ In mein Schloß
Da zogen eiligst ein
Gelehrte aus der ganzen Welt
Zum trauten Stelldichein.

„Nun bring' mir Weisheit.“ Diesmal doch
Mein Diener lange blieb.
Die Jahre flohn; die Zeit indeß
Mit Träumen ich vertrieb.

Arm, hilflos, ohne Obdach fand
Ich einen armen Greis;
Er schlotterte dahin gebückt,
Sein Haar war silberweiß.

„Ich bringe Weisheit dir“, er sprach,
„Bin lang' darnach gereist;
Sieh' deinen Schloß-Erbauer hier!“
Ich sah der Jugend Geist.

Schnee.

(Nach Chas. Quiel.)

Mit breiten Flügeln über Berg und Thal
Ein Riesenvogel schwebt am Firmamente;
Er zaust und pflückt die weiße Brust sich kahl
Und schüttelt Federflocken ohne Ende
Hin auf die kalte, feuchte Erde nieder,
Und läßt erstarren seine kalten Glieder.

Hoch über allen Erdenschranken läßt
Der Dichter einsam seine Laute tönen;
Es lauscht die Welt entzückt; ein solches Fest
Wird selten nur zu Theil den Erdensöhnen.
Süß ist sein Lied, doch bald ist es zerstoben,
Hat er sein Leben doch hinein gewoben.

Ein Ungläubiger.

(Nach Minot J. Savage.)

Was macht man mit dem Bösewicht?
Sie rathen hin und her;
Der Schlimmste ist er auf der Welt,
Wenn wahr die Christenlehr'.

Verlacht hat er stets Adam's Fall,
„Sagt, gläubiges Geschlecht,
Wer gab in meinem Namen doch
Zu sünd'gen ihm das Recht?“

Er sollte Buße thun, doch er
Sanft und gelassen sprach:
„Die Menschen liebe ich und thu'
Mein Bestes jeden Tag!“

Sie sprachen vom Versöhnungstod
Des Heilands, und so fort.
„Man macht mich wahrlich besser nicht
Durch eines Edlen Mord!

„Es trügen Sinne und Vernunft,
'S ist Alles Lug und Trug!
Und trügt mein Aug', riß ich es aus,
So handelt' ich nicht klug!“

„Zur Hölle,“ ungeduldig sie
Nun sprachen, „gehst du ein!“
„Wohin Vernunft und Pflicht mich führt,
Folg' gern ich hintendrein!

Es trügt manch' Buch; vom Schöpfer seh'
Ich überall die Spur;
Sein Wille herrscht in jeder Brust,
Und rings in der Natur.

Wenn nur ein Licht- und Liebesreich
Zu gründen mir gelingt,
Dann fürchte ich die Zukunft nicht;
Nichts Böses sie mir bringt.“

Was ist zu thun? Sie wissen's nicht.
Ein jedes Kind ihn kannt',
Und wenn's ihn auf der Straße sah,
Küßt' schnell es ihm die Hand.

Nie ohne reiche Hilfe er
Verließ der Armuth Haus,
Mit offnen Händen streute er
Stets seine Gaben aus.

Und Einer sprach: „Und ist er auch,
So wie man sagt, kein Christ:
Wer seinen Nächsten liebt, fürwahr
Noch lang' kein Sünder ist!“

Wilhelm Müller.

Geboren 1845 in Heppenheim an der Bergstraße im Großherzogthum Hessen, studierte er das Lehrfach, war Lehrer an der höheren Töchterschule in Darmstadt, siedelte 1866 nach den Ver. Staaten über, leitete drei Jahre lang eine Schule in Indianapolis, wurde dann deutscher Oberlehrer einer der öffentlichen Schulen in Cincinnati, übernahm nach dem Tode Schenk's die Redaktion des „Puck“, mußte dieselbe indeß wegen Kränklichkeit aufgeben und lebt gegenwärtig in New York, sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigend.

„Schabiade“, Leben und Thaten des Fritz Schäbig. Eine erbauliche Historie in lustigen Reimen von Frater Jocundus, Milwaukee 1877. „Im gelobten Lande“, deutsch-amerikanisches Volksstück. „Ein lateinischer Bauer“, ditto. „Am Wege gepflückt“, Gedichte, Glarus 1888.

Der alten Heimath.

Ob ich dich liebe, Land der Eichen,
Das mich mit seiner Kraft genährt?
Die Zeit mag meinen Schädel bleichen,
Doch, was mir deine Huld gewährt:
Den freien Blick für alles Schöne,
Die heiße Liebe zur Natur,
Den frohen Sinn, den Trost der Töne, —
Das stirbt mit meinem Herzen nur.

Ob du mir theuer, heil'ge Zunge,
Der ich im Mutterarm gelauscht,
In welcher mich im Heldenschwunge
Der Vorzeit stolzer Sang umrauscht?
Die Gluth des Zornes soll es sagen,
Die lodernd meinem Aug' entsprüht,
Sobald ein feiger Wicht voll Zagen
Dich in der Ferne schnöd verrieth.

Ob ich das reine Licht verehre,
Dem deiner Sänger Lied entstammt,
Und welches deiner Denker Lehre,
Ein heller Gottesblitz, durchflammt? —
Ihr habt im alten Heim gesündigt
Noch jüngst am Geist der Menschlichkeit,
Den Lessing seinem Volk verkündigt, —
Uns — blieb er heilig alle Zeit.

Wie oft, wenn der Gemeinheit Wellen
Im wilden Schwalle mich umrauscht,
Hab' an der Dichtung Gnadenstellen
Dem Wort des Heiles ich gelauscht!
Da schwand der Groll, der mich verbittert,
Und von der Erde Staub befreit,
Fühlt' ich die Sele mir umwittert
Vom Hauche der Unsterblichkeit.

Und deiner sollt' ich je vergessen,
Du Land, von Sagenglanz erhellt?
Der jenen Tadel ausgemessen,
Hat seinen Spruch im Zorn gefällt.
Hell strahlen uns des Westens Sterne
Im Glanz der Freiheit ungetrübt, —
Doch wer der Heimath in der Ferne
Sich schämt — der hat sie nie geliebt!

Dein denk' ich immer, Land der Eichen,
Das mich mit seiner Kraft genährt.
Die Zeit mag meine Locken bleichen,
Doch was mir deine Huld gewährt:
Den freien Blick für alles Schöne,
Die heiße Liebe zur Natur,
Den frohen Sinn, den Trost der Töne, —
Das stirbt mit meinem Herzen nur!

Die deutsche Sprache in Amerika.

„O seid nicht blind in thörichtem Vertrau'n,
Das Ende naht, schon ist der Stab gebrochen!
Die Sprache, die uns in der Heimath Gau'n
Umtönte, ward am längsten hier gesprochen.
Und wenn der deutschen Stämme Wanderzug
Der räum'gen Schiffe Bord nicht mehr befrachtet,
Versinkt das Gut, das ihr voll Selbstbetrug
Mit schweren Opfern zu erhalten trachtet.

„O darum widmet nicht mehr müß'gem Spiel
Durch lange Jahre euer bestes Streben:
Setzt eurer Manneskraft ein würdig Ziel,
Bevor die höchsten Preise sind vergeben.
Und wollt ihr euch dem Dienst Columbiens weihn,
So thut es ganz — mit Herzen und mit Zungen,
Dann zieht ihr in des Ruhmes Hallen ein,
Dann wird der reichste Lohn von euch errungen!“

So schlägt der Klugheit Warnung an mein Ohr,
Das sind der Goldgier lauernde Gedanken.
Ich schau' mich um, kein Kämpe tritt hervor,
Da werf' ich kühn den Handschuh in die Schranken:
So lang, ihr Zweifler, wird der Pilger Schaar
Aus deutschen Gau'n die Schritte westwärts wenden,
So lang noch vor der Freiheit Hochaltar
Der Armuth und der Knechtschaft Qualen enden.

Drum lasset uns mit opfermuth'gem Sinn
Im neuen Heim die Muttersprache pflegen,
Und bringt sie uns nicht goldenen Gewinn,
So wächst aus ihrer Kraft ein höh'rer Segen.
Die Sprache kettet uns an jenes Land,
Das unsern Vätern eine Gruft gewährte —
In dem der Jugend Traum uns hold entschwand
Und unser Sein der Mutter Blick verklärte.

Sie ist ein Zauberstab in kund'ger Hand,
Mit dem wir reiche Geistesschätze heben;
Die Leuchte ist sie, deren heller Brand
Lichtscheue Wahrheitsfeinde läßt erbeben.
Sie ist ein Born, in dessen klarer Fluth
Wir uns nach mühevoller Arbeit stärken
Und, wie einst Siegfried aus des Drachen Blut,
Gefestigt steigen zu erhabnen Werken.

Die deutsche Sprache ist das heil'ge Band,
Das mit den Kindern innig uns verkettet,
Und wahren treu wir dieses hohe Pfand,
So ist der Jugend Herz für uns gerettet.
Das Schönste, was dem alten Heim entstammt,
Die höchste Seligkeit, die ihr erfahren,
Das heiligste Gefühl, das euch durchflammt,
Im deutschen Wort nur könnt ihr's offenbaren.

Drum bleibt beim Kampf um eure Sprache wach,
Und wenn sie je verklingt in diesen Breiten,
So soll sie nicht, ein wasserarmer Bach,
Versiegend durch den Sand der Steppe gleiten. —
Nein, wie der Fluß, der sich zum Strome fand,
Noch lange zeigt des eignen Wesens Spuren,
So rausche sie befruchtend im Verband
Mit Albions Zunge lang noch durch die Fluren!

November.

Der Nebel wogt in grauen Schichten
Im Wiesenthal um Baum und Strauch,
Und klagend zieht durch dunkle Fichten
Des Windes herbstlich kalter Hauch.

Von allen sangesfrohen Gästen
Verlassen ist der Buchenhain,
Und von des Ahorns kahlen Aesten
Klingt nur der Dohlen heis'res Schrei'n.

Doch manchmal sinkt auf Feld und Weiher
Ein heller Tag und schmückt die Flur,
Als grüße selbst im Wittwenschleier
Noch freundlich lächelnd die Natur.

So sieht man oft der Freude Schimmer
Auf einem Greisenantlitz blühn,
Eh' sich das Auge schließt für immer —
Des Lebens stilles Abendglühn.

König Herjulfson.

Der Normannkönig Herjulfson
Saß in der Väter Saale,
Und knöchelte mit dem alten Gorm
Beim schäumenden Methpokale.
Es klirrten die Würfel auf ehernem Schild,
Der König rollte die Augen wild.

„Beim Odin!" rief er, „das ist Pech,
Nichts ist mir übrig geblieben.
Heut' hab' ich Haus und Hof verspielt
Bei dieser luft'gen Sieben,
Doch ging gleich der Bettel, der alternde fort,
Noch liegt mein bewimpeltes Schiff in dem Port.

„Das Lungern hab' ich herzlich satt.
Plag' ich mit Runenzeichen
Meinen armen Kopf noch fürderhin,
Wird's mein Gehirn erweichen.
Das Gut ist verwürfelt, der Säckel ist leer,
Drum treibt's mich nach Beute hinaus auf das Meer."

So sprach der König Herjulfson
Zu Gorm, dem trotzigen Zecher,
Und schlendert' ihm zum Abschiedsgruß
An den Kopf den Würfelbecher.
Dann wappnet er sich mit Schwert und mit Speer
Und schreitet hinab an das wogende Meer.

Er steigt an seines Schiffes Bord
Und läßt die Anker lichten;
Befiehlt nach Westen dem Steuermann
Des Schiffes Schnabel zu richten.
Eh' Gorm im Rausch seine Bärenhaut sucht,
Verschwindet in dämmernder Ferne die Bucht.

Niördhr weiß mit kräft'gem Hauch
Die weißen Segel zu blähen;
Bevor der Mond die Erde umkreist,
Thät man eine Küste erspähen.
Bald ankert das Schiff an dem fremden Strand,
Der König setzt freudig den Fuß auf das Land.

„Bei Odin's Bart, die Seeluft macht
Mir trocken stets die Kehle.
Für einen guten Tropfen verschrieb
Der Höll' ich jetzt meine Seele!"
So lacht er und ruft: „Ist kein Gastwirth hier,
Bei dem sich die Dürstenden laben am Bier?"

Da kriechen aus dem Boden empor
Ein Mann und mehrere Weiber,
Zwerghaften Wuchses und gelben Gesichts,
In Pelz gehüllet die Leiber.
Es reichte die Fett'ste, der Sitte gemäß,
Dem König den Thran im Bimsteingefäß.

Er kostet, dann tobt er: „Dies Hundeloch
Benennt sich eine Schenke?
Und dieses niederträcht'ge Gesöff
Credenzt man hier als Getränke?
Kommt, Mannen, und flieht den verwünschten Strand,
Ein Land, dem der Meth fehlt, ist gar kein Land!"

Sie fuhren südwärts dann im Schiff,
Bis man am wald'gen Gestade
Ein Häuflein rother Männer sah —
Am Thorsdag war es gerade.
Sie fröhnten der Pfeife nach Landesgebrauch
Und bliesen durch Nase und Ohren den Rauch.

Entsetzt rief König Herjulfson:
„Hier ist es nicht geheuer!
O Steuermann, bleib' fern' dem Strand,
Die Kerle speien Feuer.
Der Brand, mit dem Odin die Rauchenden schlägt,
Ist mehr, als ein nordischer König erträgt.

„Das Land scheint prächtig — doch wollen wir
Für's erste drauf verzichten;
Ein andrer Stamm mit wen'ger Durst
Mag hier die Wälder lichten.
Und grünt erst der Hopfen im sonnigen Schlag,
Dann, Recken, gehört den Germanen der Tag.

„Zur Heimath lenkt jetzt wieder das Schiff!
Ist Gorm am Leben geblieben,
So kneipe ich bald mit dem wackern Kumpan
Und spiele lustige Sieben.
Und sollt' er betrügen, so hau' ich ihn weich,
Ein Loos, dem der Götter in Asenheim gleich."

So kam's, daß König Herjulfson
Und seine trotzigen Mannen
Des fernen Vinlands Küste sahn,
Allein sie nicht gewannen.
Und hätt' sie der Durst nicht vom Strande geschreckt,
So hätten Germanen Columbia entdeckt.

Die Erfindung der Baßgeige.

Herr Tubal Kain ein Grobschmied war,
Den Hammer thät er schwingen,
Doch seine Frau, die Potiphar,
Die kunnt er nit bezwungen.
Wagt er ein einzig Wörtlein bloß,
So fährt sie grimmig auf ihn los:
„Rätsch, ratsche, Gannoph, ratatschan;
Du Schelm, du Strolch, du Ludrian,
Wirst's nie zu etwas bringen!“

Da sucht im Rebensaft Herr Kain
Sich Abends Trost als Weiser,
Und macht ihn warm der alte Wein,
Die Alte macht ihm heißer.
Wenn sie ihn trifft beim vollen Krug,
So zetert sie: „Du Niegenug,
Rätsch, ratsche, Gannoph, ratatschan,
Du Strolch, du Schelm, du Saufkumpan,
Du lockrer Possenreißer.

Der Zank verdrießt Herrn Tubal sehr,
Er flieht aus seiner Kammer;
Er will ersäufen sich im Meer
Nebst seinem Schmiedehammer.
Schon schickt er sich zum letzten Sprung,
Da klingt es aus der Niederung:
„Rätsch, ratsche, ratsche, ratatschan.“
„„Was?““ ruft er; „„geht schon wieder an
Das Zetern und Gejammer?““

Behutsam schleicht er an den Strand
Und forscht mit scharfem Blicke.
Ein hohler Baumstamm liegt im Sand,
Darauf sind Tau und Stricke
Fest aufgespannt von Rand zu Rand,
Und greift hinein des Windes Hand,
So hebt ein lautes Schnarren an,
Als säß' mit Rätsche, ratatschan
Ihm seine Frau im G'nicke.

Wie er das Wunder schaut, da blitzt
Es auf in seinen Zügen.
Er nimmt sein Messer, schnitzt und schnitzt,
Bis rings die Spähne fliegen.
Und während er die Hände regt,
Singt Tubal frisch und unentwegt:
„Rätsch, ratsche, Gannoph, ratatschan,
Mit deiner Herrschaft ist's gethan,
O Weib, jetzt werd' ich siegen!“

Und stetig wächst der hohle Raum,
Dünn werden rings die Wände;
Zum Geigensarge wird der Baum,
Und an das ob're Ende,
Damit die Hand es leicht erfaßt,
Befestigt Tubal einen Ast.
Froh schaut er dann sein Kunstwerk an,
Und mächtig dröhnt es: Ratatschan!
Wenn er es streicht behende.

Stolz trägt hierauf Herr Tubal Kain
Den Baß nach seiner Klause;
Da grüßt mit Schelten und mit Schrei'n
Sein Weib ihn vor dem Hause.
Doch wie ihr erstes Wort erschallt,
Reißt er die Stränge mit Gewalt:
Rätsch, ratsche, ratsche, ratatschan,
Bald ist die Alte lungenlahm,
Er fiedelt ohne Pause.

So wie sie anhebt mit Gebrumm,
Streicht er den Baß behende,
Da wird vor Gift die Alte stumm
Bis an ihr sel'ges Ende.
Vergnüglich trinkt Herr Tubal Kain
Zum Vesperbrod nun seinen Wein,
Und kommt ihn Langeweile an,
Uebt er das Rätsche, ratatschan
Auf seinem Instrumente.

Drum, wenn ein Weib euch quält und hetzt,
Daß euch die Pulse klopfen;
Wenn sie mit Galle euch versetzt
Den allerbesten Tropfen:
Dann lernet aus der alten Mär',
Wie's Kain gehalten, der Hebrä'r,
Und schafft euch einen Brummbaß an;
Mit Rätsche, ratsche, ratatschan
Könnt ihr den Mund ihr stopfen.

Der deutsche Farmer.

Ich sah dich im Regen und Sonnenbrand,
Im Kampf mit der Wildniß Gewalten,
Die Steppen des Westens mit schwieliger Hand
Zum blühenden Garten gestalten.
Wo jagend der Puma durchstreifte das Moor,
Da sproßte dir goldener Weizen empor.

Ich hörte vom laub'gen Dach überspannt
Dich reden von heiligen Rechten,
Und was du als lautere Wahrheit erkannt,
Mit kernigen Worten verfechten;
Und wenn deine Rede des Glanzes entbehrt,
Nie fehlte ihr Kraft und der innere Werth.

Oft hast du im ärmlichen Werktagskleid
Den Frevler am Frieden gerichtet
Und redlichen Sinnes durch klugen Entscheid
Den Hader der Nachbarn geschlichtet;
Und war auch der Römer Gesetz nicht zur Hand,
Dir sagte, was Rechtens, dein klarer Verstand.

Und wie seine Brut der erzürnte Aar
Befreit vom verfolgenden Schwarme,
So hast du gerettet aus Noth und Gefahr
Die Deinen mit schützendem Arme.
Und wann es die Rothhaut zu züchtigen galt,
Erlag deiner Büchse die Art von Basalt.

Oft fragte ich staunend: „Ist dies der Mann,
Den Armuth gen Westen getrieben,
Der zagend des Elends erdrückendem Bann
Entflohn mit den weinenden Lieben?
Der Mann, der hier schaltet mit Wort und mit That,
Im Kampfe ein Held und ein Weiser im Rath?

Wohl bist du derselbe, doch stolz, wie der Baum
Zum Himmel erhebt seine Krone,
Wenn man ihn verpflanzet in sonnigen Raum
Aus rauher, unwirthlicher Zone,
So reifte der Freiheit erwärmender Schein,
Was menschlich in dir und was edel und rein.

Indianersommer.

Den Früchtekranz im vollen Haar,
Erscheint vor uns das alte Jahr
Und schickt sich an zum Scheiden.
Da strahlt im milden Glanz die Luft,
Dem Moor entsteigt ein weicher Duft
Und wallt um graue Weiden.

Wie Frühroth glänzt der Buchenhain,
Der Eichenforst wie Abendschein,
Hell leuchten rings die Auen,
Als sei der Herr im Farbenbrand
Noch jetzt, wie einst im Morgenland,
Dem Seherang' zu schauen.

Hermann von Wahlde.

Geboren am 30. November 1846 zu Neuenkirchen in Oldenburg, absolvierte er das Lehrerseminar in Vechta, kam 1866 nach den Ver. Staaten, war erst Lehrer und Organist an verschiedenen katholischen Kirchen, dann von 1870 an Lehrer und Prinzipal einer öffentlichen Schule in Louisville, und bekleidet seit 1882 eine ähnliche Stelle in Cincinnati.

„H. von Wahlde's Gedichte", Louisville 1878. „Natur und Heimath", Gedichte, Cincinnati 1887.

Das Kind hat keine Mutter mehr.

Zur Schule kommt ein Mädchen klein,
Ich seh' sie fröhlich nie;
Wenn all' die Andern spiel'n im Frei'n,
Find' ich im Zimmer sie.
Jüngst fragt' ich sie, — sie schluchzte schwer:
„Ich habe keine Mutter mehr!

„Sie war so gut, so sanft und mild
Und hatte mich so lieb;
Ich war vom höchsten Glück umhüllt,
So lang sie bei mir blieb!
Nun ist sie todt, das Haus so leer! —
Ich habe keine Mutter mehr!

„Einst war ich krank, vergeß es nie,
Da gab sie Manches mir
Und wiegte mich auf ihrem Knie
Und küßt' mich für und für!
Wie anders, wenn nun krank ich wär'! —
Ich habe keine Mutter mehr!

„Mir träumte, daß jüngst Nachts ich sah
Sie öffnen sanft die Thür;
Im Sterbekleide stand sie da
Und nickt' und winkte mir. —
Dann war sie fort; — ich weinte sehr: —
Ich habe keine Mutter mehr!"

Schau ich seitdem das Kind nun an,
So wird mir weh zu Muth;
Ich denk' der eignen Mutter dann,
Die mir war, ach, so gut! —
Und müßt' ich's tadeln, 's fiel mir schwer:
Das Kind hat keine Mutter mehr!

Zur Jubelfeier des Deutschthums in Amerika.

(Im Oktober 1883.)

Wohlan denn, o Deutschthum, nun magst du erstehn
Voll Kraft unter Jubelaccorden!
Ich lieb' es, rings so dich gerüstet zu sehn
Zum Feste, das heut' dir geworden!
So rege dich, Volk! — Daß da Keiner entweiht
In drückender Sorge die fröhliche Zeit,
Die Feier an herrlichen Orten!

Wie lang' ist es her, als zum ersten Mal hier
Im Land, wo gestanden der Wilde,
An düsterem Strom in des Urwalds Revier
Ein Deutscher die Stirne sich kühlte
Und's Wort, das du liebst, von gewaltigem Werth,
Das Wort, das dich lächelnd die Mutter gelehrt,
Zum ersten Mal klang im Gefilde!

Der Heimath so ferne, gar arm in der Welt,
O trauriges Loos das, o herbes!
So erst unter Sorgen in waldigem Feld
Erschließen den Quell des Erwerbes!
Glückauf doch, du Land, und du Mann, der du bau'st!
Ein würdiges Völkchen, die richtige Faust:
Mitgründer des künftigen Erbes!

Schon winket die Reb' und die stattliche Saat,
Des Wirkens friedkündender Segen,
Und emsig gelenkt in Gemächern das Rad,
Das Schiff und die Spule sich regen!
Da eilet der Führer, er rufet die Treu'n:
Die Ersten, die's wagten, gerührt im Verein
Für Sclaven ein Wort einzulegen!

Und willst in seitheriger Zeiten Gebiet
Am Arm der Geschichte du wallen,
Rings findest du Männer von deutschem Geblüt,
Die, muthig und kräftig vor Allen,
Am Pflug und am Herde, in Fried' und Gefecht
Für's Land und für Alles, was heilig und recht,
In Ehre gekämpfet, gefallen!

O riesiges Land du, wie schön liegst du da,
Im Schmucke nach herrlichen Siegen!
Gewaltig und frei, wie kein andres ich sah,
Mit Quellen, die nimmer versiegen!
Mit tobenden Strömen und blinkendem Erz
Und Saaten, die, üppig und schlank allerwärts,
Vom Meer bis zum Meere sich wiegen!

Dir gilt's, wo frohlockend in deinem Revier
Du sahest ein Volk sich erheben,
Ein Volk, das so lange gestanden in dir,
Manch' ehernen Schmuck dir gegeben!
Ein Volk, das dich liebet in Glück und in Weh,
Dir dienend, dich schützend — nun stärker als je —
In nimmerermüdendem Streben!

Drum heut', wie du strahlst in gesicherter Gunst,
O Deutschthum, in prächtigem Lichte!
Veredelnd durch Blüthen des Wissens, der Kunst,
Gerühmt in der Werke Berichte!
Nicht mehr nur geduldet, ein Fremdling, der irrt;
Ein Volk, das da so sich bewähret, das wird
Beschützt mit dem Schwert der Geschichte!

Du bist mit dem Lande zu innigst verwebt,
Vereinet zu fest und zu lange!
Da ist vor dem Pfeil mir, den tückisch erhebt
Der Unverstand, wahrlich nicht bange!
Und siehst du die Männer in silbernem Haar?
Der schönste Verein das, — die Veste fürwahr, —
Der hob uns zu würdigem Range!

Wohlan denn, hier Aller zum Ruhm und Gewinn,
Ihr lebt bis zu fernesten Tagen:
Du Sprache, du Sitte, die Lust und der Sinn,
Die wir mit herübergetragen!
Erklinge, du Wort, im Verkehr und im Lied,
So lang' an den Strand hier in Ost, West und Süd
Rings donnernd die Wogen noch schlagen!

Heimkehr eines Ausgewanderten.

Mein Heimathland, so fand ich denn dich wieder!
Land, das mir redet von der Väter That!
Ich grüße dich! Wie liegst du da so prächtig,
So feierlich in deinem Frühlingsstaat!
Ich grüße dich! dich schönste Flur auf Erden!
O wohl mir, daß ich wieder dich betrat!
Daß wie als Kind auf langentbehrten Gründen,
In deinem Schooß ich kann dich wiederfinden!

Und grüßen will ich jede deiner Flächen!
Dich, grüner Wald; dich, Feld, mit deiner Saat!
Dich, Haus im Thal, das weist mir seinen Giebel,
Und dich, o Teich, dem gern ich mich genaht!
Ich grüß' auch euch, ihr Wellen in dem Bache,
Ihr Wiesen mit den Blumen und dem Pfad!
Und wahrlich, selbst den Wurm in diesem Grunde,
Kein Tadel, der ihn trifft aus meinem Munde!

O Heimathland, wie muß ich noch dich lieben!
Wie mußt' ich denken deiner, seit ich ging!
Hier war's, an deinem Busen, wo mich küßte
Zuerst der Mund der Jugend, die verging,
Wo, reich im Glück' der Lust, vor'm Mutterauge
Ich Kraft und Licht für Leib und Geist empfing,
Und mir ertönte, nimmer zu verhallen,
Das Lied der Lerchen und der Nachtigallen!

Hier lauscht' ich einst dem Echo meiner Stimme,
Ergötzte mich an eines Vogels Flug,
Am Knall der Flinten und am Horn des Hirten!
Wie oft am Abhang, der 'ne Buche trug,
Einst stand ich mit der Elster auf der Schulter
Und schaut' in's Thal zum Vater hinter'm Pflug,
Und überglücklich, in der Hand die Zügel,
Auf unserm Schimmel ritt ich von dem Hügel!

Oft auch wir weilten, ich und meine Brüder,
Auf jenen Wiesen, tranken aus dem Bach
Und schrieben am Geländer mit der Kreide
Und suchten wieder unsern Ball im Hag!
So haben wir in Lust uns da getummelt,
Bis jauchzend, wenn gesunken war der Tag,
Den Kranz im Arm, in unserm schlichten Kleide,
Wir trieben heim die Rinder von der Weide!

Da ruft der Thurm; — er sendet seine Grüße,
Sein machtvoll Wort, das gern vernimmt mein Ohr!
Ich kenne dich: fern hinter wald'gen Hügeln
Im Kranz von Linden hoch du ragst empor!
Und du bist schön, du Haus mit deinen Bogen,
Mit dem Altar, der Orgel und dem Chor! —
Einst hab' auch ich, gefordert von dem Worte,
Geöffnet sacht in Ehrfurcht deine Pforte!

Geraume Zeit seither hab' ich verlebet
In fernem Heim, weil es die Schickung wollt',
Dort, wo vor jungem Feld in würd'gem Toben,
Hehr predigend ein Strom die Wogen rollt,
Und unterm Sternenbanner freier Völker
Verehrung man Germaniens Söhnen zollt!
Dort lieb' ich's auch! — Revieren zweier Welten
Wird bis zum Tode meine Liebe gelten!

Ich trete weiter durch die schmucken Auen,
Der Pforte gilt's, dem Herde mich zu nah'n;
Nicht mehr das Kind, ein Mann, der überschritten
Nun bald die Mitte seiner Lebensbahn!

So komm' ich hier und kann auch nimmer finden
Die Eine dort, die Besten, die mich sah'n!
O in mein Glück, ersehnt, mich zu erfrischen,
Muß kränkend nun sich noch ein Kummer mischen!

Heinrich H. Fick.

Geboren am 16. August 1849 in Lübeck, bildete er sich zum Lehrer aus, trat 1864 in New York in ein kaufmännisches Geschäft und zog später nach Cincinnati. Hier wurde er 1870 Lehrer, später Superintendent des Zeichnenunterrichts; dann übernahm er in Chicago die Redaktion einer Fachzeitung, gründete hierauf eine deutsche Privatschule, und ist gegenwärtig Hülfsprinzipal an einer öffentlichen Schule in Cincinnati. Er veröffentlichte verschiedene deutsche und englische Vorträge; seine Gedichte erschienen im „Pionier“ und anderen Zeitungen.

Das Lied, das meine Mutter sang.

Früh von der Heimath mußt' ich wandern,
Vom Elternhause lieb und traut;
Mich trieb's von einem Ort zum andern,
Ich hörte fremder Sprache Laut:
Doch in des Lebens regem Treiben,
Das seine Fesseln um mich schlang,
Wird mir vor Allem theuer bleiben
Das Lied, das meine Mutter sang!

Wenn ich als Kind, des Spielens müde,
Mich wandte nach der Mutter Schooß,
Und ich, beruhigt von dem Liede,
Nun sorglos meine Augen schloß,
Dann fühlt' ich wie die schlichte Weise
Mir mächtig tief in's Herze drang:
So wirkt kein Lied, ob laut, ob leise,
Wie's Lied, das meine Mutter sang!

Lausch' ich seither im Geist dem Liede,
Löst es mir jede herbe Pein,
Und stille Wehmuth, tiefer Friede
Zieht dann in meine Seele ein.
Wie oft, wenn ich in trüben Stunden
Gekämpft mit Sorgen schwer und bang,
Hab' Trost und Ruhe ich gefunden
Im Lied, das meine Mutter sang!

So mög' es ferner mich umschweben
Auf meines Daseins Wanderpfad,
Bis einst das mühevolle Leben
Den Abschluß hier gefunden hat.
Schließ dann die Augen ich, die müden, —
Kein Trauerchor, kein Glockenklang! —
Singt mir als letztes Lied hienieden
Das Lied, das meine Mutter sang!

Das deutsche Gemüth.

Die Ferne zieht mächtig den Deutschen hinaus,
Das Erdenrund ist ihm ein heimisches Haus;
Doch wo er auch pilgernd die Fremde durchzieht,
Treu bleibt ihm, ein Führer, das deutsche Gemüth.

Es spürt jede Zone und jegliches Land
Gar gerne des Deutschen thatkräftige Hand,
Denn wo bei der Arbeit er redlich sich müht,
Da paart sich dem Fleiße das deutsche Gemüth.

Es tönt seiner Sprache gewinnender Laut
So kraftvoll, so biegsam und wieder so traut,
So herrlich vom Adel des Ausdrucks durchglüht
Umschwebend, behütend das deutsche Gemüth.

Wo Kindesherz innig dem Mutterlaut lauscht,
Wo züchtige Minne das Liebeswort tauscht,
Wo Treue im tapferen Mannesang' sprüht,
Stets zeigt sich beim Deutschen das deutsche Gemüth.

Ob er der Natur Geheimnisse schaut,
Und ob er dem Himmel sich gläubig vertraut,
Ob flehend zum Schöpfer, ob dankend sein Lied,
Es spiegelt sich treulich das deutsche Gemüth.

Und ob er mit Spaten und Hammer sich plagt,
Und ob er in traulichen Kreisen tagt,
Ob Leid oder Freude versammelt ihn sieht,
Stets trägt in der Brust er ein deutsches Gemüth.

Und vollends beim fröhlichen Becherklang,
Wie woget und wallt da der deutsche Gesang
Beim funkelnden Wein, wenn er perlet und sprüht,
Da sprudelt in Liedern das deutsche Gemüth.

In einsamer Hütte vom Urwald umkränzt,
Im schimmernden Lichte der Weihnachtsbaum glänzt,
Der Heimath gemahnend er grünet und blüht,
Ihn pflanzt' in die Fremde das deutsche Gemüth.

Doch recht, wenn im Leben die Sorge erwacht,
Zeigt sich des Gemüthes bezwingende Macht:
Die Wolke, die finster den Himmel umzieht,
Verscheucht am schnellsten das deutsche Gemüth.

So Deutsche, entfernt von des Vaterlands Schooß,
Bestimmt euch ein schönes, erhabenes Loos
Zu hegen, sei's immer im Nord oder Süd,
Als herrlichstes Kleinod, das deutsche Gemüth.

Amerika's Schätze.

Es ist dir viel zu Theil geworden,
Mein herrlich Land Amerika;
Dein Adler zieht vom eis'gen Norden
Zum sonnbeglänzten Florida;
Dein sternbesä'tes Banner wehet
In Maine und fern am „goldnen Thor",
Wo düstrer Urwald sich erhöhet
Und wo die Palme ragt empor.

Kein ander' Land kennt solche Wunder,
Wie sie umschließet dein Gebiet:
Niag'ra's Wogensturz hinunter
Mit Staunen unser Auge sieht.
Du läßt uns Berg' und Ströme finden,
Den vielgeprief'nen fremden gleich;
Versteck'st gar in der Erde Rinden
Ein zauberprächtig Feenreich.

Dein Boden prangt in seltner Fülle, —
Hier kränzet ihn der goldne Mais,
Dort lohnt mit weißer, weicher Hülle
Die Baumwolle des Pflanzers Fleiß.
Der Erze reiche Schätze blinken
In deines Schooßes dunkler Nacht,
Und Trauben nnd Orangen winken
Aus grünem Laub in süßer Pracht.

Doch was, vor solcher Pracht und Schöne,
Amerika, dich dauernd schmückt,
Und deine Töchter, deine Söhne,
Mit unschätzbarem Erb' beglückt: —
Es ist das Gut, für das gezogen
Einst Washington sein reines Schwert,
Für das ein Franklin Rath gepflogen
Und Helden starben ehrenwerth.

Die Freiheit ist's in deinen Gauen,
Dereinst erworben schwer durch Blut!
Laß dankbar sie hinfür uns schauen,
Bewahr' uns ihre treue Hut!
So mögen licht die Streifen winken,
Wie sie der Väter Blick schon sah,
Und nie ein Stern verdunkelt sinken
Aus deinem Schild, Columbia!

Wilhelm Alpers.

Geboren am 7. Juli 1851 zu Harburg an der Elbe, wurde er früh verwaist von Verwandten erzogen, besuchte das Gymnasium und dann die polytechnische Schule. Später studierte er in Göttingen erst Mathematik, dann Geschichte und Literatur, betheiligte sich 1870 am Feldzuge gegen Frankreich und wanderte 1871 nach Amerika aus. Nach manchen wechselvollen Erlebnissen wurde er Lehrer und dann Hülfsprinzipal in einer Schule in New York.

„Die Heldenbraut", ein Gedicht aus dem amerikanischen Befreiungskriege, New York 1876.

Aus „Die Heldenbraut".

— — — — — — — — — — —

„O glaubt, das deutsche Land ist schön!
Weit wogt die Saat in goldnen Wellen,
Rings rauscht der Wald auf Bergeshöhn,
Von denen stolze Ströme quellen.
Der Ströme schönster ist der Rhein,
An dem auch meine Wiege stand,
Durch üpp'ge Flur, durch Fels und Stein,
Rauscht majestätisch er durch's Land;
Und weinumrankte Berge ragen
An seinem Ufer sonder Zahl,
Von denen tausend alte Sagen
Und Lieder klingen in das Thal.
Nicht fürchtet dort den jähen Tod
Vom rothen Feind der fleiß'ge Mann;
Doch ach! ein wild'rer Würger droht
Von fester Zwingburg, der Tyrann.
Das Volk, das dort mit fleiß'gen Händen
Um kargen Lohn frohmüthig schafft,
Darf sein Geschick nicht selber wenden, —
Die List nur herrscht und rohe Kraft.
Von Waffen und Gesetz geborgen,
Thront der Tyrann, der streng gebeut;
Nicht weiß der Vater, ob am Morgen
Er sich der Seinen noch erfreut;

Der Jüngling nicht, ob er im Leben
Der trauten Braut beim Abendgruß
Nicht auch den ewigletzten Kuß,
Den letzten Abschiedsgruß gegeben.
Denn wenn der Fürsten niedrer Neid
Wild aufloht zu gefräß'gen Gluthen,
Muß brudermörderisch im Streit
Das Volk für seine Herren bluten.
Und um die Schmach noch ganz zu krönen,
So bietet für ein Sündengeld,
Um seiner niedern Lust zu fröhnen,
Der Fürst uns an der ganzen Welt.
So kam auch ich hierher als Knecht. —
Drum urtheilt, kann ein edler Streben
Nach Freiheit wohl und heil'gem Recht
Je eines Mannes Brust durchbeben?"

— — — — — — — — — — —

Tief unten braust am Bergeshang
Der Bach das Felsenbett entlang
Und netzt der Weiden hängend Laub
Mit seiner Wellen Demantstaub.
Dahinter dehnt, ein Saatenmeer,
Die weite Flur sich ährenschwer,
Abwechselnd reiht in bunten Farben
Sich Feld an Feld mit reichen Garben.
Der Frösche nächt'ger Sang verhallt,
Scheu barg das Wild sich schon im Wald,
Es schwirrt in hellem Jubelchor
Aus niederm Nest die Lerche vor;
Schon grüßt den kaum ergrauten Tag
Des Landmanns früher Sichelschlag.
Fern wie ein Riesenwall erheben
Die Berge sich in blaue Luft,
Und leichte Morgennebel schweben
Gespensterhaft aus Thal und Schluft,
Bis hoch sie auf der Berge Zinnen
In blauer Morgenluft zerrinnen.
Schon glänzt der ros'ge Morgenschein
Vergoldend um der Felsen Grat,
Und jubelnd dringt's in's Herz hinein:
Die Sonn' erwacht, die Sonne naht.
Schon spielt ihr Strahl im Morgenthau,
Ihr erster Strahl, der jauchzend spricht:
Erwachet, goldne Flur und Au,
Ich bringe Leben, Lust und Licht.

Weihnachtsfeier.

Wenn schon die jungen Keime sprießen
Beim ersten, lauen Frühlingswehn,
Wenn sich die Blüthen neu erschließen
Und alle Blumen neu erstehn,
Wenn bei dem Allmachtklingen „Werde"
Von Neuem lacht die weite Flur,
Und aufsteht aus der starren Erde
Die Hoffnung athmende Natur, —

Da ist's, wo jeder Keim nach oben
Emporstrebt zu dem Sonnenlicht,
Und lautes Jauchzen, lang umwoben,
Aus jedem Herzen jubelnd bricht;
Denn Alles athmet neues Leben;
Und der Geschöpfe zahllos Heer,
Sie hören's laut im Busen beben:
„Vom Himmel hoch da kommt es her."

Ja, hoch vom Himmel tönt es nieder
Und tönt in jedem Herzen nach,
In jedem Busen klingt es wieder
Und rufet Lust und Liebe wach.
Vom Himmel, ewig reich an Segen,
Senkt sich der Sonne warmer Strahl,
Vom Himmel sprüht der laue Regen
Und fruchtet Berg und Wald und Thal.
Und all die goldnen Sonnenstrahlen,
Und jeder Regen, lind und lau,
Und all die Sterne, sonder Zahlen,
Und jeder helle Tropfen Thau, —
Ein jedes lebt nur, um zu preisen,
Es athmet, duftet um uns her
In lautern stets und schönern Weisen:
„Wir bringen neue, gute Mär."

Und nimmer kann die Mär verklingen
Und nie zu Ende ist das Lied,
Es will und muß zum Himmel dringen
Die Liebe, die im Herzen glüht;
Und glaubst du trauernd dich verloren,
Und siehst um dich nur trübe Nacht,
Glaub' nur, die Hoffnung ist geboren,
Die auch auf deinem Pfade lacht.
Schon naht der Lenz mit Jubelchören,
Du ahnst ihn, doch du siehst ihn nicht;
Er singt ein Lied aus höhern Sphären,
Er singt vom reinen Himmelslicht.
Drum hoffe, will dein Herz auch springen,
Du nahst dich endlich deinem Ziel,
Schließ auf dein Herz und hör' es klingen:
„Der guten Mär bring' ich so viel."

Das ist das ewig neue Leben,
Das ist das ewig junge Licht,
Das uns vom Himmel wird gegeben,
O flieh vor diesem Leben nicht!
Das ist der Liebe zages Ahnen,
Das ist der Hoffnung goldner Stern,
Schließ auf dein Herz! Zu schönern Bahnen
Folg' es dem Klang des Liedes gern.
Und willst du dich zum Himmel schwingen,
So lausch auf dieses Liedes Klang,
Laß es im Busen wiederklingen
Und folge deines Herzens Drang.
Drum weil mir der Gesang gegeben,
So schweig ich nimmer, nimmer still,
Der Liebe Lied, das ist mein Leben,
„Davon ich sing'n und sagen will."

Carl Theodor Eben.

Geboren 1836 zu Ravensburg in Württemberg, kam er 1853 nach den Ver. Staaten, ließ sich nach mehrjährigen Reisen im Süden 1860 in Philadelphia als Literat und Sprachlehrer nieder, siedelte 1874 nach New York über, war ein Jahr lang in der Redaktion des Sonntagsblattes der „N. Y. Staatszeitung" thätig und lebt gegenwärtig als Sprachlehrer in Brooklyn. Seine Gedichte erschienen in deutsch-amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften. Einen verdienten Ruf hat er sich erworben durch seine meisterhaften Uebersetzungen englischer Dichtungswerke; so hat er unstreitig die beste Uebersetzung von Poe's „Raven" geliefert.

„Grammatik der englischen Sprache", Philadelphia 1868. „Der Rabe", Gedicht von Edgar Allen Poe, mit biographischer Skizze, Philadelphia 1869. „Locksley Hall", von Alfred Tennyson, metrisch übersetzt, Philadelphia 1871. „Vier amerikanische Gedichte", Philadelphia 1864. Ferner Uebersetzungen mehrerer englischer Romane in Zeitschriften. „Der Sprachmeister", New York 1890.

Gedenke mein!

Gedenke du mein, wenn Aurora am Morgen
Erröthend der Sonne die Pforte erschließt;
Gedenke du mein, wenn nach Mühen und Sorgen
Die Nacht dich im Schleier der Sterne begrüßt!
Wenn Freuden dich fröhlich wie Tänze umschweben,
Wenn Leiden gleich Dornen die Kränze durchweben,
Mit Beiden dahin fließt im Lenze dein Leben,
Gedenke du mein!

Gedenke du mein, wenn im trauten Vereine
Der Freunde dir Stunde um Stunde verstreicht!
Gedenke du mein, wenn betrübt und alleine
Du weinst und langsam die Zeit dir entschleicht!
Wenn ferne du wandelst vom wilden Getümmel,
Wenn gerne du aufblickst zum milden Gewimmel
Der Sterne mit ihren Gebilden am Himmel,
Gedenke du mein!

Vergänglichkeit.

Blüthen, die der Mai gegeben,
Welken hin und werden Staub.
Jedes sehnsuchtsvolle Streben
Findet Ruhe, jedes Leben
Wird einst der Verwesung Raub.

Staaten blühen auf und schwinden
Nach des Schicksals ew'gem Rath.
Jede Größe, die wir finden,
Alles, was wir je ergründen,
Wird des Wechsels eh'rne Saat.

Aber überm Strom der Zeiten
Herrscht ein ewig großer Geist,
Der der Menschheit rasches Gleiten,
Ihrer Thaten sinnig Deuten,
Klio's Griffeln überweist.

Ruhm und Liebe.

Die Göttin rief vom Heiligthume:
„Ein Wunsch, o Sterblicher, sei dein!
Verlangt dein Herz nach ird'schem Ruhme?
Wie, oder soll's die Liebe sein?"

„Und kann ich beide nicht erringen",
Sprach ich, „so sei die Liebe mein!
Es nennt nach redlichem Vollbringen
Den Ruhm im Tod der Edle sein."

Azrahel.

Sei mir willkommen tausendmal,
Azrahel!
Mit deinem Antlitz, bleich und fahl,
Azrahel, o Azrahel!
Verhaßt ist mir dies Jammerthal,
Wo Gram mir nur und Seelenqual
Und Leiden blühen ohne Zahl,
Azrahel!
Wo längst mir schwand der Hoffnung Strahl,
Azrahel, o Azrahel!

Gar oft in stiller Mitternacht,
Azrahel!
Hab' sehnsuchtsvoll ich dein gedacht,
Azrahel, o Azrahel!
Gar oftmals, wenn des Kummers Macht
Fast zur Verzweiflung mich gebracht,
Sah ich dein Bild mir nahen sacht,
Azrahel!
Und fühlt' mein Herz in Gluth entfacht,
Azrahel, o Azrahel!

Dahin ist meiner Jugend Traum,
Azrahel!
Zerstoben wie im Wind der Flaum,
Azrahel, o Azrahel!

Verwittert, gleich dem dürren Baum,
Der trauernd steht am Wiesensaum,
Kenn' ich mich jetzo selber kaum,
Azrahel!
Und leer ist meines Herzens Raum,
Azrahel, o Azrahel!

Du nahmst hinfort die Freude mir,
Azrahel!
Die mich dereinst umkreiste hier,
Azrahel, o Azrahel!
In ihrer Jugend Kraft und Zier
Folgt' einer nach dem andern dir,
Ich sah sie liegen starr und stier,
Azrahel!
Und ich verging vor Trauer schier,
Azrahel, o Azrahel!

Auch sie, die einst mein Herz erfüllt,
Azrahel!
Ruht längst von Grabesnacht umhüllt,
Azrahel, o Azrahel!
Noch seh ich ihr geliebtes Bild,
So sanft, so süß, so engelsmild, —
Wie braust in mir das Blut so wild,
Azrahel!
Von Sehnsucht heiß und ungestillt,
Azrahel, o Azrahel!

Und Alles, was in schön'rer Zeit,
Azrahel!
Mein hoffnungsahnend Herz erfreut,
Azrahel, o Azrahel!
Es wird von rauhem Sturm zerstreut,
Und einsam, freudlos lausch ich heut'
Dem Lenzesjubel weit und breit,
Azrahel!
Mir klingt's wie dumpfes Grabgeläut,
Azrahel, o Azrahel!

Umsonst mein Herz nach Lind'rung ruft,
Azrahel!
Mein Wort verhallet in der Luft,
Azrahel, o Azrahel!
Vom Jenseits trennt mich eine Kluft,
Die Erde dünkt mich eine Gruft,
Und selbst der Frühlingsblüthen Duft,
Azrahel!
Erscheint mir fast wie Moderduft,
Azrahel, o Azrahel!

So reich' denn liebend mir die Hand,
Azrahel!
Du Bote aus dem Schattenland,
Azrahel, o Azrahel!
Vom dunkeln Hades hergesandt,
Im milden, friedlichen Gewand
Nahst du, die Fackel umgewandt,
Azrahel!
Wohlauf, zur Reise nach dem Strand,
Azrahel!
Nach des Avernus stillem Strand,
Azrahel, o Azrahel!

Georg Herrmann.

Geboren 1840 in Württemberg, widmete er sich dem Lehrfach, wurde 1862 Lehrer am Pädagogium in Eßlingen, kam 1867 nach den Ver. Staaten, und zwar nach Detroit, wo er seit neun Jahren die Direktorstelle der deutsch-amerikanischen Seminarschule bekleidet. Außer seinen Gedichten schrieb er namentlich auch Musik, wovon sein auf zwei Sängerfesten zur Aufführung gekommenes größeres Werk „Hoch Columbia" und seine „Schillerfeier" Zeugniß ablegen.

„Lyrische Blätter", Stuttgart. „Strategie der Liebe", Lustspiel in drei Akten, Detroit 1891. Gedichte in verschiedenen Zeitungen.

Das Firmament.

Die weisen Griechen, unsre lieben Alten,
Schon ordneten vor Tausenden von Jahren
Der lichten Sterne unzählbare Schaaren
Zu liebevollen, freundlichen Gestalten.

Wer fühlte hier nicht sinn'gen Geistes Walten,
Sieht Götter er auf „Himmelswagen" fahren?
Wem sich erschlössen nicht der wunderbaren,
Erhabnen Phantasie geheimste Falten!

Noch ziehn dieselben lieblichen Gebilde
Wie damals an dem weiten Himmelsbogen,
In stetem Wechsel auf- und niedersteigend.

Noch schaut der weise Seher wie der Wilde,
Wenn fern im Osten sie heraufgezogen,
Zu ihnen auf, andächtig-fromm und schweigend.

Der Brief.

E See sei sei Herzle,
Mei Schatz schrieb au mi,
Und drinn schwimm e Fischle,
Und 's Fischle sei i.

Mei Schatz hat mir g'schriebe,
Sei Herz sei e Baum,
Drauf sitz' i als Vögele
Ganze Nächt' lang im Traum.

Ganze Nächt' lang auf'm Bäumle,
Ganze Tag' lang im See,
Kei Wunder, daß die Liebe
Thut dem Herz oft so weh.

Max Hempel.

Geboren am 14. Juni 1863 in Dresden, bildete er sich zum Lehrer aus, wanderte 1881 nach Amerika aus, da er wegen seiner sogenannten „politischen Färbung" den Behörden unangenehm geworden, war erst als Lehrer in St. Louis thätig, wurde 1885 Leiter der „deutsch-amerikanischen Schule" in Omaha, Nebr., und bekleidet seit 1890 die Oberlehrer-Stelle an dem Toensfeldt'schen Erziehungsinstitute in St. Louis. Seine Gedichte, meist Turnerlieder oder Gedichte freisinniger Tendenz, erschienen in verschiedenen Journalen; außerdem veröffentlichte er 1883 ein Bändchen Turnerlieder unter dem Titel „Turnerleben".

In der Fremde.

I.

Wenn der Dämm'rung Schatten schweben
Ueber dir, du fremde Stadt;
Wenn sich das geschäft'ge Leben
Spät zur Ruh' begeben hat:

Sitze ich in meiner Klause
Traumverloren am Kamin,
Laß das Bild vom Vaterhause
Mir am Geist vorüberziehn.

Wieder auf der Sehnsucht Schwingen
Kehren Jugendglück und Leid,
Und ein Thränenopfer bringen
Muß ich dir, vergangne Zeit!

II.

Meiner Heimath schöne Gauen
Seh' ich oft im wachen Traum,
Und ich werd' sie immer schauen,
Trennen uns auch Zeit und Raum.

Aber auch den fremden Boden
Lieb' ich, der mich trägt als Gast,
Denn es hat den geistig Todten
Neues Leben hier erfaßt.

Als er trostlos, festgebunden
In der Schwermuth Fesseln lag,
Hat das todte Herz gefunden
Seinen Auferstehungstag.

III.

Daß ich dankbar dein gedenke,
Fremder Boden, oft und gern!
Denn du gabst mir zum Geschenke
Meines Lebens guten Stern.

Gabst mein Weib mir. Morgenglühen
Folgte einer langen Nacht,
Schlimmer Schwermuth Schatten fliehen,
Denn die Liebe hält die Wacht.

Daß ich immer recht ermessen
Möge meines Dankes Pflicht!
Aber deiner je vergessen,
Liebe Heimath, kann ich nicht!

Der Schalk.

Kennt ihr den Burschen, keck und kühn,
Den übermüth'gen Jungen?
Wo Scherz und Fröhlichkeit erblühn,
Risch, rasch, kommt er gesprungen.

Frau Sorge flieht vor ihm geschwind
Und muß sich gar verstecken,
In allen Winkeln dann beginnt
Ein Kichern und ein Necken.

Und immer sucht der arge Wicht,
Wie er die Menschen fange,
Er sitzt dem Mädchen im Gesicht,
Im Grübchen in der Wange.

Aus ernster Männer Augen schaut
Er gern mit schlauen Blicken,
Selbst in des Alters Runzelhaut
Verbirgt er seine Tücken.

Des Reichen prächtigen Palast
Macht er zu seiner Klause,
Er ist ein gern geseh'ner Gast
In armer Leute Hause.

Jüngst hab' ich einer schönen Maid
Geküsset Mund und Wange,
Doch wurde, ach! zur selben Zeit
Ob dieser That mir bange.

Wie war ich doch so wild, so rauh!
Das mußt' ich sicher büßen;
Doch aus des Mädchens Augen schlau
Sah ich den Schalk mich grüßen.

Du hast mir freundlich oft gewinkt,
Wenn Frauengunst mir blühte,
Darum zum Dank ein Lob erklingt
Dir, Schalk, in meinem Liede.

Orgeltöne.

Ein Sonntagmorgen. — Hehrer Frieden wehte
Und heil'ge Stille über Wald und Flur.
Ich schritt hinaus, es ging im Dankgebete
Das Herz mir auf im Bethaus der Natur.

Ich fand ein Gotteshaus, am Thurme schallte
Der Glocke ernster Mahnruf, hell und klar.
Auf allen Pfaden, allen Wegen wallte
Andächtig her der frommen Beter Schaar.

Der Orgelklänge tongewaltig Rauschen
Drang brausend durch der Kirche offnes Thor,
Und zagend blieb ich stehen, um zu lauschen,
Und weihevoll stieg der Choral empor.

Wie stahlen in das Herz sich diese Klänge!
Wie jeder Ton mir in die Seele schlich!
Auch lauscht' einst ich, wie jene fromme Menge,
Euch, Orgeltönen, ernst und feierlich.

Wie einer Offenbarung hohe Kunde
Erschien mir jeder schwellende Accord,
Ein jeder Ton aus dem metallnen Munde
Wie der Verheißung hoffnungsfrohes Wort.

Mehr habt ihr mich als aller Priester Reden
Begeistert und gespornt zu edlem Thun! —
Das war vor Jahren, meiner Kindheit Eden
Liegt hinter mir, ein Andrer bin ich nun.

Heut' pred'gen eure Klänge einem Tauben.
Von all den kindlichen Gefühlen blieb
Mir nur der Schmerz um den verlornen Glauben,
Wie tiefe Trauer um ein todtes Lieb.

Hermann Ruhland.

Geboren am 28. Oktober 1833 zu Grohnde, Hannover, als Sohn eines Arztes, besuchte er das Gymnasium, widmete sich dann, da ihm infolge des Todes seines Vaters die Mittel zum Studium fehlten, der Landwirthschaft, kam 1863 nach den Ver. Staaten, war erst Buchhalter in Milwaukee, dann Lehrer in Kendallville, Indiana, und lebt seit 1881 als Oberlehrer an der lutherischen Zionsschule zu Chicago.

„Aehrenlese", Gedichte, Milwaukee 1878. „Gedenke mein!", Neujahrs-, Geburtstags- u. s. w. Gedichte für Schule und Haus, Chicago 1883; 3. Auflage 1892. „Deutsch-amerikanische Feldblumen", Gedichte, Chicago 1892.

Kind und Schneeflocken.

Aus schneeiger Luft
Es wirbelt herunter,
Und Fritzchen springt munter
Und ruft:

„Will spielen mit euch,
Ihr Vögel, so drollig,
So weich und so wollig,
Gleich, gleich!"

Das Fröhliche läuft
Mit fliegenden Locken
Hinaus, von den Flocken
Umschweift:

„Gieb's Mündchen nur her,
Wir müssen dich küssen,
Und sollten wir's büßen
Auch schwer!"

Sommernacht am See.

Da liegt er vor mir ausgebreitet
So still und spiegelglatt,
Und an das grüne Ufer gleitet
Noch eine Welle matt.

Der Eichen lange Zweige streben
Herunter auf die Fluth,
Die mit dem ganzen Schöpfungsleben
Im Arm des Schlafes ruht.

Mitunter fällt durch's Wolkendunkel
Ein Mondenstrahl hinein,
Und glänzt wie Diamantgefunkel
In seinem Wiederschein.

Dann ist's, als wenn mit diesem Strahle,
Vom Zauber angefacht,
Die stille Fluth mit einem Male
Aus ihrem Schlaf erwacht.

Durch's hohe Schilf am Ufer schwellen
Gesänge, sanft und weich,
Und tausend über tausend Wellen
Durchziehn das Wasserreich.

Und durch die altersgrauen Eichen,
Da säuselt es und wallt,
Als ob aus ihren dürren Zweigen
Ein Schlummerlied erschallt.

Da dunkelt eine Wolkenhülle
Den Strahl aus Himmelshöh',
Und siehe — tiefe, heil'ge Stille
Ruht' wieder auf dem See.

Nun liegt er wieder ausgebreitet
So still und spiegelglatt,
Und an das grüne Ufer gleitet
Noch eine Welle matt.

Das deutsche Lied.

Drüben blüht auf deutschem Boden
Viele hundert Jahre lang
Eine Blume, deren Odem
Siegreich alle Welt durchdrang;
Und noch immer fächeln Lüfte
Ihre Blüthen spät und früh
Und erschließen süße Düfte
Edler deutscher Poesie.

Herrlich blühet noch bis heute
Unser hohes deutsches Lied
Und bereitet Lust und Freude,
Wo es in die Seele zieht;
Unerschöpflich, Well' auf Welle,
Strömen seine Düfte aus:
Eine reiche Segensquelle
Für das ärmste deutsche Haus.

O, wie kann es hoch erheben,
Wenn ein Menschenherz verzagt,
Wenn vor Zweifel, Angst und Beben,
Kaum die Brust zu athmen wagt!
Ein paar Töne himmelweisend —
Und es klopft mit neuer Lust,
Jubelnd, singend, jauchzend, preisend
In der weit gewordnen Brust.

Deutsche Blume, sprieß', o sprieße
Auch im Lande abendwärts,
Und entfalte und erschließe
Immer mehr dein Blüthenherz!
Auch im Westen wirst du blühend,
Duftend und belebend sein,
Wenn sich rechte Jünger glühend
Deinem Pflegedienste weihn.

Auch im Lande der Huronen,
Du geliebtes, deutsches Lied,
Wirst du treue Pflege lohnen,
Wo und wann sie dir geschieht;
Blühe hier zum großen Segen
Aller Deutschen, fern und nah!
Blüh', so lang sich Deutsche regen
Hier in Deutsch-Amerika!

Konrad Nies.

Am 17. Oktober 1862 in Alzey, Rheinhessen, geboren, besuchte er die Realschule und das Gymnasium zu Worms, dann die Theaterschule zu Leipzig, wo er eine gediegene dramatische Ausbildung erhielt. Er trat dann im Stadttheater zu Chemnitz, Dortmund, Aachen und Kaiserslautern als jugendlicher Liebhaber auf und kam 1883 nach Amerika, wo er zuerst das von ihm verfaßte Monodrama „Konradin von Hohenstaufen" im deutschen Theater in Cincinnati, Ohio, aufführte, und später an den deutschen Theatern in Buffalo, Milwaukee und Omaha thätig war. Da ihn die Schauspielerei auf die Dauer nicht befriedigte, widmete er sich auf ein



Konrad Nies.

Jahr dem Studium der englischen Sprache und besuchte zu diesem Zwecke die Denison Universität in Granville, Ohio, und war dann als Reisender für die „Freidenker Publ. Co." in Milwaukee während eines halben Jahres thätig, worauf er in Newark, Ohio, an der Hochschule eine Anstellung als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur erhielt, welche Stellung er noch heute bekleidet. Während seines Aufenthaltes in Omaha begründete er die später vom „Verein für deutsche Literatur und Kunst in Amerika" in New York herausgegebene, jetzt eingegangene Monatsschrift „Deutsch-Amerikanische Dichtung". Schon seit Jahren ist er Mitarbeiter der folgenden Blätter: „Puck", „N. Y. Staatszeitung", „Frank Leslie's Illustrierte Zeitung", „Belletristisches Journal", N. Y.; „Monatsblätter", Breslau; „Moderne Rundschau", Wien; „Neue Poetische Blätter", Frankfurt; „Literarische Blätter", Augsburg; auch in der „Neuen Deutschen Dichterhalle", dem „Dichterheim", Dresden; „Zeitgenosse", Berlin; „Handbuch deutscher Dichtung", Nordhausen, und einer Reihe anderer Blätter sind Beiträge von ihm erschienen. Neuerdings tritt er mit vielem Erfolge als Recitator und Vorleser auf.

„Die Volkersfiedel", eine Novelle. „Funken", Gedichte, Leipzig und New York 1891.

Winter-Sonnenwende.

I.

Draußen sinken die Flocken
Nieder zur Erde sacht;
Feierlich grüßen die Glocken
Wieder die heilige Nacht.

Tannenduftiger Flimmer
Rinnet vom Weihnachtsbaum,
Goldener Lichterschimmer
Spinnet holdseligen Traum.

Märchenraunenden Zweigen
Neiget sich lauschend das Ohr;
Leis durch das nächtliche Schweigen
Steiget Versunknes empor.

II.

Schlingt um die Stirne euch Epheu und Rosen,
Ehret der Ahnen geheiligte Bräuche!
Lasset uns trinken und schwelgen und kosen,
Schwinget den Thyrsus und leeret die Schläuche!
Sorgen des Tages, die mögen nun schlafen!
Sclaven sind Freie und Freie sind Sclaven!
Evoe Bacchus! du Wonneentflammter!
Ewiger, herrlicher Himmelentstammter!
Steige hernieder mit deinen Mänaden,
Daß wir im Meere des Taumels uns baden!
Rege, Saturne! — weltzeugender Vater! —
Hemme die Zwietracht und scheuche den Hader,
Lösche die Schulden und tilge die Strafen!
Sclaven sind Freie und Freie sind Sclaven!
Cymbeln erklingen. Es tanzen die Weiber,
Ephen und Rosen im fliegenden Haare,
Evoe Venus! — Heiß glühen die Leiber;
Taumelnd schon sinken die trunkenen Paare;
Evoe! lallen sie, erdenentzogen,
Dann in des Rausches hochschlagenden Wogen
Schweben sie auf zu Elysiums Gefilden —
Das sind die Saturnalien, die wilden!

III.

Julfeuer flammen im Fichtenhain,
Nachtwolken am Himmel jagen.
Alrunen raunen am Runenstein
Uralte Sänge und Sagen.

Von Loge, dem list'gen, erschlagen liegt
Baldur, der herrliche, hohe;
Die Sonne sinkt, und das Dunkel siegt,
Bald löschet die heilige Lohe.

Laß Thor, du Donnrer, die düstre That
Uns säumige Sünder sühnen.
Mit Misteln bestreuen wir deinen Pfad
Und Stechpalmen, heiligen, grünen!

Bald naht in der Wolken gewaltigem Meer
Sich Wotan mit seinen Schaaren,
Schon kommt Frau Holda mit ihrem Heer
Im Sturme dahergefahren.

Mittwinternachtschauer die Welt durchweht;
Schneefrauen spinnen Dunstschleier;
Alrunen sprechen ihr Spruchgebet
Zur heiligen Holda-Feier.

IV.

Vom Osten ist ein heller Stern
All ob den Landen, nah und fern,
Vielsieghaft aufgegangen.
Erlösung strahlt sein steigend Licht,
Und durch des Winters Dunkel bricht
Ein frühlingsholdes Prangen.

Die Glocken rufen weit hinaus;
Froh zu des neuen Gottes Haus
Viel tausend Pilger ziehen.
Der Altar strahlt im Kerzenschein,
Beim Jesuskind am Heil'genschrein
Die frommen Mönche knieen.

Der Haß ist todt, die Liebe lebt!
All wer da glaubt und wer da strebt,
Der soll erlöset werden.
Schon naht sich uns der Engel Heer —
„Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!"
Und Frieden sei auf Erden!

Es geht der Heiland durch die Welt,
Und in der Menschen Herzen fällt
Der Liebe Wundersaamen.
Aufquillt des Weihrauchs süßer Duft,
Und brausend hebt sich durch die Luft
Ein glaubenmächtig Amen!

V.

Die Mitternacht ist längst vorbei;
Noch lausch' ich am Tannenbaume
Und hör' uralte Melodei
Verklingen wie im Traume.

O Thyrsusstab! O Runenstein!
Ihr Feste im Winterwehen!
O Mistelzweig! O Heil'genschrein!
Ihr Alle müßt vergehen!

Gar manches Licht, gar manche Lehr',
Sind durch die Welt gegangen —
„Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!"
Ich bet's mit leisem Bangen.

Ich blick' hinaus zum Himmelssaum —
Schon tagt ein neues Werden —
Herz, wahre deinen Schönheitstraum —
Und Frieden sei auf Erden!

Deutscher Frühling.

Heimath — o Heimath! —
Tief mir im Herzen
Ruhet allewig
Ein köstliches Kleinod:
Dein leuchtendes Bild.

Wohl rollen die Wogen
Des rauschenden Lebens
Erkältend darüber,
Und zwingen es nieder
Mit rauhen Gewalten;
Doch leise oft steigt es
In heiligen Stunden,
Beim grauenden Morgen,
Im dämmernden Abend, —
Empor — gleich Veneta —
Und leise dann klingen
Die Glocken der Heimath
Im Herzen mir wieder.

Und lauschen dann muß ich,
Und immer nur lauschen
Dem seltsamen Klingen,
Den traulichen Stimmen —
Was Herbes und Trübes
Gebracht mir das Leben,
Es löst sich im Traume
Süß-sel'gen Vergessens.—

Vom grünenden Hügel
Schau wieder ich nieder
In's Thal, wo im Schimmer
Der scheidenden Sonne,
Hoch über den Dächern
Und ragenden Giebeln,
Der Hahn grüßt vom Kirchthurm;
Darunter die alten
Stadtmauern umwebet
Grauröthlicher Dämmer.

Herbwürziger Erdhauch
Erfüllet die Luft rings
Und mischt mit dem Duft sich
Der Veilchen am Wege.
Schon setzte der Weißdorn
Hellschimmernde Blüthen
Und über die Hecken
In's Abendroth fliegend,
Singt lenzfroh die Lerche
Ihr Lied vom Erwachen
Der Liebe, von Ostern. —

O Frühling der Heimath,
Voll Keime und Blüthen,
Voll Schimmer und Sonne,
Voll Lieder und Träume,
Voll Jugend und Hoffnung —
Wer könnt', deutscher Frühling,
Je deiner vergessen?! —

Ob reich auch an Blüthen
Und Früchte die Pfade
Der sonnigen Fremde,
Die klaglos ich wandre:—
Es klingen mir immer
Und immer noch leise,
Im Herzen verborgen,
Die Glocken der Heimath,
Die Stimmen des Frühlings,
Die Lieder der Jugend,
Und wecken die Sehnsucht
Nach dir, du ferner,
Du ewig geliebter,
Du deutscher Frühling —
Heimath — o Heimath!

Vale Romantica.

In grauem Nebel liegt die Au,
Wehmüthig rauschen die Tannen;
Es zog die allerschönste Frau
Von dannen, ja, von dannen!

Am blauen See vieltausend Jahr'
Hat sie gewohnt im Walde;
Der graue Fels ihr Schlößlein war,
Ihr Garten die blumige Halde.

Und wer in's Aug' ihr je geschaut,
Konnt sie vergessen nimmer,
Dem hat in's junge Herz geblaut
Ein Glück voll Lenz und Schimmer.

Doch ob auch Duft und Licht sie lieb
Viel tausend Jahr' und länger,
Nun haben mit kaltem Herzen sie
Verlassen doch die Sänger.

Sie haben ihr das Felsenhaus
Zerschlagen mit wilden Hieben
Und haben danklos sie hinaus
In's Elend dann getrieben. —

Es singt die Nachtigall voll Weh.
Dampfwolken am Himmel gleiten. —
Du schöne Frau, ade, ade!
In Liebe müssen wir scheiden!

Mein.

Mein Fuß im breiten Gleise
Zieht mit der Menschen Heer,
Mein Herz jedoch taucht leise
In sel'ger Träume Meer.

Mein Thun hab' und Beginnen
Mit Andren ich gemein,
Doch was ich fühl' tiefinnen,
Gehört nur mir allein.

Rosenträume.

I.

Sommerabend. Der Garten träumt
Schweigsam im Mondenscheine;
In der dämmrigen Laube säumt
Mutter und Sohn noch alleine.

In der Hand die Mutter wiegt
Duftige Blüthengabe;
Dicht an ihren Schooß geschmiegt
Hat sein Haupt der Knabe:

„Mutter, wie leuchten im Mondschein hell
Rosen und Lilien und Nelken, —
Mutter, o sag', warum so schnell
Müssen die Blumen welken?"

Um die Frauenstirne bleich
Dunkle Schatten weben: —
„Was an Duft und Schönheit reich,
Hat ein kurzes Leben."—

Leise stirbt der Mutter Wort
In der Lüfte Kosen.
Schweigend träumt der Knabe fort —
Selige Tage der Rosen!

II.

O wonnedurchschauerte Sommernacht
Voll zaubrischer Rosenschwüle —
Es schlummert die Sorge; das Glück nur wacht
Auf blüthenumduftetem Pfühle.

Aufstürmen aus hemmender Erdenhaft
Der Liebe lodernde Flammen
Und zwingen in schwellender Schöpferkraft
Die sehnenden Herzen zusammen.

Es leuchten die Sterne. Es rauschet das Feld;
Duftwogen dem Dämmer enttauchen —
Es will in Rosenträumen die Welt
Ihr tiefstes Geheimniß verhauchen.

III.

Die Locken verstaubt, die Wange bleich, —
Du Müder, wo blieben die Wonnen?
Wo blieb der rosigen Träume Reich? —
Zerronnen, im Staube zerronnen!

Noch einen letzten Scheidegruß
Des Sommers Märchen winken,
Und vor dem dornenumstarrten Fuß
Verwelkte Rosen sinken.

Schlummerlied.

Sonne ging schlafen, die Vöglein, sie schweigen,
Leuchtwürmchen erheben im Busche sich sacht;
Jagenden Wolken am Himmel entsteigen
Düster und dunkel die Schatten der Nacht.
Schlafe, mein Kindchen, im Arm laß dich wiegen,
Schließe die Aeuglein, die müde und schwer! —
Mütterlein wacht, bis die Schatten verfliegen,
Bis sie dem Glanze der Sterne erliegen, —
Mütterleins Liebe ist heilige Wehr!

Schwarz kommt's geflogen und finstert die Scheiben;
Rauch aus den Essen und qualmender Dampf, —
Hämmer die pochen, und Räder die treiben, —
Schwer ist das Leben und bitter sein Kampf! —
Schlafe, mein Kindlein, noch ruhst du geborgen,
Fern von der Welt, die an Liebe so leer,
Mütterlein scheuchet von dannen die Sorgen,
Wachet am Bettchen getreu bis zum Morgen, —
Mütterleins Liebe ist heilige Wehr!

Immer und immer noch lärmt's auf den Gassen,
Nimmermehr rastet der ewige Streit.
Sterne am Himmel, die schauen verlassen
Nieder in's friedlose Wirren der Zeit. —
Schlafender Liebling, o laß dich umschlingen! —
Was auch das Leben dir immer bescheer',
Mütterlein wird für dich schaffen und ringen, —
Mütterleins Liebe ist heilige Wehr!

Kampf.

Was pochest so unbändig du
Und ringst dich zu entsclaven?! —
Du wildes Herz, gieb dich zur Ruh',
Laß deine Träume schlafen!

Weck' nicht die alten Wünsche mehr,
Die nieder du gezwungen;
Die Sehnsucht weck' nicht, die so schwer
In Schlummer du gesungen!

Der Andern Weg führt höhenwärts,
Wo Licht und Rosen gluthen;
Du aber mußt, du wildes Herz,
Am Dorn im Thal verbluten.

Die Schwingen, die ein Gott dir gab,
Hat dir ein Gott zerschlagen. —
Laß ab von deinem Flug, laß ab,
Entsagen lern', entsagen!

Schlepp' weiter dich durch Dorn und Dust
Und brich nicht feig zusammen —
Du wildes Herz — du mußt, du mußt!
Lösch' aus, lösch' aus die Flammen!

Rauschlied.

Ich hebe das volle, das schäumende Glas: —
Ein Spiel ist das Leben, die Liebe ein Spaß;
Doch schön sind luftflammende Augen!
Unsre Herzen, so wild, unsre Sinne, so heiß,
Sie suchen den Trug, und ich weiß, ja, ich weiß,
Daß wir alle, wir alle nichts taugen!

Ob kalt wir, ob warm, ob reich auch, ob arm,
Wir sind nur ein Tropfen im wogenden Schwarm,
Im vorüberbrausenden, bunten. —
Und wie weit wir auch fliehn, und wie hoch wir auch ziehn,
Am Staube klebt immer und immer der Sinn,
Wir bleiben allewig doch unten!

Drum vergesset die Höh'n, die ihr jung noch und schön,
Und erfreut euch am lustigen Schellengetön
Und der Sterne luftflammender Augen! —
Unser Glück ist der Rausch! Unser Gott ist der Schein!
Wer nicht feig und nicht klein, der weiß es allein,
Daß wir alle, wir alle nichts taugen!

Hoch, dem schäumenden Gold! Leert die Gläser und tollt,
Bis der Mißmuth vergrollt und die Wolken verrollt,
Bis die Flammen des Rauschs uns umlodern!
Was an Lust und an Freud' auch das Leben uns beut,
Das geb' uns zu eigen ein wonniges Heut',
Eh', Staub, wir im Staube vermodern!

Es war einmal.

Es war einmal, — von Epheu grün umtrieben,
In einer Schrift, die zu entziffern kaum,
Sagt's auch der Stein, der dort am Waldessaum
Als der Ruine letzter Rest geblieben. . . .

— Es war einmal, — als ihm mit jähen Hieben
Die Welt zertrümmert seinen Jugendtraum,
Da haben sich im tiefsten Herzensraum
Wehmüthig jene Worte eingeschrieben.

Gar finster ward und trotzig ernst sein Wesen,
Nachdem begraben er sein Ideal.
Es war, so sagten sie, vom Wahn genesen.

Doch heut noch leuchtet's oft wie Sonnenstrahl,
Im Aug' ihm auf, drin deutlich dann zu lesen
Die alte Märchenschrift: es war einmal.

Das Lied des Windes.

Mitternacht. Es qualmt der Lampe Docht.
Geisterfinger an die Scheiben pocht.
Leis im Rauchfang hebet an ein Klingen,
Und sein Lied beginnt der Wind zu singen:
„Hüll' in Winterkälte, eisig-grimme,
Stadt und Feld,
Trag des Jammers, trag des Elends Stimme,
Durch die Welt!

Frisch die Flamme deines Herdes fach'!
Schirm und Schutz giebt deines Hauses Dach. —
Heimlos aber irr'n dem Tod entgegen
Tausend, Tausend auf verschneiten Wegen —
Wenig nur vom Golde, das den Reichen
Ward beschert,
Schüfe tausend Frosterstarrten, Bleichen
Warmen Herd!

Tröst' dich, Träumer; fern von Noth und Harm,
Winkt dein Lager dir, das weich und warm.
Doch auf Stein und Stroh die Glieder schmiegen
Tausend, Tausend, die in Lumpen liegen —
Nur ein Theil des Prunkes aus der Großen
Vollem Schrein,
Könnte tausend Nackten, Obdachlosen
Kleidung leihn!

Füll' mit deinem Wein den Becher frisch!
Speis' und Trank beut täglich dir dein Tisch.
Brodlos aber hungern, darben, schmachten
Tausend, Tausend, in des Elends Schachten —
Nur der Abfall von der Uebersatten
Uepp'gem Mahl
Nähm' von tausend Siechen, Hungersmatten,
Bittre Qual.

Fach' dein Feuer, daß du fort mich bannst —
Freu' dich deiner Habe, — wenn du's kannst!
Weiter, weiter will mein Lied ich tragen,
Will die Träumer aus dem Schlummer jagen: —
Nacht und Weh' sei auch des Glückes Erben
Zugetheilt!
Tausend, Tausend hungern, frieren, sterben: —
Helft und heilt!" —

Dumpf und fern des Windes Singen schwand.
Ausgelöscht war des Kamines Brand;
Eis'ge Kälte hielt mich jäh' umfangen,
Dunkle Nacht und todtenstarres Bangen — —
Was die Tausend, Tausend all' empfunden
Je von Pein,
Trug in dieser Nacht in wenig Stunden
Ich allein.

Im Kampf der Zeit.

— — — — — — — — — —

Wir suchen mit brennenden Seelen
Erlösung aus tosendem Streit,
Und ob wir auch irren und fehlen,
Wir dienen in Treue der Zeit.

Wir stürmen durch Elend und Grauen
Zur Gottheit auf schwindelndem Pfad,
Und über Abgründe bauen
Wir trotz'gen Gedankens die That.

Und ob wir dem Sturm auch erliegen,
Der brausend die Wolken durchbricht:
Wir fallen vom Blitz, — doch wir siegen,
Und über uns lohet das Licht!

Sonnette.

Früher Frost.

Vom Sonnengold des Sommers übergossen,
Stand gestern noch die Welt in lichtem Prangen;
Auf grünen Zweigen tausend Vögel sangen,
Von duft'gen Rosengluthen eingeschlossen.

Doch heute schon ist aller Glanz zerflossen;
Ein jäher Frost ist durch die Nacht gegangen,
Begraben liegt die Welt in trübem Bangen,
Und gelbe Blätter wehn um welke Sprossen.

So wird, inmitten goldner Sommerwonnen,
Gar manches Herz von frühem Frost getroffen,
Bevor die Zeit des Herbstes noch begonnen.

Noch gestern sah's den blauen Himmel offen,
Doch heute schon ist aller Glanz zerronnen,
Und welke Blätter weh'n um todtes Hoffen.

Verfehlt.

Am Niederwald, dort wo die Eichen ragen,
Bei Bingen war's, zur Zeit der Rebenblüthe;
Erprobet hatten wir des Rheinweins Güte,
Und ließen nun im Kahn uns thalwärts tragen.

Zu Füßen hörten wir die Wellen schlagen;
Im Sonnenkuß ringsum die Welt erglühte;
Der Mäuseturm nur grüßte stumm und müde,
Und wie im Traum hört' ich dich leise fragen:

„Hörst aus den Tiefen du die Nixen singen?
Siehst du um jene Höh'n es leuchtend schweben? —
Das ist das Glück! — Wirst du's zum Bleiben zwingen?"—

In wilder Lust wollt' ich den Arm erheben, —
Da floh's vorbei auf schnellen Märchenschwingen —
Und nimmer kam zurück es mehr im Leben.

Einem Dichter.

Gewitterwolken, finstere, durchfluthen
Die schwüle, sternenlose Sommernacht:
Sie schlafen all'; nur ich, nicht ruhbedacht,
Lehn' noch am Fenster, dran die Rosen bluten;

Das Herz durchlodert von Begeist'rungsgluthen,
Die deiner Dichtung Flammenkuß entfacht,
Die aufgeweckt mit fast zu wilder Macht,
Gefühle, die versunken lange ruhten.

Dir ist, wie Wenigen, die Kunst geworden,
In großer Seelen Räthselreich zu tauchen,
Um dort zu bauen wirrer Geister Horden.

Und wie die Drachen auch den Schatz umfauchen,
Du hebst ihn doch, in schwellenden Accorden
Den wundergleichen Zauber auszuhauchen.

Ein Begräbniß.

Ein Brettersarg auf schwarz verhängtem Karren,
Von welken, morschen Blättern überstreut,
Die mitleidsvoll der rauhe Herbststurm beut,
Indeß die Räder Sterbelieder knarren.

Kein Priester betet, keine Freunde harren
Am Grab der Dirne, die man stets gescheut
Auf offner Straße, und die klanglos heut'
Die Todtengräber hinter'm Zaun verscharren.

Und Keiner weiß, daß hier ein Herz begraben,
Das einst, an hohen Idealen reich,
Dem Schönen schlug unendlich liebeweich,

Bevor die Welt ihm seinen Gott verdarb
Und es am Wege schuldzerdrückt erstarb. —
Die Blätter fallen und es schrei'n die Raben.

Wo sind sie hin?

Wir fanden uns, vielfröhliche Genossen,
Zur Rosenzeit, bei Sang und Becherklange,

Und haben in der Jugend Freundschaftsdrange
Zusammen einen ew'gen Bund geschlossen.

Doch bald schon war der holde Wahn zerflossen.
Nun trennt uns Berg und Meer schon lange, lange;
Die Rosen dorrten, und ich frag' mich bange:
Wo sind sie hin, die frohen Weggenossen?

Wo sind sie hin, die in vergangnen Tagen,
Mir treu vereint, in jugendkühnem Wagen
Um Glück und Freiheit keck mit mir geworben?

Wo sind sie hin? — Die Wolken ziehn und jagen,
Und durch die Wellen hör' den Sturm ich klagen:
Weit, weltverweht, — gestorben und verdorben!

Philipp W. Bickel.

Geboren am 7. September 1829 zu Weinheim in Baden, wanderte er 1848 nach den Ver. Staaten aus, studierte 1852 bis 1855 in dem theologischen Baptistenseminar zu Rochester, N. Y., wurde nach Vollendung seiner Studien Prediger in Cincinnati und später in Cleveland, wo er nebenbei den „Sendboten", das deutsche Organ der Baptisten, redigierte. Im Jahre 1879 ging er nach Deutschland zurück, wo er in Bremen die Verwaltung des baptistischen Buchverlages und die Redaktion der deutschländischen Baptistenblätter übernahm. Seine Gedichte erschienen im „Sendboten" und anderen Zeitungen.

An einen Sperling.

(Zur Erbauung für Alle, die wie er „eingewandert wurden".)

Du graues Männchen lobesam,
Sag' mir, wo kommst du her?
Ich blick' dich mit Verwund'rung an, —
Du kamst wohl über's Meer?

Dein Fräulein ruft vom Dachesrand, —
S'ist deutsch, das hör' ich doch, —
Wie dort am Harz im Vaterland,
Spricht es sein „Zwillich!" noch.

Man sieht dir's an, du bist fast schen
Am fremden Hof und Herd;
Doch fürchte nichts; hier bist du frei!
Niemand den Paß begehrt.

Du warst wohl über'm Meer zu laut,
Bist nicht von Adelstand;
Du hast die Großen nicht erbaut
Im lieben Vaterland?

Zu keck trat'st du vor Manchen hin,
Dein Lied war frei und frank;
Drum hieß man dich zur Fremde ziehn
Und weiß dir keinen Dank.

Die Kost war schlicht, das Kleidchen grau,
Am Fest- und Werktag gleich;
Doch war für dich in keinem Gau
Mehr Platz im deutschen Reich.

Man sah die Vögel scheiden gern,
Doch dir brach's deutsche Herz;
Und auch hier, unter bess'rem Stern,
Blickst du zurück mit Schmerz.

Du bist auch hier noch schlicht und g'rad,
Gott grüß' dich! Bleibe treu!
Wen drüben nichts verblendet hat,
Wird hier vom Geld oft scheu.

Wenn du auch hier ein Fremdling bist, —
Du plagst dich hin und her —
Dein wackrer Sinn willkommen ist,
Man wünscht der deinen mehr.

Denn, wo du weilst, da blüht der Wein,
Den Baum deckt Blüthenpracht;
Im Herbst zieht üpp'ge Fülle ein,
Wo du die Au bewacht.

Fang uns das Ungezieser nur
Und was uns schaden will,
Geh' jedem Schwindel auf die Spur,
Der hier jetzt treibt sein Spiel.

Treib' du vom Baum der Republik
Uns Wurm und Larve aus,
Sonst fährt dahin der Freiheit Glück,
Und eng wird's, wie zu Haus.

Ob Blümchen weinen kann.

Ein Knäblein schlendert durch den Wald
Den schmalen Pfad entlang,
Trinkt aus der Quelle klar und kalt
Und lauscht der Vögel Sang.
Er spielt, wo Alles lebt und blüht,
Er ruht sich aus am Rain,

Sein junges Herz voll Sehnsucht zieht
Ihn immermehr waldein.
In tiefem Forst, auf kühlem Grund,
Ein Blümlein stehet hold;
Die Blüthen sind wie Falter bunt,
Die Griffel wie von Gold.
Wie steht der Wald so traut und still!
Des Knaben Herz pocht laut,
Und als er Blümlein pflücken will,
Die Hand sich's nicht getraut.
Im Westwind hat sich schön und tief
Des Blümleins Haupt geneigt,
Wie wenn es „bitte, bitte!" rief —
Das Knäblein staunt und schweigt.
Noch glänzt wie Thränen hell und klar
Der Thau auf Strauch und Baum;
Dem Knäblein wird's ganz wunderbar,
Es geht ihm wie im Traum.
Er eilt betroffen heimathwärts
Und fragt bei Mutter an:
Ob Blümchen fühlet Freud und Schmerz,
Und ob es weinen kann?

Der gefangene Vogel.

Im Kerker soll ich Lieder singen,
Und draußen weht die Luft so rein;
Ich soll zum frohen Ton mich zwingen,
Vor'm Fenster dort spielt Sonnenschein:
Und ob mein Käfig auch von Gold,
Den Liedern ist er nimmer hold.

Ein mancher Fant fliegt hier vorüber
Und neidet den, der so beglückt;
Ich seufze: draußen wär' ich lieber,
Wo keine Fessel mich je drückt!
Der Wange Roth, der Lieder Duft,
Erglüht nur in der Freiheit Luft.

O meine Freiheit gebt mir wieder,
Im grünen Baum den Zweig zur Rast;
Dann flieg' ich fröhlich auf und nieder,
Ein armer, doch zufriedner Gast;
Dann tönt auch noch im Abendschein
Mein Danklied froh durch Feld und Hain.

Wilhelm Strobel.

Er wurde am 13. September 1841 geboren zu Mittelthal, am Fuße des Kniebis im württembergischen Schwarzwald, besuchte das Gymnasium zu Stuttgart und studierte zu Tübingen Philosophie und Theologie. 1871 kam er nach den Ver. Staaten, wo er als Pastor in Baltimore und New York verschiedene Gemeinden bediente. Später wurde er Redakteur der „Pennsylvania Staatszeitung" und hält sich jetzt wie der in Europa auf.

„Heimathklänge" von W. Strobel, St. Louis 1876.

O schäme dich der Thräne nicht!.

O schäme dich der Thräne nicht,
Die dir aus treuem Auge bricht;
Sie ist des Himmels reinster Thau,
Befeuchtet deines Lebens Au.
Aus Wolken thränt der Himmel auch,
Drum wein', o Herz, 's ist Erdenbrauch, —
Nicht schäme dich!

O schäme dich der Thräne nicht,
Wenn eignes Weh durch's Herz dir sticht,
Sei's, daß du krank und elend bist,
Sei's, daß dein Geist umnachtet ist,
Sei's, daß den Blick du rückwärts lenkst, —
Sei's, daß du bangend vorwärts denkst, —
Nicht schäme dich!

O schäme dich der Thräne nicht,
Wenn zu dir fremder Kummer spricht,
Wenn an dem Weg der Arme fleht,
Nach Hülfe der Bedrängte späht!
Wenn Leid erfüllt des Nachbars Haus,
In Thränen schütt' dein Mitleid aus, —
Nicht schäme dich!

O schäme dich der Thräne nicht,
Wenn wo man Todtenkränze flicht,
Wenn du zum stillen Schlafgemach
Gehst trauernd einem Todten nach;
Mit Blumen deck' den Rasen fein,
Doch gieß auch deine Thräne drein, —
Nicht schäme dich!

O schäme dich der Thräne nicht,
Wenn heimwehkrank du flehst um Licht,
Das dir zur obern, bessern Welt
Aus Erdenweh den Pfad erhellt!
Bis, Herz, dir jene Sonne scheint,
Heißt's: fortgeglaubt und fortgeweint, —
Nicht schäme dich!

Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, mein Lauf ist bald vollbracht,
Was soll ich Müder länger noch hienieden?
Mit Freuden, Welt, sag' ich dir gute Nacht,
In deinen Thoren wohnt kein wahrer Frieden;
Nicht neid' ich ihn, wer an dir Wonne trinkt:
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, zum seligen Willkomm
Seh ich die hellen Himmelslichter funkeln;
Wie oft so lieblich, freundlich, friedlich, fromm
Grüßt ihr ein Herz, dem Trübsalswolken dunkeln!
Seht, wie der Abendstern so golden blinkt:
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, sink hin, mein Pilgerstab,
Von ferne hör' ich schon des Himmels Grüße;
Im stillen Bettlein ruh', im kühlen Grab,
Du müder Leib, ihr matten Hände, Füße,
Indeß der Geist sich jauchzend aufwärts schwingt:
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, hier war ich nur ein Gast,
Das Brot der Fremde mußt' ich weinend essen,
Gebeugt trug ich die bittre Kreuzeslast,
Doch hat der Herr zu viel nicht zugemessen;
Noch stärkt Er mich, daß mir der Sieg gelingt:
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, leb' wohl, du Elternhaus,
Ihr lieben Berge, Thäler, Wälder, Auen!
Der Wandrer zieht mit Freuden nun hinaus,
Darf euren holden Frühling nimmer schauen.
Freut, Kinder, euch, wenn hell der Vogel singt!
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, viel zogen mir voran,
Im Herrn verbundne, heißbeweinte Lieben;
Nun folg' ich euch die lichte Himmelsbahn,
Von Sehnsuchtsflügeln sonnenwärts getrieben.
Gar bald um mich den frohen Kreis ihr schlingt:
Die Heimath winkt.

Die Heimath winkt, ich geh' zu meinem Herrn,
Ich will ihn preisen mit den sel'gen Schaaren;
O mein Erlöser, bleib' mir nimmer fern,
Laß mich in Frieden nun von hinnen fahren
Zu dir, dem aller Himmel Loblied klingt!
Die Heimath winkt.

Scipio auf den Trümmern von Karthago.

Ausgebrannt, in Asch' und Trümmer
Lag des Meeres Königin,
Und des Glückes flücht'ger Schimmer
War auf ewig ihr dahin.
Ihre Tempel und Paläste
Schützet stark der Bürger Muth;
Ach, umsonst, die stolze Feste
Sank dahin in Rauch und Gluth.

Und auf einem Hügel sinnend,
Saß der junge Scipio;
Wie der Völker Glück zerrinnend:
In der Flamme lichterloh
Las und sprach's der Held mit Trauern,
Schmerz umwölkte seinen Sinn:
„Einst auch fallen Roma's Mauern,
Stürzt die Völkerzwingerin."

Was der Römer hier gesprochen,
Bei Karthago's jähem Sturz,
Kam — und Roma ward zerbrochen, —
Ird'sche Größe währt ja kurz.
Er nur bleibet, der Geschlechter
Kommen und verschwinden heißt,
Der zu seiner Güter Wächter
Eingesetzt des Menschen Geist.

Johannes Rudolph.

Er wurde am 5. Oktober 1853 zu Schreiberhau im schlesischen Riesengebirge geboren, wo sein Vater, ein Geistlicher, ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder hatte und demselben etwa 15 Jahre lang bis zu seinem frühen Tod vorstand. Johannes besuchte die Knabenanstalt der Brüdergemeinde Kleinwalke bei Bautzen, später das Gymnasium zu Züllichau, kam dann, um Theologie zu studieren, nach Bloomfield im Staate New Jersey. Seit 1875 steht er als Pastor einer deutsch-presbyterianischen Gemeinde zu Elisabeth, N. J., vor.

„Gedichte", von Joh. Rudolph, New York 1878.

Hast du gebetet, Kind?

Wenn ich im Bette ruhte im stillen Kämmerlein,
Trat stets, eh' ich entschlummert, mein Mütterchen herein
Und kam zu meinem Lager und streichelte mich lind
Und küßte mich und fragte: Hast du gebetet, Kind?

So kam sie alle Abend und fragte für und für;
Und als die Welt mich trennte und scheiden hieß von ihr,
Gab sie als Gold und Silber mir besser Angebind
Durch ihre treue Frage: Hast du gebetet, Kind?

Und als auf nächt'gem Lager ich zweifelhaft mich wand
Und nach dem Frieden suchte, der nicht im Erdenland,
Da tönt' es mir so leise, wie Engelstimmen sind,
In's arme, bange Herze: Hast du gebetet, Kind?

Und wenn mich Sorgen quälen und zagen will das Herz,
Weil's ja doch Niemand sagen und klagen kann den Schmerz,
So wird es fest und ruhig, vertrauensvoll geschwind,
Hör' ich den Geist der Mutter: Hast du gebetet, Kind?

Und die das Wort gesprochen, das Meer trennt mich von ihr,
Doch unsre Herzen bleiben vereinigt für und für.
Wenn einst an Gottes Throne das Kind die Mutter find't,
Wird sie voll Wonne sagen: Du hast gebetet, Kind!

Weihnachten in der Ferne.

Was perlt die Thrän' im Auge,
Was seufz' ich wehmuthbang?
Es zieht durch's Herz mir zitternd
Ein Heimathstraum und Klang.

'S ist Winter und der Nordwind
Fegt über's weiße Feld, —
Heut' ward der Christ geboren,
Das Weihnachtskind der Welt.

Heut' klingen Jubellieder,
Heut' strahlt der Kinderblick:
Es eilt mein Herz mit Sehnen
Still träumend heut' zurück;

Wo über'm Meer im Osten,
Dreitausend Meilen weit,
Im lieben Heimathshäuschen
Mein Christbaum funkelt heut'.

Und mit verklärtem Blicke
Steht Mütterchen davor —
Klingt wohl ein fernes Wehen
Der Liebe an ihr Ohr?

Fühlt sie, daß der bereitet
So oft des Bäumchens Zier,
Und nun so ferne, ferne,
Doch heute nahe ihr?

Es rollt die Thräne nieder,
Die Brust seufzt wehmuthbang,
Es zieht durch's Herze zitternd
Ein Heimathstraum und Klang.

An einem Tannenstamme
Lehn' ich in tiefem Traum.
Im Winterschmucke neigt sich
Der alte Weihnachtsbaum.

Da klingen Abendglocken,
Weithin strahlt Lichterschein —
Herz, kannst du denn alleine
Dich heute gar nicht freu'n?

Fort, Trübsinn! Alte Tanne,
Was flüsterst du so bang?
Heut' kommt der Heiland zu uns:
O, freu dich lebenslang!

Emil Schneider.

Am 29. Januar 1839 zu Mühlberg an der Elbe geboren, erhielt er seine Schulbildung auf der Realschule der Francke'schen Stiftungen in Halle und widmete sich dann in Leipzig dem Buchhandel. Als Buchhändler unternahm er große Reisen durch Rußland, Frankreich, England und die Schweiz und trat 1862 als Freiwilliger in ein Gardeschützenbataillon. Nach seiner Rückkehr aus dem schleswig-holsteinischen Kriege 1864 gründete er in Torgau eine Buchhandlung, begab sich 1874 nach den Ver. Staaten, um Theologie zu studieren, wurde Prediger zu Schenectady, N. Y., La Grange, Missouri, und anderen Orten, kehrte aber 1886 nach Deutschland zurück, wo er sich in Berlin niederließ und mit literarischen Arbeiten beschäftigt ist, sowie eine Zeitung, „Der Morgenstern", redigiert. Seine Werke erschienen unter dem Pseudonym „E. Sartorius".

„Fünf neue Lieder nach alten Weisen", 1861. „Aus dem Tornister eines preußischen Freiwilligen", 1864. „Geschichte der deutschen Freiheitskriege", 1867. „Sonnenschein für Regentage", 1877. „Das Wort der Wahrheit", eine Poetenbibel, 1879. „Isabella auf dem Nürnberger Reichstag", dramatische Dichtung, 1880. „Die Psalmen in Sonnetten", 1881. „Das Gespenst des Zaren", Erlebtes und Erträumtes aus dem Reisetagebuche, 1882. „Ulfila", eine dramatische Dichtung, 1882. „Ernstes und Heiteres in Prosa und Versen", 1882. „Neue deutsche Heldenbücher" (1740—1880), 1883. „Flickschneidereien", 1883. „Atlantis Germanica", 1883. „Aus den Jugenderinnerungen eines alten Holzpantoffels", Erzählung, 1882. „Waldpot von Bassenheim", Erzählung, 1884. „Von St. Louis nach Bremen", 1886. „Gedichte", 1886. „Denkwürdigkeiten eines heimwehbangen Weltwanderers", 1887. „Grundzüge der Sendungswissenschaft nebst Südseesagen und Märchen", 1890.

Beim Exerzieren.

In langsamerm Schritt, in schnellerm Schritt —
Es kommen die Einen und Andern nicht mit.
Die dummen Rekruten, sie ärgern mich todt.
Man hat ja mit euch seine liebe Noth.

Es war einst ein Kaiser in spanischem Land,
Der wurde Carolus der Fünfte genannt;
Der setzt' sich, wohl weil er müd' war, zur Ruh'
Und wurde ein Mönch und Uhrmacher dazu.

Da diftelt er hin und diftelte her,
Es wurde das Haupt ihm darüber schwer,
Er sann darüber gar manchen Tag,
Zwei Uhren zu bringen zu gleichem Schlag.

Darauf war Kaiser Carolus erpicht;
Doch siehe da! Es gelang ihm nicht.
Und wie er auch schimpfte: Potz Pestilenz!
Zwei Sekunden war'n immer noch Differenz.

So wird's auch halt beim Marschieren sein.
Es hebt sich nicht eins wie das andre Bein.
Ist Feuer nur drinnen und trotziger Muth
Und rinnt in den Adern Soldatenblut.

Doch wenn einst der Kampfruf des Königs erschallt,
Die Hörner ertönen, die Büchse knallt,
Dann vorwärts, ihr Schützen, wohl über den Rhein!
Wir wollen im Sturmlauf die Vordersten sein.

(Aus „Neue deutsche Heldenbücher".)

Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Einleitung.

Nie hat auf blutpurpurnen Riesenblättern
Gewalt'geres Geschichte eingetragen
Für alle Zeit mit diamantnen Lettern,
Als wir geschaut in diesen unsern Tagen.
Des einen Kaiserreiches jäh Zerschmettern,
Des andern wucht'ges erstes Flügelschlagen,
Hat ein in ferner Ewigkeit begründet
Urtheil der Gottheit unsrer Zeit verkündet.

In dem so rasch emporgeflammten Kriege
Vergangenheit und Zukunft sich verweben.
Die Einheit Deutschlands führt und kommt zum Siege,
Das Kaiserthum erwacht zu neuem Leben.
Die kirchliche Bewegung aus der Wiege
Sieht man zum Kampf gerüstet sich erheben,
Und wieder schreitet durch die Weltgeschichte
Sieghaft der Geist, den Völkern zum Gerichte.

Was seit den Freiheitskriegen wiederklang
In Lied und Rede ernst und vollgehaltig,
Zurückgehalten oft durch harten Zwang,
Dennoch beherrscht die Zeiten vielgestaltig,
Im Schlachtendonner jetzt den Sieg errang,
Im Wollen und im Können gleich gewaltig,
Fehlt auch noch manches Glied im großen Bunde,
Ein einig Volk vom Bodman bis zum Sunde.

Und was, zum Trotz von tausend Hindernissen,
Sich still vererbt vom Vater auf den Sohn,
Was Volkes Mund schon längst als Volksgewissen
Geeint der Hohenzollern-Tradition,
Die Kaiserkrone, Habsburg einst entrissen
Vom Korsen, glänzt ob Preußens Herrscherthron,
Errungen unter der Kanonen Dröhnen
Im Jubelruf von Deutschlands Heldensöhnen.

Es war das Wachsthum jeder deutschen Macht
Von je dem Römerthum ein Dorn im Auge.
Oft hat es Zorn und Zwietracht angefacht
Mit seines Mundes trügerischem Hauche.
Und wieder ist der alte Streit erwacht,
Und wieder ward getränkt mit bittrer Lauge,
Was wir von höchster Wesenheit nicht trennen
Im Volksthum und im sittlichen Erkennen.

Es ruht der Welt Gewicht von Anbeginn
In Gottgedanken, die das Dunkel hellen.
Auf luft'gen Bahnen ziehn die Wolken hin,
Der Erde Schooß mit Fruchtbarkeit zu schwellen.

Es hebe sich nach oben Herz und Sinn,
Zu baden in der Andacht keuschen Wellen,
Dann wird ein Hauch von unsichtbaren Kräften
Still waltend wirken in des Tags Geschäften.

So sei auch du, mein Lied, hinausgesungen,
Versöhnend gern durch Unparteilichkeit;
Fern halte dich gemeinen Huldigungen
Und fern der Oede der Langweiligkeit.
Wo ernst der Strafe Geißel ward geschwungen,
Erkenne man des Rechtes Heiligkeit.
Durchzittert dich ein Hauch vom Wort des Lebens,
So klingen deine Worte nicht vergebens.

Aufmarsch.

Und Deutschland? Macht das laute Säbelwetzen
In seinen Adern schreckensstarr das Blut?
Giebt bleiche Furcht und lähmendes Entsetzen
Es hin der feindlichen Kohorten Wuth?
O nein! Nicht ferner soll das Recht verletzen
Des frechen Franken frevler Uebermuth.
Aus Einem Munde schallt's: Für Deutschlands Ehre
Gilt ein Kommando nur: „An die Gewehre!"

Vom Nord zum Süd, vom Süd zum Norden wieder
Hallt's tausendstimmig: „Auf zur Wacht am Rhein!"
Es werden Wirklichkeit die Heldenlieder,
Und Gott vom Himmel blicket mild darein.
Der junge Riese reckt die mächt'gen Glieder,
Zum Kampf will jeder Stamm der erste sein.
Doch feste Ordnung gilt's, nicht blindes Stürmen,
Und König Wilhelm weiß sein Volk zu schirmen.

Begrüßt vom Zuruf aller deutschen Gauen,
Kehrt von Bad Ems zurück er nach Berlin.
Sein Heldenantlitz stärkt und weckt Vertrauen,
Und Alles schaaret freudig sich um ihn.
Was drüben sie für Unheil mögen brauen,
Beim Sonnenstrahl die Nachtgewölke fliehn.
Im Sturmflug füllen sich des Heeres Rahmen,
Des Königs Wort ruft Jeden bei dem Namen.

Bei seinem Ruf lawinengleich erhebt
Sich, wachsend stets, der Heerbann kühn zum Kampf;
Im Sang und Klang voran die Fahne schwebt,
In Kriegesdienste tritt der Riese Dampf.
Wohl unterm Massentritt die Erde bebt
Bei muth'ger Rosse Wiehern und Gestampf.
Nie hat ein Volk mit größrer Freudigkeit
Den opfervollsten Pflichten sich geweiht.

Wie es von Alters her die deutsche Sitte,
Vor jedem Kampf sich vor dem Herrn zu neigen,
Kniet jetzt der König in des Volkes Mitte
Mit jener Demuth, die so sehr ihm eigen.
Da rankt sich himmelan die heiße Bitte
Um Sieg; doch dann auch christlich sich zu zeigen
Am Feinde selbst. Dann wird kommunizirt,
Und ohne Förmlichkeiten kopuliert.

Manch Herz, das seinem Gott sich abgewendet
Im wirren, wilden, wüsten Alltagstreiben,
Läßt von der Gnade, die er ihm gespendet,
Sich wieder in des Heilands Arme treiben.
Weiß Niemand, wie, wo, wann sein Leben endet,
Und gut ist's, in des Allherrn Hand zu bleiben.
In solchen Zeiten, wo die Stolzen zittern,
Winkt Sieg um Sieg den treuen Glaubensrittern.

Der Reichstag nimmt mit schallendem „Hurrah!"
Die Kriegserklärung auf der Gallo-Franken;
Genehmigt wird dann Alles, was geschah,
Und weiter geht's ohn' Zögern oder Wanken.
Schon bilden sich Vereine fern und nah
Zur Pflege der Verwundeten und Kranken.
Ein edler Eifer geht durch alle Stände,
Und liebevoll begegnen sich die Hände.

So ist nach elf rastlos benutzten Tagen
An seinem Platze Jeder und bereit.
Der Marsch beginnt. Der Dampf schleppt schwere Wagen
Zum Ziele fort viel hundert Meilen weit.
Und da nun unvermeidlich ward das Schlagen,
Wünscht jeder Sturmflug der beschwingten Zeit.
In Königs Hand am zweiten des August
Steht alles Volk und glüht vor Kampfeslust.

August Johann Berens.

Am 30. Oktober 1843 zu Hamburg geboren, bekleidete er erst eine Lehrerstelle, dann war er von 1869—1874 im Bureau des Rheinischen Missionshauses in Barmen beschäftigt, studierte hernach Theologie, kam 1877 nach den Ver. Staaten, bekleidete erst in Minnesota Lake, Minn., das Amt eines evangelischen Geistlichen, dann bis 1887 in Washington, Missouri, und ist heute Prediger in Elmhurst, Illinois.

„Glaubensfreude in Liedern", Barmen 1875. „Frühlingsboten", Gedichte, St. Louis 1889. „Gnade und Wahrheit", eine lyrische Dichtung, St. Louis 1890. „Frisch und fromm", Kinderpoesien, St. Louis 1889 und 1890. Außerdem publizierte er deutsche Liedertexte zu englischen Melodien, Kirchfestprogramme u. s. w.; auch redigiert er „Unsere Kleinen", ein Kinderblatt.

Empor zum Licht.

Ein zartes Wiesenpflänzchen stand
An eines tiefen Bergwerks Rand.
Und als das Erdreich wurde weich,
Das Pflänzchen sank mit ihm zugleich
Hinunter in den tiefen Schacht,
Hinunter in die grause Nacht.

Da hat das Pflänzchen still geweint,
Weil drunten keine Sonne scheint.
Es sehnte sich zum Licht empor;
Doch seinen Muth es nicht verlor:
Die Wurzeln hat es tief versteckt
Und dann sich schlank und kühn gestreckt.

Und nun begann ein Wunderspiel:
Der kleine, zarte Blumenstiel,
Sonst kaum nur eine Spanne lang,
Wächst in der Sehnsucht heißem Drang
Den Schacht hinan und steigt und steigt —
Ob er wohl je sein Ziel erreicht?

Schau hier, o Seele, welche Kraft
Gott in dem schwachen Pflänzchen schafft!
Und du verzagst, wenn je im Leid
Dich deckt die Nacht der Traurigkeit?
Wie tief sie sei — empor zum Licht,
Du kommst an's Ziel — verzage nicht!

Der Edelstein.

Es ruht im tiefen Schooß der Erde
Der wundervolle Edelstein;
Es dringt, daß er gehoben werde,
Der Mensch in ihre Tiefen ein.

Sobald nun Jahre, Tag' und Stunden
Sind hingeeilt auf Gottes Uhr,
Wird auch der edle Schatz gefunden
Auf noch so tiefgeheimer Spur.

Sieh, wenn des Bergmanns fleiß'ger Hammer
Ihn laut aus seinem Schlummer rief,
So öffnet sich die Felsenkammer,
Drin er, des Tages harrend, schlief.

Dann schaut zum ersten Male nieder
Auf ihn der Sonne Angesicht,
Und alsobald strahlt aus ihm wieder
Zum Gegengruß ein schönes Licht.

Doch seiner ganzen Schönheit Fülle
Wird erst dem Auge offenbar,
Sobald mit Kunst die äuß're Hülle
Geschliffen, spiegelglatt und klar.

Dann siehet man selbst noch im Dunkeln,
Dieweil sein Wesen sonnenhaft,
Sein mildes Licht gar lieblich funkeln:
Der Schönheit wunderbare Kraft!

Und von dem König auf dem Throne
Wird dieses Kleinod hoch geschätzt:
Er hat in seines Reiches Krone
Zum höchsten Schmuck ihn eingesetzt.

Nun aber sag', o liebe Seele,
Weißt du, wem dieses Gleichniß gilt?
Erkennest du in dem Juwele
Nicht froh entzückt dein eigen Bild?

O, bleibe nicht im finstern Grunde;
Gott ruft auch dich aus tiefer Nacht
Und schmücket dich zur Gnadenstunde
Mit seiner Liebe Licht und Pracht.

Schwer gebüßt.

Horch, Mitternacht! Und müde von den Wegen,
Auf die ihn seine Kunst tagtäglich rief,
Durft' auch der Arzt sich endlich niederlegen
Zur wohlverdienten Ruhe. Und er schlief.
Doch nicht zu fest; denn oft zur späten Stunde
Ward seine Hülfe eilig noch begehrt;
Und des Berufes Lieb' und Pflicht im Bunde
Ließ selten eine Bitte ungewährt.

Auch heute schellt's. Zwei Herren stehn im Zimmer;
Ein Unglück sei nicht weit von hier geschehn.
Doch heute weigert sich der Doktor immer
Entschiedener, noch einmal mitzugehn:
Zu sehr ermüdet sei er; sich zu schonen,
Sei Pflicht an seinen Kranken, und dazu
Dürft' sich wohl kaum der Straßenfall belohnen!
Die Herren gehn. Der Arzt legt sich zur Ruh'.

Doch jene sind nicht willens, aufzugeben
Das Liebeswerk; sie gehn zur Polizei.
Zu retten gilt's ein theures Menschenleben;
Doch kommt nach Stunden erst die Hülf' herbei.
Nun bringen sie den Armen hin zur Wache;
Noch ist der Odem in ihm; aber schon
Auf halbem Wege ist der letzte schwache
Und bange Seufzer sammt dem Geist entflohn.

Und als hernach man forscht, wer's denn gewesen,
Dem jener Mann den Liebesdienst versagt,
Da kann man es auf aller Antlitz lesen,
Daß ob dem tiefen Leid die Seele zagt.
Wie sich des Schicksals Wucht oft furchtbar steigert!
Wie trägt oft eine That so grausen Lohn:
Der Mensch, dem er die Hülfe hat verweigert,
Es war des armen Arztes eigner Sohn!

Petro Ilgen.

Geboren am 5. Juli 1869 in Wiesbaden, besuchte er das dortige Gymnasium, kam nach den Ver. Staaten und studierte Theologie in einem lutherischen Seminar, wurde Pastor in Galveston, Texas, und ist seit 1889 Pastor in Highland, Illinois, und zugleich Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften.

„Blumenkranz", ein poetischer Versuch, 1887. „Dornenwege", „Am Golf von Mexiko", „Der flüchtende Sänger", Novellen, 1889. „Welt- und Gottesreichsklänge", gemischte Gedichte, Wiesbaden 1891. „Vorträge", Cincinnati 1892.

An den Abend.

Abendstille senkt sich nieder
Traulich über Wald und Flur.
Gottes Engel ziehen wieder
Durch die feiernde Natur.
Frieden spenden sie, wo müde
Noch ein Mensch mit Sorgen ringt,
Dem vom Herzen Blüth' um Blüthe
In dem Sturm' des Lebens sinkt.

Unter deinem Dämmerschleier
Thu' aus meiner Seele Grund
Ich im Klageton der Leier
Dir, Natur, mein Leiden kund.
Sag' es deinen milden Lüften,
Die mein fiebernd Haupt umwehn,
Daß an meines Glückes Grüften
Keines Gottes Engel stehn.

Früher trug mich Kindesglaube
Durch des Schicksals dunkles Thor,
Gleich der leicht beschwingten Taube,
Ueber's eigne Leid empor.
Konnt' in deinem Schatten sitzen,
Kreuz — und blieb gefaßt, getrost,
Wenn's in Donnern und in Blitzen
Durch die Seele mir getost.

Heute — sag', wo soll ich finden
Dich, dich alten, süßen Traum?
Gleich den letzten Frühlingswinden
Schwand'st du — und ich merkt' es kaum.
Leer und traurig ist's im Busen,
Sterbenskrank mir im Gemüth,
Bis mein Herz mit frohen Musen
Aus der Welt — zum Himmel flieht.

Früher — ja, du Abendkühle,
Segnend sankst du dann herab,
Nahmst dem heißen Tag die Schwüle,
Nahmst dem Herz die Sorgen ab.
Nicht in einsamen Gemächern
Saß ich dann und sang mein Lied;
Nein — hin unter Blätterdächern
Zog ich, lieb- und lustdurchglüht.

Heute — wenn die Blätter rauschen
In dem sanften Abendwehn,
Muß ich andren Klängen lauschen,
Muß ich andre Wege gehn.
Wiege dann mein Haupt von Kummer,
Von verschwiegnem Weh gebeugt,
Bis es sich zum nächt'gen Schlummer
Und zu schweren Träumen neigt.

Früher — goldne Frühlingstage,
O wie rasch seid ihr entflohn!
Seid beweint mit stiller Klage,
Seid gegrüßt mit Harfenton!
Wonnezeit, im Abendschooße
Du erstarbst — mir blieb der Schmerz
Und das schönste meiner Loose:
„Könnt'st du brechen, müdes Herz!"

Körner's Grab.

Aus des Todes Schattenreiche
Wuchert eine deutsche Eiche
Ueber einer stillen Gruft;
Und ich steh' daran, zu lauschen,
Wie bewegt die Blätter rauschen
In dem Spiel der Abendluft.

Sag', wem säuseln deine Lieder
Frieden in das Grab hernieder,
Wenn in dir der Nachtwind spielt?
Ist's ein Held, um den im düstern
Laubwerk tiefe Klagen flüstern,
Weil das Leben ihn nicht hielt?

Durch die Glieder fühl' ich's schauern,
Ach! wer kennte nicht dein Trauern,
Eiche du! von Wöbbelin —
Ueber Deutschland's Geist durchflammten
Sohn, dem eigener Kraft entstammten,
Zittern deine Blätter hin.

Körner! Held, du deutscher, freier,
Mit dem Schwert und mit der Leier,
Sei gegrüßt mit Wort und Sang!
Sänger, du, der süßen Weisen,
Sänger, du, von Stahl und Eisen,
Sänger, du, in Sturm und Drang!

Wache auf in deinem Volke,
Drohend hängt die dunkle Wolke
Wiederum ob deutschen Gau'n,
Schreib's hinein mit glüh'nden Lettern,
Daß in Sturm und dunkeln Wettern
Wir auf unsre Väter schau'n.

Scharf sind noch die alten Klingen —
Aus dem letzten blut'gen Ringen
Kehrte siegreich unser Aar.
Und wer wollte es verschweigen,
Daß im blut'gen Kämpferreigen
Deine Seele mit uns war?

Von viel tausend deutschen Zungen
Wurd' dein Schlachtenlied gesungen,
Und dann ging's in's blut'ge Spiel.
Und wir haben nicht geschwiegen,
Bis uns zu endgült'gen Siegen
Des Geschickes Würfel fiel. —

Doch nicht nur in deutschen Marken
Rufen wir dich, freien, starken
Sohn — dich Freiheitskämpen — wach.
Nein! hier in den fremden Landen,
Sei's gesagt, dir Volk zu Schanden,
Häufst du auf dich Schimpf und Schmach.

Wo sind all' die deutschen Zungen,
Die am Nordstrand einst gesungen:
„Nun ade, lieb' Heimathland;"
Die beim deutschen Wein geschworen:
„Es sterbe „deutsch", was „deutsch" geboren —"
Auf's deutsche Herz, die deutsche Hand?

Wo sind deine deutschen Sitten,
Drob du Jahrhunderte gestritten,
Du altes, kerniges Geschlecht?
Sag', wo ist dein Herz geblieben,
Die alte, treue, deutsche Liebe,
Die Freiheit und das deutsche Recht?

Wach' auf von deinem Schlummerkissen,
Das Geisterschwert herausgerissen,
Und nimm die Leier von der Wand!
Spannt drauf die deutschen Saiten wieder,
Stimmt an die alten deutschen Lieder,
Und bleibet deutsch im fremden Land.

Abendfeier.

Das Gluthgewölk des Abends säumte
Mit goldnem Rand den blauen See,
Umher in Blüthenfülle träumte
Die Flur, die stille Feiernde.
Aus dem Geschilf, dem grünlich-düstern,
Drang süß der Vögel Lied hervor,
Und schwoll mit leisem Wellenflüstern
Harmonisch an mein lauschend Ohr.

Hin um mein Haupt die Winde kosten
Und wehten sanft mir Kühlung zu —
Auf's müde Herz, vom Sturm umtosten,
Sank nieder eine sel'ge Ruh.
Es schwieg das rastlos laute Hämmern,
Im Busen ward mir's wohl und leicht,
Geheimnißvoll durch's Abenddämmern
Ward mir ein süßer Trost gereicht.

Mir war, als ob aus ihren Banden
Die Seele sich enträng' der Brust,
Um in den blüthenvollen Landen
Sich zu ergehn in sel'ger Lust.
In lauter Wonne zu zerfließen,
Und dann mit lauem Windeswehn
Sich in den Aetherraum ergießen
Und mit der Wonne still vergehn.

Dann wär' ich doch dem Lärm, dem wirren,
Entrückt, der gell die Luft erfüllt,
Dann wäre in dem Herz, dem irren,
Der Leidenschaften Sturm gestillt.
Es würde nicht mehr bang erbeben
In dem Gewühle dieser Zeit —
Es würde durch die Sphären schweben
Hoch ob der Erde Weh und Leid.

So träumte ich, und Thränen stahlen
Sich meinen Wangen still entlang —
Da weckte mich zu neuen Qualen
Von fern ein süßer Glockenklang.
Rings um mich her von seinen Tönen
Erzitterte die Abendluft —
Mir aber stiegen Schmerz und Sehnen
Empor aus einer alten Gruft.

Warum der Klang der Abendglocken
So unbeschreiblich tief mich rührt,
Warum der Töne süßes Locken
In's Nachtgebiet des Leids mich führt?
Das kündet dir im Friedhof drüben
Ein blumbekränztes, stilles Grab,
Da läutetet die erste Liebe
Ihr Glocken mir einst jäh hinab.

Und wenn ich einst im Spiel der Lüfte
Ein wenig mir gekühlt mein Herz,
So tragen über jene Grüfte
Mir eure Klänge neuen Schmerz.
Ihr zwinget mich, euch still zu lauschen,
Bis eure Töne sanft verhallt —
Und durch die Brust, die wehe, rauschen
Erinnerungen trüb und alt.

So kämpft der Mensch — mit stetem Glücke
Ward noch kein Sterblicher bedacht.
Wo ist ein Herz, das das Geschicke
Noch nie getaucht in dunkle Nacht?
Doch folgt dir auf die Dornengänge
Auch wieder eine blum'ge Flur —
Drum Herz, du findest Trost die Menge
Im Wechselspiele der Natur.

Kirchhofstraum.

Gerne möcht' ich fest euch bannen,
Traumgestalten früh'ren Glücks,
Kaum erwacht, schleicht ihr von dannen,
Kinder eines Augenblicks.

Auf der Liebe stillen Wegen
Folg' ich eurer Schattenspur,
Seh' es unter eurem Segen
Neu erblühn in Herz und Flur.

Durch der Seele volle Saiten
Beben süße Harmonien,
Um das dunkle Kreuz der Leiden
Seh' ich volle Rosen blühn.
Selbst an meiner Liebe Grüften,
Dran ich stille oft geweint,
Flüstert's in den Abendlüften
Tröstung zu dem kranken Freund.

Unter'm güldnen Sternenscheine
Knie ich still an deinem Grab,
Wenn ich bete — wenn ich weine,
Küßt du mir die Thränen ab.
Und von deinen Lippen fallen
Thränentropfen schwer und naß
Nieder in das windbewegte
Hohe, feuchte Kirchhofsgras.

Das seid ihr, ihr Traumgestalten,
Aus dem düstren Schattenthor,
Steigt geheimnißvoll zum alten
Aug' des Sehers ihr empor:
Daß noch einmal ihm erglühe
Heil'ges Feuer in der Brust,
Daß noch einmal ihn durchziehe
Jener Traum vergangner Lust.

Johann G. Eberhard.

Geboren 1827 in Bern, Schweiz, kam er 1856 nach den Ver. Staaten und ließ sich in Columbus, Ohio, nieder. Als der Bürgerkrieg ausbrach, führte er auf den Wunsch der dortigen deutschen Bürgerschaft eine Compagnie in's Feld, trat nach zwei Jahren krankheitshalber aus der Armee, übernahm die deutsche frei-protestantische Predigerstelle in Wheeling, und leistete 1867 einem Rufe der alten Gemeinde „Zum heiligen Geist" in St. Louis Folge, wo er jetzt noch, in seinem Jubiläumsjahre, wirkt. Er redigierte dreizehn Jahre lang das „Protestantische Familienblatt".

„Onkel Biesebrecht's deutsch-amerikanische Volkserzählungen", St. Louis 1881 und 1887, zwei Bände. „Abendglocken", gesammelte Gedichte, St. Louis 1892.

Der Axthieb schallt.

Der Axthieb schallt. Du schöner Wald,
Das Urtheil ist dir schon gesprochen!
Der neue Boden wird nun bald
Vom Pflug gefurcht und umgebrochen.
Die Berge werden öd' und kahl
Der Sonne schutzlos preisgegeben,
Und Menschenhand zerstört im Thal
Des Waldes zaubrisch Wehn und Weben.

Der Regen fällt. Es schwillt die Fluth,
Die Wasser rauschen plötzlich nieder;
Des wilden Stroms Zerstörungswuth
Hält keine Menschenhand darnieder.
Es fällt die Scheune, fällt das Haus,
Der Jammer hebt die leeren Hände,
Und Noth und Elend ist, o Graus!
Des langen Frevels bitt'res Ende. —

Der Axthieb schallt. Das Alte fällt
Und stürzt wie Windbruch krachend nieder.
Und neue Mächte ziehn in's Feld,
Es schallen wilde Sturmeslieder.
Und keine Ruh' und keine Rast,
Bis niederbrechen alle Schranken
Und in der Neuzeit blinder Hast
Des Menschenthumes Stützen wanken.

Es schwillt die Fluth. Und riesengroß
Die Selbstsucht kommt herangezogen,
Entfesselt und erbarmungslos,
Wie wildempörte Wasserwogen.
Es wächst die Gier, es wächst die Wuth,
Und wälzet sich von Thal zu Thale,
Zerstört mit Lust, ersäuft im Blut
Der Menschheit heil'ge Ideale.

Entwaldet sind der Berge Höhn,
Entgottet sind der Völker Herzen;
Wenn Geistessaaten untergehn,
Gebiert die Zukunft wilde Schmerzen.
Der Spiegel der Vergangenheit,
In den des Dichters Auge schauet,
Enthüllt das Bild der künft'gen Zeit,
Vor dem es ihm im Herzen grauet.

Den Frauen!

Es ist ein eignes Walten
In zarter Frauenhand,
Und was sie mag gestalten,
Das hat gar festen Stand.
Die Frauenhand, die weiche,
Nicht schwer wie Mannesfaust,
Ist stark doch wie die Eiche,
Wenn wild der Sturm erbraust.

Viel tiefer als die Meere,
Ist nur das Frauenherz.
Ob wechselnd wiederkehre
Die Freude und der Schmerz.
Es steigt aus seinen Gründen
Stets neue Kraft und Muth,
Und lehrt die Wege finden,
Und machet Alles gut.

Und heller als die Sonne,
Flammt echte Frauenlieb'.
Sie fügt zur Frühlingswonne
Den schönsten Blüthentrieb.
Sie flicht die schönsten Rosen
In's Menschenleben ein,
Ihr wonnigliches Kosen
Verscheuchet Gram und Pein.

So fest wie Erz und Eisen
Ist ächter Frauen treu'.
Sie wird in ew'gen Kreisen
Mit jedem Morgen neu.
Sie schmücket wie Juwelen
Die Frauenbrust so reich,
Und adelt hoch die Seelen
Und macht sie engelgleich.

Drum preist in mächt'gen Tönen
Das Weib, der Schöpfung Kron',
Die Trägerin des Schönen,
Die Hüterin am Thron
Der Sittlichkeit, des Reinen,
Des Edlen überhaupt,
Und schmückt mit Edelsteinen
Des ächten Weibes Haupt.

Abendstille.

Gegrüßet seist du, Abendstille,
Auf weiter mondbeglänzter Flur!
Nur eine leichte Nebelhülle
Bedeckt das Schweigen der Natur.
Die Vöglein schlafen in den Zweigen,
Es rührt sich kaum ein Blatt am Baum,
Und tiefe, dunkle Schatten steigen
Geheimnißvoll am Waldessaum.

So einsam ist's im weiten Kreise,
Es ruht und schläft die Creatur,
Und selbst das Bächlein zieht so leise
Die alte Bahn auf stiller Flur.
Am Firmament die Sternlein blinken
Im silberhellen, klaren Schein,
Als wollten sie zur Ruhe winken
Und senken sie in's Herz hinein.

Ist's abendstill in deinem Herzen?
Verstummt des Tages eitle Lust?
Trägst du in Freuden und in Schmerzen
Die Abendstille in der Brust?
Dann blick' getrost nach jenen Sternen
Auch in der letzten schweren Noth;
Denn hinter unbegrenzten Fernen
Erglüht ein neues Morgenroth.

Ein freundliches Wort.

Ein freundliches Wort ist ein Saamenkorn,
Benetzt und befruchtet vom Himmelsborn;
Und wenn es auf günstiges Erdreich fällt,
Dann breitet sich's aus in die weite Welt,
Und bringt eine fröhliche Ernte.

Gebrauche drum immer ein freundlich' Wort;
Dein eigenes Herz sei der rechte Ort,
Die Ernte zu reifen, zu sammeln ein,
Und friedsam und freundlich und lieb zu sein
Bis zu deinem seligen Ende.

F. W. Herzberger.

Geboren den 25. Oktober 1859 zu Baltimore, wurde er auf dem Concordia-College zu Fort Wayne, Indiana, und zu St. Louis, Missouri, zum lutherischen Prediger ausgebildet, war fünf Jahre Reiseprediger in Arkansas und zwei Jahre in Kansas, und ist seit 1889 Pastor in Hammond, Indiana.

„Pilgerklänge", Gedichte, Chicago 1889. „Deutsche Verdienste um unser Land", Chicago 1892.

Osterhymne.

Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!

Traurig still ward er zu Grab getragen
Von treuer Jünger Hand,
Der für uns ward an's Marterholz geschlagen
Und unsren Fluch nnd unsre Höll' empfand.
Den heil'gen Leib, zerstochen und verhöhnet,
Lösen vom Kreuz sie los;
Das edle Haupt, mit Dornen scharf gekrönet,
Ruht kalt und bleich in ihrer Liebe Schooß.
Sie waschen ihm der heil'gen Wunden Zahl,
Sein Antlitz schauen sie zum letzten Mal;
Hüllen ihn in's weiße Leichentuch,
Senken ihn stumm in Joseph's dunkle Gruft.
Still weinend jeder in das Seine kehrt, —
Und hirtenlos ist Christi arme Herd'!

Am dritten Tag, da erst das goldne Licht
Der Ostersonne durch die Nebel bricht,
Erbebt die Erd', von sel'ger Freud' erschreckt,
Denn Christus ist vom Tode auferweckt,
Durch seine Kraft und durch des Vaters Macht,
Und hat das Leben an das Licht gebracht!
Verklärten Leibs, gekrönt mit Preis und Ehr',
Hat er bezwungen aller Feinde Heer
Und triumphiert und stirbt hinfort nicht mehr.

Nun durch der Himmel Himmel schallend bebt
Der Engel Jubelschrei: „Er lebt! Er lebt!"
Mit goldenen Schwingen
Zum Grabe sie dringen
Und wecken der Harfen entzückenden Klang;
Das dunkele Bette,
Die siegreiche Stätte
Umrauscht nun ihr jubelnder Siegessang:

Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!

Lob, Preis und Anbetung und Ehre und Kraft
Dem Fürsten des Lebens, des Ewigen Sohn,
Deß mächtiger Arm solch' Errettung geschafft
Dem Sündergeschlecht, vom Feind hingerafft
Zur Hölle und ihrem nie endenden Hohn.

Verschmachtet der Mensch in des Feindes Gewalt!
Da stieg voll Erbarmen vom Throne herab
Der Herr unser Gott in des Sünders Gestalt
Und duldet die Straf', bis am Kreuze verhallt
Die letzte der Klagen, dann sinkt er in's Grab.

Laut freut sich der Feind, daß er herrlich gesiegt,
Und füllt seine Hölle mit Jubelgeschrei, —
Da erblickt er den Held, den er wüthend bekriegt,
Und bezwungen, gebunden am Boden er liegt,
Und die Knechte des Todes auf ewig sind frei!

Den Himmel, die Erde hält fest nun umschlungen
Der ewigen Liebe befreiendes Band;
Da Christus, ihr Mittler, die Feinde bezwungen
Und siegreich durch Tod und durch Hölle gedrungen,
Ist ewige Gnade der Welt zugewandt.

O Wonne! Des Himmels unendliche Hallen,
Sie füllen mit ewigen Sündern sich an,
Mit uns vor dem Throne des Höchsten sie wallen,
Und ewige, selige Lieder erschallen
Vom Heile, das ihnen der Herr hat gethan:

Lob, Preis und Anbetung und Ehre und Macht
Sei Gott und dem Sohne, dem Lamme, gebracht,
Das uns von der Hölle hellloderner Gluth
Erlöst und erkauft durch sein heiliges Blut.
Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!

Und du mein Herz, was weinest du
In dieser sel'gen Zeit,
Da doch der Herr aus deines Grabes Ruh',
Aus deines Todes Streit
So siegreich wiederkehrt,
Mit großem Heil geehrt,
Mit ew'ger Siegeskron'
Und seligem Gnadenlohn,
Und ruft dir freundlich zu:
Was weinest du?
Weinst du noch immer über deine Sündennoth?
Weinst du, daß noch der finstre Tod dir droht?
Weinst du noch vor der ew'gen Hölle Macht?
Weinst du noch vor des Grabes dunkler Nacht?
Weinst du noch vor des ew'gen Richters Zorn?
Weinst du um Todte, die du hältst verlor'n?
Weinst du, daß Leid und Trübsal schlagen zu?
Mein Herz, was weinest du?

O, tritt an's Grab
Und schau hinab:
Von seines Todes Banden
Ist frei dein Herr,
Sein Grab ist leer,
Der Herr ist auferstanden!

Der Feinde Schaar
Voll Grimmes war,
Die dich einst überwanden, —
Dich heute tröst',
Du bist erlöst,
Der Herr ist auferstanden!

Für deine Sünd'
Starb Gottes Kind,
Da ihren Lohn sie fanden;
Für dich, für dich
Heut' mächtiglich
Der Herr ist auferstanden!

Dein Tod hat bracht
In Todes Macht
Den Herrscher aller Landen.
Schreckt er auch sehr,
Er tödt't nicht mehr,
Der Herr ist auferstanden!

Der Höllen Rott'
An deinem Gott
Ward ewiglich zu Schanden;
Sie ihn bekriegt
Und wird besiegt,
Der Herr ist auferstanden!

Statt Gottes Zorn
Ist nun ein Born
Der ew'gen Gnad' vorhanden.
Deß tröste dich,
Glaub's festiglich:
Der Herr ist auferstanden!

Des Grabes Nacht
Ward hell gemacht
Und ihre Schrecken schwanden,
Seitdem geruht
In ihrer Hut
Der Herr, der auferstanden!

Die du beweinst,
Siehst du dereinst,
Wenn selig sie anlanden
An Edens Strand,
Weil sie erkannt:
Der Herr ist auferstanden!

Ist's Kreuz auch schwer,
Was willst du mehr?
All' Söhne es empfanden;
Doch das giebt Rast
In Kreuzeslast:
Der Herr ist auferstanden!

Was weinst du nun?
Wie gut ist ruh'n
Selbst in des Todes Banden
Der Höllenpfort' —
Mit diesem Wort:
Der Herr ist auferstanden!

Er lebt! Er lebt! und du sollst mit ihm leben,
Mit Sieg gekrönt in seinem Ehrenreich,
Vor seinem Thron in ew'ger Freude schweben,
Verklärten Leibs, der seinem Leibe gleich.

Er triumphiert und du sollst triumphieren
Und unter Füßen treten deinen Tod
Und mit den sel'gen Schaaren jubilieren,
Auf ewig frei von aller Erdennoth.

O, laß doch nicht allein die Engel singen
Und nicht allein ihr Lob dem Herrn erklingen,
Der heute im Triumph aus deinem Grabe zieht;
Nein, sing' auch du an diesem Ostermorgen,
Sing' fröhlich, selig, ohne Furcht und Sorgen,
Sing' freudevoll dein brünstig Dankeslied:

Hallelujah! Lob, Preis und Dank
Sei meinem Heil mein Leben lang
Aus Herzensgrund gesungen,
Daß er für mich hat meinen Tod,
Mein Grab und meine Höllennoth
So herrlich heut' bezwungen!
Selig, fröhlich
Will ich singen,
Dank ihm bringen,
Bis ich droben
Ihn ohn' Ende werde loben.

Das erste Gebet.

Sanft steigt die Nacht am blauen Himmelszelt
Und hüllt in Träume ein die laute Welt.

Der Vöglein Sang verstummt, der Blumen Duft
Schließt still sich ein in seines Kelches Gruft.

Das Büblein, das den frohen Tag verspielt,
Der Augen Drang zum sanften Schlummer fühlt;

Es schickt sich an zur stillen nächt'gen Ruh',
Zieht aus das Kleid, stellt weg den kleinen Schuh.

Doch eh' es sich in's kleine Bettchen legt,
Noch einen Wunsch die fromme Seele hegt:

Das Sprüchlein, das die Mutter ihm gelallt,
Durch Gottes Geist im Herzen wiederhallt.

Es eilet hin zum trauten Mütterlein,
Kniet nieder, faltet schnell die Händchen fein,

Zur Mutter hebt's der Aeuglein helles Licht,
Das Mündchen dann in frommer Andacht spricht:

„Christi Blut, Gerechtigkeit,
Das is mein Muk und Ehrenkeit,
Damit will ich vor Gott beteen,
Wenn ich in 'Immel werd' einteen."

Die Mutter hebt's empor mit sel'ger Lust
Und drückt's entzückt an ihre treue Brust,

Und heiß und brünstig ihre Seele fleht:
„O Herr, erhalte ihm das erst' Gebet!"

Gottlieb C. Berkemeier.

Geboren 1855 in Pittsburg, Pa., studierte er in Thiel College, Pa., und nachher in Erlangen und Leipzig Theologie, war von 1878 bis 1885 lutherischer Pastor in Poughkeepsie, N. Y., und zugleich Professor der Sprachen an dortigen höheren Lehranstalten, und ist seit 1885 Direktor der Wartburg Orphan's Farm School bei Mount Vernon, New York.

F. W. A. Liefeld.

Geboren am 14. März 1831 zu Ludwigsfelde, Provinz Brandenburg, Preußen, trat er nach einer vierjährigen Dienstzeit in einem schwarzen Husaren-Regiment in's Hermansburger Missionshaus, studierte dort Theologie, ging 1861 als Missionar nach Afrika und kam 1866 nach den Ver. Staaten, wo er als lutherischer Pastor mehrere Gemeinden bediente. Gegenwärtig steht er in Lynnville, Indiana.

„Erinnerungen aus der Südafrikanischen Mission", Columbus, Ohio, 1891. „Erntekranz", gewunden aus den Evangelien-Perikopen des Kirchenjahres, Milwaukee 1881.

Carl H. Rohe.

Geboren am 20. Mai 1846 in Syracuse, N. Y., kam er als Knabe mit seinen Eltern nach Crete, Illinois, wo er bei der Feldarbeit half, ging dann in seinem 15ten Jahre auf's Gymnasium zu Fort Wayne, Indiana, studierte in St. Louis Theologie, war von 1878 lutherischer Pastor in Joliet, Ill., und dann in Detroit, Mich., welch letztere Stelle er jedoch wegen gebrochener Gesundheit aufgeben mußte, reiste dann nach Deutschland, kehrte völlig wiederhergestellt zurück und ist jetzt Pastor zu Columbus, Ohio, woselbst er auch die „Lutherische Kirchenzeitung" redigiert.

„Morgenglocken", Gedichte, Columbus 1888. „Das Lied vom Hus", in sieben Gesängen, Columbus 1884. „Thamar oder die Zerstörung Jerusalems", eine Erzählung, Columbus 1888. „Fluthen und Flammen", eine Erzählung aus dem Conemaugh-Thale, 1890. „Ebenezer", eine geschichtliche Erzählung, 1891.

J. H. Stepler.

Am 15. Oktober 1841 in Maar bei Lauterbach, Oberhessen, geboren, wanderte er 1856 nach den Ver. Staaten aus, studierte in Tiffin, Ohio, Theologie, bediente mehrere deutsche reformierte Gemeinden als Pastor und ist gegenwärtig in Cleveland, Ohio.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", ein Thier-Gedicht, Cleveland, O., 1878.

Ferdinand Schreiber.

Am 16. Dezember 1831 zu Warburg in Westfalen geboren, studierte er dort und zu Paderborn Theologie, kam 1856 nach St. Louis, vollendete seine Studien und wurde 1858 zum Priester geweiht. Er bedient jetzt eine deutsch-katholische Gemeinde zu Havana, Mason County, Ill.

„Leben des heiligen Liborius"; „Lieder für Kinder"; „Klänge aus Rom"; „Amanda", ein Epos, 2. Auflage, St. Louis 1881. „Poems", 2. Auflage, Milwaukee 1888.

Die Liebe.

Mächtig schuf der Herr die Liebe,
Daß in ihren reinen Trieben
Frisch das Herz und kräftig bleibe
Und zu holden Blüthen treibe,
Wenn im wirren Weltgetriebe
Leiden sich auf Lasten schieben.
Was sollen der Liebe
Holdselige Triebe?
Das Ebenbild und Urbild so vereinen,
Daß nur ein Wille wonnig sich gestaltet,
Der schnell in Thaten seine Kraft entfaltet,
Die, Sternen gleich, der Welt als Leuchte scheinen.

Tag auf Tag und Stund' auf Stunde
Fliehen fort in schnellem Fluge;
Arbeit folgt auf Müh' und Plage,
Leid auf Glück mit einem Schlage,
Und die Liebe folgt dem Zuge,
Heilend jede Herzenswunde.
Was wollen der Liebe
Erquickende Triebe?
Das Herz veredeln und den Geist erheben,
Damit er, auf der Tugend hohen Stufen,
Die ew'ge Wonne in's Gedächtniß rufen,
Des Himmels Lust kann schenken diesem Leben.

Laut durchkreuzen sich Gedanken
Und ermatten das Gedächtniß,
Pläne wecken Pläne wieder,
Der Entschluß schwankt auf und nieder;
Doch der Liebe süß Vermächtniß
Sucht um Wahrheit sich zu ranken.
Was müssen der Liebe
Durchdringende Triebe?
Zum Guten, Wahren, Schönen uns beseelen
Und vor Verderben und vor Schande warnen,
Wenn Arglist und Versuchung uns umgarnen
Und Trug und Blindheit die Gefahr verhehlen.

Herz und Seele leben, weben,
Wie die Wurzeln mit dem Baume:
In des Einen frische Säfte
Drängen sich der Andern Kräfte.
Was die Liebe will erheben,
Blüht ihr auch im Zeitenraume.
Was können der Liebe
Entzündende Triebe?
Die Erde in ein Paradies verwandeln,
In dem die Freuden alle Leiden heilen,
Weil Mitleid, Freundschaft und Verstand sie theilen,
Und Lust und Eifer treibt zum festen Handeln.

Von den Reizen der Gefühle
Fängt das Blut an, rasch zu wallen,
Und Vernunft und Wille schwinden,
Wenn sie Leidenschaften binden.
In der Liebe freiem Spiele
Hüte dich, dir zu gefallen.
Was dürfen der Liebe
Verfängliche Triebe?
In des Gesetzes Schranken sich bewegend,
Gemüth und Sinn der Phantasie entzügeln
Und mit der Inbrunst heil'gen Kraft besiegeln,
Zu Gottesfurcht und Edelmuth anregend.

Hoch im lichten Aetherscheine
Strahlt die Lieb' in voller Klarheit
In der Sel'gen hehren Reigen,
Wo die Engel tief sich neigen
Vor dem Urquell reiner Wahrheit
Und ihm jubeln im Vereine.
Was möchten der Liebe
Beglückende Triebe?
Hinauf zum hohen Himmelssaal geleiten,
Wo Ambraduft und Frühlingswonnen wehen
Und Alle sich in Fried' und Lust ergehen,
Wo Strahlen ew'ger Glorie sie begleiten.

Frühlingslust.

Wie sollt' ich nicht singen, es ist ja so schön
In Feldern und Wäldern, auf Hügeln und Höh'n,
All überall Freude und überall Lust,
Hoch wallet im Schau'n mir die trunkene Brust.

Der Schmelz der Gewächse, der liebliche Duft
Aus Gärten und Wiesen, das Säuseln der Luft,
Die Wonne des Tages, die Lieder am Bach,
Sie rufen im Herzen Gesänge mir wach.

Wer faßt das Geheimniß, warum uns die Welt
Im prächtigen Schmucke so innig gefällt,
Und wie die Natur aus des Menschen Gemüth
Die Blumen der Freude so wunderbar zieht?

O Alles vereint sich zu preisen die Macht,
Die es aus dem Nichts in das Dasein gebracht.
Ich freu' mich und singe mein harmloses Lied
Im Glanze der Sonne mit frohem Gemüth.

Auch mich hat der Herr in Liebe gemacht,
Mit Allem, was herrlich, so reichlich bedacht;
Drum klingt mir im Busen das dankbare Herz
Und schwingt sich in Jubel himmelwärts.

Wilhelm Färber.

Geboren zu Sonneborn bei Elberfeld am 16. Juli 1841, absolvierte er das Gymnasium und die theologische Fakultät zu Paderborn, kam anfangs 1865 nach den Ver. Staaten und ist seit 25 Jahren Pfarrer an der ältesten deutsch-katholischen Kirche, der Marien-Kirche, zu St. Louis.

Er schrieb über zwanzig größere und kleinere Werke religiösen Inhaltes. „Herbstblumen", Gedichte, St. Louis 1890.

Die Muttersprache.

Du schöne deutsche Sprache, du,
Die mich zuerst die Mutter lehrte,
In der zuerst ich Gott verehrte —
Mir sagt so keine andre zu,
Als du allein! Nur du! nur du!

Wie müßte sich die Mutter grämen,
Die deutsche Sprache lieb und rein!
Wollt' ich mich ihrer Sprache schämen —
Das kann nicht sein und soll nicht sein!

Wie sich die Zukunft auch gestalte,
Die Muttersprache obenan!
Die Sprache, die zuerst ich lallte,
Sagt, ob ich die vergessen kann!

Ja, wenn ich deiner wollt' vergessen,
Als wär' ich dann von beff'rem Holz,
Dann wär' ich mehr wohl, als vermessen,
Dann wär' ich mehr als dumm und stolz!

Franzosen, Chippewas und Kelten —
Die haben ihre Sprache lieb;
Man soll mich einen Feigling schelten,
Wenn ich nicht treu der deutschen blieb!

Die Sprache soll mir keiner rauben!
Ich schätze sie, wie sich's gebührt.
Der rüttelt mir an meinem Glauben,
Der mir an meiner Sprache rührt.

Sind beide doch mit tausend Fäden
Verschlungen auf der Seele Grund:
Ich muß mit Gott — Gott mit mir reden,
Wie lehrte mich der Mutter Mund.

Du schöne deutsche Sprache, du,
Die mich zuerst die Mutter lehrte,
In der zuerst ich Gott verehrte —
Mir sagt so keine andre zu,
Als du allein! Nur du! nur du!

Eugen Funcken.

Geboren am 28. November 1831 zu Wankum in der Rheinprovinz, erhielt er eine treffliche humanistische Bildung, wanderte 1852 durch Belgien und Frankreich nach Rom, schloß sich dort der „Priestercongregation von der Auferstehung" an, studierte dann Philosophie und Theologie, erhielt 1857 die priesterlichen Weihen und wurde als Missionar nach Canada gesandt. Seit 1862 apostolischer Missionar und Provinzial für Amerika, besuchte er wiederholt in Ordensangelegenheiten Europa, gründete 1864 in St. Agatha, Ontario, in Canada, das große deutsche Waisenhaus und stand demselben bis zu seinem, im Jahre 1889 erfolgten Tode vor.

„Gedichte", New York 1868. „Bernhard von Menthon", Schauspiel für die Jugend, 1870. „Frau Agnes", Schauspiel für die Jugend. „Immanuel", Gedichte, noch ungedruckt.

Ferdinand Hundt.

Geboren den 7. Januar 1835 in Attendorn, Westfalen, kam er 1859 nach den Ver. Staaten, studierte Philosophie und Theologie in Milwaukee u. a. O., wurde 1863 zum Priester geweiht, und lebt als solcher in Richmond, Indiana.

„Maienlieder", New York und Cincinnati 1867. „Dem heiligen Vater", Richmond 1871. „Ein Lied vom Herzen Jesu", Cincinnati 1874. „Elegie an der Bahre Garzia Moreno's, Präsident der Republik Ecuador", Cincinnati 1875. „Der heilige Jopseph", ein Gedicht in sieben Gesängen, Cincinnati 1877.

Gieb mir den Herbst Amerika's!

Gieb mir den Herbst Amerika's und nimm die andern Zeiten!
Schön ist Natur im Sterben hier, wer wollte dies bestreiten;
Indeß das bunte Kleid der Flur zerreißt in tausend Fetzen,
Will mit dem schönsten Prachtgewand der Himmel uns ergötzen.

Gleich einem Kaiser-Mantel glänzt des Himmels lichte Bläue,
Die Farbe heil'gen Glaubens ist's, die Farbe ew'ger Treue;
Der Sonne Riesen-Diamant strahlt auf dem Himmels-Kleide
In lichter und doch milder Pracht, gleich einem Aug' voll Freude.

Nun hab' ich mein ermattet Haupt erfrischt vom dürren Boden,
Und Herz und Lungen stärket mir des Herbst's gesunder Odem,
Mir ist's, als ström' auf mich herab ein Thau von reinem Lichte,
Mein geist'ger Blick eröffnet sich prophetischem Gesichte.

Der Zeiten Ernte ist vollbracht, gefüllt die Scheuern stehen,
Und nur die Aehrenleserin sieht man durch's Feld noch gehen;
Gesammelt ist die reife Saat, das Unkraut nur blieb liegen,
Das Gute soll zu guter Letzt das Böse noch besiegen.

Dem kurzen, schönen Spätherbst gleich, erfreut noch einst hienieden
Die Menschheit, eh' zur Ruh' sie geht, ein Stündlein voller Frieden;
Es ruht das Schwert, die Klage schweigt, Ein Hirt und Eine Herde;
Und noch einmal der Himmel lacht, eh' ganz erstirbt die Erde.

Gieb mir den Herbst Amerika's und nimm die andern Zeiten!
Schön ist Natur im Sterben hier, wer wollte dies bestreiten;
Vielleicht gab dieser neuen Welt der Herr die Gnadenspende,
Daß mit dem Spätherbst aller Zeit ihr Frühlingstag sich ende.

M. J. Joerger.

Geboren am 12. Oktober 1842 zu Willburgstetten, Baiern, kam er in seinem 11ten Jahre nach Amerika, studierte in Baltimore und Milwaukee Theologie, wurde 1865 zum Priester geweiht, erhielt 1871 den theologischen Doktorgrad und ist seit 1875 Pfarrer zu Jefferson, Wisconsin. Viele seiner poetischen Arbeiten erschienen unter dem Pseudonym „Socius Fidelis".

„Waldveilchen", Gedichte, Baltimore 1872. „Das Leben des heiligen Vaters", 1887.

Alexander Berghold.

Geboren am 14. Oktober 1838 zu St. Margarethen in Steiermark, studierte er Theologie an der katholischen Universität Graz, ging 1864 mit einem Indianer-Missionar nach den Ver. Staaten, vollendete in St. Paul, Minn., seine theologischen Studien, war dann Pfarrer in Belle Plaine bis 1868, in welchem Jahre er eine Reise nach Europa machte, und gründete 1869 in New Ulm, Minn., eine katholische Gemeinde, welche er viele Jahre bediente, nebenbei eine von ihm gegründete Akademie leitend. Gegenwärtig hält er sich in St. Paul auf.

„Prairie-Rosen", Gedichte und Prosa, New Ulm, Minn., 1880. „Indianer-Rache" oder die Schreckenstage von New Ulm, 2. Auflage, Graz 1892.

Heinrich Meißner.

Am 3. Dezember 1842 zu Münster, Westfalen, geboren, besuchte er das Gymnasium daselbst und dann die Akademie, wo er Philosophie und Theologie studierte, kam 1866 nach den Ver. Staaten, wurde zum Priester geweiht und verwaltete deutsch-katholische Gemeinden zu Goshen und Crown Point, Indiana. Gegenwärtig bedient er eine solche zu Peru, Illinois.

„Plattdeutsche Knebbeln", 1884. „Orgeltöne", Gedichte, Bocholt 1887.

Minna Kleeberg.

Frau Kleeberg, geb. Cohen, wurde am 21. Juli 1844 zu Elmshorn in Schleswig-Holstein als Tochter eines Arztes geboren und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem sie einige Jahre an der Seite ihres Gatten, des Predigers Dr. Kleeberg, zu Elberfeld gelebt hatte, folgte sie ihm im Jahre 1866 nach Louisville, Kentucky, wohin er einen Ruf als Rabbiner erhalten hatte. Im Jahre 1878 siedelte sie mit ihm nach New Haven, Conn., über und starb daselbst nach schweren Leiden am 31. Dezember 1878.

„Gedichte", Louisville 1877.

Dir geheiligt.

„O sei mir geheiligt!" so klang dein Wort
In der Trauung geweihter Stunde.
Nun bin ich geheiligt dir fort und fort
Dein eigen im heiligsten Bunde.

Die Augen sind dein, geheiligt dir —
O daß ihre Demuth es künde! —
Es deckt sie der Wimper keusches Visir
Vor dem flammenden Blicke der Sünde.

Dein ist die Hand, die des Ringes Schmuck,
Deine liebliche Kette, will hegen;
Sie schlingt nur für dich sich zum Händedruck,
Sie wirkt und sie schafft dir zum Segen.

Die Lippe ist dein, ihr Wort ist dein
In der Liebe heißem Ergusse;
Die Lippe soll dir geheiligt sein
Zu der Liebe innigem Kusse.

Und dir geheiligt sind Geist und Herz —
Meiner Träume Gestalten verwehten.
Für dich will ich leben in Lust und Schmerz,
Für dich will ich denken und beten.

„O sei mir geheiligt!" so klang dein Wort
In der Trauung geweihter Stunde.
Nun bin ich geheiligt dir fort und fort,
Dein eigen im heiligsten Bunde.

Der erste Gang zur Schule.

Mein Kind, vorbei ist Traum und Nacht,
Die helle Morgensonne lacht;
Nun wird mein lieb' Blauäugelein
Kein Kind mehr, nein — ein Schulkind sein.
Geschwind den Ranzen von der Wand,
Dich führt der Mutter Liebeshand.

Nun laß des Gärtchens Blumenflor
Und dieses Haus, dir Welt zuvor;
Laß erster Spiele Traumesnacht —
Das Frühroth sinkt, der Tag erwacht.
Und Haus und Feld und Sonnenschein
Wird bald erst recht dein eigen sein.

Du hast gehört vom Wunderbaum
In jenes Edens Blüthentraum;
So schließt auch deine Edensnacht,
Und der Erkenntniß Glück erwacht.
Dem Kinde ist der Schule Raum
Ein ewiger Erkenntnißbaum.

Bald wird mein Liebling nun verstehn,
Warum am Himmel Sterne gehn.
Du wirst verstehn der Sonne Pracht,
Den Mond verstehn in stiller Nacht,
Und Blüthenschmelz und Sturmesgraus
Und all dein Glück im Vaterhaus.

Und was dir heute Wunder heißt,
Das soll erkennen einst dein Geist!
So will ich dich der Zukunft weihn
Und ihrer Arbeit Priesterreih'n!
Und leise schließt die Schulthür sich —
Mein theures Kind, Gott segne dich!

Ein Lied vom Sturm.

Sei gegrüßt und gepriesen, mein Liebling du,
Der du grollst ob der Erde üppiger Ruh'!
Um des Elends Dach, um der Hofburg Thurm
Braust der Menschheit Meister, der Sturm, der Sturm!
Land und Woge umgürtet mit Zauberbann
Des Erdreichs Gebieter, des Weltmeers Tyrann;
Er tobt durch die Lüfte, er wirbelt im Laub,
Und die Wolke weicht, und es stirbt der Staub.

Schon dem Kinde, o Sturm, war lieb und vertraut
Deine wilde Gewalt und dein klagender Laut.
Trage mich, Sturm, über Zeit und Raum
Heim, wieder heim zu der Kindheit Traum.
Du trägst mich zurück in mein Heimathland,
Zu Nordalbingiens Meeresstrand —
Meiner Heimath Genoß, was dein Hauch mir beschied,
Das stürme hinaus als des Sturmwinds Lied.

Wie der Sonne Gluth durch den Luftkreis dringt,
Die nur Glück verheißt, und das Glück nie bringt!
In träger Ruhe träumt Baum und Blatt,
Und Mensch und Pflanze sind welk und matt.
Da braust um den Erdball mit Gotteskraft
Des Sturmwinds läuternde Leidenschaft;
Und die Schlaffheit flieht, und die That ersteht —
Sei gepriesen, o Sturm, du mein wilder Poet!

Der Naturgewalten Titanenkampf
Hat gelöst der Sturm, der entfesselt den Dampf.
Nicht die Kohle gewordene Sonnenmacht,
Der Sturm, nur der Sturm hat die Gluth entfacht,
Der auf Eisenschienen als Zaubergeist
In des Dampfes Wolke die Welt umkreist!
Der Sturm bleibt die Urkraft im wankenden All,
Er zerschmettert den letzten Erdenball.

Auch im Menschengeiste wirkt räthselhaft
Wunder auf Wunder des Sturmes Kraft,
Wo ein starker Muth sich dem Trug der Welt,
Ein Orkan dem Weltmeer, entgegenstellt. —
Des Gedankens Wucht in des Forschers Hirn,
Und was glühend pocht an des Dichters Stirn,
Jede That, die groß, jeder Kampf, der rein —
Das ist heiliger Sturm tief im Menschensein!

Brause, du Sturm, über Berg und Schlucht
Und des Meeres zackige Felsenbucht!
Brause, du Sturm, über Wald und Au,
Mach' die Eichen stark und die Lüfte blau!
Brause durch Lüge und Heuchelei,
Mach' die Seelen rein und die Geister frei!
Heiliger Sturm, wir sind kampfbereit —
Weck' deine Boten und läutre die Zeit!

Zweifel.

Auch du, mein Kind! — Acht Jahre kaum,
Und schon erwacht vom Blüthentraum!
Das blaue Auge träumt und sinnt,
Des Denkens banger Ernst beginnt,
Und von der Lippe bebt ein Ruf,
Die Frage leis': wer Gott erschuf.

Auf dieser einen Frage Spur
Zog aller Weisen Weisheit nur,
Und endlos sucht ein Geisterbund
Des Stoffes Kraft, des Weltalls Grund.
Der Anfang schloß sein Räthsel zu;
Die Menschheit pocht — mein Kind, auch du!

Dein Zweifel stimmt mich trüb' und weich,
Dein Drang nach Freiheit stolz zugleich.
Du wirst nicht ziehn in Nacht und Wahn
Des Glaubens finstre Sclavenbahn.
Stets ruft das Licht sich Kämpfer wach —
Der Zweifel giebt den Ritterschlag!

Bevor der Mensch geboren noch,
Steht ihm bereit ein Glaubensjoch.
Des Ganges' letzter Kastengeist
Ist das Gespenst, das „Glaube" heißt.
Aus seiner Ketten enger Haft
Löst zweifelnd sich die Geisteskraft.

Der Väter Satzung folgt der Knecht;
Die Freiheit ist des Denkers Recht!
Der Zweifel ist ein Gott des Lichts,
Der neu erschafft die Welt aus Nichts!
Und Throne stürzt und Dome bricht
Des Zweifels nahes Weltgericht!

Mein kleiner Sohn.

Dein Köpfchen, das lockenreiche,
Schmiegt sich an meine Brust,
Und ich küsse die Lippe, die weiche,
Und das Auge voll strahlender Lust.
Doch die Sorge flüstert mit bangem Ton:
Du liebst viel zu heiß deinen kleinen Sohn.

Kalt ist und rauh das Leben —
Ernst nur und Strenge macht stark;
Stähle des Knaben Streben
Und des Geistes Sehnen und Mark.
Nicht das weiche Wort, nicht der milde Blick
Führt den Mann zum Kampf mit der Welt Geschick.

Kalt ist und rauh das Leben —
Um so mehr in der Tage Qual
Muß ein Erinnern schweben
Von der Liebe Ideal.
Wen die Mutter einst liebte, so voll, so warm,
Nie wird die Seele ihm öde und arm.

Durch selbstloser Liebe Spende
Entfacht nur die Mutter im Sohn
Die heiligen Fackelbrände,
Die der Menschheit Altäre umloh'n.
Im Sohn wird der Mutter Liebesgluth
Eine Oriflamme für Opfermuth!

Mein Sohn: so wisse, so fühle,
Wie heiß deine Mutter dich liebt;
Und ob auch im Weltgewühle
Der sonnige Traum zerstiebt —
Du bringst solcher Liebe Vermächtniß dar
Dereinst auf der Menschheit Hochaltar!

O, halte fest an deinen Idealen!

O, halte fest an deinen Idealen,
So lang der Jugend Zauber dich umstrickt,
Und solltest du mit Kummer auch bezahlen
Den kurzen Traum, der deine Seele schmückt.
Es ist so süß, das Leben sich zu malen
Poetisch hold, wie es das Herz beglückt —
O, halte fest an deinen Idealen,
So lang' der Jugend Zauber dich umstrickt!

Noch ist es Zeit, zu träumen und zu hoffen —
O glaube fest, dein Ideal zu schau'n!
Die ganze Welt steht deinen Träumen offen,
Und Gott im Himmel lohnet das Vertrau'n.
Und hat ein Leid dein junges Herz getroffen,
Ein Winterschnee die hellen Lenzesau'n,
Noch hast du Zeit, zu träumen und zu hoffen,
O glaube fest, dein Ideal zu schau'n!

Das Leben braust, und seine Wellen schäumen —
O, harre aus! Das Glück ist mehr als Traum!
Ob dann die Wogen branden und sich bäumen,
Du siehst nur Perlen hell im Wellenschaum.
Wie ist das Herz so reich im süßen Träumen!
Das höchste Glück beengt den kleinen Raum —
Das Leben braust, und seine Wellen schäumen,
O, halte fest an deines Glückes Traum!

Marie Raible.

Frau Marie Raible, geb. Kraus, ist die Tochter des ehemaligen Pfarrers Kraus in Unter-Insingen bei Tübingen in Württemberg; sie war erst an den Doktor Fritz in St. Louis verheirathet, welcher vor einigen Jahren starb. Jetzt ist sie die Gattin eines Kaufmannes in Alton, Illinois.

Deutsch-Amerika.

Es ist ein eigen Thun und Lassen,
Das unsre Seele tief bewegt,
Wenn sie zwei Welten muß umfassen,
Vereint als Heimath in sich trägt;
Es ist ein rechtes Doppelleben,
Ob leicht das Herz sei, oder schwer,
Gedanken mannigfaltig schweben
Und ziehen über Land und Meer.

Hier in dem laut bewegten Treiben
Wird jedem Streben freier Raum,
Da kann kein Ruheort wohl bleiben
Für einen stillen Lebenstraum;
Hier ist der Ort für Kraft und Wille,
Der Schauplatz schneller Zeit und That,
Doch fällt dazwischen in der Stille
Manch gutes Korn der deutschen Saat.

Das Selbstgefühl braucht nicht zu wanken,
Wenn es die deutsche Heimath sucht,
Dort keimten oftmals die Gedanken,
Die hier gereift zu goldner Frucht.
Bei manchem staunenswerthen Werke,
Das hier des Strebens Ruhm vermehrt,
Hat sich des deutschen Geistes Stärke,
Hat sich der deutsche Arm bewährt!

Und wenn wir dankbar auch ermessen,
Was uns das neue Heim beschied,
So können wir doch nie vergessen
Der alten Heimath Wort und Lied.
Sorgt, daß in's Kinderherz man streue
Der Dichtung Gold, der Wahrheit Erz,
Die Welt, die alte und die neue,
Bedarf ja dessen allerwärts.

Wir legen freudig unsre Hände
In unsrer Heimath Doppelband,
Und hin und her sei ohne Ende
Ein treugemeinter Gruß gesandt.
Wenn stolz auf neuen Glanz wir blicken,
Der auf das Sternenbanner fällt,
So baut das Herz oft goldne Brücken
Hinüber in die alte Welt.

Was würde meine Mutter sagen!

Wem eine Mutter ward zu Theil,
Treu, gut in allen Lebenslagen,
Dem sei das Wort zu Rath und Heil:
„Was würde meine Mutter sagen!"

Schon dort, in der Gespielen Chor,
Will Jugendlust zu weit sich wagen,
So steht der kleine Spruch davor:
„Was würde meine Mutter sagen!"

Und gehst du von der Heimath fort,
Stehst du allein vor ernsten Fragen,
Du kennst den Rath, sprichst du das Wort:
„Was würde meine Mutter sagen!"

Du kannst dich weit verirren nicht,
Gehst auf den falschen Weg mit Zagen,
Wenn es noch leise in dir spricht:
„Was würde meine Mutter sagen!"

Und ruht sie schon auf Friedhofs Grund,
Sie ist dir nah in allen Tagen, —
Führ'st du das gute Wort im Mund:
„Was würde meine Mutter sagen!"

Judenhaß.

Du großes Volk, bist nicht verloren,
Das einst das „Auserwählte" war,
Zum Untergang ist nicht geboren,
Was herzensfrisch und geistesklar.

Ein Volk, das sich durch alle Leiden
Im Kampf des Lebens stets hält wach,
Ein Volk, wo sich zu allen Zeiten
Die Geistesgröße Bahn stets brach;

Wo eines Moses zehn Gebote
Als edelstes Gesetz man preist,
Der Weltgeschichte großer Bote
Die Seinen noch mit Manna speist!

Hört nicht im Geist ihr David's Flehen,
Der Harfe traurigen Accord?
„Warum läßt du uns traurig gehen,
Wenn uns der Feind so dränget fort!"

Nathan soll in die Seelen schreiben
Von den „drei Ringen" weise, klar:
„Der Ring wird uns der echte bleiben,
Der aus des Vaters Erbe war!"

Wird es nicht endlich helle tagen
In Judenhasses dunklem Schacht, —
Ein Mosesstab soll mächtig schlagen
In deiner Feinde Geistesnacht.

Bella Fiebing.

Bella Fiebing, geb. Dyckhoff, geboren am 9. März 1823 auf Warmenau bei St. Annen in Hannover, siedelte 1850 nach den Ver. Staaten über und lebte als Gattin des Friedensrichters Otto Fiebing in Milwaukee. Sie war lange Jahre poetische Mitarbeiterin des New Yorker „Belletristischen Journals" und starb am 2. April 1878.

Der Friedhof.

Gegrüßt sei, o schatt'ger stiller Hain,
Wo Nachtigallen Schmerzenslieder schlagen,
Wo Geister seufzend in die Tiefen klagen,
Die Weide trauernd hängt am Marmorstein —
Leis' tritt dort ein!

Der Hof des Friedens, Land der stillen Ruh'!
Wenn lang genug das Menschenherz gelitten,
Wenn es mit Stürmen aller Art gestritten,
Trägt man es deinen grünnen Matten zu —
Dort ist die Ruh!

Dort liegt so manches wildbewegte Herz!
Dort schläft der Wunsch, und ach, so manche Klage,
So manches Aug', das einst sah schön're Tage,
So mancher Mund umspielt von heiterm Scherz,
Manch herber Schmerz!

So manche Hoffnung sank in's frühe Grab!
Und Blumen nun entsprießen jenem Hügel,
Es drückt der Tod sein unerbittlich Siegel
So Manchem auf, den Seligkeit umgab—
Er mußt' hinab!

Dort ruht die Freude, dort auch schläft das Weh,
So manche Lippen ruhen dort geschlossen,
Die nie ein Strahl des Glückes hat umflossen,
Sie sehnten sich aus bitterm Erdenweh
Zur Himmelshöh'!

Dort liegt die Braut, frisch in der Jugend Glanz,
Wollt' eben sie zum Tranaltare treten,
Da naht der Todesengel ungebeten
Und reicht statt Myrten ihr den Todtenkranz,
Im Silberglanz!

So manches Kind schläft dort in dunkler Nacht,
Das stolz die Mutter auf dem Arm geschaukelt,
Das Lieb' und Freud' nur lächelnd hat umgaukelt,
Das kosend nur umgab des Glückes Pracht!
Es schlummert sacht!

So manch ein Herz schläft in dem ew'gen Raum!
Dort schlummern Eltern, Schwestern, Freunde, Brüder,
So manche Thräne rieselt dort hernieder,
Begraben liegt wohl mancher schöne Traum
Im engen Raum!

O Hof des Friedens! Manch ein ernster Chor
Zieht stumm hinaus zu deinen grünen Matten,
Zu deinen Gräbern, deinen kühlen Schatten
Blickt manch ein Aug' verhüllt von Trauerflor.
O sieh empor!

Das dunkle Grab hält deinen Liebling nicht!
Es schwebt der Geist hinauf in blaue Fernen,
Hinauf, hinaus zu Milliarden Sternen,
Wo Alles Duft und Glanz und Gluth und Licht!
Verzage nicht!

Des blinden Mädchens Klage.

Ich weine nicht, weil mir verhüllet
Des Lenzes Grün, der Blumen Pracht,
Weil nie mein Aug' die Welt erblicket,
Die Andern hell entgegenlacht!
Ich klage nicht, daß mir verborgen
Der Schönheit Strahl, der Sonne Licht,
Daß aller Glanz der schönen Erde,
Mir dunkel nur — das ist es nicht!

Nicht, daß der hohen Berge Gipfel,
Des wilden Ozeans weißer Schaum,
Des Meeres sturmgepeitschte Wogen
Dem blinden Mädchen nur ein Traum;
Daß jener sternbesäte Himmel,
Des Mondes leuchtendes Gesicht,
Des Regenbogens bunte Farben
Mir dunkel nur — das ist es nicht!

Man sagt mir, daß die schönsten Blumen,
Die je im Sonnenglanz erglüht,
Nicht **die** sind, deren duft'ger Odem
Mich nieder zu den Blüthen zieht;
Und jener Vogel in dem Walde,
Der jubelnd in den Zweigen sitzt,
Ist nicht **der**, deß bunt Gefieder
In wunderbaren Farben blitzt.

Mein kleiner Bruder führt mich sorgend
An sichrer Hand auf's Feld hinaus,
Und jene blauen, duft'gen Veilchen,
Die windet er zum schönsten Strauß.
Und heimgekehret, auf der Schwelle,
Fühl' ich der Mutter Liebe schon,
Es athmet Lieb' in ihrer Nähe
Aus jedem Worte, jedem Ton!

Wenn mich des Vaters Arm umschlinget
Und fest an seine Brust mich zieht,
Mein Liebstes mich auf Erden nennet,
Was ist's, das dann das Herz durchglüht? —
O, könnt' ich einmal dann zersprengen
Der blinden Augen düstre Nacht
Und jubelnd all die Liebe sehen,
Die glücklich mich und — traurig macht!

Marianne Kühnhold.

Wahrscheinlich Pseudonym für eine Dichterin, deren Namen wir nicht in Erfahrung bringen konnten. Sie soll erst in Newark, New Jersey, gelebt haben, dann aber nach dem Westen gezogen sein.

„Harmonien", Gedichte von Marianne Kühnhold, New York 1869.

Pauline Widenmann.

Frau Pauline Widenmann, geb. Gärttner, wurde am 29. März 1829 auf der Solitude bei Stuttgart geboren und erhielt eine vortreffliche Erziehung. In ihrem zwanzigsten Jahre kam sie nach Philadelphia, wo sie ihren Gatten August Widenmann kennen lernte, mit welchem sie 1851 nach Ann Arbor, Michigan, übersiedelte. Daselbst lebt sie heute noch. Neben zahlreichen

Gedichten, welche zum Theil auch in deutschländischen Zeitungen erschienen, schrieb sie viele Artikel „zur Hebung der Stellung der Frau, freilich nicht für den Stimmkasten oder öffentliche Aemter, sondern zu dem schöneren Beruf als Mutter und Erzieherin kommender Geschlechter".

„Lieder und Gedichte", nebst einer Abhandlung über „Deutsches Familienleben in Amerika", Allentown, Pa., 1892.

Der Beruf des Weibes.

Es bauen zarte Frauenhände
Uns nun und nimmermehr ein Haus;
Und wenn sie's thäten, ob es stände,
Die Stürme hielt' es doch nicht aus;
Zum Staaten- und zum Häuserbauen
Braucht's stärk're Hände als der Frauen.

Doch, wo sie über eine Schwelle
Mit stillem Geiste freundlich tritt,
Da bringt sie auch gleich auf die Stelle
Material zum Bauen mit.
Nimmt sie die Kraft dazu von oben,
So wird das Werk den Meister loben.

Erst fügt sie stark und fest zusammen
Des Glaubens Steine zum Altar,
Dort zündet sie der Liebe Flammen
Und läßt sie brennen hell und klar;
Der Opferflammen süße Düfte,
Sie steigen auf durch reine Lüfte.

Der Demuth Kinder sind's, Gebete,
Die steigen auf zu Gottes Thron,
Damit er helfe, schütze, rette,
Wenn Sturm und Wellen mächtig drohn;
Der Friede Gottes steigt hernieder
Auf solch ein Haus und seine Glieder.

Aus allen Ecken blickt entgegen
Dir klarer, heller Sonnenschein;
Sogar ein warmer Thränenregen
Hilft noch zu fröhlichem Gedeihn.
Sie pflegt mit stillem, heitrem Muthe
Den Sinn für's Schöne und für's Gute.

An jedem Ort, in jedem Kreise
Füllt thätig ihren Platz sie aus,
Zerfahrenes bringt sie in's Geleise,
Stillt Schmerzen in dem Krankenhaus;
Sucht bittre Noth hier abzukürzen
Und dort die Freude mild zu würzen.

So baut die Frau, wie sich's gebühret,
In echter, reiner Weiblichkeit,
Die sich mit eitlem Tand nicht zieret,
Noch falscher Unabhängigkeit;
Sie giebt, sie liebt, sie heilet Wunden,
Und hat dabei ihr Glück gefunden.

Klar werde jeder Frauenseele,
Wozu der Vater sie erschuf:
Gehülfin soll sie sein — so wähle
Sie diesen heiligen Beruf.
In Demuth wird sie Starke führen,
Im Herrschen nur sich selbst verlieren!

Der Abend am See.

Der See ist still; auf goldnem Spiegel
Trägt er des goldnen Himmels Gluth,
Das Abendroth liegt auf dem Hügel;
Neugierig blickt er in die Fluth;
Die küßt ihn leise auf die Wangen;
Süßtrunken ruht auf ihr sein Blick:
Da ist ihm träumend aufgegangen
Ein doppelt glänzend goldnes Glück.

Doch sieh'! dort fliegt mit leichten Schlägen
Ein Boot in jenes Feuermeer;
Die Ruder sprühen Flammenregen
In leichtem Spiele um sich her;
Und eine Silberstraße ziehet
Sich hinter ihm, auf goldner Bahn.
Gehört das Boot und der d'rin fliehet
Der Erde hier, — dem Himmel an? —

Jetzt hält er still; auf Zephyrschwingen
Naht sich ein lieblicher Gesang;
Der Knabe muß von Liebe singen,
Schon pocht das Herz so sehnsuchtsbang!
Da taucht er plötzlich in die Fluthen —
Die goldnen; halten sie ihn dort?
Wie? — oder trugen Himmelsgluthen
Ihn über alle Welten fort? —

Doch nein, ein Arm, ein Nacken zeiget
Sich blendend auf der Purpurfluth,
Verklärt, ein Menschenantlitz neiget
Sich aus des Himmels lichter Gluth! —
Ha, ist's der Himmel, ist's die Erde?
Gehört der Mensch den beiden an?
Grüßt ihn bereits ein neues „Werde"?
Geht abwärts seine Sonnenbahn?

Es kehrt der Sommer immer wieder;
Das Abendroth liegt auf dem See;
Der Hügel schaut verklärt hernieder:
Das Menschenherz nur ist voll Weh!
Die Lieder, einst so froh gesungen,
In heller, reiner Jugendlust,
Wie bald, wie bald sind sie verklungen,
Kaum bleibt das Echo in der Brust.

Und doch, und doch, warum so trüben
Gedanken geben jemals Raum,
So lang' das Abendroth da drüben
Liegt — ein verklärter Jugendtraum?
Den Sonnenschein halt' fest im Leben,
Laß Sturm und Wetter weiter ziehn;
Dann wird das Abendroth umschweben
Dich — bis in's ew'ge Morgenglühn!

Fanny Gumpert.

Sie war 1809 in Bernburg, der damaligen Hauptstadt des Herzogthums Anhalt-Bernburg, geboren und entwickelte schon früh ein ziemliches Talent für die Dichtkunst. Im Jahre 1856 kam sie mit ihrem Gatten und ihren Kindern nach Philadelphia, wo sie am 10. April 1882 starb. Ihre Gedichte erschienen meist in Philadelphia'er Zeitungen.

Dorothea Böttcher.

Geboren in Schwerin, Mecklenburg, erhielt sie ihre Erziehung in Berlin und kam, früh verwaist, 1876 nach Amerika. Sie hielt sich erst in Evanston, Illinois, als Privatlehrerin auf und lebt jetzt in Chicago, wo sie Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur ertheilt und für deutsche Zeitungen Feuilletons, Gedichte und Artikel über soziale Fragen und Erzählungen schreibt. Viele ihrer Gedichte wurden komponiert von Franz Ries, Bohm, Franz Abt, Gustav Hasse u. A. Unter dem Pseudonym „D. B. Schwerin" veröffentlichte sie in der „Chicago Freien Presse" die beiden Romane: „Der Sohn des Banquiers" und „Die Erbschleicher".

Gruß an Amerika.

Amerika, o neues Heimathland!
Du Land der Freiheit, Land voll Licht und Wonne!
Sei uns gegrüßt, du gastlich holder Strand,
Sei uns gegrüßt, du goldne Freiheitssonne!

Du Rieseninsel, die sich aus dem Belt
Gezeuget in Poseidon's Riesenbette,
Erhoben, in sich selber eine Welt,
Der Menschheit schönste, letzte Zufluchtsstätte!

Was ist das Abendland, die alte Welt,
Mit dir verglichen, Königin der Erde!
Da jene langsam in sich selbst zerfällt,
Ertönet dir das schöpferische Werde!

O, gottbegnadet Land, wie reich, wie schön!
Mit deinen Seen, üppigen Prärien,
Fruchtbaren Thälern, waldumkränzten Höh'n,
Und deinen süßen Freiheits-Melodien!

Hier tönet keines Herrschers Machtgebot,
Des Namens hohler Klang gilt wahrlich wenig!
Kein Scherge stiehlt das hartverdiente Brot
Dem Armen — jeder ein geborner König!

Jungfräulich Land, das sich aus dunklem Schacht
Zum keuschen Tageslicht emporgerungen;
Aus dessen Schooß des Saamenkornes Pracht
Noch nicht zur vollen Reife durchgedrungen.

Dein glorreich Haupt, umstrahlt vom Freiheitsschein;
Die Herrscherin der Welt wirst du erstehen!
Die Zukunft wie die Gegenwart sind dein,
Und siegreich wird dein Sternenbanner wehen!

Heil dir, Columbia, herrlich, groß und kühn!
Das Auge von Millionen ruht verwundert
Auf dir, Erhabne, deren Staaten blühn,
Frei, reich und unabhängig, ein Jahrhundert.

Ziel unsrer Wünsche, aller Hoffnung Strand,
Wird hier die Noth, der Schmerz, die Sehnsucht schwinden?
Das uns verheißne, das gelobte Land —
O, Gott im Himmel, laß es hier uns finden!

Sturmlied.

Ich fahre über die Erde hin
Mit lautem Wuthgeheule!
Rauh ist mein Wesen und wild mein Sinn;
Ich treibe den Wandrer zur Eile.

Die Wolken jag' ich vor mir her,
Ich pack' das Schiff an den Raaen;
In seinen Tiefen das stolze Meer
Brüllt auf bei meinem Nahen.

Ich streif' durch der Wüste Gluthenbrand:
Es stürzen Mensch und Kameele.
Allah ist Allah! Der Wüstensand
Erstickt den Laut in der Kehle.

Drauf ras' ich über den Alpenpaß;
Durch die Gletscher pfeif' ich so gerne!
Mein Odem erstarrt, ich ergötz' mich fürbaß;
Am Himmel erfrieren die Sterne.

Der „Jungfrau" fahr' ich mit Allgewalt
Um das Riesenhaupt, das fahle.
Der Schneestern wächst zur Lawine an
Und stürzt sich donnernd zu Thale.

Ueber's Schlachtfeld hin, wo purpurroth
Des Blutes Ströme rinnen!
Gar reiche Ernte hielt heut' der Tod —
Ich trage die Seelen von hinnen.

Ich feg' um das einsame Haidehaus —
Den Raubschütz traf das Verderben.
Ich rüttle die Fenster, er hört es mit Graus,
Und kreuzt sich, und — flucht im Sterben.

Mein Sinn ist rauh, mein Herz gestählt;
Ich achte nicht Kampf noch Beschwerde,
Und hab' ich mich gar mit der Flamme vermählt,
Dann — zittre, du alte Erde.

Zuversicht.

Bettet mich sanft, wenn der Engel der Schatten
Leis mit dem Fittig die Stirne mir streift.
Brechenden Auges, nach sonnigen Matten
Sehnend der Blick in's Unendliche schweift.

Senkt nicht die Blicke, ihr trauernden Lieben,
Selig der Geist, der die Ketten zerreißt.
Hoch in den Sternen, da steht es geschrieben,
Ewiges Leben dem wandelnden Geist!

Staub sinkt zu Staube und Erde zu Erde,
Doch, aus der Tiefe, lebendig und hell,
Springt auf des Schöpfers gebietendes „Werde!"
Rastlos des Lebens urewiger Quell.

Funke des Geistes, zu freier Entfaltung
Schloß in den Körper die Gottheit dich ein,
Daß nach vollbrachter, ureigner Gestaltung,
Frei du entschwebest zu höherem Sein.

Nur in dem Streben nach Hohem und Hehrem
Findet die Seele das ewige Heil,
Drum, zu der Wahrheit erleuchteten Sphären
Schwing' dich empor, mein unsterbliches Theil!

Lenker der Sterne und Meister der Sonnen,
Mitten im Chaos ein Felsen der Ruh',
Schöpfer des Schönen und Quelle der Wonnen,
Ursprung des Lebens, dir eile ich zu.

Niedere Seelen nur können verzagen,
Feige erbebt, wer im Staub nur genießt,
Nur der Gemeine wird jammern und klagen,
Wenn sich die Pforte des Ew'gen erschließt.

Aber der Geist, der dem Edlen entsprossen, —
Eh' noch die irdische Hülle zerbricht —
Wandelt schon hier von der Wahrheit umflossen,
Lebt schon auf Erden im göttlichen Licht.

Aus deinen Augen.

Aus deinen Augen fließen meine Lieder,
Aus keiner andern Quelle schöpf' ich mehr!
Ich blick' hinein und wieder, immer wieder
Sprießt jubelnd draus ein neues Liederheer.

Ich könnt' mich blind an deinen Augen sehen,
An diesen Sternen, die so hold und traut,
Denn ach, ich will es dir nur eingestehen:
Ich habe schon zu tief hineingeschaut.

Des Himmels Bläue strahlt dein Auge wieder;
Mein Stern, mein Strahl, mein Zauberborn bist du!
Die Wunderquelle meiner schönsten Lieder,
Und jauchzend fliegt dir meine Seele zu.

Ein einzig Mal nur laß mich dir's bekennen,
Die ein so süß Geheimniß mir vertraut —
Kein Tod soll mich von diesen Augen trennen;
Ich habe viel zu tief hinein geschaut.

Widmung.

Gold und Silber hab' ich nicht;
Was ich habe, geb' ich dir!
Freundschaft selbst ist ein Gedicht,
Tiefe Weisheit liegt in ihr.

Freundlich strahlte mir ihr Licht
Als es dunkel ward in mir —
Gold und Silber hab' ich nicht,
Was ich habe, geb' ich dir.

Die schönsten meiner Lieder.

Die schönsten meiner Lieder,
Die sollen dein eigen sein,
Und wo du sie hörst klingen,
Da klingen sie dir allein.

Sie gleichen Liebesgrüßen,
Die ich dir dargebracht,
Denn wo sie sind entsprungen,
Da hab' ich dein gedacht.

Anhang.

Dialekt-Dichtung.

Heinrich Harbaugh.

Geboren am 28. Oktober 1817 nahe bei Waynsboro, Franklin County, Pennsylvanien, verbrachte er seine Jugend auf der Farm seines Vaters, welcher aus der Schweiz eingewandert war. Von früh an zeigte er große Vorliebe für Bücher, und um sich genug ersparen zu können zum Studium, verließ er später die Farm und wurde Schreiner. Er bezog dann das deutsche theologische Seminar zu Mercersburg, Pa., und bediente nach Absolvierung desselben die reformierte Gemeinde zu Lewisburg, Pa. (1843—1850), dann diejenige in Lancaster und noch später die von Lebanon. 1863 wurde er Professor der Theologie im Seminar zu Mercersburg, Pa., und starb am 28. Dezember 1867.

„Harbaugh's Harfe", Gedichte in pennsylvanisch-deutscher Mundart von H. Harbaugh, D. D., herausgegeben von B. Bausmann, Philadelphia 1874.

'S alt Schulhaus an der Krick.

Heit is's 'räctly zwanzig Johr,
Daß ich bin owwe naus;
Nau bin ich widder lewig z'rick
Un schteh am Schulhaus an d'r Krick,
Juscht neekscht an's Dady Haus.

Ich bin in hunnert Heiser g'west,
Vun Märbelstee' un Brick,
Un Alles, was sie hen, die Leit,
Dhet ich verschwappe eenig Zeit
For's Schulhaus an der Krick.

Wer mied deheem is, un will fort,
So loos ihn numme geh' —
Ich sag ihm awwer vorne naus
Es is all Humbak owwe draus,
Un er werd's selwert seh'!

Ich bin draus rum in alle Eck',
M'r macht's jo ewwe so;
Hab awwer noch in keener Schtadt
Ui e'mol so viel Freed gehat
Wie in dem Schulhaus do.

Wie heemelt mich do alles a'!
Ich schteh, un denk, un guck;
Un was ich schier vergesse hab'
Kummt widder z'rick wie aus seim Grab,
Un schteht do wie en Schpuck!

Des Krickle schpielt verbei wie's hot,
Wo ich noch g'schpielt hab dra';
Un unner selle Hollerbüsch
Do schpiele noch die kleene Fisch,
Se schmärt wie selli Zeit.

Der Weißeech schteht noch an der Dhier,
Macht Schatte immer's Dach:
Die Dranweranf is ah noch grie',
Un 's Amschel-Nescht — guck juscht mol hi' —
O was is des en Sach!

Die Schwalme schkippe immer's Feld,
Die vedderscht is die bescht!
Un sehnscht du dort am Giebeleck
'N Haus vun Schtopple un vun Dreck?
Sell is en Schwalme-Nescht.

Die Junge leie allweil schtill,
Un schlofe alle fescht.
Ward bis die Alte kriege Werm
No'd herscht du awwer groß Gelerm —
Vun Meiler in dem Nescht!

Ja, alles deß is noch wie's war,
Wo ich noch war en Buh;
Doch anner Dings sind net meh so,
For alles dhut sich ennere do
Wie ich mich ennere dhu.

Ich schteh wie Ossian in seim Dhal
Un seh in's Wolkenschpiel,
Bewegt mit Freed und Trauer — ach!
Die Dhrene kumme wann ich lach!
Kannscht denke wie ich fiehl.

Do bin ich gange in die Schul,
Wo ich noch war gans klee';
Dort war der Meeschter in seim Schtuhl,
Dort war sei' Wip, und dort sei' Ruhl —
Ich kann's noch Alles seh'.

Die lange Desks rings an der Wand —
Die große Schieler drum;
Uf eener Seit die große Mäd,
Un dort die Buwe net so bleed —
Guck, wie sie piepe rum!

Der Meeschter watscht sie awwer scharf,
Sie gewe besser acht:
Dort seller, wo loflетters schreibt,
Un seller, wo sei Schpuchte treibt,
Un seller Kerl wo lacht.

Die Große un die Kleene all
Sin unner eener Ruhl;
Un des is juscht der rechte Weg:
Wer Ruhls verbrecht, der nemmt die Schleg
Odder verloßt die Schul.

Inwennig, um der Offe rum,
Hocke die kleene Tschäps,
Sie lerne artlich hart, verschteh,
Un wer net wees sei' A-B-C —
Sei' Ohre kriege Räpps.

'S is hart zu hocke uf so Benk —
Die Fieß, die schtehn net uf —
En Mancher kriegt en weher Rick
In sellem Schulhaus an der Krick,
Un fiehlt gans krenklich druff.

Die arme Drep! dort hocke se
In Misserie — juscht denk!
Es is kee' Wunner — nemm mei Wort —
Daß se so wenig lerne dort,
Uf selle hoche Benk.

Mit all was mer so sage kann,
War's doch en guti Schul;
Du finscht keen Meeschter so, geh, such,
Der seifre kann durch's ganze Buch,
Un schkippt keen eeni Ruhl.

Bees war er! ja, des muß ich g'schteh;
G'wippt hot er numme zu;
Gar kreislich gute Ruhls gelehrt,
Un wer Schleg kriegt hot, hen se g'heert,
Hot eppes letz gedhu'.

Wann's Dinner war, un Schul war aus,
Nord'd hot mer gut gefiehlt;
Dheel is 'n Balle-Gehm gelunge,
Dheel hen mitnanner Rehs geschprunge,
Un Dheel hen Sold'scher g'schpielt.

Die große Mäd hen ausgekehrt —
Die Buwe nausgeschtaabt!
Zu helfe hen en Dheel pretend,
Der Meeschter hot sie naus gesendt:
Die Ruhls hen's net erlaabt.

Die kleene Mäd hen Ring geschpielt
Uf sellem Waasum da;
Wann große Mäd sin in der Ring —
'S doch en wunnervolles Ding! —
Sin grose Buwe ah!

Die Grose hen die Grose 'taggt,
Die Kleene all vermißt!
Wie sin se g'schprunge ab un uf,
Wer g'wunne hot, verloß dich druf,
Hot dichdiglich gekißt!

Am Chrischdag war die rechte Zeit —
O wann ich juscht dra' denk!
Den Meeschter hen mer nausgeschperrt,
Die Dhier un Fenschter fescht gebärrt
„Nau, Meeschter, en Geschenk!"

Nord'd hot er awwer hart browirt,
Mit Fors zu kumme nei';
Und mir hen, wie er hot gekloppt,
'N Schreiwes nnue naus geschtoppt,
„Wann's feinscht, dann kannst du rei!"

Nau hot der Meeschter raus gelänst,
Gar kreislich schiepisch 'guckt!
Eppel und Keschte un noch meh',
'S war juschtement in fäct recht schee',
Mir hen's mit Luschte g'schluckt.

O wu sin nau die Schieler all,
Wo hawe do gelernt?
'N Dheel sin weit ewek gereest,
Vum Unglick uf un ab gedscheest,
Dheel hot der Dodt geärnt!

Mei Herz schwellt mit Gedanke uf,
Bis ich schier gar verschtick!
Kennt heile, 's dhut m'r nau so leed,
Un doch gebt's mir die greeschte Freed,
Deß Schulhaus an der Krick.

Gut bei! alt Schulhaus — Echo kreischt,
Gut bei! gut bei! zurück;
O Schulhaus! Schulhaus! muß ich geh',
Und du schtehscht nor'd do all allee',
Du Schulhaus an der Krick!

O horcht, ihr Leit, wu nooch mir lebt,
Ich schreib eich noch des Schtick;
Ich warn eich, droh eich, gebt doch Acht,
Un nemmt uf immer gut enacht,
Deß Schulhaus an der Krick!

Busch un Schtedtel.

Dheel Buschleit hen keen Luscht derheem,
Sie bänkere' nooch der Schtadt;
Vor mei' Dheel, ich hab immer noch
Kee' Noschen so gehatt.

'S mag gut genung im Schtedtel sei' —
Geb mir das griene Land;
Do is net alles Haus un Dach,
Net alles Schtroos und Wand.

Was hot m'r in der Schtadt vor Freed?
'S is nix as Lärm und Jacht,
M'r hot kee' Ruh de' ganze Dag,
Kee' Schloof die ganze Nacht.

Die Buwe gucke matt un bleech;
Die Mäd sin weiß un dinn;
Sie hen wohl scheene Kleeder a',
'S is aber nix rechts drin.

Die Schtadtleit sin so zimberlich;
Sie rege schier nix a';
Sie brauche' net ihr weiße Hend,
Aus Forcht, 's kummt eppes dra'!

Mir is zu wenig Grienes do,
Kee' Blumme un kee' Beem;
Wann ich 'n Schtund im Schtedtel bin,
Dann will ich widder heem.

Heinrich L. Fischer.

Geboren den 3. November 1822 in Washington, Franklin County, Pennsylvanien, besuchte er die damalige Country-school, „'S alt Schulhaus an der Krick", welches Harbaugh so prächtig geschildert hat, und dann die höhere Schule zu Waynesboro und zu Gettysburg, wurde Lehrer, studierte dann die Rechte, und war von 1850 bis 1853 Rechtsanwalt in Gettysburg, und lebt seit 1853 als einer der angesehendsten Advokaten des südlichen Pennsylvaniens in York. Von Natur mit gesundem Humor begabt, schrieb er viele Gedichte und Skizzen in pennsylvanisch-deutscher Mundart, das Alltagsleben der Deutschen in Pennsylvanien meisterhaft schildernd.

„'S alt Marik-Haus mittes in d'r Schtadt un die alte' Zeite'", ein Centennial Poem in pennsylfanisch-deutsch in zwe Dhel bei H. L. Fischer, mit (höchst originellen) Illustrationen, York, Pa., 1879. „Kurzweil un Zeitfertreib odder Pennsylfanisch-deutsche Folks-Lieder, York, Pa., 1882. „Olden Times, or Pennsylvania Rural Life some fifty years ago", York, Pa., 1888.

Die alte Zeite.

Was Epel hen m'r sel Zeit g'hat
Uf selle alte Bäm!
'N schönere Baamgart' war a'h ken
As mir daheem sel Zeit g'hat hen,
Wie ich war noch daheem;
Doch all die Nochbare hätte g'lacht
Hät ener Geld aus Epel g'macht.

Die alte Sorte Epel, die,
Sin artlig ausgeart;
D'r Pippin un d'r Wändeweer,
D'r Rämbo un d'r Maidenfair —
Was ware sie so zaart!
So sin die alte Sorte Leut,
Gans ausgeart bei dere Zeit.

Es war ken hooche Fens drumrum
Un a'h ken Watschhund drin;
Die arme Leut hen nemme derfe,
Es war ken Lawsuit un ken Zerfe,
Un war a'h noch ken Sind,
Ohne g'froogt, paar Epel nemme,
War's Newemensche odder fremme.

Es war'n Rai Süß-Kersche-bäm
Dort an d'r alte Lane,
Die Leut sin als for Kersche kumme,
Un wu ken Schtrohseel war gebunne,
Sel ware freie Bäm;
Wu'n Schtroh-seel war, isch niemand anne,
For Mensch un Fogel hot's f'rschtanne.

Un so war's a'h mit Roaschtnears gwest —
M'r hot sich derfe hohle;
So fiel as m'r hot kenne trage,
Un's war ken Schtreit, un a'h ken Klage,
Das so'n Act wär g'schtole;
Es war net, bei alt Nochbarsleut,
A'gseene for U'ehrlichkeit.

Un wan's a'h bei d'r Nacht wär gweßt,
Bei'm „Reiche Herr im Deich",
Er het ken Jacht un Lärme g'macht,
Noch dick un fet, het er sich g'lacht —

Ken wunner war er reich,
For er war foll Barmherzigkeit
Zu all sei arme Nochbarsleut.

Un so war's a'h im Erntfelt gweßt —
Noochg'leese hen sie doch;
Wie Boas hot d'r Ruth erlaabt,
So hen die Bauer'sleut geglaabt,
Wär's Gotteswille noch;
Ken wunner das die Leut ufbreche
Die so knapps schneide un ufreche.

Der Wei.

Der Wei erfreut des Mensche Herz,
Drum gebt uns Gott der Wei;
Der Wei ferjaagt en mancher Schmerz
Un'macht uns kummerfrei;
Mit leichtem Herz un freundlich G'sicht
Ferzählt mer manche alte G'schicht.

Weer seine Pflichte reedlich dhuut,
Zum beschte as er kann,
Der braucht zu seiner Aerwet, Muth —
Der reedlich Aerwetsmann;
Un beime Gläsli alte Wei
Do kan er muth-un-frölich sei.

Doch weer sei Zeit und Geld ferschwendt
Zu aller böse Lufcht,
Der hot meh Noth as Brood, am End —
Hell Wasser un en Kruscht;
Dem wert sei Fäßli alter Wei
Nur Gift un Fluch un Elend sei.

Ferdinand W. Lafrentz.

Geboren den 25. März 1859 auf der Insel Fehmarn, Schleswig-Holstein, wanderte er 1873 nach den Ver. Staaten aus, war Oberlehrer an einer Handelsschule in Chicago, ging 1883 nach Cheyenne und bekleidete eine wichtige Stelle in einem der großen Viehhandels-Geschäfte. Im Jahre 1888 wurde er in die Gesetzgebung von Wyoming gewählt. Gegenwärtig lebt er in Ogden, Utah.

„Nordische Klänge", Plattduetsche Riemels, mit einem Vorwort von Klaus Groth, Chicago 1881.

De ole Snidermeister.

De grise Snider sitt un flickt. —
Em deit de Arbeit hüt nich fuschen:
De Faden ritt, de Nadel brickt,
Bald deit he Düt, bald dat vertuschen.
He leggt sin Neihkram an de Sid,
Nimmt affulln Strämeln un pukt Fesen —
Un darbi denkt he an de Tid,
De schön Tid as he Lehrburfs wesen.
Vun Näs glitt em de sülwern Brill,
He smitt vun Liw de olen Lappen
Un grint inn Bort un schüddkoppt still
As falln em in ol Tög un Grappen. —
He sett sik in sin Sorgenstohl.
„Lat flicken, wer dor Lust to flicken!"
So simuleert vör sik de Ol,
Un fangt tonas bald an to nicken.
Nah eenmal schütt he bang tosam
Un ritt verfehrt de Ogen apen —
He mummelt wat vun Kröpelkram,
Un deit denn ruhi wieder slapen.

Gunnacht!

Gunnacht, mein Schatz, slap woll!
Een Kuß! — blots een — un denn — un denn noch een.
Wat? — Bang?! — Worüm? — Uns süht noch hört ja Keen. —
So! — So! — Un nu slap sanft! —

Slap sanft, leev Kind, slap sanft!
Mag noch so wild de Storm det Lebens weihn,
Di schützt en Gott; denn du büs engelrein.
Gunnacht, min Deern, gunnacht!

Gunnacht, min Deern, gunnacht!
Vun Blomenduft, vun grönbelovte Böm,
Un Abendluft, mein Hartensengel, dröm —
Un, hör mi, Kind — vun mi!

Vun mi, Helene, mi!
Un morrn vertell mi, wat vunnacht die drömt,
Un wer sin Nam du in din Drom heft nömt —
Un nu gunnacht, slap woll!

Dat sein Weder harr Schuld.

De Nacht is still, is ganz wunnerschön;
Hell funkeln un blitzen de Steern. —
Jehann smitt sin Fenster wit apen;
He will, awer kann noch nich slapen —
He denkt an sin Lene, sin Deern.

Em drift dat fort in de Nacht herut.
Wohen? – Na, Ji wet ja bescheed. —
He geit er en Ständchen to bringen;
He geit er en Stück vörtosingen
Vun Leev, so vull Lust un voll Leed.

Bedächtig slickert he lank den Garn
Hen ünner er Finster un fangt
Mit vuller Gewalt an to singen
Vun Leew und vun allerhand Dingen —
Jehann lat dat wesen; mi bangt.

„Ich liebe, liebe blots dich, mein Kind,
Mein herzallerliebtester Schatz!
Ahn dir kann ich nich länger leben —
Gleich nun müch mein Herz ich dich geben.
Segg, Engel, hast du dafür Platz? —

„Die Sünn scheint Daags. — Aewer uns wird sie
Ihr Strahln woll auch gießen, mein Deern.
Un thut es denn ok en Mal regen:
Schadt nicks; ich kann gut was verdregen.
Ich halte dir drög, — un wie geern! —

„Kumm, weise mich dein Gesicht blots mal,
So warr ich zufrieden mir stelln —"
Kladauts, keem en Emmer vull Water
Vun baben herdal; — beten later
Hör man blots noch Flöken und Schelln.

Sünnschin.

Wa schint de Sünn so hell vundag!
So herrli schin se mir noch ni:
Un Allens, wat mi drück und plag,
Füll ganz mit eenmal weg vun mi.
Worüm föhlt man nich ümmer so?
Wato slapt man Dag ut, Dag in?
Mit eenmal sünd de Ogen to,
Un wer fragt denn na Min un Din?

Dat geiht ni.

Mal lev en Mann, en Dummerjahn.
Düß Mann wart dörch en Tofall rik,
Un deit sik nu so breet und dik:
Keen weet mehr mit em ümtogahn.

He prahlt: „Ok wi levt nu mal fin;
Wi hem wat Geld uns bringen kann —
Un fort nu god de Welt is min!" —
De arme Mann! De arme Mann!

So levt he nu op hogen Fot —
Doch hett he ok en strammen Sack,
Nich Jeder bögt vör em de Nack;
So is de Mann sin Not oft grot.
Denn een Ding is nu mal gewiß:
Mag wer ok noch so rik worrn sin,
Wat to en Swinstrog uthaut is,
Makt allsindag keen Vigolin.

De Meister un sin Lehrjung.

Mit sin Schotfell üm Liw steit de Meister:
De Spannreem in Hand, achtern Busch.
Neeg darbi schütt de Lehrjung koppheister
Un grölt vör sik hen: „Regen rusch!" —

In Gedanken steit nu de lütt Driwert:
De Hänn in de Taschen un fleit —
Un de Ol sitt versteken un iwert —
Wi gan leewer weg ör he sleit.

Blots en kort, kort Tid wart dat duern,
Denn hett de arm Bengel sin Hau. —
Ja, so blöht uns dat Glück blots bi Tuern,
Un gan flütt et öfters, — to gau.

Wit vun Hus.

Dats banni lusti! — Hu, wa holl dat weit! —
Dat dröge Lov, hör! russelt an de Böm;
Vernückert stan, un afklört dar de Blöm:
Er Bläder bald na all veer Winn warrn streit;
In't neege Holt verkünden Lünk un Krei:
„De Summer is verreist, sin Tüg is dünn und twei."

Verdrögen so de Bläder, warrn se krus,
Knedt man darop wanem man geit un steit,
Un don se danzen as de Nachtwind fleit,
So wart mi grugeln; in düt eensam Hus
Schint dat to spökeln — un op jede Stä
Steit Mudder mi to Sid, as se vör Jahrn dat deh.

Un mi wart weh ümt Hart un rein so bang,
So wit vun Hus, vun Mudder weg to sin —
De Sehnsucht kritt sik deep un deeper in
Un fragt: „Wa lang blifft du noch weg, wa lang?" —
Dat wart wat stiller, sachner weit de Wind,
Un lullt to Slap em as en möd, verbistert Kind.

Alfred Arnemann.

Am 15. Dezember 1835 auf der Domaine Elbingen, Königreich Hannover, geboren, besuchte er die hohen Schulen in Hildesheim und Göttingen, erlernte später die Landwirthschaft, wanderte aber im Jahre 1854 nach den Ver. Staaten aus; hier widmete er sich dem Lehrerstande und begann seine Laufbahn als Hauslehrer bei Friedrich Hecker in St. Clair County, Illinois, war schließlich seit dem Jahre 1869 in Omaha als Lehrer thätig und gründete daselbst eine eigene deutsch-englische Privatschule.

„Fierabend", plattdeutsche Gedichte und Erzählungen; 1. Band, Davenport 1875; 2. Band nur im Manuscript.

De wohre Lihrer.

Du seggst, en Lihrer müggst d' nich sin
Un di mit Kinner plagen —
Ja leider höddest du mol Swin,
Or tögst gor sülwst en Wagen!

Ja, Jeder sik dortau nich schickt,
Uns' Lütten tau belihren,
Un wen Geduld dorbi licht ritt,
Fang't nich an tau probiren.

Wer will en wohren Lihrer sin,
Mött Leiw hemw'n för de Lütten;
Mött kiken in ehr Harten rin,
Mött führen se un stütten.

Mött sülwst in'n Harten kindlich sin
Un mit den Kinnern fänhlen,
Ehr', Lustigkeit un ehre Pin —
Mött ehren Jwer kanhlen.

Mött kennen jeden Hartensslag
Von sinen lütten Göhren;
Mött äwer jedes Ungemach
De Minschenplanten führen.

Mött as en Gärtner tru und mild
Recht gauden Grund utwählen;
Mött schützen se, as wi en Schild,
Dat s' ut den Karn sik schellen.

Denn bläuht 'ne schöne Blaum an'n Stamm,
Süggt Kraft up för dat Lewen,
Un vele Früchte wassen dran —
Ward gaude Arn wol gewen!

Denn sünd uns leiwen Lütten nich
De schönsten, reinsten Bläuthen?
Und wassen s' nich recht wonniglich,
Wenn wi s' mit Leiw begleiten?

De einzig Freud, de 'n Lihrer kennt,
Js wenn de Lütten lihren —
Un wenn se grot sünd, dat se nennt
Mit Leiw den, de s' ded führen.

Ward wi nich rik in unsen Stand,
Wi dauhn de Welt vel nützen;
Mit ümmer will'ger truer Hand,
Dauhn wi Jug Kinner schützen.

Sünd nu de Kinner endlich grot,
Und warden brave Menschen,
Verdeinen sik ehr ihrlich Brod,
Slahn in, as wi dat wünschen —
Denn is uns' gröttste Wunsch erfüllt,
De uns ut deipsten Harten quillt.

Taum Andenken an Fritz Reuter.

Durt in'n Paradies von Dütschlands Kaiserrik
Steiht up waldümkränzten Barg de Wartborg,
Süht irnsthaft dal up Hügel, rike Fluren,
Süht schirmend runner up't Johannisdal.

Durt wo dat Dal sik sanft smiegt an die Wartborg,
Dor liggt ein Hus, so recht in Waldesgräun;
Un üm dat Hus en wunderschönen Goren,
Jn dem veel Eikböm un vel Rosen stahn.

Dat wir de Heimath von en echten Dütschen:
Fritz Reuter's Hus, in den Johannisdal,
De pladdütsch Dichter, de in schlichten Würden
So treulich-einfach un so wohr vertell.

Un up de Jrd, wo ümmer Dütsche wahnen,
Dor ward uns' Reuter's Nam' sihr hoch verihrt;
Hei hett in Sturm erobert alle Harten
Dörch sine spaß- un irnsthaft-karn'ge Wis'.

Hei schrew nich för verzärtelte Naturen —
Hei schrew för't ganze dütsche, kräft'ge Volk,
För dat sin Recht hei led in jungen Johren,
För dat sin Woll hei männlich instahn ded.

Drüm höllt uns' Volk Fritz Reuter hoch in Jhren,
Sin Wurd starwt wol in Ewigkeit nich ut!
Sin Liw is dod, doch Reuter's Geist deiht lewen,
Jn aller Dütschen dankbor-truen Sinn.

As hei noch lew', doch all bedenklich kränkel',
Set Reuter girn in sünniger Frühjohrstid
Jn den Goren, üm sick prächt'ge Rosen,
Unner'm Lauwdack von sin Leiwlingseik.

Lising süseln denn de Bläder von den Bom,
Sei vertell'n den Dichter ut de Vörtid
Vel von Kampf un Sieg, un ok von Luther,
As up de Wartborg hei 'ne Tauflucht fünn.

De Dichter lusch denn mit geslat'nen Ogen
Up 't lis' Geflufter von sin ollen Eik.
Sei wir sin Fründ in sworer Krankheit Dagen
Un hei verstünn't, wenn sei em tröften ded.

Doch as uns' Reuter kränker würd — un kränker
Un sin leiw Eik nich mihr besänken künn,
Dor ward se trurig — lei ehr Bläder hängen —
Un Nachts rusch't schuerlich in ehre Kron.

Reuter stürw — un bi den letzten Würden:
„Friede — Friede", de sin Lippen flustern,
Güng dürch de Eik ein letztes, lieses Bewen —
Ehr Fründ wir dod — se müggt nich länger lewen.

Reuter dod! — wir 't in den Ewigen klungen,
Un den Abendwind drög dese Klage furt —
Oewer Dütschlands Fluren, einig Kaiserrik,
Oewer 't Meer mit sinen blagen Wogen.

In Amerika un in Australien,
In'n firnen Afrika un wid in Asien —
Wo'n echt dütsches Hart ümmer slagen mag,
Ward mit Trurigkeit jedwede Bost erfüllt.

Un wenn die irdisch Körper ok is storwen,
Doch in verjüngt Gestalt lewst wider du!
Sühst dal von Fred un Glück erfüllten Fluren
Up dese Ird, wo du vel Leid hest arndt't.

Slap sanft, du Leiwling aller wohren Dütschen,
Durt an de Wartborg in 'n Johannisdal!
„Hir liggt de Dütschen truste Fründ begrawen!"
Dat süll de Inschrift up din Grawstein sin.

Carl Münter.

Geboren am 12. Februar 1821 zu Verchen in Pommern, studierte er in Greifswalde Theologie, wurde Hülfsprediger am deutschen Nationallyceum zu Stockholm, siedelte 1854 nach New Orleans über, bediente verschiedene Gemeinden als Geistlicher und war zuletzt Pastor an der freien protestantischen Gemeinde zu Delaware, Ripley County, Indiana.

„Das ökumenische Concil, im Lichte der Reformation der Zukunft", Philadelphia 1870. „Nu sünd wi in Amerika", en plattdütsch Riemels, Cincinnati 1878.

Gewittersturm in Amerika.

Sühst du vör di an'n Häwen
Den schwarten Strich?
Dat möt wat gewen,
Dat kümmt herup ganz fürchterlich!
Süh, irsten was dat frisch un keuhl,
Nu is't mit eis so dump un sweuhl,
Un't rükt binah, as wenn dat brennt.
Dei Wind dei wennt — —
Un wat stigt von den Strich nu up?
Dat is kein Wolk un ock kein Schuer.
Grar as ne Muer,
So dick un hart,
So gnätern swart
So vull un swor
Steit dat dor! —
Un ümmer dicker, ümmer swarter
Un ümmer vuller, ümmer harter
Treck't sick tausam ganz hoch tau Höcht,
Süß rögt
Sick nicks — so still, so still
Is't äwerall, wat dat woll will?
Will't regen, hageln ore sniegen?
Wie sällt woll swiegen —
Un ock kein Blitz un ock kein Dunner,
Dat is jo'n Wunner,
Un nu so düster as dei Nacht. —
Ach Fieten, weß nich dow und blind,
Denk an dien Kind!
Hürst du't nich susen,
Hürst du't nich brusen?
Süh dor den lütten Küselwind. —
Un ümmer luhre wart dat rasseln,
Un ümmer neger kümmt dat prasseln;
Ach Fieken, Fieken, armes Worm
Dat is Storm. —

Kiek rechtschen steiht'n Strämel Busch,
Dor husch
Man swinning rin,
Swinn, span di, swinn,
Ihr hei di packt:
Hür, wo dat knackt,
Wöt knistert un knastert
Un rastert und bastert. —
Ach Gott, nu is'e dor —
Fieken wohr
Die vör Gefohr! —

Un grar as wenn dei Himmel bast,
As wenn hei mit de Wolken Last
Herunner brekt,

So platzt dat dal
Up Barg un Thal.
Un willer, as dei wille Jagd,
So knallt un kracht
Un huhlt un brüllt,
So piept un fleut't un towt un treckt
Dat äwer Busch un Feld,
Nicks is'er, wat dor Stand vör hölt,
Nicks is sick säker,
Nich Fenzen, nich Däker,
Nich Finster un Döhren.
Ne, ganze Hüser deit dat hören
Un smit s' as Ferren dörch dei Luft
Un dröcht sei äwer Barg un Kluft! —

Un nu ne Lüchting un'n Slag,
Nen Zisch, nen Krach,
As keem dei ganze Höll tau Dag —
Dei Jer deit beben,
Dat treckt nich Minschen un Veih allein,
Dat treckt ehr sülwst dörch Mark un Bein,
Deit gor den Storm ne Dräning geben,
Dat deit em bedüsen,
Hei äpent sien Slüsen,
Un grar as wier't ut Moll'n un Maten,
So kümmt 't nu herunner gaten —
Un 't gütt un gütt,
Dat alles flütt —
As wenn dei Himmel und dei Jer
Nicks anners, as ein Water wier. —

O Fieken, seg, wo büst du bleben,
Büst noch an'n Leben?
Kiek, unner den groten Haselstruk
Dor dukert sick wat in de Huk,
Dat is sei, äwer ganz bedöwt.
Sei glöwt,
Dat het ehr drapen —
Taulețzt dunn mackt s' dei Ogen apen,
Ach Gott, wo is sei? dat kümmt ehr vör,
As swemmt s' in'n grotes Füer-Meer,
As danzen hoch baben
Dei fürigen Bülgen üm ehr her,
Un hemm ehr in dei Düpt begraben —
Dat mackt, dat rullen un lüchten durt
Jn eißen furt,
Het gor kein Enn,
Dis grar, as wenn dei Wolken brenn!

Der amerikanische Frühling.

Dei Winter will gahn,
Der Frühling will kamen,
'T is irst in'n Monat Februwohr,
Un doch ling s' sick all in de Hoor.
Ball het dei Ein den Annern wat dahn,
Ball het de Anner den Einen wat nahmen,
Un wat bi Dag dat Frühjohr schafft,
Het weg bi Nacht dei Winter em rafft.
So driwen s' up recht Jungs-Manier,
Woch in, Woch ut' ehr Helden-Turnier.
Viélleicht hem s't von de Minschen liehrt,
Vielleicht is't awer ock ümgekiehrt,
Taulețzt is doch dei Frühling Bas,
Un kennt binah nu keinen Spaß;
Her schüt't dei Hitt man ümmer so dal,
Denn Busch un Boom staht noch so kahl
As mirren in'n Winter dor.
Sülwst 't Gras is ror,
Un as verfroren
Ligt Wisch un Goren,
Un't is in'n Mai! —
Dor möt'e sick relen.
Dörft gor nich wielen,
'T is hoge Tied,
Von wiet un siet
Nicks anners als Klagen
Un Nothgeschrei.

Dat arme Vieh
Het nicks in's Magen,
De Farmer will pleugen
Un planten un seigen,
Un in de Stadt
Dor hem s' den Winter mihr as satt,
Dor willn s' timmern, willn s' bugen
Un up'n Duhm nich länger sugen.

Sülwest dei Müggen un die Fleigen
Dei willn sick weigen
Jn Frühlingsluft.
Un Alles was slapen
Jn Dodesgruft,
Jn Ritzen un Spalten,
Jn Löcher un Falten,
Jn Muer un Kluft,
Dat makt nagrar dei Ogen apen,
Un will nu jagen Frühlingsduft.

Na ja, na ja, noch ein poor Dog,
Denn 's Jere erlöst von siene Plag
Denn is jo Alls mit einmal greun,
As wen'n Wunner wier gescheihn.
Denn prangt dei Busch in vulle Pracht,
Dat het jo gistern noch Keiner dacht,
Un Keiner het't recht kamen seihn.

Dei Frühling deiht ock, wat hei kann,
Hei spannt sogar dei Nacht mit an.
Un in dei irste warme Nacht,
Hör blot, wat treckt dor up de Wacht? —
Dat musizirt
Un jubilirt
Up Fenz un Boom,
Un piept und quackt in Gras und Low
So dump un dow,
So einerlei —
Wat is dat eigentlich för Veih?
Dat is dat niedrige Geschmeiß,
Dat zirpt un zarpt,
Un wet't und scharpt
Sick Muhl und Steiß,
Na siene eigne Melodei. —

Hör, Jochen, is dat'n Frühjohr hier,
Segt Fieken tau em, dei Winter wir
Mi denn doch leiwer dusendmal,
Har ick dei Wahl.
Ick wier doch leiwer werre trüg,
Grar as'n Stich
Geiht't schöne Frühjohr mi dorch't Hart.

Leiw Fieken, segt hei, du kickst tau swart,
Dat is dat Heimweh, wat di plagt
Un so an dienen Harten nagt,
Mi'st ebenso —
Dat möt' wie äwerwin'n liehrn —
Wes werre froh! —

Ach Gott, seg sei, ick dant so giern,
Känn ick blot unse Nachtigall
Hier einmal hüren;
Ahn ehren Schall
Kann ick an't Frühjohr mi nich freun —
Dor is nich mal'n Sparling tau seihn,
Von all uns' Vägel is keiner dor,
Kein Lerch, kein Kiewitt, kein Arebor; —
Sei föllt em üm den Hals un rort. —

Datt frett und bort
Sick deip in Jochen sien Hart herin,
Hei strakt ehr leising Backen und Kinn,
Un segt, dei Ogen von Thranen vull:
Mien seute Dirn, dei Arebor,
Dei kömmt gewiß dat nechste Johr,
Wi maken em irst sien Nest taurecht.

Wilhelm Diescher.

Er wurde 1844 zu Hamburg geboren, widmete sich dem Studium der Sprachen, fungierte zeitweilig als Lehrer, unternahm dann ausgedehnte Reisen durch Norddeutschland und Frankreich, kam 1882 nach den Ver. Staaten und redigiert seit 1888 die von ihm gegründete halbmonatliche Zeitung „Die Extra Post" in Brooklyn.

„Erstlingsblüthen", Gedichte, Hamburg 1882. „Drullige Kinner", spaßige un annere Gedichte un Vertellungen in Hamborger Plattdütsch, Brooklyn 1887.

God affertigt.

Twee Handwerksburßen jung un frisch
De kauerten an'n Graben dal,
De gräune Teppich weur ehr Disch,
Se näuhmen grad dat Fräuhstücksmahl.
En Kanten Brot un Speck en Knacken
Doa harrn se sick denn achter leggt
Un kauten ok mit beide Backen;
So an de Landstrat smeckt dat recht.
As se doa nu so emsig weurn
Da käum von fern en dralle Deern,
Mit Dracht un Ammers swor beladen,
Von't Melken t'rüch, von't lebe Veh,
Denn' Rock opschört't bet an de Knee,
Un barfoot, splitternakt de Waden.
Uns' Handwerksburßen dukten sick —
Süh, so'n Naturkind dat hett Schick,
Wat is se rund un nüdlich wussen,
Un wat en Been, un wat en Bussen,
Un wie dat allns natürlich sitt',
Doa kummt so'n Stadtsdam doch nich mit,
Sowat gedeiht blos op de Flur
Un 't is de reine Gottsnatur.
Kiek doch blos, Minsch, wat en Oart Been!
Dat socht doch woahrlich sinesglieken —
Seggt Een, un sparrt de Ogen op,
He stütt' op beide Arms denn' Kopp
Un wull blos in denn' Himmel kieken. —
Intwischen weur se jem tor Sied,
Jem wurr dat Hatt so grot, so wied,
Un um recht fründlich ok to schienen,
Seggt Een, un ded so halfwegs grinen:
„God'n Morgen, Jumfer! all so fräuh?
Kumm, gaht Se 'n bitten bi uns sitten,
Sick to verpußen, dat deiht god,
Un droww ick denn gehorsamst bitten,
Min Zuckersnut, hier op min'n Schot."
Indeß dat weur vergeb'ne Mäuh,
De Deern näuhm doch sin Weur for Glossen
Un geiht, un as he wieder säd:
„Hebbt Se woll Melk doa von de Käuh?"
Nickkoppt se un seggt op de Sted:
„Hans Neeschier, ner, dat's Melk von'n Ossen."

En Rüffel for Göthe.

De grote Göthe säd un schrew:
„Nur Lumpe sind bescheiden!" —
So? Is dat Logik? Könt denn Deef
Veellicht de Frechheit woll vermeiden?
Un is dat ehr Bescheidenheit,
De se to'n Spitzbow stempeln deiht?

Ick denk, wenn so en Deef inbrickt,
Bi Nacht sick in en Hus 'rinslickt

Un grapst, denn is he mehr as Lump,
Un doabi nich bescheiden.

Un so is manche brave Mann,
De blot ut Ehr nich grapsen kann,
Un is doch sicherlich keen Lump,
Un doabi doch bescheiden.

Aer, grote Göthe, süh, ick segg,
En Lump is meistens ümmer frech,
Doagegen würklich grote Lüd
Fast allemal bescheiden.

Wenn Lumpen blos bescheiden sünd
Is nah din Logik, ole Fründ,
De biedre woahre Ehrenmann
En frechen Hund to nennen.

Hett nu de grote Göthe meent,
Datt he denn' Tosatz „grot" verdeent,
Wenr he gewiß in Frechheit grot,
Wenn he keen Lump is wesen. —
Jowoll, Herr Göthe, min Vergliek
Stimmt, logisch dacht, mit din Logik!

Nikolaus F. Butenschön.

Anfangs der vierziger Jahre in Holstein geboren, kam er als noch junger Mann mit tüchtiger Schulbildung ausgerüstet nach New York, wurde bald Clerk im dortigen städtischen Finanzdepartement und 1870 Collektor für rückständige Steuern, nahm aber später einen Vertrauensposten in einem dortigen Großhandelsgeschäfte ein und starb 1888.

„Uns' Modersprak", Gedichte, illustriert von Ph. Cusachs, New York 1887.

Min Kind.

Ween mi ja bald de Ogen blind,
Hier an de Weeg; un dat kranke Kind
Ligt dor un kiekt mi so trurig an,
As wull se fragen: wat hev ick denn dahn?
Quäl mi nu all veele Wäken lang,
Un bün so krank, ach Mama! so krank!
Mi helpt keen Mixtur un keen Doctoren,
Bald ist't vorbi un du hest mi verloren.
Min Kind! Min arme, arme Deern!
Kunn ick di helpen, wie geern! wie geern!
Will noch mal to Em dor baben bäden,
De Herr is över Dod un Läwen.
Wie wurn ja in de School all lehrt,
Dat ahn sin Willen gor nix passeert.
Ick hev denn bäd't recht ut Hartensgrund:
Uns Herrgott! mak doch min Kind gesund!
Ob ick wol hört wurn bün, dor baben? —
Dree Dag naher is min Kind begrawen.

De Ogen.

He har se ja so leev, so leev!
Un har't ehr doch nich seggt,
Dat Hart hüng em dreevittel scheef,
He föhl unbannig slecht.

Em leg dat Wort ja up de Tung,
He kunn det Nachts nich slap'n,
Doch wenn se werrer vör em stunn,
De he dat Muul nich ap'n.

Sin Moder fragt: „Hans, büst du krank?
Denn kaak ick di Kamell'n".
„Nä, Moder", seggt he, „välen Dank,
Komm her, will di't vertell'n:

„Hev Naber's Trina ja so geern,
Se is so brav, so good,
Doch Ogen! Ogen! hett de Deern,
De nehmt mi allen Moth."

„Wat?" röpt de Olsche, „wider nix?
Gah hin, versök't noch mal,
Wenn du ehr grad' in't Hart rinkiekst,
Sleit se de Ogen dahl.

„Denn giv ehr'n Kuß — un denn noch een,
Un wär'nt ock hunnert Stück!
Hev'k all min Dag so'n Bangbüx sehn,
Gah hin, versök din Glück!" —

Hans hett de Olsch' den Willen dahn,
Un Trina wur sin Fru.
Hüt' lacht he, denkt he mal doran,
He's lang nich mehr so schu!

Georg Asmus.

Am 28. März 1830 zu Gießen in Hessen geboren, studierte er auf verschiedenen Hochschulen das Berg- und Hüttenwesen und wanderte 1862 nach Amerika aus. Vier Jahre brachte er als Direktor einer Kupfergrube am Lake Superior zu und lebt seit 1867 in New York als konsultierender Berg- und Hütteningenieur.

„Amerikanisches Skizzebüchelche", zwei Episteln in Versen (hessische Mundart), New York 1874, und seitdem in zahlreichen Auflagen. „Camp Paradise", amerikanische Novelle, 1877. „Die Geschichte von Hans Jürgen", ein Kindermärchen, 1877. „Gedichtbüchelchen", Sammlung von Gedichten, nebst zwei kleinen Lustspielen, Leipzig 1892.

Mainacht.

In dunkelfeuchter Maienacht,
Leuchtkäferche nur glüht,
Verstohle noch manch Herzche wacht,
Was blühe kann, das blüht.
Und's Mädche unnerm Flieder,
Da drin en Häuftling baut,
Drückt sich die Händ an's Mieder
Und seufzt enaus halblaut:
„Ach, wer heint en Schatz hätt!"

Im Dörfche.

Armselig Dörfche, was biste so arm,
Die Häuscher, die Scheuern, daß Gott sich erbarm!
Die Kühcher, die Geise wie mager und klein,
An de Bäum da, das müsse Holzäppel sein.
So dacht ich und strich durch das Dörfche geschwind,
Da guckt aus em Fenster e wundersam Kind;
Es ware die Haar aus Gold ihr gemacht,
Die Zähncher von Perle unschätzbarer Pracht;
Die Haut war von Sammet, die Lippe Rubin,
Und all um ihr Köppche Demantelicht schien.
Ei, dacht ich, arm Dörfche, was biste so reich,
Is das e Verschwendung, sin das vor Gebräuch!
Und wie ich am Zaun e Blümche mir brach,
Warf blaue Juwele ihr Blick mir noch nach.

Die Aeckercher.

„Da, Weibche, steck den Gulde ein,
Doch sollste mer verzähle,
Wie's kommt, daß du jahraus, jahrein
Mit Bettle dich mußt quäle."

„Ach Herr, ich bin so arm un alt,
In Noth un Sorg verdorbe,
Mein Mann, daß Gott en selig halt,
Is mir nun auch gestorbe.

Der war so gut — der Allerbest!
Un wie that er sich schinne!
Er ist en Musikant gewest,
So kann mer kein mehr finne.

Wo der nur hinkam, da war Lust
Und's gab net leicht e Danze,
Da hat mein Alter hingemußt
Mit seim Trompeteranze.

Zwei Aeckercher han mer gehatt,
Ich that se gut besorge,
Doch Alles hat mich nix gebatt,
Mer mußte als druf borge.

Lang gabe se was mer so braucht,
Warn unser Glück un Hoffe —
Das ein' davon hat er verraucht,
Das annere versoffe.

Aus dem „Amerikanische Skizzebüchelche".

Altweibersommer nennt ihr's drübe,
Streift spät en irrer Mai das Land,
So trügrisch Lächle wird hier hübe
Indianersommertag genannt.

So sollt der nächste Morge werde:
Verliebt vom blaue Himmel flog
En Sonntag weich und still zur Erde —
Was uns enaus in's Freie zog.

In schöne Park! Da wechsle Wiese
Mit Wald und wildem Felsgestein,
Und sanftgeschwungne Hügel schließe
Dort schwandurchfurchte Seee ein.

Jetzt brannte Bäum und Büsch und Hügel,
Vom Herbstlenz purpurn angeblüht,
Und aus der Wasser klare Spiegel
Der Landschaft Echo rosig glüht'.

Da sin mer nun spaziere gange
Und habe kaum e Wort geredt;
Marieche sagt nix, und befange
Dacht' ich — was sie zu denke hätt?

So warn mer uf e Anhöh' komme,
Da steht en steinern Luginsland,
Dort sieht mer weit umher — verschwomme
Blinkt ahnungsfern der Meeresstrand.

„Hier laß de Blick, Marie, schweife
Und guck enaus in's herrlich Land,
E Wunder, fast net zu begreife,
Froh reicht sich Stadt um Stadt die Hand!

„Und wie is Alles das entstande?
Was da dein staunend Aug erschaut,
Das habe arme Emigrante
Zu e i m Jahrhundert sich gebaut!

„Wer wollt da ängstlich noch verzage?
Wo so viel is, wird mehr gethan!
Hier muß ich noch mein Glück erjage,
Ich setze all mein' Kräfte dran.

„Wohl is noch viel da zu bewält'ge,
Viel zu verfeinern, das is wahr —
Denn wo die Ernt e tausendfält'ge,
Hat's Unkraut auch e gutes Jahr.

„E Jeder wird zur That gerisse,
Das wahre Ich kommt keck zum Wort;
Da weht en frischer Hauch von Müsse
Und starkem Könne immerfort."

„Mich macht das wirr Getos erbebe",
Sagt' sie, „das treibt und zischt und qualmt —
E Mannskraft mag da was erstrebe,
E Ding wie ich — wird still zermalmt!"

„Nein, Kind, dir soll hier nix geschehe",
Rief ich, „nimm nur auf Schritt un Tritt,
Wohin du immer auch magst gehe,
Dein' Landsmann als Begleiter mit!"

Still sah ich sie die Auge hebe,
Als wie aus tiefem Traum erwacht,
Gewißlich hat sie nie im Lebe
Solch engelsdumm Gesicht gemacht.

En kalter Wind trieb Wolkenmasse
Jetzt fremd empor, und die Natur,
Entsetzt, wer sie so roh möcht' fasse,
E fröstelnd Ahne bang durchfuhr.

Jetzt packt' en Windstoß die Marie
Und löst' ihr Flechte ohn Erbarm,
En zweiter blies, da war kein Fliehe,
Sie flatternd mir in offne Arm.

„Dich halt ich fest!" hab ich geschriee,
Und küßt' ihr weg 's erröthend Wort,
„Der Wind warf dich mir zu, Marie,
Kein Sturm reißt dich hier wieder fort!"

Un losgezerrt von Bäum un Rebe
Flog flitternd all der welke Tand,
Ich aber fühlt' mit stillem Bebe —
Ich hielt im Arm mein Heimathland!

Zwei Mittel giebt es hier auf Erde
Zu's Pech zu komme ganz gewiß:
Die Sucht, behaglich reich zu werde,
Un dann — mehr scheine, wie mer is.

Johann Martin Bürkle.

Geboren den 14. Februar 1832 in Plattenhardt, Oberamt Stuttgart, Württemberg, studierte er in Tübingen Theologie, trat dann als Cadet in die reitende Artillerie, kam 1859 nach den Ver. Staaten, wurde 1860 Pastor, bediente 16 Jahre lang eine lutherische Gemeinde zu Findley, Ohio, dann drei Jahre lang eine solche zu Chrestline, Ohio, und ist jetzt schon 13 Jahre an der St. Paulus-Kirche zu New Bremen, Ohio. Daneben beschäftigt sich Bürkle viel mit literarischen Arbeiten und redigiert das in Greenville, Ohio, erscheinende humoristisch-belletristische Blatt „Der Vetter aus Schwaben".

„Veilchen", Gedichte religiösen Inhaltes, 1888. „Licht und Wahrheit", die Verschwörung gegen das Deutschthum und der endliche Sieg desselben, Trauerspiel, 1890. „Eselsbuch" oder die Komik im Religionsunterrichte, 1892. „Die schwäbische Dorfschule 1802", im schwäbischen (Filder-) Dialekt, 1889. „Aus meiner alta Hoamath", Orts-Chronik meines Geburtsortes, 1891; 2. Auflage 1892. Eine Sammlung seiner schwäbischen Dichtungen wird demnächst in Stuttgart erscheinen.

Der Schwoab.

Woahr ischt es, daß i aosrer Zeit
Viel G'scheida, — doch maih Dumma geit;
Net woahr isch, daß der Schwoab allei'
Soll nu' der oanzig Dummkopf sei.

Was a' ma Oart a And'rer thua,
Em Schwoaba schnibt ma's i die Schuah;
As Schwoabeschtroach wiard älls ausg'lacht,
Wenn a Anderer a Dummheit macht. —

Doch, fanget er mit Schwoaba a,
No seahet iahr, was a Schwoab no ka;
I woaß, iahr weardet bald verschtaoh,
Was hoaßt: „Gaoh, schtaoh und bleiba lao!"

Drum länd da Schwoaba bei sei'm Wearth, —
Dös ischt Aelles, was er begeahrt;
Doch, wenn dui Warning nich net frommt,
No müaßt iahr's neahma, wia es kommt!

Der „Pfeffer vo' Schtetta".

Im schöna Ramsthal, no'h bei Eßling, leit
A groaßer Oart, — so schö', wia's wenich geit, —
Schtetta im Ramsthal, — wear kennt net sein' Wei'? —
Wiard Manchem wohl no em Gedächtniß sei'!

Do leabt' a Schpielma', heiter und fidel,
A duarscht'ger Bruader, doch — a treua Seel;
Dear hot a Maul, iahr Leit, iahr glaubt es nit,
Dös macht bei boida Aohra a' Visit.

A graoßer Ma ischt aoser Pfeffergwea,
Hot jung en schöna Grenadiar a'gea;
Do muaß ear zuar Besatzing a' da Rhei',
Dös leucht't mei'm guata Pfeffer net reacht ei'.

D' Franzhosa schiaßa übers Wasser hear,
Mei Pfeffer gucket, was denn do laos wär?
Schreit 'nüber: „Lands um's Himmelswilla gaoh!
As könnt jo suscht 's graischt U'glück noh entschtaoh!"

Mei Pfeffer schpringt, — sei' Hauptma' trifft en a'
Und froagt: „Wo witt denn du so eilig na?"
Der Pfeffer sait: „Herr Hauptma', i will hoim,
D' Franzhosa schiaßat jo mit Fleiß noch oim."

„Was, feiger Hund, du laufscht vom Poschta fort?" —
„Noa, Hauptma'! 's schtandet no drei andra dort;
Drum will i, — miar send z' wenich do zuam Schtreit, —
G'schwind noh mein' Vater hola, 's fehlt a' Leut!"

G'sund hot ear bald sei' Hoameth wieder g'seah, —
I' Garniso' ischt ear i Schtuagert gwea; —
Schtoaht bald d'ruf as Waachtposcht' am Marschtall dra',
A Milchbua bind't sein' Esel bei em a'.

Dear Bua goaht fort, — der Pfeffer guckt schiaf na,
Und deankt: was fang i mit mei'm Noachbar a?
Nimmt Schtahl, Schtoa, Schwamm, schlät Fuier, hot's voll Freud
Sei'm groa Noachbar gschwind ins Aohr nei' g'lait.

Dear reißt se laos, schreit, schpringt a's wia net g'scheid,
Und überschpringt am Schloßblatz älla Leut,
I'd Könichschtroaßa biagt ear blötzlech ei',
Schpringt gradaweags uf d' Waachtparade nei'.

Zwölf Ma' dia liega schao am Boda dra',
Do hält ma doch mit Schläg da' Esel a'. —
Dear Milchbua kommt und schreit: „Was soll dös sei?
Was theand iahr do? — Dear Esel, dear ischt mei'!"

„Was!" — schimpft der Hauptma', „wia kommscht du derzua,
Und loascht dein' Esel lanfa, rotz'ger Bua?" —
„I bi net Schuld dra", — heult der Bua und krärt, —
„Am Marschtall hot miarn a' Soldat verhert!"

„Wear schtoaht am Marschtall?" froagt der Hauptma' g'schwind
De Näachschta, wo do bei em g'schtanda sind.
„Der Pfeffer!" — „No', dös Ding ischt gar net schleacht,
Dear ischt zua so ma Schtückle grad der Readt!"

Em Augablick laist ma' da' Pfeffer a':
„Glei' zuam Rapport zuam Hauptma' Beulwitz na'!"
Dear schreit: „Was hoscht du mit deam Esel g'hät?"
Der Pfeffer sait ganz ruahich: „I woaß net!

„Sei Schwoager üb'rem Rhei' häb' Harzich heut:
Hao'n ihm schtill i's lange Aohr nei' g'sait.
Laos ischt ear, — woaß voar Freud net aus noh ei'
Und taanzt voar Luscht uf d' Waachtparade nei'!"

Dear Hauptma' sait: „'S ischt guat! Ruck wieder ei',
Und laß i' Zuakunft d' Lumpaschtückla sei';
Für dösmol ischt der's g'schenkt, dös ischt schao' reacht,
Doch, kommscht mer wieder, goht der's währle schleacht!"

Der Eselsbeck.

Im Schwoabaland hot jeder Wiarth sein' Schild
Am Haus, und drinn, grad wia's em g'fällt a' Bild.
Ma' därf d'ruf gaoh, do, wo der Schild so sei',
Do trinkt ma' gwiaß da' ällerschleachtschta Wei'.

Im Schwaarzwald hots a'mol a' Wiarthshaus gea',
I deam Schild ischt a greaner Esel gwea';
Der Wiarth hiaß „Eselswiarth", bei ihm, am Eck,
Da wohnt a Beck, dea hoaßt ma „Eselsbeck".

A Händelmacher kommt i dös Wiarthshaus,
Fangt Händel a, do schmeißt ma ihn glei' 'naus,
Und weil ear duffa no net ruahich ischt,
Hot ear a baar uf's Kamisol verwischt.

Der Eselsbeck sitzt grad voar sei'm Haus dra',
Und siaht dea' Gschpaß ganz beckarnahich a';
Do schreit dear G'schlaga': „Beck! du hoscht Aell's g'seah,
Du muascht mer voar 'em G'riacht dei' Zeugnuß gea'!"

'S schtoaht net lang a, da muaß der Beck voar G'riacht,
Dear macht derzua a reachtes Becka-G'siacht;
Will ear net g'schtroaft sei', muaß er eaba gaoh',
Oder — se mit Landjäger hola' lao'.

Ear gaoht. Zwua laange Schtund schtoaht ear schao do
Im Zuigazimmer, 's guckt koa Mensch dernoh'; —
A leibarms Männdle, buckelich und klei',
Schreit endlich: „So jetz kommt der Becker rei'."

Der Aktuare froaget schtolz und keck:
„Hör er, Bauer, ischt er der Eselsbeck?"
Dear sait no: „Hä!" und schtoaht so dabbich na,
Wia Oaner, dear koan Gschticka haira ka.

„Ischt er der Eselsbeck?" wiard lauter g'schria,
Doch thuat der Beck sei' G'siacht no net verziah;
Er sait no: „Hä!" goaht voar a baar Schritt weit,
Schtoaht endlich häart deam Aktuar zuar Seit'.

Dös Ding g'fällt aosrem Aktuar net guat;
„Ischt er der Eselsbeck?" brüllt dear i voller Wuath;
Doch dear sait ruahich: „Noa, mei' liaber Ma',
I bi' der Beck' häart neabem Esel dra!"

Nikolaus Gonner.

Zu Luxemburg am 8. Januar 1835 geboren, genoß er eine vorzügliche Erziehung, war erst beim Militär, widmete sich später dem Baufach und veröffentlichte verschiedene kunstgeschichtliche und bautechnische Arbeiten. 1865 kam er nach Amerika, lebte fünf Jahre als Ingenieur in Missouri und übernahm 1871 die Redaktion der „Luxemburger Gazette" in Dubuque, Iowa, welche durch ihn einen weiten Leserkreis hier wie im alten Vaterlande sich erwarb.

„Prairieblumen", eine Sammlung von Liedern und Gedichten in luxemburg-deutscher Sprache, Dubuque 1883. „Die Luxemburger in der neuen Welt", Beiträge zur Geschichte der Luxemburger, Dubuque 1889.

Deitsch se mer an Deitsch bleiwe mer.

Mir letzeburger menner
Sen deitsch fu stam a blutt
Bekannt an alle lenner
Fer frei, a frank, a gutt.

Ons fraen sen deitsch fraen
Matt deitscher left an trei,
A kucken s' ons an d' aen,
As kreiz a let ferbei.

Trei dem, den ons erschafen,
Trei onsem lewe lant,
Kann ons matt golt ke kafen,
Matt golt ans falscher hant.

Ons grose, kesere woren
En echt, en deitsch geschlecht,
Si kannte keng geforen
Am streit fir reich a recht.

Hu mir en et gedoen
Fir hinnen trei ze sin,
Mir konnten deitsch e soen,
'We dat deitsch menner din.

De sproch, de mir haut reden,
Huot deitsche klank a lant.
Wa mir zum Herrgott beden,
Get deitsch op he fertraut.

De lidder, de mer sangen,
Sen deitsch fu wurt a klank,
Aus welscher broscht entsprangen
Welsch wirder a gesank.

A wat mer sin, dat bleiwen
Mir bis zum jengsten dach,
Ons ka kennt deitsch ferdreiwen,
Well mir fum deitsche schlach.

D' Schnekleckelchen.

De want, de peift
Durch felt a besch,
Et schneit, et reift,
An d' loft as fresch.
Wo soß dach alles lewe wor,
Leit alles ost der dodebor.

Ma chreschdach dann
Erwacht d' natur,
Wat lewe kann,
Weist lewensspur.
Wa muorgens mir zur mette gin,
D' schnekleckelchen wert lewech sin.

Dreikinecksdach,
De kent erbei,
A kracht och d' bach,
'T as bal ferbei.
D' schnekleckelchen lußt aus dem schne,
Et kuckt, wo nach der kineke me.

As Lichtmeß do,
Kuckt Blasius
Dem wanter no,
De weiche muß.
D' schnekleckelchen, dat lacht a richt
Sech lilieweiß zum sonnelicht.

Zur fuosent, wann
All mensch ferreckt,
De blimmchen dann
De kepche beckt.
D' schnekleckelchen schnomt sech, get rot,
Et let sech duor a stirft sech dot.

Den Herscht.

De summer get, den hereſcht kent
D' dech gi kirzer, d' nuochte fresch,
D' sonnestrale gi me glent,
Fale gelden durch de besch.
Spillen nach matt blat a planz
An dem folle grenge glanz.

De summer get, den hereſcht zet
Luos a luos eran an d' lant,
Do, wo d' blumme bont geblet,
Wuos a wis se 'we ferbrannt.
D' gelde garwen sen dohem,
Gottes gowe fun de bem.

De summer gong, den herscht as do,
D' garden hun hir pracht ferluor,
D' blummen leen no a no
Traurech sech zum sterwen duor.
One d' dalien, groß a gakech,
Wiren d' garden gel a plakech.

Der summer gong, den herscht as hei,
D' stirm rosen iwer d' felt,
Rosen an er roserei.
Fellech fellt de ren, de fellt,
Net me fiddlech, net me glau
Ren a sturm se kal a rau.

Der summer gong, den hereſcht quom,
A fort sen d' fullen, fort gestun,
Si gent mettech iwer Rom
Flott a flenk dersu gezun,
Zeeẞ one rascht a ro
Fort der neier hemecht zo.

Den hereſcht get, de wanter kent,
Kent matt fraſcht an eis a schne,
As net siller mensche frent,
Det den arme leide we,
Helt en d' arbecht, helt en d' brot,
Brengt e kelt a suorch a not.

Casemir fu Polen an de Blanne Jang.

Den herrzoch Jang fu Letzeburch
Wor kinek och fum Bemelant,
Ma he wor blann an doerdurch
Gof hen de blanne Jang genannt.

Aus Polelant de Casemir,
De wor as spottfull weit bekannt,
Nu gleft dir leit ganz sicher mir,
En as 'mol norech ugerannt.

We he gent Bemen as an d' felt,
A gent de blanne Jang gezun,
Mecht hen de spott mam blannen helt,
Ma greilech huot en sech bedrun.

E schenkt dem herrzoch Jang e bref
An aller eil durch eng staffet,
Schreift, daß ders kriche mitt he gef,
A brengt de fridden op d' tapet.

Ders blutt, set hen, as g'nuch fergoß,
Meng leit, mellt hen, hun d' streide sat;
Ma daß de krich net ganz emsoß,
Brengt hen en anere plang op d' blat:

„Dech kinek als en dapere mann,
Dech fuordern ech zum streit eraus,
Mer speren ons zesummen an
A fechten onsre krich dann aus."

De kanzler let de sach em duor,
Mei Jang, den huot de spott begraff,
E gnof bal blech, bal rot fun zuor,
Huot d' fauscht gemacht an da gepaff.

Op flemkem gaul e reitersmann,
Schenkt hen zum kinek Casemir;
De reit schnell, wat e reide kann,
Bis bei dem Casemir feng dir.

De Polekinik kennt eraus
A matt him muonchen edelmann;
He fret de ritter lachent aus,
Womatt daß hen him denge kann.

„Mein Herr", set den, „huot mech gesant,
Fill complementen leẞt e son,
Hofft, daß dir ech nach wuol bekannt,
A leẞt no fra a kanner fron.

„Ma d' haptsach, de ech hei ze dun,
As d' entwert op de leschte bref,
Mein Herr, den helt de streit matt un,
Daß 't dann en enn mam kriche gef.

„Nom brauch bei echte ritterskeit,
Muß alles gleicher Hand da sin:
Zwe schwerter matt de gleicher schneit,
De gleicher zeit geschmit se gin."

„Den Harnisch gleich, a gleich och d' schelt,
An d' lucht gedelt zo gleicher hant,
Dat as, as we mein herr et wellt,
De kinek Jang fu Bemelant.

„Wann dir er aen ausgestacht,
Dann as e jidder zeit beret,
Sei schlach ze feren an der schlacht,
Daß dese krich zo enne get."

De Casemir huot neischt gesot,
Ma d' edelleit, de hu gelacht,
De reiter as dersu gejot,
An d' folleck huot de spott gemacht.

Johann Baptist Nau.

Geboren am 9. November 1859 zu Tetingen in Luxemburg, war er erst Grubenverwalter in seiner Heimath, kam 1880 nach den Ver. Staaten, lebte als Zeichner in Detroit, Mich., und starb in Luxemburg am 8. April 1891.

Seine Gedichte in luxemburger Mundart erschienen in den von Nik. Gonner herausgegebenen „Prairieblumen".

E Sturm um Mer.

Blos Himmel a waßer 'so weit
Mer geseit,
Em d' scheff et rennt, et rauscht, et zet,
Et hault, et scheimt, et stirmt, et schlet,
A berchhech walen em et joen,
Driwerschloen.
D' scheff schwenkt,
Et senkt,
Et heft,
Et streft.

Durch d' nuocht an durch d' wolken op d' mer
Blenkt net a ster;
We muonech a eso batter trent,
Ke froe bleck wenkt him entgent,
A ronderem e kreisch'n, e kloen,
E ferzoen.
D' scheff schwenkt,
Et senkt,
Et heft,
Et streft.

De sturmwant heilt, an e rauscht,
An en dauscht,
A mir erhewen d' aen an d' herz,
Mer beden, blecken himmelwerz:
Du wers, o Herr, ons dach beistoen
De mer kloen.
D' scheff schwenkt,
Et senkt,
Et heft,
Et streft.

Mir woren am walegeros
Net ferloß.
Den ons bewacht, den ons beglet,
Huot durch d' gefor onst scheff gelet,
Trotz beser se, trotz sturm a want
Bis un d' lant.
Gott lenkt,
Mer denkt,
A left,
A streft.

Zefriddenhet fum Letzeburger an Amerika.

Wa meng a'n ermidden,
D' arbecht as geschitt,
Sen ech wuol zefridden,
Sange fro mei litt.
Wat meng henn ferdengen,
Langt fir ons dohem,
Brauch net me ze brengen,
'T as genuch matt dem.

O we gere roen
Ech bei menge frenn,
Hu gemittlech froen
A gemutte fenn.
Do weß dach ejidder
Aus der hemecht neis,
A mer sangen d' lidder
Op ons hemechsweis.

'T blift mer neischt ze wenschen,
'T plot mer neischt de gescht,
D' golt ferblennt de menschen,
D' golt as fillen d' mescht.
Onzefridde strewen
S' emmer nach no me;
Ma zefridde lewen,
Glecklech ech, a we.

Wann sech d' lidder senken
Def op d' a'n erof,
G' sin ech d' stere wenken
Durch den dram erof.
An ech folge geren,
Duor wo d' stere sin,
Ech kann aus de steren
D' hemecht da gesinn.

Se mer och geschidden,
'T as fer ewech net,
Scheden din heimidden
Mir bei schreck an trett.
Gott well ons behidden,
Wuor ons d' lewe let,
Well mer sen zefridden
Bis an d' ewechket.

Ochsendreiwen.

Worecht, Keng Dichtonk.

Am joer acht a sechzech
Du quom de Per an d' lant,
Ferdengt sech bei e bauer,
En huot jo d' aarbecht kannt.
He wor schon an der Champagne,
Wor do um plo gefuor,
An iwerhapt a Frankreich
Hat he scho fill erfuor.

Konnt ploe, säe, meen,
All baurenarbecht dun;
Matt perde konnt e fuoren,
E gof net iweldrun.

De bauer, kuckt, de scheckt en
Am frejor an der fot,
Op' d felt matt sengen ochsen,
Do wošt e guor ke rot.

Wuol gongen d' ochse prechtech,
An hen ewe e prenz,
Bis si op emol stongen
Am Eck bei enger fenz.
Du huot e commedeert
Fer d' keer schnell ze man,
We d' ochse net pareert,
Se matt der batsch gehan.

Se hun hir kepp gereselt,
A wollte guor net gon,
E schwetzt bal deitsch, franzesesch,
Doch d' ochse bleiwe ston.
Op emol kom de meschter
A lacht de Perchen aus,
De krazt sech hannerm oer: —
„We kree s' lo eraus?"

De meschter trett ganz schelmzesch
Ferun de Perchen hin:
„Hei helft dir ke franzesesch,
Well si ken deitsch ferstin."
Hei muß de englesch schwetzen,
Daas d' sproch, de si ferstin;
A Merika, do wellt jo
All ochs e yankee sin.

Gekeert zo den ochsen,
Rifft he ganz streng: „Back haw!"
Du kommen sie gezuen,
Der Per, e lacht: Hoho!
Drop set e ganz treiherzech
(A reift seng henn un d' bochs):
„Kennt d' englescht ech ferstoen
Ewe eso en ochs."

Nikolaus Ed. Becker.

Geboren am 23. August 1842 zu Wormeldingen an der Obermosel, kam er mit seinen Eltern 1854 nach Amerika, zunächst nach Wisconsin. Später siedelte er nach Dubuque, Jowa, über, wo er als Friedensrichter lebt.

Seine Gedichte in luxemburger Mundart erschienen in den von Nik. Gonner herausgegebenen „Prairieblumen".

Zwe Biller.

1.

E jong matt aen hell a klor,
Am alter fu fleicht uochtzeng jor,
Stet an der dir, de schen emklet
Matt blumme foller herrlechket,
Em d' haus e gart, e wisegront,
A felt a bescher farwech bont;
De jong, de wenscht sech emmerzo:
O kem ech fort, ech hu keng ro,
O kent ech dach d' ganz welt gesinn,
We sollt ech dann dach gleckech sin.

II.

En ale mann, de fill gesinn,
Matt groem kapp an drewer minn,
Stet an der stat, kuckt iwer d' mer,
E quom fu weide resen her;
En as scho ront em d' welt geweścht,
Dach ent bedreft en nun am gesćht,
En denkt a wenścht sech emmerzo:
O kem ech hem, dann hett ech ro,
Kent ech meng hemecht nach gesinn,
We welt ech dann dach glecklech sin.

De blanne Jong.

An engem schene summerdach
Du gong ech durch a klenge besch,
Fill blummen gof et do lanścht d' bach,
An d' loft am schet wor kill a fresch.

We huot mech alles ugelacht,
All filchen huot sei litt gesong',
Ma wat mer we emt herz gemacht,
Dat wor e medchen an e jong.

De kanner soßen do am schet,
E bilt 'we ken et mole kann,
Ech lauschtren hemlech hirer ret,
A woßt du gleich, de jong wor blann.

Leſt Mare, hen zur schweſter ſet:
„Du kanns de filchen dach gesinn,
We hen do sengt a senger fret,
Muß hen dach wirklech prechtech sin."

„Jo, Mette, kuck am sonneschein,
Setzt hen op enger großer bich."—
Den arme klenge seifzt:—„O mein!
Ech wellt, daß ech en och gesich."

„Du ses, das d' blumme leflech ble'n
Fum frejor n' bis d' hereschtzeit,
Daß d' bem am besch all greng a schen,
Eng fret fer den, den dat geseit."

„Zwar eng pleseer hun ech och:
An dnorfir onſ'rem Herrgott dank!—
Fu schene blummen, de geroch,
A fun de fullen de gesank.

„Dnorfir well ech och net fill klon,
Wann ech heinidden neischt gesinn,
Dach eppes muß de mir nach son,
Op och am himmel blanner sin?"

„Ne Mette, do gesinn se all,
Wo denkst de dann op emol hin?"
„Ech mecht de lewe Gott dach bal,
Den alles dat erschaft, gesinn."

De jengelchen, den dat geret,
De gof fum fewer mattgeholt.
Seng mamm, de huot gekrasch, gebet,
Datt Gott en dach ferschone solt.

E fillt er d' trenen um gesicht,
A set: „O kreischt dach net fer mech,
Ech kucke bal an d' himmelslicht,
Dat mecht mech da jo gleckelech."

„Derno, lef mamm, fun deser ert
Komm dir an d' Mare och dohin,
Da so der mir, daß dir et wert,
Ech hun ech jo nach net gesinn."

Dat set de Mette a ferschet.
Seng minn huot nach nom dot gelacht;
Donowen an der ewechket
Huot Gott him d' aen opgemacht.

Inhalts-Verzeichniß.

Nachtrag.

Glückauf Neudeutschland!

Glückauf, die Ihr am fernen Strande
Laßt Sitt' und Sprache nicht vergehn,
Die Ihr im freiheitsschönen Lande
Ein junges Deutschland laßt erstehn!

Die Ihr das deutsche Lied laßt tönen
Und ruhig schafft ein deutsches Recht,
Und pflanzet Wein den kräft'gen Söhnen,
Und bleibt ein kernig deutsch Geschlecht.

Bis über's Meer die Hand sich reichen
Zwei deutsche Lande stolz und werth,
Und Lug und Druck auf Erden weichen
Vor deutschem Geist und deutschem Schwert.

Cincinnati, 24. Juli 1847. Franz Löher.

(Handschriftliche Widmung seines Buches „Des deutschen Volks Bedeutung in der Weltgeschichte", Cincinnati 1847, an einen Freund in Cincinnati. — Mitgetheilt von Karl Knortz in Evansville, Ind.)

Bernhard Bettmann.

Lebte in den fünfziger Jahren in Cincinnati. Seine Gedichte erschienen zum Theil in der Leipziger „Gartenlaube" und im „Deutschen Pionier".

Edle Frauen.

Frauen Namen, groß, erhaben,
Leben in dem Weltruhm fort;
Manche, die geglänzet haben
Oft nur durch ein hohes Wort:
Spartas Mütter, Roms Matronen,
Königinnen, stolz und hehr,
Weinbergs Weiber, Amazonen,
Und unzählig andre mehr.

Und ein Jeder muß bekennen:
Diese Frauen waren groß! —
Ich doch will euch andre nennen,
Die bisher noch namenlos.
Sucht sie nicht auf Königsthronen,
Sucht sie nicht im Marmorsaal —
Sucht, wo Druck und Kummer wohnen,
Seelenschmerz und Seelenqual.

Wo Jahrhunderte schon duldet,
Ohne Sünde, ohne Fehl,
Leiden, die es nie verschuldet,
Das verstoßne Israel. —
Folgt mir in die „Judengassen",
In den „Ghettos" suchet nach,
Und ich will euch schauen lassen
Edle Frau'n, wie ich versprach.

Die in Glanz und Pracht geboren,
Gleich vom Schicksal hochgestellt,
Die ein Königreich erkoren,
Herrin einer halben Welt —
Die in hehrer Macht sich sonnte,
In des Glückes Strahlenschein,
Konnte sie nicht edel, konnte
Sie nicht stark und muthig sein?

Seht dagegen Juda's Töchter!
In der früh'sten Jugend schon
Preisgegeben dem Gelächter,
Der Gewalt, dem schnöden Hohn
Frechen Pöbels; muthig tragend
Druck und Schmach der Tyrannei;
Selbstaufopfernd, still entsagend,
Glaubensstark und glaubenstreu.

Hinter ihren Ghetto-Mauern —
Statt wie Andre, ihr Geschick
Nutzlos, träge zu betrauern —
Schufen sie sich selbst ihr Glück;
Gründeten mit frischem Muthe
Jenen Herd voll Sonnenschein,
Wo der müd' gehetzte Jude
Wagen durfte, Mensch zu sein.

Ihm, dem rings die Welt die Hölle,
Blühte dort ein reines Glück;
Und vor seines Hauses Schwelle
Ließ er all sein Leid zurück. —
An des Weibes Gottvertrauen
Stählte sich auf's Neu' sein Muth,
Wenn er sank auf seinem rauhen
Pfad voll Thränen und voll Blut.

Mit der Mutter letztem Segen
Zog der Knabe früh hinaus,
Und auf allen seinen Wegen
Dacht' er stets an sie zu Haus.
„Deiner Väter Glauben ehre
Treu bis in den Tod, mein Sohn!"
Nie vergaß er diese Lehre,
Mochte, was da wollte, drohn.

Stets ergeben, freudig theilend
Mit dem Manne Lust und Leid:
Selbst des Feindes Wunden heilend —
Milde, weiblich jederzeit —
Ihres Volkes Loos beklagend,
Aber stark im Gottvertrau'n,
An der Zukunft nie verzagend —
Seht, so waren Juda's Frau'n!

Heil euch! Ehr' euch, edle Frauen!
Ließ bis jetzt auch Keiner noch
Euch ein stolzes Denkmal bauen,
So gedenkt man eurer doch!
Euer Volk, das weitzerstreute,
Denket eurer jederzeit,
Mütter Israels, mit Freude,
Stolz und tiefer Dankbarkeit!

An meine Mutter.

Heilig, heilig ist die Mutterliebe!
Ihr ist Nichts auf dieser Erde gleich!
Frei von jedem irdisch niedern Triebe,
Wie das Meer so tief und schätzereich. —
Morgenröthe in des Mannes Leben!
Seiner Jugend goldner Sonnenschein!
Glücklich der, den sorgsam sie umgeben,
Den sie weihte in das Dasein ein!

Heilig, heilig ist die Mutterthräne —
Ob geweint in Freude, ob in Schmerz!
Niemals fließt sie, daß dem Schein sie fröhne,
Ihre Quelle ist das Mutterherz!
Viele, viele sind um mich geflossen —
Oft in Freude — auch in Kummer schon;
Und das liebe Aug', das sie vergossen,
Weint wohl jetzt noch um den fernen Sohn!

Heilig ist der Kuß der Mutterlippe!
Er ist rein, ist ohne Falsch und Arg!
Sei versichert, daß er keine Klippe,
Weder Tücke noch Verrath verbarg.
Mag der beste Freund auch treulos werden,
Selbst das Weib vergessen seine Pflicht,
Mag die Treue schwinden von der Erden —
Muttertreue schwindet ewig nicht!

Heilig, heilig ist der Muttersegen,
Der aus tiefer, inn'rer Seele quillt!
Alle Wünsche, die darin sich regen,
Sind in diesem Segen eingehüllt. —
Lang' ist's, seit den letzten ich empfangen —
Doch ich werde dich ja wiedersehn!
Dann will ich an deinem Halse hangen
Und auf's Neue ihn von dir erflehn!

Hohe Berge, weite Meere trennen
Theure Mutter! dich von deinem Sohn —
Doch ich grüße dich! und weiß, erkennen
Wirst du mich an diesen Zeilen schon!
Treulich steht dein Bild mir stets zur Seite,
So wie ich dich sah im Trennungsschmerz. —
Sei gegrüßt in Sehnsucht, Lieb' und Freude,
Sei gegrüßt, du treues Mutterherz!

Fortschritt.

Auf, auf! mein Volk! du, das so heldenkühn
Bestanden schwere, grauenvolle Zeiten!
Auf! zaudre nicht, mit gleich beherztem Sinn
Nunmehr die Bahn des Fortschritts zu beschreiten!
In jenen Tagen war es Recht und Pflicht,
Am Alten unerschütterlich zu halten; —
Jetzt, da die Nacht gewichen vor dem Licht,
Jetzt ziemt's, des Fortschritts Fahne zu entfalten!

Entwicklung lebt und webt in der Natur;
Geh hin, du Zweifler, gehe hin und lerne:
Das größte Ding entspringt dem Kleinen nur,
Der Riesenbaum entwächst dem winz'gen Kerne.
Es drängt sich Alles, Alles treibt und schafft,
Sich stets zu neuem Leben zu entfalten;
Und du, mit deiner neugestärkten Kraft,
Du wolltest hangen starr und fest am Alten?

Glaub' nicht, daß die, die ihre Frömmigkeit
Durch Bücken, Näseln, Formensucht bekunden,
Dir zugethan mit größ'rer Innigkeit
Und tiefer deines Glaubens Werth empfunden,
Als wir, die wir für Forschung freies Feld
Ganz schrankenlos zu fordern uns erkühnen!
Dem Gott, der sich in frommem Dunst gefällt,
In eitlem Tand, dem können wir nicht dienen!

Sie legen nur auf starre Formen Werth —
Wir wollen nicht den Geist darin vermauern!
Das Ideal, das sich so rein bewährt,
Wir wissen es, kann ohne sie auch dauern!
Auch wir sind stolz auf unsrer Väter Muth,
Die einst verfochten jene hohen Lehren,
Auf denen noch der Bau der Welten ruht
Und die die Völker neben uns verehren.

Zum freien Forschen ward ein freier Geist
Von unserm Schöpfer selber uns gegeben;
Sein Wesen zu erkennen suchen, heißt,
Ganz seiner würdig sich zu ihm erheben.
D'rum vorwärts, vorwärts, immer vorwärts nur!
Dem höchsten Ziele gilt der Edlen Streben!
Wie's keinen Stillstand giebt in der Natur,
So soll's in unserm Wirken keinen geben!

Carl Bundschu.

Im Jahre 1842 zu Mannheim geboren, wurde er zum Kaufmann erzogen, wanderte 1864 nach San Francisco aus, wo er noch heute einem großen Weingeschäft vorsteht. Er nimmt unter dem dortigen Deutschthum eine hochgeachtete Stellung ein, und war und ist immer bestrebt, dem deutschen Namen und deutschen Wesen in Californien Anerkennung zu verschaffen.

Was uns vereint.

Nimmer zerreißt die unlösliche Bande,
Die uns verknüpft mit dem heimischen Lande;
Immer noch bindet und fesselt den Geist
Dieses Gedächtniß, das Segen verheißt.
Immer noch waltet,
Wirkt und gestaltet,
Nimmer erkaltet,
Was in den Adern durchglüht unser Sein
Und uns beseelt für den „Deutschen Verein".*

Lasset im Lied uns, in festlichen Tönen,
Singen vom Wahren, vom Guten und Schönen.
Frei von den Lippen entströme das Wort,
Wirke und wachse und pflanze sich fort!
Was uns gegeben, —
Ernst-heitres Streben,
Soll uns erheben
Ueber des Alltages bläßlichen Schein,
Das bleibe Wahlspruch im „Deutschen Verein".

Pfleget den Frohsinn und schafft Ideale,
Hütet die Kunst in krystallener Schale,
Und ihre Wunderkraft sicher und schnell
Wird zum erfrischend befruchtenden Quell.
Habet Vertrauen
Auf unsre Frauen,
Die mit uns bauen!
Gut ist es nie, daß der Mann sei allein:
Ehret die Frauen im „Deutschen Verein"!

Treu sind wir immer Columbia's Erde,
Nimmer vergessen ist, daß sie bescheerte
Neu uns als Heimath den häuslichen Herd,
Der unser Leben macht würdig und werth.
Doch schauet gerne
Aus weiter Ferne
Nach lichtem Sterne!
Darum, ihr Sterne vom Lande am Rhein,
Strahlt uns hier weiter im „Deutschen Verein"!

Aegypten.

Wie füllt uns doch mit ahnungsvollem Schauer
Der Geist der Vorzeit, der, fast sagenhaft,
In Zeichenschrift auf Stein und Felsenmauer
Verkündet eines Volkes Ruhm und Kraft!
Stolz überragen die Vergangenheit
Die Wunder jener urgewalt'gen Zeit! —

Da, wo der Nilstrom seine trägen Wellen
Als Schlammgebilde hin zum Meere streckt,
Wo Krokodil und Nilpferd sich gesellen
Und stolz der Ibis sich im Schilfe reckt, —
Dort, wo der Schakal heulet durch's Gelände
Und sich der Geier beutelustig regt,
Wo schaurig ragen starre Felsenwände
Und Urgestein den Wüstensaum umhegt:

Da wohnten einst die Riesentempelbauer,
Kühn im Entwurf, ureigen im Geschmack,
Die Sphynxen- und Pylonensteinbehauer,
Das Priestervolk von Luxor und Karnak.
Welch Wunderland, welch buntes Völkerleben,
Als noch Sesostris dort sein Scepter schwang,
Als Ramessiden noch beherrschten Theben
Und feierlich der Isischor erklang!

Aus Königsgräbern, die von Bildwerk strotzen,
Aus ihrer eigenartigen Skulptur,
Aus Pyramiden, die dem Zeitgeist trotzen,
Spricht zu uns eine herrliche Kultur!

Verklungen ist das Saitenspiel der Alten,
Der Wüstensand bedeckt die Amonsstadt;
Der alten Dynastien Kraftgestalten
Als Mumienreste sind sie zahm und matt!
Doch wenn wir uns in jene Zeit vertiefen
Und staunend schauen diese Wunderwelt
Der Tempelbauten und der Hieroglyphen,
Dann fühlen wir, als ob ein Schleier fällt:
Vergangenes beschwören wir herauf,
Und vor uns blüht Aegypten wieder auf!

Zur Gründung des „Deutschen Altenheims" in Californien.

Was kommt an Licht und Glanz und Schönheitsfülle
Der Jugend gleich und ihrem Ideal?
Ihr leiht Natur des Lebens Zauberhülle,
Ihr leuchten Wundersterne ohne Zahl.
Muth, Kraft und Hoffnung sind der Jugend eigen,
Umlichtet prangt sie von der Liebe Glanz,
Der Baum des Lebens birgt in seinen Zweigen
Für sie, die Jugend, seinen grünsten Kranz.
Mit vollen Zügen schlürft aus ihrem Becher
Ganz unbewußt der Mensch den Göttertrank,
Sorglos und heiter wie der trunkne Zecher,
Der ahnungslos in seine Lust versank.

Doch langsam, leise, ehe noch die Sonne
Den Scheitelpunkt des Lebens hat erreicht,
Senkt sich auf diesen Traum der Jugendwonne
Ein leichter Schatten, dem der Lichtglanz weicht.
Oft scheucht ihn noch der frohe, heitre Wille
Und hält ihn fern und machtlos fortgebannt,
Doch unerbittlich, lautlos fällt und stille
Der Nebel, und die Jugend hält nicht Stand. —
Der Muth entweicht, die Kraft scheint zu erlahmen,
Die Hoffnung schwindet und die Furcht erwacht,
Die heitern Bilder in der Jugend Rahmen,
Sie werden düster bald wie dunkle Nacht.
Das Alter kam, die Jugend ist entschwunden,
Nach Ruhe drängt, was einst gestürmt zur That;
Die Blüthenherrlichkeit, so warm empfunden,
Hat sich verwandelt in gereifte Saat.

Wohl dem, wohl jenem, der aus vollen Halmen
Die Früchte seines Ringens sich errafft', —
An dessen eignem Herd die Feuer qualmen,
Die ihn erwärmen, wenn sein Puls erschlafft!
Doch Manchem ward im Kampf und schweren Ringen
Des Glückes und des Alters Hort versagt,
Denn seinem Schaffen fehlte das Gelingen,
Obgleich auch er sein Bestes hat gewagt.
Um ihn senkt sich des Lebens düstrer Schatten,
Der Nebel fällt, er fühlt sich ganz allein:
Da steiget vor ihm auf aus grünen Matten,
Umstrahlt vom goldnen Abendsonnenschein,
Ein freundlich Heim, an dessen offner Pforte
In schlichtem Kleid die Menschenliebe steht,
Und er vernimmt die hoffnungsreichen Worte:

„Seht ihr die Flagge, die hier oben weht? —
Sie steht im Dienste einer edeln Sache,
Schmückt in der Ferne euch den deutschen Herd
Und bietet Frieden unter diesem Dache
Euch Allen, die des Alters Last beschwert.
Willkommen seid ihr, tretet sorglos ein,
Die Menschenliebe will euch Schutzgeist sein!"

Zu einer Schillerfeier in San Francisco. (1888.)

O Schiller, du großer, du urgewaltiger Genius deutscher Nation,
Heut' grüßt uns dein Geist!
An diesem Tage vor Jahren erhob sich dein Stern
Und leuchtenden Fluges, als Fackel des freien Gedankens,
Durchzog er die heimischen Gauen.
Wie göttlicher Lichtquell erschließet dem leiblichen Auge den Fernblick,
Also erschloß deiner Sprache Gewalt dem Herzen ein wunderbar Fühlen,
Daß jauchzend, jubelnd und staunend es einsog die Kraft deines Wesens
Und durch sie geläutert mit heiliger Lohe emporwuchs der Volksgeist.
So glänztest du, Großer, herrlich Erhabener, im Reiche des Schönen,
Und dankbar erkannten die Ersten und Besten deiner Geistesepoche
Den Genius, der im schlichten Gewande der dichterisch schaffenden Muse
Dem deutschen Volke geebnet die Pfade zur Einheit und Freiheit.
Und hundert Jahre nach deinem Erscheinen senkte Germania trauernd die Fackel
Am Sarge des Dichters, der kühn und vertrauend mit feuriger Zunge
Und zündendem Worte im Volke geleget den Grundstein zur Größe.
O könntest du einmal nur schauen die herrliche Wundergestaltung
Im alten germanischen Reiche, die endlich nach Jahren geschaffen
Ein Volk von geeinigten Brüdern, untrennbar in Noth und Gefahren!
O könntest im Glanz deiner Sprache, durchglüht vom göttlichen Funken,
Der phönixgleich einst dich emportrug in's Zaubergebiet deiner Träume, —
O könntest im Glanz d i e s e r Sprache dem deutschen Volke du zeigen
Das Spiegelbild seines Ruhmes und den Werth seiner eigenen Helden,
Wie würde begeisternd dein Sang jetzt die kühne Vollendung verklären,
Nachdem schon vor Jahren dein Mund prophetisch die Zukunft verkündet!

So drängt sich, gepriesener Sänger, alljährig am zehnten November,
An deinem Erinnerungstage, dein Bildniß vor unsere Seele.
Wenn fern auch der großen Gemeinschaft, die im heimischen Vaterlande
Noch schüret mit emsigen Händen das Herdfeuer deutschen Geistes,
Daß hell und erwärmend es leuchte weit über beengende Grenzen,
So ehren wir dennoch uns selbst nur, wenn liebend in alter Verehrung
Wir dankerfüllt deiner gedenken, du Einheit und Ruhm uns kündender,
Du herrlicher, großer, unsterblicher Genius deutscher Nation.

Der Christbaum.

O Mutter, sie nahen, dort kommen sie schon,
Die trotzigen Männergestalten!
Nur nach den Jungen schauen sie aus,
Sie achten nicht auf die Alten.
Sie schreiten einher mit prüfendem Blick,
Sie wollen das junge Leben;
O Mutter, sprich, was fangen wir an,
Wenn gierig die Hand sie erheben?

So klang aus dem dunkeln Tannenforst,
Wo die Bäume riesengroß ragen,
Aus dem jungen Nachwuchs, dem lichten Grün,
Geheimnißvoll Seufzen und Klagen.
Und es schüttelt das Haupt ein junger Baum,
Als wollt' er zum Himmel sich strecken,
Als wollt' er entrinnen dem Erdenschooß,
Als sollten die Alten ihn decken.
Doch mächtig über dem jungen Reis
Gespenstergleich ragen die Gipfel,
In den alten Tannen als Antwort nur
Geheimnißvoll rauschen die Wipfel.

Es klinget hernieder zum Waldessaum
Wie Sprache aus anderen Welten,
Als solle den Kindern tief unten im Wald
Als Segen von oben es gelten:

„O grämet euch nicht, o härmet euch nicht,
Ihr Kinder im duftigen Kleide!
Seid bange nicht vor dem Menschengeschlecht,
Ihr bedeutet ihm Glück und Freude.
Ihr tragt aus dem stillen Waldrevier
Zu den Menschen den göttlichen Frieden;
Ihr ahnet kaum, wie so Wenigen dort
Dies herrliche Kleinod beschieden!
Klopft dreist an die Hütten und jedwedes Haus,
Wo Menschen in Sorgen sich mühen,
Sie öffnen euch Thüren und Herzen zugleich
Und Augen und Wangen erglühen.

Ihr tretet hinein in der Menschen Kreis,
Ihr breitet die duftigen Aeste,
Ihr traget den Odem des Waldes hin
Zum herrlichsten, fröhlichsten Feste.
Ihr werdet zum Bringer von Glück und Ruh',
Durch euch wird Liebe und Leben
Und Jugendlust und Erinnerung
Dem Menschengeschlechte gegeben.
Aus euern Zweigen strahlet die Lust,
Es pochet das Herz euch entgegen,
Ihr füllet mit Jubel die Menschenbrust:
So wird euer Opfer zum Segen.
Wir Alten verkünden der Schöpfung Pracht,
Wir bleiben des Sturmes Gefährten,
Doch ihr verkündet in heiliger Nacht
Den Frieden den Menschen auf Erden.

Alexander Conze.

Er stammte aus Bückeburg, kam anfangs der vierziger Jahre nach Milwaukee, wo er eine deutsche Privatschule gründete. Als der Krieg mit Mexico ausbrach, war er sofort entschlossen, in den Krieg zu ziehen und verließ Wisconsin, um sich einem Illinoiser Regiment anzuschließen. Der edle Jüngling fiel im Alter von 28 Jahren in der Schlacht von Buena Vista am 23. Februar 1847.

Das Oregon-Lied.

Frisch auf, des Westens Söhne,
Die ihr das Feld nicht sä't,
Die ihr als freie Schützen
Ein ruhig Loos verschmäht.
Der Wandrung Strom vom Osten
Dringt nah und näher schon,
Es schwinden eure Wälder
D'rum auf nach Oregon!

Und ihr, nach Abenteuern
Begierig und nach Streit,
Nach Jagen und nach Wagen,
Nach Waldeslustbarkeit,
Herbei aus allen Staaten
Der weiten Union!
Es lebe Berg und Prairie,
Es lebe Oregon!

Wohl Tausend stark, wir sammeln
Uns an Missouri's Fluth,
Der Niedre und der Hohe,
Ob reich, ob arm an Gut.
Die tausend Herzen bindet
In Eins *ein einz'ger* Ton;
Begeisternd schallt die Losung:
„*Frisch auf nach Oregon!*"

Unübersehbar vor uns
Blüht, duftet die Prairie,
Des Urwalds Wipfel rauschen
In wilder Poesie;
Und über Fels und Schluchten
Ziehn muthig wir davon,
Das Sternenbanner pflanzen
Wir auf in Oregon!

O, dies sind nicht die Herzen,
Die zittern vor'm Gefecht,
Die, wenn Monarchen drohen,
Entsagen ihrem Recht.
Als Freie ziehn sie westwärts,
Und nach errungnem Lohn
Als Freie auch behaupten
Sie glorreich Oregon!

Das Scheidelied.

Der Abschiedsang,
Der trübe Klang
Des letzten Bechers ist verklungen.
Der Freunde Arm,
Geliebt so warm,
Hielt mich zum letzten Mal umschlungen.

Leb wohl nun, Ort
Am Ufer dort
Des See's so malerisch gelegen;
Wo ich auch sei,
Ich denke treu,
Milwaukee, dein auf allen Wegen.

Der Kessel braust,
Der Dampfer saust
Dahin durch leichtbewegte Wellen;
Die Ehre winkt,
Die Büchse blinkt,
Des Vaterlandes Feind zu fällen.

Nochmals Ade!
Und fort dann Weh
Der lang gemiednen Trennungsstunde!
Heiz', Maschinist,
Denn sicher bist
Du nicht mit Mexico im Bunde!

Reinhold Erbschloe.

Geboren in Westfalen, widmete er sich dem Kaufmannsstande, kam nach St. Louis und ging später nach New York, wo er 1884 verlassen und in großer Noth starb.

„Gedichte," St. Louis 1864.

Der Hudson.

Am Ufer des Hudson ist's schön wie am Rhein,
Wo Herzen der Menschen erfreuet der Wein.
Nicht Reben und Burgen erblicket man dort;
Doch Athem der Freiheit umwacht jeden Ort.

Die Welle des Hudson ist lieblich und klar,
Hoch schwebt über ihr in den Lüften der Aar.
Der Adler der Freiheit ist's, der sie erblickt,
Den auf ihrem Spiegel sein Bildniß entzückt.

Und mit diesem Bilde durchrauschet der Strom
Die Hügel so frei wie die Tiber einst Rom.
An Felsengeländen, von Wäldern umkränzt,
Der Ocean schimmernd entgegen ihm glänzt.

Wo Fluthen die Insel Manhattans entsteigt,
Umarmt von dem Hudson, ihr Häusermeer zeigt,
Erblühet der Welt eine leuchtende Pracht,
Als nimmer Venedig und Tyrus gelacht.

Die Weltstadt New York jetzt bedecket das Land,
Wo Hudson die Pforte Amerika's fand.
Sie wuchs an der See eine Riesin empor
Und dient einer Welt, einer neuen, zum Thor.

Ihr Raum in den Straßen war lange zu eng
Auf ebener Erde für alles Gedräng';
Das Dampfroß durchschneidet, es pfeifet und pufft,
Die Menschen tief unter sich lassend, die Luft.

Und über die Masten der Schiffe im Port
Verherrlicht die größte der Brücken den Ort;
Daß Land sich verbinde durch Kunst mit dem Land,
Die eine Stadt reiche der andern die Hand.

Wenn Tugend und Wahrheit die Jugend erziehn
Und Handel, Gewerb' mit Wissenschaft blühn,
Verheißt für die Zukunft des Hudson Verkehr
Ein Wunder zu sein von der Quelle zum Meer.

Sonnett.

Des Menschen Dasein ist nur eine Welle
Im großen Meere der Unendlichkeit;
Sie strömt dahin und ruht an keiner Stelle,
Wie unaufhaltsam flieht dahin die Zeit.
Oft glänzt sie schimmernd in des Tages Helle,
Oft birgt sie trauernd in der Nacht ihr Leid;
Doch nimmer fließt der Strom zurück zur Quelle,
Der Wogen Brandung ist des Lebens Streit.

Doch in dem Streite kühn emporzuragen,
Darin beruht des Mannes Kraft und Werth;
Wenn in des Lebens kummervollen Tagen,
Wo fessellose Wirren ihn umschlagen
Und Gram und Sorge seine Brust zernagen,
Er seine Seele rettet unversehrt.

Ernst Franz Ludwig Gauß.

Geboren am 31. August 1842 zu Stuttgart, wurde er früh verwaist und konnte nur unter großen Schwierigkeiten sich die nöthigen Schulkenntnisse aneignen; im Jahre 1859 kam er nach Amerika, diente von 1861 bis 1863 im Bürgerkrieg, besuchte von 1863 bis 1867 theologische Seminarien, wurde 1870 ordinirt und bediente verschiedene Gemeinden bis 1874, in welchem Jahre er nach Deutschland ging und bis 1878 im Canton Zürich, Schweiz, als Geistlicher thätig war. Er kehrte dann nach den Vereinigten Staaten zurück, trat 1880 aus dem aktiven Kirchendienst aus und ist seit 1886 Hilfsbibliothekar der öffentlichen Bibliothek von Chicago. Er schrieb besonders auch gute metrische Uebersetzungen vom Deutschen ins Englische und hat sich durch seine schwungvollen Reden bei festlichen Anlässen des Deutschthums einen beneidenswerthen Ruf erworben.

Ein Zug aus dem Leben König Karls I. von Württemberg.

Sie haben einen guten Mann begraben,
Und mehr war er dem Württemberger Land,
Denn er besaß die edelste der Gaben,
Die König je mit seinem Volk verband:
Ein warmes Herz, das Alle gleich umfaßte,
In jedem Fall gerecht, bei jedem Elend weich;
Ein Christ war er, der auch den Feind nicht haßte,
Fürwahr ein König und ein Mensch zugleich.

Man sah es oft an manchem schönen Zug,
Daß solch ein Herz ihm in dem Busen schlug,
Wie man es auch bei Fürsten selten trifft,
Dem Bösen wehrend und der Bosheit Gift,
Das Gute fördernd, meist im Stillen nur,
So daß die Masse selten es erfuhr.
Hier Strafe, um zu bessern, und dort Lohn,
Auf solchen Vesten ruht' sein Königsthron.

Nun lebt' ein Mann in einem schwäb'schen Ort,
Direktor vom Gefängniß war er dort;
Den haßte, weil er edlen Sinnes war —
Dem König gleich — der Feinde eine Schaar;
Die suchten seinen Fall mit vieler List,
Wie das so mancher Menschen Weise ist;
Mit offnen Mitteln ging es eben nicht,
Denn jener Mann that redlich seine Pflicht.

Da dachten sie an seine edle Art,
Die er sich auch bei Sträflingen bewahrt,
Indem er Antheil selbst an ihnen nahm
Und ihnen menschlich stets entgegenkam,
Besonders wenn sie nicht des Guten bar
Und ihr Verbrechen nur Vergehen war.
Dies — meinten sie — brächt' seinen Fall gewiß,
Sobald man nur es eclatant bewies.

Der Zufall förderte ihr teuflisch Spiel,
Sie glaubten sich bereits ganz nah am Ziel,
Als der Direktor sich gar grob verstieß,
Indem er Arm in Arm sich sehen ließ
In dem Gefängnißhof mit einem Mann,
Der unloyal einst auf Empörung sann,
Empörung gegen König und den Staat,
Und dort die Haft erlitt für seine That.

Dem König ward es schleunigst hinterbracht,
Wie schuldig der Direktor sich gemacht:
„Wer gegen Staat und Königs Majestät
In solcher Weise frevelnd sich vergeht
Und den Rebellen in die Hände schafft,
Der theile selbst mit ihnen strengste Haft!"

Doch König Karl war nicht davon erbaut,
Weil er sofort den bösen Plan durchschaut;
Die Antwort seine Räthe baß erschreckt,
Er spricht im breit'sten Volksdialekt:
„Wia ischt doch des arg nett von dem Direkter,
Daß er dia G'fangene schpatziera führt.
Den mach i glei zum Generalinschpekter
Und schick ihm, wia's dem brave Ma gebührt,
En Orda, — den trägt mancher schlechtre Chrischt, —
Weil er so gar human und pflichttreu ischt."

Gebt mir ein Herz beim Menschen, wer er sei,
So will ich gern des Geistes Schärfe missen.
Was ist dagegen selbst das reichste Wissen?
Mensch sein, heißt Gutes thun ohn' viel Geschrei.

Die Deutschen in Amerika.

Wohin das Aug' ich richte, seh' ich ein prächtig Bild;
Hier ist's ein Bild des Friedens, gewaltig dort und wild.
Ein mächt'ger Erdtheil breitet von Meer zu Meer sich aus,
Streckt ladend seine Arme in alle Welt hinaus;
Und was man nirgends findet, die Menschen finden's da:
Es ist das Land der Freiheit, es ist Amerika!

Der Mensch, der — frei geschaffen — einst Ketten nicht gekannt,
Er ward im Lauf der Zeiten in manches Joch gebannt.
Jedoch der Freiheit Sehnen starb nie ihm in der Brust;
Das gab ihm seine Hoffnung, erhielt ihm Lebenslust;
Und was er auch erduldet, und wie ihm auch geschah,
Er ahnte eine Freistatt, hofft' ein Amerika!

Und von den Menschen allen, die Unglück traf und Hohn,
Ertrug es keiner schwerer, als Deutschlands freier Sohn;
Doch wie das Joch ihn drückte auf seinem Nacken schwer,
Am Geist war er der freiste der Menschen rings umher,
Und darum auch der stärkste: ihm lag es immer nah,
Er trug in seinem Herzen schon sein Amerika.

Seit undenkbaren Zeiten trifft unterm Himmelszelt
Der Wellenschlag der Meere die müde alte Welt.
Sie trugen manche Kunde, bald donnernd und bald lind,
Von diesem Freigestade zu manchem Menschenkind;
Doch suchte Keiner ernstlich, was Jedem war so nah,
Und darum fand es Keiner, das Land Amerika.

Bis ein Columbus endlich der alten Welt erstand;
Ihm lag es vor dem Geiste, d'rum fand er auch das Land.
Er öffnete der Menschheit ein wunderbar Asyl,
Darin ein Jeder findet der Wünsche höchstes Ziel.
Was Alle nur geträumet, jetzt war es plötzlich da:
Ein Heim und Herd der Freiheit, ein groß' Amerika.

Nun kam's in hellen Schaaren von jedem End' der Welt,
Ein Jeder folgt dem Rufe, den nicht ein Band noch hält.
Der starre Puritaner, er hat's zuerst gewagt,
Er findet hier die Duldung, die man ihm dort versagt'.
Ach, schnell hat er vergessen, wie drüben ihm geschah:
Nicht mehr das Land der Duldung ist nun Amerika.

Bald lichtet sich die Wildniß, zum Acker wird der Wald,
Darin noch manche Jahre der Axtschlag widerhallt.
Es reiht sich Hütt' an Hütte, das Dorf erblüht zur Stadt,
Und an des Landes Tafel wird Jeder reichlich satt.
Auch geist'ge Saat ersprießet in Kirch' und Schul' allda:
Zum Wohlstand kommt die Bildung im Land Amerika.

Doch wie es rings auch blühet, wie sich auch Alles hebt,
Geweckt vom Hauch der Freiheit und von ihm neu belebt,
Genährt vom Fett des Bodens und von des Himmels Thau,
Wie reichlich auch der Segen in Stadt und Feld und Au —
Eins fehlte noch dem Lande, wohin man immer sah:
Es fehlte noch die S e e l e dem Land Amerika.

Die kam ihm mit den Deutschen, sie brachten das Gemüth;
Zur Geltung es zu bringen, sind redlich sie bemüht.
Sie sind das Salz des Landes, des Volkes Sauerteig;
Sie zügeln Den, der feurig, und spornen Den, der feig.
Ach, leider ist gar Vieles noch arg und unfrei da,
Doch frei wird durch die Deutschen dereinst Amerika.

Ein leuchtend Vorbild Allen, thun stets sie ihre Pflicht;
Die Hände haben Schwielen, gebräunt ist das Gesicht.
Es rühmen Farm und Werkstatt Fleiß und Geschicklichkeit;
Was sie an Firniß mangeln, ersetzt die Ehrlichkeit.
Sie haben ihren Antheil an dem was hier geschah,
Und durch sie wird es besser im Land Amerika.

Auf jeglichem Gebiete zeigt sich des Deutschen Kraft,
In Industrie und Landbau, in Kunst und Wissenschaft;
Auch pflegt er deutsche Sitten und singt das deutsche Lied,
Die uns das Leben würzen, das uns nach oben zieht.
Gewissen, Pflicht und Treue man immer an ihm sah,
Sein Beispiel ist das hehrste hier in Amerika.

Zwar ist er zu bescheiden, wo Andrer Lob erschallt,
Doch seine Art des Wirkens bedarf nicht der Gewalt.
Wird er auch oft vergessen, beachtet man ihn kaum:
Das Senfkorn in dem Boden wird endlich doch zum Baum.
Auf, meine deutschen Brüder, auf, der Erfolg ist nah! —
Es leben hier die Deutschen, dann lebt Amerika!

An Wilhelm II., den deutschen Kaiser.

(Einladung zur Columbischen Weltausstellung.)

Wo saß ein Fürst jemals auf einem Throne,
Der selbstsuchtsloser seines Volks gedacht?
Wo schmückte je ein menschlich Haupt die Krone
Mit solch bedeutungsvoller, reiner Pracht?
Nach Kriegsruhm sah man einst die Großen dürsten:
Die Neuzeit kämpft auf friedlichem Gebiet;
Du bist das Urbild eines neuen Fürsten,
Der stets sein Schwert nur für den Frieden zieht.

Doch dazu braucht's der allerbesten Rüstung,
Daß Eigennutz nicht mehr den Frieden stört;
Dazu bedarf es einer festen Brüstung,
Daß nicht ein Trotziger sich mehr empört.
Dein Volk, o Fürst, fängt an, dich zu verstehen,
Vertraue ihm, damit es dir vertraut:
Das beste Reich, es muß zu Grunde gehen,
An dem nicht Fürst und Volk zusammen baut.

Wo beide keinen andern Impuls kennen,
Als Liebe zu demselben Vaterland,
Wo alle nur in edlem Eifer brennen,
Ihm recht zu dienen, je nach ihrem Stand,
Da treibt die Wohlfahrt ihre reichsten Blüthen,
Zufriedenheit und Glück folgt jeder Noth. —
Dem schönsten Tag, dem alle Herzen glühten,
Ersteht in Deutschland nun das Morgenroth.

Die ganze Welt ist voll von seinen Strahlen,
Die Augen aller Völker zieht es an:
Bescheiden steht der Deutsche, ohne Prahlen
Weist er nur hin auf das, was er gethan.
Doch daß der Tag ersteh' zu voller Klarheit,
Und daß sein Glanz erfülle alle Welt,
Kämpft weiter er für Recht und Licht und Wahrheit,
Was immer auch sich ihm entgegenstellt.

Welch hohes Vorbild bist du deinem Volke
In jeder deutschen Tugend, voll und ganz.
Hoch steigt dein Stern und jede Wetterwolke
Erhöht nur seinen hellen, mächt'gen Glanz.
Derselbe strahlt auch Deutschlands fernen Söhnen,
Die gute Bürger sind dem neuen Land,
Wo nun in allem Guten, Großen, Schönen
Dem Vaterland ein neuer Ruhm erstand,

Da hat die Krone Deutschland sich errungen
In allgemeiner, großer Geistesschlacht;
Da ist das allergrößte Werk gelungen,
Das Fürst und Volk zusammen je vollbracht.
Ruhmvoll und glanzvoll, mächtig und gediegen
Zeigt hier sich deutscher Geist und deutsche Hand:
Der schönste ist's von allen deinen Siegen,
Mein großes, mein geliebtes Vaterland!

Dein ganzes Volk, o Kaiser, ist vertreten,
Nur du fehlst noch, der du das Werk gekrönt,
Von einer Welt ist dein Besuch erbeten,
Von deren Lippen laut dein Ruhm ertönt.
Was zögerst du? Es gilt, des Sieges Segen
Der Welt zu sichern, wie dem Vaterland.
Dir schalle ein Willkommen hier entgegen,
Wie nie in deiner Brust es Echo fand!

Hermann Glauch.

Am 31. Oktober 1855 zu Döbeln in Sachsen geboren, wurde er Buchdrucker, kam 1872 nach Cincinnati und 1873 nach San Francisco, wo er als Schriftsetzer thätig ist. Seine Gedichte erschienen in den „Westlichen Blättern" (Cincinnati), in den deutschen Tagesblättern San Francisco's und den Monatsschriften „California" und „Vom goldenen Thore".

Der Glücksjäger.

Zog ein Knabe einstens aus,
Frau Fortuna aufzufinden;
Harte Arbeit, heißen Strauß
Wollt' er tapfer überwinden;
Reiche Triften, blum'ge Au'n,
Süßes Lächeln schöner Frau'n
Sah er kalten Blicks entschwinden.

Blümlein winkt vom Wegesrand:
„Willst, o Wandrer, bei mir weilen?
Will mit dir im Zauberland
All' die goldnen Wunder theilen!"
Fiebergluth füllt seinen Sinn,
Nur des Glückes Herrscherin
Mag sein krankes Herze heilen.

Mägdlein dort im kleinen Haus
Schaut ihm innig in die Augen:
„Ruh' dich, Liebster, bei mir aus!
Süßer Frieden mag dir taugen!"
Stumm nur winkt er mit der Hand:
„Bis ich Frau Fortuna fand,
Minnedienst kann ich nicht brauchen!"

Ruhlos zieht er seine Bahn
Ueber Fels und dürre Halden,
Fühlt nicht, daß der grimme Wahn
Zeichnet seine Stirn voll Falten.
Wintersturm und Sommersgluth
Heißer treibt sein heißes Blut,
Jene Göttin festzuhalten.

Die Minute wird zum Tag
Und zu Jahren kurze Stunden,
Und das Ziel, das vor ihm lag,
Weiter scheint's, als je, entschwunden;
Um ihn her fällt, trüb und bang,
Mancher, der in gleichem Drang
Seinen Untergang gefunden.

Altersschnee deckt längst sein Haupt,
Als den Hügel er erklommen,
Den den letzten er geglaubt,
Um zum goldnen Ziel zu kommen;
Doch als er den Blick gewandt,
Sah er, daß zum Grabesrand
Er den schwersten Weg genommen!

Und entkräftet sinkt er hin:
„Fluch dir, Glück, das mich betrogen!
Das mir Thoren stört' den Sinn,
Jn's Verderben mich gezogen!
Fluch dir!" — Und sein Auge bricht. — —
Drüben kommt in ros'gem Licht
Leicht Fortuna angeflogen!

Meeresrauschen.

Das ist ein Singen und Klingen
Am einsamen Meeresstrand,
Gar seltsame Botschaft bringen
Die Wogen aus fernem Land;
Sie graben phantastische Zeichen —
Wie Gruß aus entlegenen Reichen —
Tief in die Klippenwand.

„Aus ewigem Nordlands-Eise," —
Die eine der Wogen klagt, —
„Hat mich heimtückischer Weise
Der Sturmgott hergejagt;
Zerschmettert büßt dieser Stunde
Manch' Schiffer am Meeresgrunde
Den Strauß, mit mir gewagt."

„Schlankragender Palmen Schatten
Hat kosend auf meiner Fluth
Dort neben blumigen Matten
Jm sonnigen Süd geruht!" —
So klingt's aus dem Rauschen der andern, —
„Doch trieb es mich fort, zu wandern,
Mußt' seh'n, wie die Fremde thut!"

„Sah leuchten im Abendfrieden
Der Buddha-Tempel Pracht,
Des Lotos schimmernde Blüthen
Jn wonniger Tropennacht
Vom heiligen Strome mich grüßten
An Jndiens Sagenküsten!"
Die dritte der Wogen sagt.

„Vulkans gewaltiges Regen" —
Zischt's aus der nächsten Schaum —
„Trieb mich auf Zickzackwegen
Von Japans Küstensaum;
Dort sinken der Bonzen Hallen,
Der Götter Tempel zerfallen,
Aus ist mein Jugendtraum!"

„Weiß nichts von fernen Reichen,
Doch wenn ich reden wollt',
Ein Bild könnt' ich euch zeigen" —
Dumpf dort die Fünfte grollt —
„Von Menschenhoffen und Zagen,
Von gierigem, heißem Jagen
Um gleißend rothes Gold!"

Das ist ein Singen und Klingen
Am einsamen Meeresstrand,
Es künden von seltsamen Dingen
Die Runen am Klippenrand;
Zerstoben zu schneeigem Schaume
Trinkt drunten am Küstensaume
Die Woge der Dünensand.

Frühlingswalten.

Ein Sagen-Eiland liegt im Meer,
Geküßt von ew'gem Sonnenschein;
Zur Erdfahrt, wie von altersher,
Packt dort sein leichtes Rüstzeug ein
Freund Frühling, — übt das neu'ste Lied,
Das für die Vöglein er ersann,
Und farbenprächt'ge Kreise zieht
Er auf dem Wald- und Wiesenplan.

Er macht die Zauberform bereit,
Die aller Knospen Hüllen sprengt,
Die süßen Duft und schimmernd Kleid
Den Blüthen auf der Haide schenkt.
Er nimmt ein Fünklein wohl'ges Licht,
Das jedes Samenkorn erweckt,
Das selbst die Eisesrinde bricht,
Die vieler Menschen Herzen deckt.

Und hui — nun sagt mir, wie's gescheh'n —
Nun kündet, wer ihn hergebracht;
Viel tausend Wunder sind zu seh'n
Nach einer kurzen Frühlingsnacht.
Kaum daß sein Fuß den Grund berührt,
Das Veilchen stellt verschämt sich ein,
Die Primeln nicken, leuchtend ziert
Dort Himmelsschlüssel Feld und Rain.

Er streicht durch's Land; der Kirschenbaum
Urplötzlich steht in schnee'gem Glanz,
Jäh schreckt das Bienlein auf vom Traum
Und rüstet sich zum Maientanz.
Im Walde raunt es: Horch, er naht!
Und jeder Baum und jeder Strauch
Hüllt hurtig sich in grünen Staat
Nach tausendjähr'gem Frühlingsbrauch.

Der Falter hat sein best' Gewand
Heut' für die Brautfahrt angethan,
Im Schlehdornstrauch am Bachesrand
Hebt froh der Fink zu schlagen an,
Hoch in den blauen Aether schwingt
Die Lerche jubelnd sich empor,
Das girrt und schwirrt, das summt und singt
Und drängt an's goldne Licht hervor.

Und mir, mir selbst im Herzen drin
Wird's leicht und licht, und aus der Brust
Die mürr'schen Wintergäste flieh'n
Und weichen neuer Lebenslust.
Und ob mein Frühling auch entschwand,
Ob's Haar ergraut — im Sonnenschein,
Der kosend schmückt ringsum das Land,
Zieht auch bei mir der Frühling ein!

Constantin Grebner.

Geboren in Wertheim, Baden, studierte er auf der Universität Heidelberg, nahm an dem 1849er Aufstand theil, kam nach Amerika, ging aber nach einigen Jahren nach England, Holland und Java, wo er viele Jahre als Lehrer wirkte, kam 1875 zum zweiten Male nach Amerika und ist seit 1883 deutscher Oberlehrer an einer der öffentlichen Schulen Cincinnati's.

O deutsche Sprache!

Schön sei'st du nicht?
Er hat wohl nie gesungen, nie zu Orgelklang
Im deutschen Dom gehört den hehren Festgesang,
Der sagt, du sei'st nicht schön.

Mild sei'st du nicht?
Der Liebe Sprache kennt er nicht, Gekose leis
Ist fremd ihm, er saß nie in deutscher Freunde Kreis,
Der sagt, du sei'st nicht mild.

Stark sei'st du nicht?
Nie hört' er Manneswort, hat nie in wilder Schlacht
Gekämpft in deutschen Reih'n, kennt nicht des Kampfrufs Macht,
Der sagt, du sei'st nicht stark.

Groß sei'st du nicht?
Er weiß nicht, wie im fernen Land das helle Licht
Des Geistes mit der deutschen Sprach' durch's Dunkel bricht,
Der sagt, du sei'st nicht groß.

Bist Alles ja!
Des Mannes Wort, der Liebe Flüstern, Schlachtenruf,
Gesang und Rede — wo die Sprach', die solches schuf?
Es ist die deutsche nur!

Washington.

Dein Name, Washington, erschallet
Im Jubel heut' von Meer zu Meer,
Vom ew'gen Eis zum Golfe hallet
Laut Wort und Lied zu deiner Ehr'.

Gepriesen werden deine Thaten,
Dein hoher Muth auf blut'gem Feld;
Man lobt's, wie du das Land berathen,
Des größter Stolz du bist, o Held!

Ertönte auch mit gleichen Ehren
Längst manchen Namens hoher Klang,
Niemals wird man von einem hören,
Der sich wie du im Glück bezwang:

Du wandtest dich vom Königsthrone,
Den man dir bot, vom Purpur ab,
Nahmst nur als Lohn die Bürgerkrone,
Des Volkes Liebe mit in's Grab.

D'rum hat des Vaterlandes Jugend
Zum Alter heute sich gesellt,
Zu ehren deine hehre Tugend,
Du größter Bürger dieser Welt!

Im Herbst.

Haben Mühen dich und Sorgen
Jemals mehr als sonst gedrückt,
War es nicht am Herbsttagmorgen,
Als die Sonne uns entrückt,
Als die Nebel auf und nieder
Wogend kämpften mit dem Tag,
Als verstummt der Vögel Lieder
Und im Bann die Erde lag?

Konntest du je wieder hoffen
Und dich glauben nah' dem Ziel,
Sahst du je den Himmel offen
Nach des Schicksals grausem Spiel,
War's nicht als die goldne Sonne
Wolk' und Nebel hatt' verscheucht
Und ein heitrer Herbsttag Wonne
Neu in deiner Brust erzeugt?

Wenn im prächt'gen Farbenglanze
Bei der Abendsonne Schein
In dem bunten Blätterkranze
Herbstlich blühen Wald und Hain,
Fühlest du nicht neues Glühen,
Neues Sehnen in der Brust?
Schwinden Sorgen nicht und Mühen,
Sprühet frisch nicht Lebenslust?

Wenn im Herbste Andre sehnen
Nach dem Frühling sich zurück
Und vergießen eitle Thränen
Um geschwundnes Sommerglück,
Denk' nicht an vergangnes Lieben,
Wein' nicht um geschwundne Freud':
Nimm, wie es der Herbst dir beut,
Was von ihnen noch geblieben.

Bonaventura Hammer.

Geboren den 24. Juni 1842 zu Durmersheim in Baden, kam er 1846 nach Amerika, wurde katholischer Priester und bedient gegenwärtig eine Gemeinde in Lafayette, Ind. Er schrieb eine Reihe religiöser Abhandlungen in deutscher und englischer Sprache. Die ersteren sind: „Leben des hl. Franziskus", 1867; „Leben des hl. Leonard von Portu Mauritio", 1867; „Pius IX.", 1868; „Unsere Bischöfe", 1872; „Gedenkbuch der St. Franziskus-Gemeinde in Cincinnati", 1884; „Auszüge aus der Geschichte der Diözese Louisville", 2 Bde., 1884; „Der seraphische Führer", 1884; „Der Sonntag", 1886; „Ben Hur", übersetzt aus dem Englischen, 1888; „Gnadenquellen", 1889; „Der Apostel von Ohio", 1890; „Kirche, Schule und Haus", 1890; „Herz-Jesu-Grüße", Gedichte, 1890; „Brod der Engel", 1891; „Columbus", Schauspiel, 1892; „Die Franziskaner in den Vereinigten Staaten", 1892; „Bilder aus dem Leben Jesu", 1892.

Gleichniß.

Es eilet das Bächlein durch blumigen Klee,
An Bergen vorüber von schwindelnder Höh';
Durch kühlenden Schatten im blühenden Wald,
Wo lieblicher Vogelsang wiederhallt;
Durch Felder und Fluren, wo perlender Schweiß
Der Stirne des Schnitters entquillet so heiß;
Vorbei an Palästen voll Reichthum und Pracht,
An Hütten vorüber, wo Kümmerniß nagt;
Es eilt unaufhaltsam, es eilt ohne Ruh
Dem Schooße des mächtigen Oceans zu.

So eilt auch das menschliche Leben dahin:
Der Mensch muß verschiedene Bahnen durchziehn.
Das spielende Kind eilt durch blumigen Klee,
Es hat keinen Kummer, es fühlet kein Weh;
Der Jüngling blickt vor sich der Lustbarkeit Wald,
Wo freudiger Jubel entgegen ihm hallt;
Der männlichen Stirne entquillet der Schweiß, —
Dem Mann wird bei Sorge und Arbeit gar heiß; —
Müd' windet der Greis von der Erde sich los,
Und eilet zur Ruh in der Ewigkeit Schooß.

Zum neuen Jahre.

Was tönet so klangvoll hinaus in die Nacht
Mit kräftigem, lieblichem Schalle,
Und dringt in die Herzen der Menschen mit Macht
Und wecket die Schläfer rings alle?
So weit wie die Wolken am Himmel hinziehn,
Verkünden die Glocken den Jahresbeginn.

Mit ihrem verheißenden Klange fließt Trost
Hinein in die blutenden Herzen,
Die, von dem Verhängniß des Schicksals umtost,
Nur Prüfungen kannten und Schmerzen:
Vorbei sind die Tage der Noth und Gefahr,
Die Glocken verkünden ein glücklich Neujahr.

Ein glücklich Neujahr — o tröstliches Wort!
Verheißungsvoll weckt es Vertrauen
Auf Ihn, den Allmächt'gen, auf den wir als Hort
Und Lenker der Schicksale bauen:
Denn wechseln auch Menschen, Geschicke und Zeit,
Er lebt und regieret in Ewigkeit.

Lat et umme gahn.

Von einem braven Herzog
In Braunschweig wird erzählt,
Wie er das Sonntagszechen
Der Bauern eingestellt.

Zum Gottesdienste ladet
Die Glocke freundlich ein,
Der Herzog tritt verkleidet
Zur Wirthshausthür hinein.

Beim Spiel die Bauern sitzen,
Der Herzog sitzt dazu
Und sieht das tolle Treiben
Sich an in guter Ruh.

Da nimmt die Branntweinflasche
Ein fröhlicher Kumpan;
Er trinkt und giebt sie weiter
Mit: „Lat et umme gahn!“

Und rechtsum geht die Flasche,
Sie geht von Hand zu Hand;
Sie kommt zuletzt zum Herzog,
Den Niemand noch erkannt.

Und ohne d'raus zu trinken,
Schaut er die Flasche an;
Spricht dann zum linken Nachbar:
„Lat da et umme gahn!“

Und linksum geht die Flasche,
Sie geht von Hand zu Hand,
Bis sie zuletzt beim Herzog
Zum zweiten Male stand.

Er gab sie nicht mehr weiter,
Er trank auch selber nicht;
Doch schaut er ernsten Blickes
Den Bauern in's Gesicht;

Und die gewalt'ge Rechte
Zum Schlag erhebend dann,
Beohrfeigt er den Nächsten,
Mit: „Lat et umme gahn!“

Dann öffnet er den Mantel,
Und an dem Ordensstern
Erkennen sie den Herzog,
Den gar gestrengen Herrn.

Und rechtsum, wie die Flasche
Erst ging von Hand zu Hand,
Geht jetzt von Kopf zu Kopfe
Die Ohrfeig' ungalant.

Kaum ist die rechte Seite
Gehörig abgethan,
So wandert auf die linke
Das „Lat et umme gahn!“

Glaubt mir, es ging die Flasche
Nie mehr von Hand zu Hand,
Da solches „ummegehen“
In Braunschweig ward bekannt.

Denkübung.

„Drei Söhne hatte Noe;“
So sprach zur Kinderschaar
Der Lehrer, „und ihr Name
Sem, Cham und Japhet war.
Wer weiß mir nun zu sagen,
Wie Japhet's Vater hieß?“ —
Die Frage für die Kinder
Zu schwierig sich erwies.

„So soll ein Beispiel lösen
Für euch die Schwierigkeit:
Drei Söhne hat der Nachbar,
Der alte Schuster Veit;
Johannes, Franz und Peter,
So heißen diese Drei.
Wer weiß mir nun zu sagen,
Wer Peters Vater sei?

„Ich hab's, ich hab's gefunden!“
So ruft ein Bub erfreut.
„Wer ist des Peter's Vater?
Der alte Schuster Veit!“
Das weiß die ganze Schule,
Im Dorf ist's allbekannt
Daß Schuster-Peters Vater
Wird Schuster-Veit genannt

Nun stellt zum zweiten Male
Der Lehrer seine Frag';
Am Horizont der Kinder
Da wird es endlich Tag:
„Ich hab's, ich hab's gefunden!"
Ruft einer hoch erfreut;
„Wer ist des Japhets Vater?
Es ist der Schuster Veit!"

Der grüne Fuchs.

Als Gott der Herr die Thiere schuf,
Da stand bereit auf seinen Ruf
Ein Engel, sie zu färben.
Und je nach Gattung, weiß und grau,
Gefleckt, schwarz, roth, braun, gelb und blau,
Mußt' er die Felle gerben.

Da kam der Fuchs auch an die Reih',
Und bat mit vieler Schmeichelei:
„Ich lieb' so sehr das Grüne;
Es thut dem Auge gar so wohl,
D'rum bitt' ich, Engel! demuthsvoll,
Daß Grün zum Kleid mir diene."

„Es sei denn!" d'rauf der Engel spricht;
„Weil du so sehr auf Grün erpicht,
So sollst du grün dich tragen." —
Und grün ist bald des Fuchses Kleid,
Und wie er dessen sich gefreut, —
Unmöglich ist's, zu sagen.

Er schleicht geschwind sich in den Wald
Und sieht ein harmlos Häslein bald
Im Grase sitzen munter.
Das packt er, frißt's; und bald darauf
Kommt ihm ein Hühnchen in den Lauf: —
Das würgt er auch hinunter.

Das grüne Kleid dient gut dazu,
Daß er in allergrößter Ruh
Im Gras sich kann verstecken.
Und so ist Huhn und Häschen todt
Eh' sie den Feind, der sie bedroht
In nächster Näh', entdecken.

Da hat's den Engel wohl gereut,
Daß er dem Schelm das grüne Kleid
So schnell gab und so gerne.
Er ruft ihn d'rum zu sich heran
Und streicht zur Straf' ihn brennroth an:
Jetzt kennt man ihn von ferne.

Wär's bei den Menschen doch der Brauch,
Daß Diebe man bei ihnen auch
Am Kleide könnt' erkennen! —
Die stehlen jedoch Tag und Nacht,
In jeder Farb', in jeder Tracht,
Und lassen Herr'n sich nennen!

Gustav Heerbrandt.

Geboren am 14. März 1819 in Reutlingen, Württemberg, widmete er sich dem Buchhandel, war von 1843 bis 1846 Besitzer der Stettin'schen Buchhandlung in Ulm, kaufte dann das Amtsblatt in Reutlingen, wurde wegen Betheiligung an der Revolution von 1848 sieben Monate auf der Festung Hohenasperg gefangen gehalten und dann nach Amerika begnadigt. Im Jahre 1850 in New York angekommen, hatte er erst schwer zu kämpfen, wurde später wohlhabend, verlor aber Alles in der Panik von 1873; im Jahre 1876 gründete er mit Hülfe von Freunden das „N. Y. Schwäbische Wochenblatt", welches einen unerwarteten Erfolg hatte und das er heute noch redigirt.

„Das Lob der Schwaben", 1874. „Gedichte in schwäbischer Mundart", New York 1892.

De fei'f Sinn'.

Sitz' i bei mei'm Schätzle und dhua mit em kosa,
So duftet's um mi wia Veigela und Rosa;
Guck i in ihr Aug voll Liabe und Treu,
So ischt mer's doch grad, als ob der Himmel drin sei,
So süaß, wia ihr Mäule, schmeckt nix uf der Welt,
Dees gäb i jo net um en Waga voll Geld.
Und sait se: i liab de! was ischt dees a Glück!
Doa moin i doch g'rad, i hair de prächtigst Musik,
Und i fühl', daß 's uf der Welt, so schö' und so weit,
Koin glücklich'ra, selig'ra Menscha mai geit.

Dia Schätz vo' mei'm Schatz.

Mei' herzig's Annem'reile
Jscht doch de reichst' im Land,
Denn schau iahr Zuckermänle
Bringt mi aus Rand und Band.

Und iahre blonde Löckle,
Dia schimmeret wia Gold,
Und wia 'n' a Silwerglöckle
Däucht mi iahr Gruaß, so hold.

Und iahre raunde Bäckle
Send zart wia Früahlingsluft;
Doa kriegt mer wohl a G'schmäckle
Als wia vo' Rosaduft.

Ob iahre schöne Auga
Mit iahrem Schelmablick
Beim Küssa arg viel tauga?
J denk' net dra' im Glück.

Se hot deas schö'fte Füaßle,
Mer hairt vo' iahr koin Tritt,
D'rum haltet für a Grüaßle
Dia Blüamla iahren Schritt.

Doch 's reichste bei mei'm Mädle,
Dees ischt iahr Herz, so rei';
Es ruht im schö'sta Lädle
Wia 'n ächter Edelstei'.

Und iatz möcht i doch wissa,
Ob wohl a Menschakind
Wenn miar anander küssa,
A reichers Pärle find't.

Johann B. Hertzog.

Am 2. Januar 1831 zu Bechtheim bei Worms geboren, besuchte er das Lyceum zu Mannheim und das Gymnasium zu Mainz, studierte Jurisprudenz und Philologie zu Gießen, kam 1856 nach Amerika, war Lehrer in New York und Brooklyn und zog 1859 nach Philadelphia, wo er erst als Sprachlehrer thätig war. Eine Reihe von Jahren bekleidete er die Stelle des Direktors der dortigen Realschule und gründete 1877 eine eigene, noch bestehende „deutsch-amerikanische Schule". Er ist außerdem Prinzipal einer städtischen deutsch-englischen Abendschule und seit 1877 Bibliothekar der deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien. Er gab mehrere deutsche Lesebücher, eine „Auswahl poetischer und prosaischer Dialoge" heraus, schrieb viele Gedichte, Romanzen u. s. w. und metrische Uebersetzungen englischer und amerikanischer Dichter.

Das goldene Mainz.

Frei laß ich mein Lied erschallen,
Denn ich bin ein Sohn des Rheins;
Aber dich sing' ich vor Allen,
Mein geliebtes, goldnes Mainz!
Denn in nie erblichner Schöne
Stehst du stolz und prangend da,
Und es jubeln deine Söhne:
Heil dir, Heil, Moguntia!

Ueber deinen Zinnen schweben
Hehre Geister alter Zeit,
Deren hohes, edles Streben
Deinem Ruhme war geweiht.
Ja, von eurem treuen Walten
Zeugen alle Herzen laut;
Nimmer wird die Lieb' erkalten,
Die euch Ehrentempel baut.

Der zum Segen mild erhoben
Noch die Rechte auf uns hält,
Von den hohen Sternen droben
Blickt am weiten Himmelszelt:
Jhm zum Preise, ihm zum Lohne
Stimmet an den vollsten Ton!
Willigis, dir sei die Krone
Hier und vor des Ew'gen Thron.

Preisend seist auch du besungen,
Der der Bürger höchstes Gut
Treu gewahret und gerungen
Gegen Feindesübermuth.
Sieh, es prangen deine Saaten
Trotz dem wilden Schritt der Zeit!
Wie, Walpoden, du gerathen,
Blühen wir durch Einigkeit.

Und es ruht im hohen Dome
Ein geliebter Sängergreis,
Der in seines Liedes Strome
Sang der edlen Frauen Preis.
Dich beweinend, schweben Geister
Um die stille, kühle Gruft;
Frauenlob, du hehrer Meister,
Schlummre unter Rosenduft!

Laßt den letzten Sang erschallen,
Der sich jubelnd aufwärts zieh',
Ihm, dem Ersten unter Allen,
Der den Worten Schwingen lieh;
Der das Licht vom stillen Herde
Weithin trug in's fernste Land:
G u t e n b e r g, dir jauchzt die Erde,
Der die Kunst der Künste fand!

Laßt denn hoch die Herzen schwellen!
Strömet aus im Liedesmuth
Sprudelnd des Gesanges Wellen,
Brausend wie des Rheines Fluth!
Denn in nie erblichner Schöne
Steht die Hohe prangend da,
Und es jubeln ihre Söhne:
Heil dir, Heil, Moguntia!

Festgedicht

zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Ludwig Uhlands am 26. April 1887.

Heute schallet allerorten,
Wo die deutsche Zunge klingt,
Manch ein Weihelied und Festwort,
Das des Hörers Herz bezwingt.
Tönt, ihr hehren Feierklänge,
Rauschend in des Festes Glanz! —
Ihm zum Preise, dessen Stirne
Schmückt des Dichters Lorbeerkranz.

L u d w i g U h l a n d ! — dich zu feiern,
Sind versammelt wir zur Stund';
Dich, den Mann voll Muth und Treue,
Dessen liederreicher Mund
Einst so lieblich und gewaltig
Sang, was Menschenherz erhebt;
Leise will es uns gemahnen,
Daß dein Geist uns mild umschwebt.

Du, ein nimmermüder Kämpe
Für des Volkes heilig Recht,
Strittest kühn und ohne Wanken
Stets im vordersten Gefecht.
Ja, ein tapfrer Held und Sänger,
Wie vordem Bertran de Born,
Hast auch einstens du bestanden
Furchtlos deines Königs Zorn.

Freiheit, Männerwürde sangst du,
Sangst von Treu' und Heiligkeit
Und von Rosen, Lenz und Liebe
Und von sel'ger, goldner Zeit.
Hei, wie tönte dann so mächtig
Wieder deiner Harfe Klang,
Als der grauen Vorzeit Helden
Du erwecktest im Gesang!

Edle Herren, holde Frauen,
Abenteurer, kühn und wild,
Königssöhne, Schäferinnen
Auf dem blühenden Gefild;
Vätertugend, schlichte Sitte,
Die die laute Freude flieht,
Hirtenknaben auf den Bergen: —
Alles lebt in deinem Lied.

Wie des deutschen Waldes Rauschen
In der milden Frühlingsluft
Klingt dein Lied, so sturmgewaltig,
Und es athmet Blüthenduft.
Feierlich, wie Glockenklänge,
Wallt es hin durch's weite Land,
Und es webet stillen Zauber
Leise, wie mit Geisterhand.

U h l a n d, edler Held und Sänger,
Du, des goldnen Liedes Hort: —
Ist verstummt auch deine Harfe,
Lebst im Liede ewig fort.
Jubellieder dir zum Preise
Tönen heute nah und fern,
Denn das ist ein Tag der Weihe,
Das ist auch ein Tag des Herrn.

Ernst Otto Hopp.

Am 19. August 1841 zu Abtshagen in Pommern geboren, besuchte er die Gymnasien zu Stralsund und Neu-Ruppin und studierte auf den Universitäten zu Breslau, Greifswald und Berlin. 1866 kam er nach Amerika, wo er zehn Jahre lang als Journalist und Lehrer, zuletzt in New York, thätig war. Im Jahre 1875 kehrte er nach Deutschland zurück, gab eine Reihe Schriften heraus, gründete die Bromberger „Ostdeutsche Presse", übernahm 1881 die Redaktion des „Schorer'schen Familienblatt" und des „Echo" in Berlin, und lebt gegenwärtig wieder in Bromberg.

„Transatlantische Stimmen." Ein Liedercyklus aus Amerika, Stuttgart 1876. „Transatlantisches Skizzenbuch", 1878, 2. Auflage. „Unter dem Sternenbanner", Streifzüge in das Leben und die Literatur der Amerikaner, 1879. „Um Liebe leiden", Novelle, 1880. „Geschichte der Ver. Staaten von Amerika", 1885. „In der großen Stadt", 1887, 4. Auflage. „Bundesstaat und Bundeskrieg", 1887. „Bibliothek des Humors", 1.—8. Band, 1889—1892.

Der Mutter.

O meine Mutter! Im Gebrause
Der liebelosen, kalten Welt,
Die uns vom theuren Vaterhause
Mit harter Hand geschieden hält,
Ist nie dein theures Bild entschwunden,
Es strahlt in milder Herrlichkeit
Mir her aus meinen Kinderstunden,
Aus meines Lebens goldner Zeit.

Was sich im Leben läßt gewinnen,
Ist eitel Spiel so oft und Tand,
Beflügelt eilt die Zeit von hinnen,
In der so Manches schon verschwand;
Doch ob manch' Hochgefühl zerronnen,
Das sonst die Menschenherzen treibt,
Der Mutterliebe tiefer Bronnen,
Der Mutter treue Liebe bleibt.

Wo sind die Freunde, die mir Treue
Geschworen einst mit Mund und Hand? —
Sie sind dahin — es kamen neue —
Der Glaub' an Freundestreue schwand;
Ihr Lieben ist gar bald geschwunden,
Wenn uns das Schicksal weiter treibt;
Als einz'ger Trost in bangen Stunden
Der Mutter treue Liebe bleibt.

Gar oft hab' ich geirrt, gefehlet,
Und Niemand war, der mir vergab;
Wer nimmt die Reue, die mich quälet,
Wer meinen stillen Gram mir ab?
Die Mutter thut's, die stets sich mühet,
Ob wechselnd Haß und Lieb' mich treibt,
Sie ist's, für die mein Herz erglühet,
Weil ewig ihre Liebe bleibt.

Einst wirst auch du zu Grab' getragen,
Wie alles Irdische vergeht,
Das Mutterherz hat ausgeschlagen,
Das für die Kinder oft gefleht;
Doch wenn auch auf des Grabes Borden
Der Frühling Gras und Blumen treibt,
Wenn längst zu Asche du geworden,
Ich weiß, daß deine Liebe bleibt!

Der Häuptling.

Wo sich des Alleghany Wellen
Monongahela's klaren Fluthen
In freud'gem Rauschen zugesellen,
Stand einst in Abendsonnengluthen
Der hohe Häuptling der Osagen;
Er stand, gelehnt auf seine Wehr,
Ein steinern Bild, so ernst, so hehr,
In starren Schweigens dumpfen Klagen.

So stand an der Nevada Grenzen,
Als er zum letztenmal die Zinnen
Granada's sah von fern' erglänzen,
Um ihn sein Volk in trübem Sinnen,
Der letzte Königssproß der Mauren,
Gelehnt an sein arabisch Roß,
Sah auf Alhambra's Zauberschloß
In unermeßnen Schmerzes Trauren.

So stand einst an des Elbrus Bergen,
An eines Welttheils Riesenmarke,
Gejagt, bezwungen von den Schergen,
Der Scheich Schamyl, der heldenstarke;
Zum letztenmale durft' er schauen
Auf seinem Land den Sonnenstrahl,
Dann zog er niederwärts in's Thal,
In fremder Länder ferne Auen.

So stand auf weiter, öder Haide
Ein Polenheld in stillem Grollen,
Kaum hört er, wie zu seinem Leide
Des Himmels wilde Donner rollen.
Es liegt ihm ewig in den Ohren
Das Wort vom alten Polenfluch,
Wie es sich selbst zu Grabe trug,
Wie es zertreten und verloren.

So stand, des Vaterlands verwiesen,
Ein letzter Held aus edlem Stamme,
Den aus der Heimath Paradiesen
Verjagt der Weißen Feuerflamme;
Nach Westen hießen sie ihn ziehen,
Und schweigsam schlug er ein den Pfad,
Den nie ein Menschenfuß betrat,
In öde Wildniß will er fliehen.

O, westwärts nicht die Schritte richte,
Bald wird die Axt im Wald erklingen,
Nach Westen flieht die Weltgeschichte,
Und du erliegst in eitlem Ringen.
Von hohen Muthes tapfern Helden
Wird nur der Sänger im Gedicht,
Wenn er des Ruhmes Kranz dir flicht,
Wie von verscholl'ner Sage melden.

Du selbst — verhallt im Windeswehen,
Ein Echo, im Gebirg' erstorben.
Den Grabeshügel wird man sehen,
Den du im Heimathland erworben.
Bald wird auch er ein Raub der Jahre,
Verflachen wird man rings die Welt,
Erniedern, was zu hoch gestellt,
Daß alles Kleine sich bewahre.

Ihr tapfern, heimathfernen Herzen
Aus West und Ost, aus Süd und Norden,
Wenn ihr mit eures Lebens Schmerzen
Zu Staub und Asche seid geworden,
Wenn alles Heldenthum begraben,
Und alles Hohen Fluth verrauscht,
Im Markt des Weltstroms eingetauscht
Für des gemeinen Lebens Gaben:

Doch wird man eurer nie vergessen,
Bis einst die ganze weite Erde,
Von jenem schnöden Geist besessen,
Ein Krämerhaus, ein großes, werde;
Bis einst verklungen und verschollen
Des letzten Sängers letztes Lied,
Bis aller Duft und Glanz verzieht,
Und alle Freuden sterben sollen.

Dem Vöglein kann man nicht verwehren,
Sein Lied im Morgenschein zu singen:
So wird das Wort der Heldenehren
Der Zeiten Stromgebraus durchdringen.
Gesänftigt klingt das Leid im Liede
Und löst des Lebens großen Schmerz,
Es blickt das Auge himmelwärts,
Und niedersinkt ein süßer Friede.

Die Prairie.

Wie Gottes ewige Gedanken
Unendlich, maßlos vor uns liegen,
So sieht man sonder Zahl und Schranken
Das Gras sich auf den Steppen wiegen,
Von Duft umwoben, fern und einsam,
Der Sonnenball im Westen schwebt,
Das Auge Gottes, das da lebt,
Wo Erd' und Himmel scheint gemeinsam.

Der Sturmwind, wenn er fernhin bringet
Des Weltengeistes ew'ge Lieder,
Er ist's allein, der sie durchdringet,
Der sie durchstürmet hin und wieder.
Wenn er aufschirrt die schnellen Rosse,
Hei, was ein schwanker, lust'ger Ritt!
Nur der Gedanke flieget mit
Und folgt der Wolken wildem Trosse.

Da hört man feur'ge Melodien
Die öde Steppenwelt durchbrausen,
Der Indianer der Prairien
Hört oft des Geistes wildes Sausen:
Vom großen Geist verlass'ne Spuren
Zu spüren meint er in der Brust,
Die sonst des Odems nur bewußt,
Des Freiheitsgeistes dieser Fluren.

Nun man den Garten ihm genommen,
Wo wird er fürder gehn zu jagen?
Kaum sind zum Herzen ihm gekommen
Des ew'gen Paradieses Sagen.
Kein Himmel, um darin zu beten,
Auf Erden ihm kein Jagdgebiet,
Wohin die Freiheitssehnsucht flieht —
O Volk, so bist du ganz zertreten!

De Soto am Mississippi.

Mühselig zieht die Karawane
Von Kriegern durch des Urwalds Graus,
Hoch schwankt voran die Kreuzesfahne,
Kein Weg, kein Steg, kein gastlich Haus!
Nur Dorngestrüpp und wuchernd Schlingen,
Ein gift'ger Brodem haucht empor,
Mit Axt und scharfem Schwert, so dringen
Die span'schen Abenteurer vor.

Wer ist's, der hinter'm Knechtestrosse
Dort erzgepanzert, schweigsam hält?
De Soto naht auf müdem Rosse,
Ein Todesgast, der bleiche Held.
Verloren auf verworr'nen Wegen,
Verführt von einem Zauberlicht,
Eilt dem Verderben er entgegen,
Ihm rauscht die Jugendquelle nicht.

Da plötzlich aus der wüsten Wildniß
Erschimmert's wie ein ferner Schein,
Der Hoffnung lockend Zauberbildniß,
Und jubelnd fällt die Menge ein:
„Dem Führer Heil! er ist gefunden,
Schon glänzt es durch die Büsche hell,
Bald wird dein siecher Leib gesunden
Am blumenreichen Lebensquell!"

Sie dringen vor und stehn verwundert
An eines Stroms Gestaden da,
Den manch vergessenes Jahrhundert
Kein Europäer-Auge sah;
Vom „Stromesvater" dunkle Sagen
Erzählt' der Indianer wohl.
Sie stehn an seinem Rand voll Zagen,
Er schäumt so wild, er braust so hohl!

Der Feldherr aber ruft: „Das Zeichen
Des Kreuzes pflanzt am Ufer auf!
Der Strom wird euch die Rettung reichen,
Ob auch zu Ende hier mein Lauf;
Die Nebel meines Wahns verfliegen,
Vor meinem Geiste wird es hell,
Laßt hoch Hispaniens Banner fliegen,
Gefunden ist der Jugendquell!

Denn Jugendleben wird entsprossen
Auf dieser Wildniß rauhem Pfad,
Die wir zuerst der Welt erschlossen,
Die noch kein weißer Fuß betrat;
Wohl muß ich's mit dem Leben zahlen,
Doch wenn der müde Leib auch bricht,
Mein Name wird in Glanz erstrahlen
Durch ferner Zeiten Zukunftslicht!

Ich hör' die Axt im Wald erklingen,
Horch! rauschend fahren sie einher,
Getragen auf des Stromes Schwingen
Bis nieder an das blaue Meer;
Ich seh' sie weit und weiter streben,
Ein freies, mächtiges Geschlecht,
Und tausendfaches junges Leben,
Das seiner Ahnen Leiden rächt!"

Prophetisch rief's vom Roß hernieder
Der todesmüde, kranke Held,
Das öde Waldthal hallt' es wieder,
Ein Schimmer zog ob Strom und Feld.

Von untergeh'nder Sonne Flammen
Stand wie verklärt er, lichtumloht,
Dann sank er jäh in sich zusammen,
Es war vorüber, er war todt!

Sonnette.

Nachtgeister giebt es, finstere Dämonen,
Voll Neid und Qual und dunklem Menschenhassen,
Die vor dem Strahlenschein des Lichts erblassen,
Und ihre Spur verwischen nicht Aeonen.

Und flöh'st du nach des Nordpols eis'gen Zonen,
Sie werden dich mit kalter Faust erfassen,
Niemand ist mehr als wie der Mensch verlassen,
Da Gott und Teufel nah' zusammenwohnen.

Der Geist, vor dessen Tritt die Hügel schwanken,
Es hat ihn Keiner je hinabgerungen,
Den ringenden und schaffenden Gedanken.

Sein Lied ist nicht im Zeitenraum verklungen,
Durch das wir stets genesen, ewig kranken,
Er hat das All, nicht ihn das All bezwungen.

Mit meinem rothen Herzblut schreib' ich's nieder:
Ihr haßt den Fremden, wollt ihn hassend höhnen,
Ihr lacht ob unsres Vaterlandes Söhnen,
Ihr murrt ob seiner Sitte schlicht und bieder.

In's Herz des Volkes werf' ich diese Lieder,
Voll tiefen Grolls, in harten, scharfen Tönen:
Ihr werdet euch des Hassens einst entwöhnen,
Und wenn auch spät, der Deutsche zahlt's euch wieder!

In Blutbuchstaben haben sie's geschrieben,
Europa weiß, sie sind nicht mehr zerrissen,
Ihr Herz ist stark, im Hassen wie im Lieben.

Erwacht aus euren alten Finsternissen
Und laßt die Nebel eures Wahns zerstieben:
Wir können beide uns nicht mehr vermissen!

Von Silber starren eure reichen Minen,
Von rothem Golde funkeln eure Bäche.
Wie reich dies große Land! Ich aber spreche:
Die Fluren geben euch, doch ihr nicht ihnen.

Ist schon bei euch ein Segensglanz erschienen?
Bevor sich nicht verliert die eitle, freche,
Einseit'ge Lust an eurer eignen Schwäche,
Wird Gold und Silber euch zum Heil nicht dienen.

Was bei euch klingt in wonnevollen Tönen,
Ist fremder Genius, den ihr bezahlet,
Und nur ein Abglanz kommt zu euch des Schönen.

Denn ob ihr bauet, dichtet, meißelt, malet,
Ihr werdet nicht der Schönheit Geist versöhnen,
Bis euch sein Licht im eignen Herzen strahlet.

O prüfe wohl dein Herz, du blonder Knabe,
Bevor du von der alten Heimath scheidest!
Die bittre Sehnsuchtsqual, die hier du leidest,
Verstummt erst ganz an deinem stillen Grabe.

Verschleudre nicht des Lebens beste Habe,
Du weißt nicht, was du mit der Heimath meidest,
Und ob du dich in Sammt und Seide kleidest,
Es lechzt dein Herz, und nichts ist, was dich labe.

Du pochst den Stein, wenn Wasser du erbeten.
Das Leben hat nur eine Kindheitsstätte,
Ihr Angedenken läßt sich nie zertreten.

Und wenn ich aller Welten Schätze hätte,
Und alle Erdenhimmel auf sich thäten,
Die Heimath hält mich fest an seidner Kette.

Der Sang der Wogen.

Es haben mir die wilden Wogen
Ein dunkles Wort vom Haß gesagt,
Sie haben rauschend, nachtumzogen,
Manch' Lied, wie schnöd' die Welt gelogen,
In Groll und Wahnsinn dumpf geklagt;
Aus ihren Tiefen sah ich steigen
Den Dämon, der die Menschheit stört,
Vom Geist, dem sich viel' Geister neigen,
Hab' ich den Sang des Grolls gehört.

Von all' dem wirren Schmerzensringen,
Das durch das Herz des Erdballs bebt,
Vernahm ich dumpfes Trauersingen,
Millionen Klagen hört' ich klingen,
Die stets auf's Neue aufgelebt;
Ob die Geschichte westwärts richte
Den Schritt, ob ostwärts fort sie zieht,
Ich lauscht' im Wogen-Weltgedichte
Demselben Ton im alten Lied.

Es haben mir die wilden Wogen
Ein lichtes Liebeswort gesagt,
Sie sangen, sonnenglanzumzogen,
Vom Strahl, der durch die Welt geflogen,
In dem der Menschheit Morgen tagt;
Wie Erd' und Himmel jauchzend einen
Sich zu des Liedes Melodie,
So weit die Sterne Gottes scheinen,
Lauscht Zeit und Welt der Harmonie.

Von Hoffnung, die aus grauen Tagen
Der Vorzeit als Vermächtniß blieb,
Die rings ihr Wanderzelt geschlagen,
Die wüstendurch der Mensch getragen,
Die über's Weltmeer fort ihn trieb;
Vom Glauben, der zum Guten, Schönen
Die Weltenseelen ewig zieht:
Aus wilden Wogen hört' ich tönen
Der Menschheit heimlich süßes Lied.

Die Schlacht bei Oriskany.

I.

Bei Oriskany ward geschlagen
Die Deutsch-Amerikaner Schlacht,
Es klingt aus jenen alten Tagen
Ein Lied von deutscher Wucht und Macht,
Wie sie dem Feind die Fäuste wiesen,
Der mordend auf sie fiel im Wald,
Der Sang von den Schoharie-Riesen
Ist nimmermehr im Volk verhallt!

Nicht wären's dort die rothen Hosen,
Die röther blutig sie gegerbt,
Der Wälder wilde Mordfranzosen,
Die tiefer sie zum Tod gefärbt:
Die Rothhaut war's, man hört' sie gellen
Des Krieges grausen Tigerichrei —
Sie lernten an den Mohawksfällen,
Was deutsche Mannesstärke sei.

Wohl hat der Tod, der eisig kalte,
Der Siedler Manchen angepackt,
Herckheimer stand am Baum, der alte,
Ob tödtlich auch vom Blei zerhackt,
Und ruhig scholl des Führers Stimme,
Da heulend stob die rothe Schaar,
Bis altem, deutschem Berserkgrimme
Der Tomahawk erlegen war.

Der Abend sank; ein Friedensbildniß,
Der Mond ob Oriskany schwamm,
Da lag erschlagen in der Wildniß
Der Indianer ganzer Stamm.
Wie einst am Lech der Magyaren
Nur sieben schont' des Siegers Hand,
So kehrten von den Waldbarbaren
Nur wen'ge zum Ohiostrand.

Die für die Freiheit dort geschlagen
Im freien Land die erste Schlacht,
Wie jetzt am Rhein in unsern Tagen,
So hielten sie am Mohawk Wacht;
Vergessen nie ward ihre Glorie,
Im Mund des Volkes tönt sie fort,
Und mahnend zeigt die Welthistorie
Auf deutscher Mannkraft Felsenhort!

II.

Durch unsre Zeit ziehn andre Weisen,
Ihr Ritter jeder Tapfre heißt,
Der nicht allein mit Blut und Eisen,
Der siegend vorwärts dringt im Geist.
Wird bald ein Oriskany tagen,
Daß endlich bricht die Sklaverei?
In Fesseln liegt der Geist geschlagen —
Amerika ist nicht mehr frei.

Denn wenn in Vorurtheiles Banden
Der Geist des Volks liegt eingesargt,
Wenn Muth und Wahrheit kam abhanden,
Die ihr im Heuchelschein verbargt,
Wenn Frömmigkeit sich dem Betrügen,
Dem feilen Schachergeist vereint,
O sprecht, wo dann aus euren Lügen
Der Glanz der Freiheitssonne scheint!

Ein übertünchtes Grab das Leben,
Ein Heuchelwahn, ein leerer Dunst,
Um Gold allein ein gierig Streben,
Und käuflich Lieb' und Ehr' und Kunst!
Wie welk die greisenhafte Jugend,
Die selbst im Haß nicht mehr erglüht,
Der, kaum ein Bild der Mannestugend,
Die Eitelkeit allein erblüht!

Ich seh' sie auf und nieder schwanken,
Halb gottesähnlich, halb ein Thier,
Ich seh' am frommen Wahn sie kranken,
Und ihre Lust wird wilde Gier!
Vom freien Menschenthum verloren
In jähem Wechsel ging die Spur,
Daß frei der Wille uns geboren,
Euch leugnet's sklavisch die Natur!

III.

Doch dir, o Deutscher, sei ein Mahner
Dies Lied, erwach' aus trägem Schlaf.
Die Faust, die einst den Indianer
Bei Oriskany siegend traf,
Die jüngst gezüchtigt den Rebellen
Und niederbrach die Sklaverei —
Du magst das Schwert zur Ruhe stellen,
Das Schwert nicht mehr, der Geist macht frei!

Das Schwert des Geistes mußt du schärfen,
Das muthig Heuchelschein besiegt,
Von dir den gift'gen Mehlthau werfen,
Gleichgültigkeit, der auf dir liegt!
Es gilt nicht mehr ein träumend Zagen,
Ein Mondscheinblumen-Schmerzgedicht,
Frisch auf zum Kampf, du mußt ihn wagen,
Noch immer heißt's: Durch Nacht zum Licht!

Nicht mehr in süßer Wehmuth Thränen
Hinüber schau' zum Meeresstrand!
Im Thatendrang vergiß dein Sehnen
Um's alte theure Vaterland!
Das Vaterland ging nicht verloren,
Es blüht in seiner Eichen Pracht,
Germania ward neu geboren,
Aufstand's in stolzer Siegesmacht.

Ob lang' du bittern Hohn getragen,
Es dämmert eine beff're Zeit,
Es leuchtet auch in unsern Tagen
Des Ideales Göttlichkeit!
Der alten Heimath Spottgeschichte
Sei dir zu beff'rem Loos ein Sporn,
Zerschlag' der Heuchler Truggesichte,
Erwach' im heil'gen Geisteszorn!

Was auf der Erde je geschehen,
Für dich auch ward's, für dich geschah's:
Im Spiegel kannst dein Bild du sehen,
Auf, sei das Salz Amerika's!
Aus Kunst und Wissen wachsen Ringe,
Drin Nächstes sich dem Fernsten reiht:
Bis an das Ende aller Dinge
Der Menschheit sei des Deutschen Streit!

Georg Michel Hotschick.

Geboren am 10. September 1852 zu Stettin, war er ein Zögling des Königlichen Marienstifts-Gymnasiums seiner Vaterstadt. Er kam 1881 nach Amerika und ist seit dieser Zeit in Milwaukee, Wis., journalistisch und schriftstellerisch thätig.

Die Rose von Medford.

Auf Bergeshang im grünen Wald
Sah ich im Lenz dich blühn,
Der Vogel pfiff sein brünstig Lied,
Es war im Abendglühn.

Still murmelnd rann der Quell zu Thal,
Zur Höh' stieg Blumenduft;
Ich lag im Gras' in guter Ruh' —
Wen wohl der Vogel ruft?

Der Mond und viele güldne Stern'
Sah'n durch der Bäume Dach —
Mich hielten bis zum Morgenroth
Zwei andre Sterne wach.

Zwei Adoptivkinder.

Zum Wanderstab griff Teutus's Sohn,
Er fuhr zu Schiff gen Westen;
Geleit gab ihm in's fremde Land
Die Lieb' zu frohen Festen.

Deshalb nahm er vom Rheinesstrand
Den Rebstock bester Güte,
Den pflanzt' er ein, und bald darauf
Der Wein in Thälern blühte.

Dann wuchs er hoch am Bergeländ'
Und wurd' ein Kind des Landes,
Zu dem uns heute Fremdling nennt
Der Mann des Unverstandes.

Nun grünt in California
Das Thyrsus-Reis vom Rheine;
„Komm her, du Maid vom deutschen Stamm,
Schenk ein von seinem Weine.

„Setz' nieder dich zu meiner Seit' —
Wie hell die Gläser klingen —
Und laß uns Beid' von Wein und Lieb'
Die schönsten Lieder singen.

„Wie über'm Meer, so sei's auch hier —
So wie's die Alten trieben —
So woll'n wir in Amerika
Auch singen, trinken, lieben."

Wir sind in diesem Lande hier
Zu Bürgern längst geworden,
Und fürchten all' die Dummköpf' nicht,
Die Nativistenhorden.

Denn Teutus's Sohn und Rebenstock
Sind nicht zu überwinden:
Sie sind sich treu; wo Einer ist,
Wirst du den Andern finden.

Das Trio.

Auf grünem Rasen lagen —
Der Mond zog grad' auf Wacht —
Drei kreuzfidele Burschen
In einer Sommernacht;
Sie sprachen viel vom Schönen,
Was schwellt des Menschen Brust,
Dann klang es durch die Stille
In froher Lebenslust:

„Ich lieb' gefüllt den Becher,
Ob gold, ob roth das Naß,
Und leer' als braver Zecher
Am liebsten gleich ein Faß.
Bei solchem Thun wird selig
Ein grauer Sünder gar;
Deshalb wünsch' ich vom Herzen: -
Gerath', o Wein, dies Jahr!"

„Ich mach' mir nichts aus Trinken,
Ich drücke an die Brust
Viel lieber junge Mädchen,
Ja, das ist meine Lust.
Ob's Mädchen giebt dort oben?
Ich weiß es wahrlich nicht;
D'rum wer nicht liebt auf Erden,
Der ist ein armer Wicht."

„Ich liebe alle Beide,
Die Weiber, wie den Wein,
Und wenn ich Beid' besitze,
Dann kann ich glücklich sein.
Das Weib erweckt mir Freude,
Im Wein, da bleibt der Schmerz
Und führt trotz allem Leide
Im Rausche himmelwärts."

* * *

Der Mond verstohlen lachte,
Ihn deckten Wolken zu —
Und als die Burschen träumten
Im Gras' in guter Ruh',
Da flüsterten die Winde:
„Die passen in die Welt,
Am besten, der's mit Beiden,
Mit Wein und Weibern hält."

Mitternacht auf Stubbenkammer.

Das ist ein seltsam Leuchten
Im dunklen Himmelsraum;
Donnernd schlagen die Wogen
Am Königsstuhl zu Schaum.

Hoch auf dem Felsen stehet
Der Kaiser mit weißem Bart;
Nordwestwärts forschen die Blicke
Herab von steiler Wart'.

Sein Heldensohn, der Hüne —
Des deutschen Volkes Fritz —
Hat auf der luft'gen Höhe
Zu seiner Rechten Sitz.

Und als die Sterne zeigen
Die mitternächt'ge Stund',
Da kommen Colonnen geschritten
Fernher von Alsens Sund.

Voran zerfetzte Fahnen!
Im Sturmschritt, Schaar an Schaar,
Ging es im Braus vorüber,
Grad' wie's bei Düppel war. —

Von Böhmens Leichenfeldern
Erscheinen die Todten all'.
Hei! Welch ein Trommelwirbeln,
Welch ein Trompetenschall! —

Doch endlos wollt' erscheinen
Das dritte Geisterheer;
Von allen deutschen Stämmen
Vertreten war die Wehr.

Das waren die muth'gen Helden,
Die hielten die Wacht am Rhein,
Jetzt ruh'n sie in Frankreichs Erde
Im kühlen Todtenschrein.

Der Kaiser blickt noch lange
Den scheidenden Truppen nach,
Da kündet die Röthe im Osten
Den sich verjüngenden Tag. —

Um Rügens Vorgebirge,
Geführt von sichrer Hand,
Fährt stolz ein deutsch Geschwader
Zum Ruhm dem Vaterland.

„Sieh, Fritz," ruft da der Kaiser,
„Das Reich ist gut bestellt,
Solch eine deutsche Flotte
Sah nie zuvor die Welt!"

Dann kracht der Berg im Grunde —
Verschwunden war Kaiser und Sohn —
Die haben im Kreidefelsen
Errichtet ihren Thron. —

Dort wacht der Geist der Beiden
Ob ihres Volkes Glück,
Und dräuen einst Gefahren,
So kehren sie zurück. —

Das war ein seltsam Leuchten
Im dunklen Himmelsraum;
Donnernd schlugen die Wogen
Am Königsstuhl zu Schaum.

Michael J. Lochemes.

Geboren am 29. September 1860 zu New York, kam er im darauffolgenden Jahre mit seinen Eltern nach Milwaukee, Wis., woselbst er von seinem fünften bis zu seinem dreizehnten Jahre eine katholische Pfarrschule besuchte. 1873 trat er in das Priesterseminar zu St. Francis, Wis., und wurde nach Vollendung seiner Studien am 5. August 1883 zum Priester geweiht. Sechs Jahre war er als Pfarrer in Random Lake, Wis., und St. Michaels, Wis., thätig. Im Herbst des Jahres 1889 wurde er als Studienpräfekt und Professor der Geschichte und Literatur an das katholische Lehrerseminar zu St. Francis, Wis., berufen, an welcher Anstalt er noch gegenwärtig wirkt. Viele seiner Gedichte sind in amerikanischen und deutschen Zeitschriften unter den Pseudonymen „Dietrich Waldvogel" und „Meik Fuchs" erschienen. Die unter letzterem Namen veröffentlichten Gedichte sind in pennsylvanisch-deutscher Mundart verfaßt.

„Der Ferkelpeter", Märchenspiel, Chicago 1885. „Dreiguds un Noschens" von Meik Fuchs, Milwaukee, 1890.

Südwind.

Von Süden weht es warm und lind;
Die Aeuglein reibt ein lächelnd' Kind
Und horcht, was leise
Von ferner Reise
Erzählt der Wind.

Und was er sagt ist ein Gedicht,
Das nur von Palmenrauschen spricht,
Von blauen Wellen
Und Segelschwellen
Im goldnen Licht.

Gemalt von keiner Künstlerhand,
Ein Bildchen aus dem Märchenland,
In buntem Spiele
Bringt's Wälderkühle
Und Wüstenbrand.

Halt' fest das Bild, bevor's zerrinnt! —
Umsonst, denn flüchtig wie der Wind
Verrauscht, verweht es;
Allein versteht es
Ein träumend' Kind!

Ein Indianergrab.

Dort, wo der Waldsee unter grünen Bäumen
Mit leisem Schlag das Ufergras bewegt,
Hebt sich ein Hügel, Waldesblümchen säumen
Den Ort, wo sie den Krieger hingelegt.

So still ist's um den See! In weiter Runde
Kein Blätterrauschen; schweigend sehn sie zu.
Vorsichtig naht der Hirsch zur Dämmerstunde,
Daß er nicht stör' des Indianers Ruh'.

Und kommt der Herbst, und segeln von den Zweigen
Die welken Blätter auf den See hinab,
Kein Ton durchbricht das tiefe, heil'ge Schweigen
Im Urwald bei des Indianers Grab.

Die alte Grammatik.

Wirf nicht so rasch das Buch beiseit';
Mir ist's das liebste unter allen,
Mag auch in seinem bunten Kleid
Dir manches andre mehr gefallen!

Mit seinen Regeln altbekannt
Ist's eine luft'ge Geistesbrücke,
Auf der ich oft in's Märchenland
Der Jugend pilg're leis zurücke.

Wohl steht auf manch' vergilbtem Blatt,
Für Andrer Augen nicht zu lesen,
Was einst sich zugetragen hat,
Als ich Studentlein noch gewesen.

Noch seh' ich heute deutlich dort
Den alten Priester, der uns lehrte;
Nun ist er manches Jahr schon fort
Und schläft in heil'ger Kirchhofserde.

Noch hör' ich im gewölbten Saal
Die muntre Schaar der Kinder toben,
Und eine Stimme manchesmal
Sanft tadeln, bald auch wieder loben.

Noch seh' ich unsern „letzten Mann"
Dort in der Ecke Pfeifen schnitzeln,
Noch hör' ich deutlich dann und wann
Die Nächsten über jenen witzeln.

Und hier, wo du das Kreuzlein schaust, —
Fast hat's verwischt der Sturm der Jahre,
Der längst darüber hingebraust, —
Da lag sie auf der Todtenbahre!

Die gute Mutter! — ach, ich kam,
Noch kaum ihr letztes Wort zu hören;
Fast brechen wollt' das Herz vor Gram,
Ich mochte nicht der Thränen wehren. —

Und jenes Zeichen dort am Schluß
Macht' ich am Tag, da ich geschieden,
Des Lebens Sorgen und Verdruß
Eintauschend für der Schulzeit Frieden. —

D'rum laß das Buch, und laß sie gehn,
Die alten stummberedten Zeichen,
Wie Kirchhofkreuze schweigend stehn
Auf der Erinn'rung schönen Leichen!

Die Esel von Chattanooga.

Ja, lobt nur die Gänse vom Kapitol
Und Hannibal's wüthende Stiere,
Auch Simson's Füchse, jawohl, jawohl,
Das waren gar wackere Thiere!
Es heißt, man hätte den Gänsen gar
Verliehen die männliche Toga.
Mag sein! doch tapferer waren fürwahr
Die Esel von Chattanooga! —

Bei Chattanooga lag's nördliche Heer,
Die Nacht war kalt und düster,
Im Lager wachte kein Auge mehr,
Da naht' es wie Stimmengeflüster:
„Nur leise! Wahrhaftig, sie schlafen all',
Als wäre kein Feind im Lande!
Da muß uns glücken der Ueberfall,
Und wir fangen die Yankeebande!" —

Umgeben von Pallisaden rings
Dreihundert Esel waren.
Auf einmal piff! paff! piff! paff! ging's;
So schießen die südlichen Schaaren. —
Die Esel hörten das Feuern kaum,
Da kriegten sie Langeweile,
Durchbrachen wüthend den engen Raum
Und stürzten davon in Eile.

Der Feind denkt: „Das ist die Cavallerie!
Zurück! Sonst sind wir verloren!" —
Dreihundert Esel, die lachten hahi!
Und spitzten voll Muth die Ohren.
Die Feinde rannten, die Esel schrien,
Das war ein tolles Jagen;
Wie Spren im Wind die Colonnen fliehn,
Von dreihundert Eseln geschlagen! —

Die Schildwach' war von dem Lärm erwacht,
Schrie: „Wer da? Zu Hülfe! Die Feinde!"
Und im Nu war versammelt im Dunkel der Nacht
Die ganze Soldatengemeinde. —
„Was gab's hier?" ruft der General;
Nicht Einer weiß es zu sagen;
Doch die Schildwach' schleicht zum Eselstall
Und findet ihn zerschlagen. —

Mit Fackeln kam nun das Regiment —
Wenn ihr sie gesehen hättet! —
Und sie riethen und fanden heraus am End',
Daß die Esel sie alle gerettet.
Und jubelnd schrie das ganze Heer:
„Hurrah, ihr Esel alle!
Es halle über Land und Meer
Euer Ruhm mit lautem Schalle!" —

Ja, die Schnattergänse vom Kapitol
Und Hannibals wüthende Stiere,
Auch Simson's Füchse, jawohl, jawohl,
Das waren wackere Thiere.
Allein wer spricht von den Gänsen noch
Sammt ihrer römischen Toga?
Die größten Helden waren doch
Die Esel bei Chattanooga!

's Bäby.

Der Bu, der liegt am Sterwe,
Vun Hilf is gor kee Red';
Die Mutter hockt im Lehnstuhl,
Weent still for sich un bet't.

Dem Bu sei Odem röchelt,
Den Dodemartsch schlagt's Herz;
Die Mutter geht zum Büroh
Un sucht die Leichekerz.

Do hebt der Bu die Aage,
Die Mutter geht an's Bett
Un bückt sich for zu horche,
Was er zu sage hätt'.

Un leis kommt's vun de Lippe;
„Geh, hol mich uff dei Schooß!
Ich bin jo wieder's Bäby,
Net wohr? — noch eemol blos.

Sel wor e dumme Noschen
Von so'me große Bu;
Die Mutter aber, scheint's bal',
Denkt net wie ich un du.

Sie holt den Bu un legt em
Sei Kopp in ihre Arm —
's gibt jo uff Gottes Erd' hier
Kee Platz so weech un warm! —

Der Bu guckt froh zur Mutter;
Ich denk, er dankt ihr wohl! —
Nan schloft er. — Loß en schlofe:
's is jo zum letzte Mol.

Das Bild.

Sel Bild do üwer'm Büroh,
Sel battert immer mei Meind;
Hab oft schun dervor gestanne
Un still for mich geweint.

Sel is mei alte Mudder,
Die hot mich gern gehot;
Nan leit se drauß uff 'em Kerchhof
Un is so still un dodt.

Blos wenn ich nan un denn als
Beim Bild am Büroh steh,
Denn is mer's just, wie wenn ich
Se lewig vor mir seh.

Un ich meen, se dhät als winke
Un schiddle ihr weeße Hoor;
Un denn muß ich wieder weine
Weil's is so doch net wohr!

Stille Weihnacht.

's is Christmeßdag, un ich bin allein.
So still is Alles im Zimmer,
Un die Bilder, die gucke so quier heut drein
Vum Schelf dort; es schneid't mir in's Herz hinein:
Ach Gott! So wor's net immer. —

Viel Johr sin's her — was wor's e Zeit! —
Um de Christbaam sin se gesprunge,
Die Kinner! Was hawe se sich gefreut!
Un drauß' hot's dicke Flocke geschneit
Un Schlittebells hawe gerunge.

Un Christmeßlieder, die ganze Mass',
Die hen mir do hergeleiert,
So gut mir konnte, Sopran und Baß:
„Ihr Kinnerlein kommet!"—un Gott weeß was!—
Sel heeß ich Christmeß gefeiert!

Jo, lang is's her! Die Kinner sin weit;
Ich weeß net, wo se gebliewe. —
Blos der Pit un der Henry, die liege beid'
Im Kerchhof drunner zugeschneit:
Gut Nacht! Schloft gut, ihr Liewe!

Dort üwer die Rood im große Haus
Die Christbaamlichter scheine.
Ich guck so still zum Windoh 'naus
Un wie's halt geht — well's macht nix aus! —
Ich muß halt heemlich weine!

Louise Mannheimer.

Geboren 1845 in Prag, bildete sie sich zur Lehrerin aus, kam 1866 nach New York und siedelte später mit ihrem Gatten nach Rochester über. Im Jahre 1883 zog sie nach Cincinnati, besuchte die dortige Universität und ist seitdem literarisch thätig. Ihre Gedichte werden demnächst in Buchform erscheinen.

Die junge Mutter.

Der Vorwurf dringt zu ihr bald laut, bald leise,
Daß theilnahmslos sie sei, so fremd und kalt,
Weil ungehört aus der Gespielen Kreise
Die Mahnung zur Geselligkeit verhallt.

Geselligkeit, sie weiß sie wohl zu schätzen,
Und festigt gern ihr hold veredelnd Band,
Sie will nicht achtlos, theilnahmslos verletzen,
Nicht kalt verschmähen der Gespielen Hand.

Doch wie sich ihre Hände wollen heben,
Ziehn Kinderhände kosend sie zurück:
„Was der Geselligkeit du möchtest geben,
Das raubest du dem kurzen Kindesglück.“

So liest sie sinnend in der Kleinen Blicken —
Verstehet ihr die stumme Sprache nicht?
„Es kann Geselligkeit mich nicht beglücken,“
Spricht sie, „bis ich genüget meiner Pflicht.“

„Erst wenn die kleinen Füßchen sicher schreiten,
Die selbstgewählten Lebenspfade gehn,
Die Hände, Ziele greifend, mir entgleiten,
Kann Feierabendmuße mir erstehn.“

Unsterblich.

O, wähnt die Lieben nicht verloren,
Die uns vorangegangen sind,
Sie waren früher nur erkoren —
Der Vater rief zu sich sein Kind.

Wie Blätter sich im Herbst verfärben
Und welkend niederrieselt Laub,
So kann die Hülle nur ersterben,
Der Staub nur sinket in den Staub.

Doch selbst der Staub ist unvergänglich;
Vielleicht im grünen Keime dort,
Nach dem Gesetz, das uranfänglich,
Drängt er zum Lichte fort und fort.

Und das, was in uns fühlt und strebet
Zum Sternenheer in lichten Höh'n,
Ergründend, forschend sich erhebet,
Das sollte wie ein Hauch vergehn?

Der Ton vergehet mit der Laute,
Der Genius des Künstlers nicht;
Das, was hier Ebenmaß erschaute,
Bricht nicht, wenn auch das Auge bricht.

Der Geist, der Jahwe ahnend nennet,
Der in Erkenntniß, voll und rein,
Die seligste Befried'gung kennet,
Muß, wie sein Quell, unsterblich sein.

So blickt nicht trostlos auf den Hügel
Voll hoffnungslosem Trennungsschmerz:
Verschließt der Todespforte Riegel
Den Staub, der Geist strebt sternenwärts.

O, wähnt die Lieben nicht verloren,
Die uns vorangegangen sind:
Sie waren früher nur erkoren —
Der Vater rief zu sich sein Kind.

Erinnerung.

Leise, wie aus weiter Ferne,
Hör' ich Stimmen, weiche Töne,
Traumverloren, lausch' ich gerne
Der harmonisch sanften Schöne.

Manchmal will's herüber dringen,
Neckend näher, ferner gleiten,
Wie ein lieblich heitres Klingen,
Silberglöckchens helles Läuten.

Manchmal, wie gedämpftes Klagen,
Von dem Schmerz erpreßt, dem bittern,
Aeols leichte Schwingen tragen
Laute, die in Wehmuth zittern.

Doch, welch' Stimme auch ertönet,
Harmonien nur erschallen —
In Erinn'rung muß versöhnet
Jeder Mißklang leis' verhallen.

Friedrich von Bodenstedt.

Zum 70. Geburtstag, am 22. April 1889.

Wenn des Frühlings sonn'ger Traum entfloh
Und des Sommers Gluth und Pracht erbleicht,
Naht das Erntefest, der Herbst so froh,
Der die köstlich duft'gen Früchte reicht;
Trieb es noch so toll
Blitz und Sturmgeroll,
Jetzt nur heitrer Friede herrschen soll.
Mit dem Erntekranz
Schmückt den Gärtnergreis,
Bei des Festes Glanz
Jauchzend schall' sein Preis!

Denn im Frühling schritt er durch das Land
Und der Weisheit Saatkorn streut' er aus;
Blüthen, die er fern im Osten fand,
Bracht' er heim in's deutsche Vaterhaus;
Holder Blumen Pracht
Uns entgegenlacht
In dem Strauß, Edlitam dargebracht.
Mit dem Blüthenkranz
Schmückt den Sängergreis,
Bei des Festes Glanz
Jauchzend schall' sein Preis!

Als er nach dem freien Westen kam,
Hat der Deutschen Treu' sich ihm gezeigt,
War's sein Lied ja, das er hier vernahm:
„Wenn der Frühling auf die Berge steigt;“

Wohl zum Herzen drang
Hell der traute Klang,
Den Rochesters Männerchor ihm sang.
Von des Ostens Höh'n
Bis zum Westen weit
Tönt's: „Wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!"

Blüthenduft der jungen Frühlingszeit
Wonniglich das Lied Mirza's durchweht,
Von der Dichtung Genius geweiht,
Ew'ge Jugend ihm im Sang ersteht;
In die Herzen dringt,
Immer wieder klingt,
Was Mirza-Schaffy uns sagt und singt.
Mit dem Lorbeerkranz
Schmückt den Dichtergreis,
Bei des Festes Glanz
Jauchzend schall' sein Preis!

Philipp Menges.

Am 5. Juni 1824 in der Rheinpfalz geboren, zog er als Schneider durch Süddeutschland, Oesterreich, Ungarn, kam 1847 nach New York und ließ sich in Saratoga nieder, wo er noch lebt. „Abendstunden eines Handwerkers", Gedichte, Saratoga Springs, 1868.

Gruß an den Tag.

Noch ist es früh; noch hält im Thale
Das stille Grau in Ruh' die Welt,
Wo dorten schon vom falben Strahle
Lucifers das Gebirg' erhellt;
Dem treuen Führer folgt Auroren
Im ros'gen Lichtgewinde nach,
Und bringt im flücht'gen Lauf der Horen
Apoll mit seinem jungen Tag.

O welch ein Tag! O güt'ge Sonne,
O welches Glück, o welche Lust,
O welche namenlose Wonne
Senkst du in die gequälte Brust;
Es will das Herz mir überfließen
Von himmlicher Glückseligkeit,
Und knieend, betend muß ich grüßen
Den jüngsten Sohn der Ewigkeit:

O sei willkommen! Sei willkommen
Im Namen dieser Schöpfung, die
Du zu beglücken froh gekommen,
Als Glied der ew'gen Harmonie.
O segne sie auf allen Wegen,
O still' ihr jeden süßen Drang;
Sie dankt dir jubelnd für den Segen
In tausendfachem Lobgesang.

Und dank' auch ich aus vollem Herzen
Für das mir dargebrachte Glück,
Der sanften Lind'rung herber Schmerzen
In dieses Lebens Mißgeschick.
Und sinkst du in das Grab der Zeiten,
Deckt dich der stille Abend zu, —
Nimm diesen Wonnekuß beim Scheiden
Mit dir hinab zur ew'gen Ruh.

Maimorgen.

Noch ist es still,
Kein Lüftchen weht;
Am Himmel dort
Noch Luna steht:
Wie schaut sie so stille, so traulich herunter,
Ein Zeichen der Liebe, ein ewiges Wunder.

Die Stille flieht,
Der Morgen graut;
Im Osten dort
Es purpurn schaut;
Schon dehnt sich der purpurne Kreis immer weiter,
Die Sonne erscheint! und die Welt wird nun heiter.

Es glänzt die Flur
Im Morgenthau,
Drin spiegelt sich
Des Himmels Blau.
So küsset der Himmel im Frühling die Erde,
Daß Wahrheit aus freudigem Hoffen uns werde.

Die Lüfte wehn
So lau, so mild;
Es spielt das Laub,
Die Knospe schwillt;
O seh, wer die ewige Liebe bezweifelt,
Die Rose entfaltend vom Thaue beträufelt.

So froh ertönt
Der Frühgesang
Allüberall,
O Wonnedrang —
Aus Zweigen erschallen frohlockende Lieder,
Im Busen ertönen sie alle mir wieder.

Wie Alles lebt,
Wie Alles liebt,
Wie Eines sich
Dem Andern giebt;
O Frühling! du spendest die heiligsten Triebe
Dem Kleinsten, die selige Wonne der Liebe.

Froh wandle ich
Im Thal dahin,
Sich rings um mich
Gebirge ziehn;
Verirr ich mich drinnen, dann darf ich doch hoffen:
Der Ausgang zum Frieden bleibt immer mir offen.

Hubert Müller.

Geboren am 27. März 1859 in der Kurmark, widmete er sich dem Lehrerberufe, kam 1882 nach Amerika, hielt sich an verschiedenen Orten auf, ohne daß es ihm gelingen wollte, sich eine feste Existenz zu erringen, und kehrte 1884 nach Deutschland zurück, wo er nach kurzer Zeit schwermüthig wurde und nun völliger Geistesumnachtung verfallen ist.

„Lieder eines ausgewanderten Kurmärkers", 2. Auflage, Berlin 1892.

Sweet Home!

Immer muß ich fürder eilen,
Von gewalt'gem Drang erfaßt;
Nirgends darf ich froh verweilen,
Nirgends find' ich Ruh' und Rast!
Doch auf allen meinen Wegen
Tönt ein Lied mir stets entgegen
Mit dem wundersamen Reim:
„Süßes Heim!"

Holdes Wort! Ich fühle schwinden
Aus dem Busen Gram und Pein —
Süßes Heim, könnt' ich dich finden,
Nimmer wollt' ich traurig sein!
Wäre immerdar zufrieden
Mit dem Loos, das mir beschieden,
Wermuth wär' mir Honigseim —
„Süßes Heim!"

Süßes Heim! Warum auf Erden
Fliehst du mich nur ewiglich?
Andre läßt du glücklich werden —
Gauner, Schelme — nur nicht mich!
Zeige heut' dich nur und morgen —
Aber ach, du bleibst verborgen,
Und es welkt mein Hoffnungskeim —
„Süßes Heim!"

Süßes Heim! Ein trübes Ahnen
Raunt geheimnißvoll mir zu:
„Armer Thor, o laß dich mahnen,
Erst im Grabe find'st du Ruh!"
Ja, für meinen Drang und Kummer
Wird mir erst ersehnter Schlummer,
Wenn ich kehr' zum Staube heim —
„Süßes Heim!"

Auf dem Pflaster Philadelphia's.

Einsam schritt ich durch die Straßen,
Blickte scheu nach jedem Haus —
Ach, und Viele, die da kamen,
Wichen stolz dem Wandrer aus!

Und ich mochte drob nicht zürnen,
Da ich mich gar dürftig trug —
Und es wies ja nicht die Hülle,
Daß ein Herz drin mächtig schlug!

Glich auf's Haar wohl einem Räuber,
Der da schleicht auf böser Bahn:
Und doch träumt' ich just beseligt
Manchen Weltbeglückungsplan!

Stonewall Jackson.

Aus dem Lager der Rebellen
Kündet „Sieg!" Drommetenschall,
Doch die Siegesklänge wecken
Nicht des Südens Hannibal!

Stonewall Jackson kämpfte muthig
In dem dicht'sten Feindesschwall —
Und zerschmettert auf die Wahlstatt
Sank des Südens Hannibal!

Trauernd, mit gesenktem Haupte,
Stehn um ihn die Führer all' —
Ach, wer gleicht dem bleichen Sieger,
Wer des Südens Hannibal!

Ja, der Feldherr schied für immer,
Den man hieß den Felsenwall,
Den man gern mit Stolz bezeichnet
Als des Südens Hannibal!

Ueber eine frische Grube
Dröhnt ein banger Salvenknall —
Fahre wohl, du Schlachterfahr'ner,
Du, des Südens Hannibal! — —

Mög' er ruhn! Der Freunde Klagen
Finden keinen Widerhall,
Und bedauernd nennt die Nachwelt
Einst des Südens Hannibal!

Nicht um ideale Güter
Kam der Kriegesheld zu Fall —
Für die Knechtschaft armer Sklaven
Starb des Südens Hannibal!

Trübe Weihnacht.

Weihnacht, schöne deutsche Feier,
Will dich fröhlich heut begehn!
Seht, wie schon im Silberschleier
Festlich Hain und Anger stehn!
Doch ein Baum gehört zum Feste —
Eine Tanne muß noch her!
Holte gleich die allerbeste —
Wär' nur nicht die Tasche leer!

Jubeln wollt' ich, singen, springen —
Ach, als Kind that ich es gern!
Kirchenglocken hör' ich klingen —
Ja, dies ist der Tag des Herrn!
Süß in Andacht schwelgt die Seele;
Doch das Jubeln wird mir schwer,
Und kein Ton entquillt der Kehle —
Wär' nur nicht der Magen leer!

Märkische Historie.

Nach bekannter Melodie.

Semnonenherzog Enterich
Saß ernst auf seinem Thron
Und sprach zum Hauptmann Wulferich:
„Was rathest du, mein Sohn?
Ich schaue Elend nur und Graus,
Wo ich auch geh' und steh' —
Beim Wodan, ich halt's nicht mehr aus
Am grünen Strand der Spree!"

Der Hauptmann sprach gedankenvoll:
„Hab' hin und her gespäht,
Und weiß nicht, was ich rathen soll —
Zur Rettung scheint's zu spät.
Sarmatenhorden ziehn herauf
Vom Osten, dicht wie Schnee —
Ich schlage vor, wir brechen auf
Am grünen Strand der Spree!"

Da rief der Herzog froh gesinnt:
„Mach allsogleich bekannt,
Ein jeder Mann mit Weib und Kind
Verlasse dieses Land!"
Laut jubelnd folgten sie dem Wort,
Und keiner sagte „nee",
Und alle, alle zogen fort
Vom grünen Strand der Spree!

Sie brachen ein in's röm'sche Reich
Und trieben es dort bunt:
Sie färbten manchen Römer bleich
Und scharlachroth den Grund.
Der Kaiser selber ließ im Stich
Sein großes Portemonnaie —
Das nahmen die Semnonen sich
Vom grünen Strand der Spree!

„Karthago ist ein reiches Nest!"
Hub an der Herzog da,
„Mich deucht, es ist das allerbest',
Wir ziehn nach Afrika!"
Vandalenkönig Gänserich
Fuhr grade über See —
Und mit ihm zog der Enterich
Vom grünen Strand der Spree.

Als man das Mohrenland erreicht,
Da rief der Herzog: „Au!
Beim Donar, diese Jejend jleicht
Der Heimath janz jenau!"
Die Mannen standen wie verdutzt
Und stöhnten: „Ach und Weh!
Wat hat uns nu die Fahrt jenutzt
Vom jrienen Strand der Spree!"

Zwar pries man jetzt die Heimath gern;
Doch konnte man nicht heim:
Sie saßen in Karthago fern
Wie Fliegen auf dem Leim;
Sie wurden schwarz im Sonnenlicht
Vom Scheitel bis zur Zeh' —
Warum blieb man bei Muttern nicht
Am grünen Strand der Spree!

Und die Moral von der Geschicht'
Beachte wohl, mein Kind:
Zieh niemals aus der Heimath nicht
Auf blauen Dunst und Wind!
Dein Loos ertrag' geduldiglich,
Was immer auch gescheh' —
Sonst geht's dir wie dem Enterich
Vom grünen Strand der Spree!

Auf meine Tabakspfeife.

Vor deinen Trümmern neige ich mein Haupt:
Geliebte Pfeife — hätt' es nicht geglaubt!
Zwar warst du längst zermorscht und alt und krank;
Doch hätt'st du mir gedient noch jahrelang!
Ich ließ dich nicht für alles Gut und Geld;
Du warst mir mehr als eine halbe Welt!
Ich hatte Freunde — doch es rief das Glück;
Sie ließen einsam mich am Strand zurück!
Ich hatt' ein Lieb — doch das ist lange her!
Du bliebst mir treu — auch du bist jetzt nicht mehr!
Auch du, die mich, war ich zum Sterben matt,
Erquickt, gestärkt und mich getröstet hat! —
Zwar gab ich karge Speise dir zum Lohn —
Was konnte mehr der Armuth blasser Sohn?
Du gingst den Weg, den alles Ird'sche geht —
Jetzt wird mir's klar! — doch lern' ich's nicht zu spät:
Sprachst ja durch deinen Rauch zu jeder Frist,
Daß jeglich Erdending vergänglich ist!
Gott gebe nur, daß, wenn mein Sein erfüllt,
Sich auch ein Herz um mich in Trauer hüllt!
Leb' wohl, du Born, d'raus Glück und Ruh' ich sog! —
Wem schreibt man einen bessern Nekrolog?

Franz L. Nagler.

Geboren den 20. Dezember 1849 zu Mühldorff in Sachsen, kam er schon als kleines Kind nach Amerika, arbeitete auf der Farm seiner Eltern in Michigan, besuchte dann das Wallace Collegium zu Berea, Ohio, wurde Prediger der Bischöflichen Methodistenkirche und ist seit vier Jahren Präsident des St. Paul's College zu St. Paul Park, Minnesota.

Außer einer Reihe theologischer Schriften veröffentlichte er folgende poetische Arbeiten:

„Reise in den Himmel", „Bilder aus der Höhe", „Die Unsterblichkeit der Seele", „Der kleine Franz und sein alter Bill, und andere Gedichte, Humor und Satire" von Oculeus, Cleveland 1886; und „Jerachmeel, oder in großen Stürmen", eine Erzählung aus der Zeit der Belagerung und Erstürmung Jerusalems durch Nebukadnezar, Cincinnati 1892.

O warum sollt' stolz sein der menschliche Geist?

(Nach William Knox. — Präsident Lincolns Lieblingsgedicht.)

O warum sollt' stolz sein der menschliche Geist?
Wie der Bach, der sich brausend in's Weltmeer ergeußt,
Wie der Fels aus der Höhe in's Thal rollt hinab,
So eilet der Mensch zu der Ruhe im Grab!

Die Blätter der Weide, des Eichbaumes Laub
Verwelken zusammen und sinken in Staub:
Die Reichen, die Armen, im stillen Verein,
Umschließen einander im schattigen Schrein!

Das Kind von der Mutter an's Herze gedrückt,
Die Mutter von seinem Erwachen beglückt,
Und der Vater, der beiden so hold bis an's End',
Sie schlafen den Schlaf, der kein Aufwachen kennt!

Die Maid, deren Locken einst Blumen bekränzt,
Deren Auge im Frohsinn der Jugend geglänzt,
Und Alle, die ihrer in Liebe gedacht,
Sie stiegen hinab in die schaurige Nacht!

Die fürstliche Hand, die das Scepter geführt,
Das priesterlich' Haupt, das die Mitra berührt,
Das Auge des Weisen, des Muthigen Herz,
Sie alle durchzuckte der tödtliche Schmerz!

Der Gärtner, der ruhig den Acker bebaut,
Der Schiffer, der muthig den Wogen vertraut,
Der Künstler, der Bettler, der streitbare Held,
Sie schwanden dahin wie das Gras auf dem Feld!

Der Fromme, der Gottes Vergebung erfleht,
Der Spötter, der frech Sein Erbarmen verschmäht,
Der Kluge, der Thor, der finstre Despot,
Sie allesammt sanken hinab in den Tod!

So schwinden die Menschen, wie welkendes Grün,
Wie duftende Rosen, die morgen verblühn;
Die Kinder betreten dieselbe Bahn,
Zu laufen den Weg, wie die Väter gethan!

Wir bewohnen die Stadt, die die Väter gebaut,
Betrachten die Dinge, die sie einst geschaut;
Wir trinken aus selbiger Quelle wie sie,
Es erquickt uns, was ihnen Erquickung verlieh!

Wir denken, was unsere Väter gedacht,
Vollbringen, was unsere Väter vollbracht;
Es freut uns das Leben, das sie einst erfreut,
Wir scheuen den Tod, den sie einst gescheut!

Sie liebten, — doch wie ist ihr Herze so kalt,
Sie jubelten, — doch ihr Gesang ist verhallt.
Sie stritten, — doch nun hat ihr Arm sich gesenkt,
Sie ruhen, wo Niemand der Fehde gedenkt.

Sie starben! — Ach ja, wie das fallende Laub,
So sanken auch sie in den modernden Staub;
Wir wandeln auf ihren Grabhügeln einher,
Nur kurze Zeit noch, und wir sind nicht mehr!

So eilen die Stunden, die Jahre dahin,
In Sonnschein und Regen, Verlust und Gewinn;
Der Jubel, die Klage, Verzagtheit und Muth,
Sie folgen einander wie Ebbe und Fluth!

's ist oft nur ein Seufzer, ein Wink mit dem Aug',
Ein Umdrehn der Hand, ein entschwindender Hauch,
Und der Faden des Lebens, der zitternde, reißt:
O warum sollt' stolz sein der menschliche Geist?

Germania.

Germania, mein Vaterland,
Du Heimath meiner Ahnen,
Wo einst auch meine Wiege stand;
Ein leises, sanftes Mahnen
Verspür' ich oft in meiner Brust
Und kann ihm gar nicht wehren,
Das sagt mir: Wanderer, du mußt
Zur Heimath wiederkehren.

Du Land der Helden ohne Zahl,
Der Dichter sonder gleichen,
Dein denke ich viel tausendmal,
Und meine Wangen bleichen!
Wenn man mir saget: Nimmermehr
Wirst du dies Land erblicken,
Wie wird mir da das Herz so schwer,
Kann sich darein nicht schicken.

O warum nahmet ihr so früh
Das Kind in ferne Lande?
Es war umsonst ja alle Müh',
Zu lösen diese Bande.
Ich bin ja doch Germaniens Sohn
Und werd' es immer bleiben;
Wünsch' mir auch keinen bessern Lohn,
Als ihm mich zuzuschreiben.

Bismarck.

Einsam stehst du, der Dritte,
Zwischen zwei würdigen Todten,
Stehest so groß in der Mitte,
Harrest still auf den Boten,
Der auch dir wird winken zur Rast,
Wenn du das Werk vollendet hast,
Welches zu Deutschlands Frommen
Freudig du unternommen.

Zwischen Wilhelm und Moltke,
Zwischen dem Thron und dem Heer
Stiegest du aus dem Volke,
Strittest für Deutschlands Ehr';
Schlangest mit kühner, mit kräftiger Hand
Um die Entzweiten der Einigung Band,
Bis wie ein Mann sie standen,
Deutsche in deutschen Landen.

Ob dein Gedächtniß wird grünen
In zukünftigen Tagen? —
Wer nur darf sich erkühnen,
Zweifelnd also zu fragen?
Deutschlands größten, würdigsten Sohn,
Ihn, der erbauet den Kaiserthron,
Sollten die Kinder zu ehren
Nicht von Herzen begehren?

Lang' wie die Fluthen im Rheine
Fern zum Meere hinlenken,
Wird auch Deutschland, das eine,
Liebend deiner gedenken.
Ihn, der es einte, es machte groß,
Daß es mit zähem, mit wuchtigem Stoß
Sprengte des Erbfeinds Banden,
Ehrt man in deutschen Landen.

Niemand reißt dir vom Haupte
Je des Verdienstes Kron',
Ob's auch der Pöbel erlaubte,
Haschend nach schnödestem Hohn.
Ist doch Keiner im ganzen Reich,
Der dir an Größe, an Würde gleich;
D'rum, wer sollte es wagen,
Dir an die Stirne zu schlagen?

Schreit sich der Neid auch heiser,
Achte es nicht, sein Gebahren;
Neben dem großen Kaiser,
Groß im Sturm, in Gefahren,
Neben dem ruhigen Lenker der Schlacht,
Wenn mit Ruhm du dem Werk vollbracht,
Ruhest du einst als der dritte
In der geweiheten Mitte.

„Wilhelm und Bismarck und Moltke!"
Also wird es erklingen
Mächtig im deutschen Volke
Auf der Jahrhunderte Schwingen.
„Ein Verlangen hat euch belebt,
Ein Ziel habt ihr glücklich erstrebt;
Ein Ruhm soll euch auch krönen,
Ein Lob über euch tönen!"

Carl August Paeth.

Am 9. Januar 1854 in Zemmin, Pommern, geboren, wanderte er 1873 nach Amerika aus, besuchte das Northwestern Collegium in Naperville, Illinois, wurde Geistlicher und 1882 Professor an dem N.-W. Collegium. Im Jahre 1886 machte er eine längere Studienreise durch England, Frankreich, Belgien, Holland, die Schweiz, Oesterreich und Deutschland, und ist seit seiner Rückkehr Pastor der unabhängigen evangelischen Immanuelsgemeinde zu Chicago.

„Deutsche Lebensbilder", ein Handweiser zu einem sittlichen, erfolgreichen und glücklichen Leben, Chicago 1884. Seine Gedichte und Uebersetzungen erschienen in Zeitungen und Liedersammlungen, wie „Andachtsklänge", 1881; „Hallelujah", 1883.

Echt deutsch.

Ost und West an Deutschlands Grenze
Rathschlagt bittrer Haß und Groll,
Wer Germania's Siegeskränze
Ihr vom Scheitel reißen soll.
Mit erfrechten Prahlerworten
Brüstet sich der Franzmann hier,
Während dort sich Slavenhorden
Schaaren um ihr Kriegspanier.

Und es lenkt die Welt die Blicke
Auf das Volk in Waffen jetzt,
Welche Mächte es der Tücke
Seiner Feind' entgegensetzt: —
Greift, beim Kriegstrompetenklange,
Alles schnell zur Waffenkunst?
Oder wirbt man zag' und bange
Um der Feinde Gnad' und Gunst?

Niemals riß ein Feind Germanien
Zu verfrühter Handlung fort!
Es war Grundsatz unsrer Ahnen:
Erst das Denken — dann das Wort.
Und, wenn Worte nicht bekehren,
Dann muß kühne, ernste That
Schrecklich unsern Feind belehren,
Daß er deutsche Gegner hat! —

Wo des Reichs Vertreter rathen,
Im geweihten Sitzungssaal,
Redet jetzt der Mann der Thaten —
Deutscher Mann, von Blut und Stahl!
Eh' die Schlachttrompeten schmettern,
Ruft er noch einmal ein Halt!
Und gebraucht vor Kriegeswettern
Deutschen Wortes Allgewalt!

Hör' die Worte, sonder Tadel,
Wer echt deutsch empfinden kann!

So spricht Gottesfurcht und Adel,
Wenn Gefahr umstürmt den Mann:
„Rückt der Feinde wild Gewimmel,
Slav und Franzmann auch in's Feld,
Deutsche fürchten Gott im Himmel,
Und sonst Niemand in der Welt!“

Sagt dies Wort, Teutonen-Söhne,
Weiter fort, im Donnerchor,
Daß es wie Gewitter dröhne,
Schrecklich, jedem Feind in's Ohr!
„Aller Feinde Drohgewimmel
Fürchtet nicht ein deutscher Held!
Deutsche fürchten Gott im Himmel,
Und sonst Niemand in der Welt!“

Zuruf.

Weil du still die Fluth siehst blauen
Und kein Zeichen vom Orkane,
Willst du dich dem Meer vertrauen
D'rum im leichten Ruderkahne?

Weil du siehst die Wogen schäumen
Und empört die Ufer schlagen,
Willst du d'rum vor Schreckensträumen
Niemals eine Schiffahrt wagen?

Wenn des Lebensmeeres Wellen
Kräuselnd vor den Blicken gleiten,
Laß unausgerüst't zur schnellen
Fahrt dadurch dich nie verleiten!

Wenn du siehst die Tiefen wallen
Unter Sturm und Donnerschlägen,
Laß dir nie den Muth entfallen!
Steure kühn der Fluth entgegen!

Laß die Wetter ringsher toben
Und die Wogen schäumend branden,
Muth'gen hilft der Helfer droben,
Nur voran! Er hilft dir landen!

Sonntagsmorgen.

Sei gegrüßt, o Tag der Ruhe!
Den mein Gott so hoch geweiht;
Sel'ger Morgen,
Arbeitsdruck und Erdensorgen
Fliehn, wenn mich dein Licht erfreut.

Wie der Hügel glanzumgoldet
Ueber dunkle Thäler ragt,
So in Wahrheit
Glänzt mir deine heil'ge Klarheit
So die Werktagsnacht durchtagt.

Du vermochtest, daß mir ferne
Alle Last und Müh' entschwand,
Und ich sehe
Nun von deiner heil'gen Höhe
Ausgebreitet heil'ges Land!

Seh', wie ringsher Millionen
Knieen um des Herrn Altar;
Wie sie wallen
Zu den heil'gen Tempelhallen
Und ihr Opfer bringen dar.

Laß auch mich in heil'ger Stille,
Herr, des Herzens Weihrauch streun;
Laß mein Singen
Und mein Beten zu dir dringen,
Laß es dir gefällig sein!

Und wenn einst sich fern mir röthet
Jenes Sonntags Frühlichtsschein,
Nimm den Müden
Dann zur Ruhe und zum Frieden
Ew'ger Sabbathfeier ein!

Herbststimmen.

Welch ein wundersames Flüstern
In der Esche Wipfel hier!
Und die fahlen Blätter! Werfen
Geister sie zu Füßen mir?

Welch ein Anblick dort im Beete!
Jene Stauden blumenleer!
Und ein kühler Nordhauch wirbelt
Dürre Blätter zu mir her!

Wo ist jener Rebe Ranke,
Wo des weichen Teppichs Grün?
Wo der Schmuck des Rosenstrauches
Und die Pracht der Laube hin?

Horch, da klingt's wie Geisterstimmen
Mir im dumpfen Klageton:
Was du suchest, ist geschwunden,
Wie ein Dufthauch ist's entflohn!

Suche nicht auf diesen Fluren
Irgendwo ein wahres Sein:
Lenzespracht und Sommerleben,
Wachsen, Blühen — sind nur Schein.

Alles, was dir hier auf Erden
Glänzt und lacht im Blumenflor:
Kaum begrüßt und kaum empfunden,
Kommt's schon wie ein Herbst dir vor.

Auch du selbst — wie flüchtig eilst du
Durch den Blumenlenz der Zeit,
Und du siehst, wo dürre Blätter
Man um Ausgangspforten streut.

Doch dein tiefstes, inn'res Wesen
Fällt nicht, wie der Laubschmuck fällt:
Horch, die dürren Blätter flüstern
Selbst von einer höhern Welt!

Lebensprüfungen.

Daß du kannst die Sterne schauen
In der ganzen Silberpracht,
Kommt herauf das Abendgrauen
Und die stille, dunkle Nacht.

Daß der Flur, dem Baum, dem Strauche
Werde neu ein Lenzgewand,
Zieht mit seinem eis'gen Hauche
Kalter Winter durch das Land.

Daß sich frisches Leben rege
In der schwülen Sonnengluth,
Brüllen Sturm und Donnerschläge,
Strömt herab der Wolke Fluth.

Daß der trübe See sich helle
Rings zum schimmernden Krystall,
Thürmt der Sturm die wilde Welle,
Wühlt und tobt der Wogenschwall.

Daß des Lebens reine Wonne
Dich auf Erden froh erfüllt,
Siehst du deine Freudensonne
Oft von Schatten eingehüllt.

Und es kommen Tage trübe
Und voll Unglück mancherlei,
Daß du kennst die echte Liebe
Und die Herzen fromm und treu!

Rheinfahrt.

Endlich sind die Rosenträume
Meiner Kindheit doch erfüllt,
Und es liegt vor meinen Blicken
Nun das langersehnte Bild.

Schlösser hier und hohe Burgen,
Dort ein dunkler Eichenhain,
Seitwärts grüne Rebenhügel,
Unter mir der schöne Rhein.

Tauchen möcht' ich jetzt die Feder
In des Himmels Farbenmeer,
Um die Wunderpracht zu zeichnen,
Wie sie ist, so schön, so hehr.

Doch, wie ich mit Frohgefühlen
Blicke auf die Gegend hin,
Kommen mir die alten Sagen
Alle wieder in den Sinn.

Und ich denk' der starken Ritter,
So die Burgen einst erbaut,
Und, echt deutsch, im Lanzendickicht
Gott und ihrer Faust vertraut.

Denk' der alten Klosterheil'gen,
Die gefleht hier und gedacht
Und in deutsches Heidendunkel
Heil'ges Licht und Recht gebracht.

Aber ach, wo sind die Burgen?
Wo die heil'gen Klöster heut'?
Alles ist in Staub getreten
Von dem grausen Fuß der Zeit!

Und wo Wall und Burg einst trotzten,
Sieht man jetzt Ruinen stehn,
Die, wie ries'ge Geisterschatten,
Auf den Enkel niedersehn!

Und auf Grüften, die jetzt bergen
Alter Ritter morsch' Gebein,
Rankt der Winzer seine Rebe
Um das schroffe Berggestein.

Auch du, sagenreiches Rheinland,
Theilst der Welt gemeinsam Loos,
Und begräbst jetzt unter Trümmern
Was einst herrlich, stolz und groß. —

Dennoch bleibt mir unvergeßlich,
Seit ich dich gesehn, — dein Bild,
Und es sind die ros'gen Träume
Meiner Kindheit nun erfüllt!

Das Indianergrab.

Es ist ein Hügel beblümt und grün,
An einem der See'n Minnesota's,
Man sagt' mir, dort ruhten Helden kühn
Von Stämmen der Sioux und Dakota's.

Doch ist diese Stätte schon längst entweiht,
Denn im Regen und Sonnenscheine
Rings um den Hügel bleichen zerstreut
Der Indianer Gebeine. —

Die Nebel dampften am See entlang,
Der Tag längst zur Ruhe sich neigte,
Als ich nach langem, einsamem Gang
Die stille Stätte erreichte.

Ich setzte mich nieder auf einen Stein
Am Ufer und schwankendem Schilfe,
Als plötzlich ich höre ein Wimmern und Schrei'n,
Es war wie ein Rufen nach Hülfe.

Ich trete hinzu und schaue dorthin,
Und sehe Männergestalten;
Sie kommen vom Ufer, daß mir es schien,
Als ob sie dem Nebel entwallten.

Es lag ein Zürnen auf jedem Gesicht,
Ich sah, wie die Fäuste sie ballten,
Und höre wie Einer vernehmlich spricht:
„Seht, wie sie die Bündnisse halten!

„Sie waren einst hablose Fremdlinge hier,
Die bleichgesichtigen Weißen,
Wir schenkten ihnen dies Jagdrevier,
Wo jetzt sie die Gräber aufreißen.

„Die Hand, die weich uns zum Gruße sich bot,
Ob heuchelnder Freundschafts-Geberde,
Die trieb uns alsbald in den Hungertod,
Und wühlt uns jetzt aus der Erde."

Sie schreiten zum Hügel in langen Reih'n
Und sammeln — mir däuchten es Steine —
Da bricht durch's Gewölke des Mondes Schein
Und ich sehe, sie sammeln Gebeine.

Sie höhlen mit Tomhawk und Steinart den Rain,
Und bücken sich ehrfurchtsvoll nieder,
Sie decken gemeinsam das bleiche Gebein,
Dann schreiten zum Ufer sie wieder.

D'rauf hört' ich ein Flüstern im Schilfe und Rohr,
Ein Schauer durchzog meine Glieder,
Mir war es, als rief ein Gespenster-Chor:
„O stört dieses Grab doch nicht wieder!

„Besät unser einstiges Jagdrevier
An allen Orten und Enden,
Doch diese Gebeine laßt ruhen all' hier,
Die Gräber sollt ihr nicht schänden!"

Frühlingswalten.

Es waltet mächtig im Geheimen
Die wunderbare Schöpfungskraft,
Die Leben lockt aus Knosp' und Keimen,
Die Saat und grüne Auen schafft.

Dort, wo vom Winterhauche starben
Jüngst Gartenstaud' und Blumenflor,
Da ringt in tausendfachen Farben
Ein schön'res Leben sich empor.

Auf Wiesen und auf Weiden sprießen
Bethaute Gräser, schlaferwacht;
Und Lerchen hoch in Lüften grüßen
Mit frohem Lied die neue Pracht.

Der Landmann, der mit lockrer Hülle
Die Saatenkörner zugedeckt,
Sieht, wie des Frühlings Wärmefülle
In jeder Hülf' den Halm geweckt.

Der Wurm und Käfer, tief verborgen,
Empfinden mit die Wonnezeit;
Sie schlüpfen am besonnten Morgen
Verjüngt aus ihrem Todtenkleid.

So keimt und treibt's im Frühlingslichte
In neuen Trieben rings umher,
Und durch des jungen Lebens Dichte
Tönt der Gesang: „Dem Schöpfer Ehr'!"

Herz, das auf dieser Wintererde
Als todte Form muß untergehn,
Getrost! Ein mächtiges: „Es werde!"
Ruft einst auch dich zum Auferstehn!

Louis Paquet.

Am 11. Februar 1863 in Bellevue, Jackson Co., Iowa, geboren, besuchte er die öffentliche Schule in Dacada, Wisconsin, von 1882 bis 1885 das katholische Lehrerseminar in Milwaukee, war dann Lehrer in Neu-Wien, Iowa, und lebt jetzt als Geschäftsmann in Chicago.

„Nach Westen", ein Bild aus dem Wanderleben des deutsch-amerikanischen Farmers, und kleinere Gedichte, Milwaukee 1889.

An ein Kanarienvögelchen.

(Im Winter.)

Sänger in der warmen Stube,
Weißt nicht, wie es draußen schneit,
Singst noch immer froh und munter,
Wie in grüner Lenzeszeit.

Tausendmal will ich dir danken,
Daß du solcher Sänger bist;
Machst mich ganz und gar vergessen,
Daß es draußen Winter ist.

Hätt' ich, wenn ich alt geworden,
Solchen Sänger in der Brust,
Daß ich immer heiter bliebe
Und mein Herz voll Jugendlust!

Auf ein Weihnachtsgeschenk.

Ein Taschentuch für Christgeschenk,
Das macht mich wahrlich stutzen,
Hab ich denn gar nichts nöthiger,
Als meine Nas' zu putzen?

Heinrich Pfäfflin.

In Schweigern, Württemberg, 1842 geboren, studierte er erst im Seminar Schönthal Theologie, dann in Tübingen Philologie, kam 1866 nach New York, wo er eine Lehrerstelle bekleidete, und folgte 1870 einem Rufe als Nachfolger Dr. Dulons an die Realschule zu Rochester, welche er bis 1882 leitete. Er übernahm dann die Redaktion der „Rochester Abendpost" und später des mit derselben verbundenen „Beobachter", in welcher Stellung er noch heute thätig ist.

Prolog zur Eröffnung des Theaters, Wintersaison 1875.

Ein Pfad voll Mühsal ist das Menschenleben,
Ein wogend Chaos sturmbewegter Fluth;
Auf seinen wild empörten Wogen schweben,
Umhergeworfen von des Sturmes Wuth,
Dem Irrthum preisgegeben und dem Wahne,
Wir selbst auf unserm Lebenskahne.

Doch was auch immer unsre Pfade trenne,
Ob wir nach Süden steuern, oder Nord,
So wild auch drob der Meinungskampf entbrenne,
Es zieht uns doch nach einem Ziele fort:
Ein Jeder sucht im Kampf mit dem Geschick
Das Höchste zu erringen: seines Lebens Glück!

Doch enge Grenzen sind dem blöden Blick gezogen,
Und oftmals täuscht uns trügerischer Schein;
Dem Einen scheint das Schicksal sonderlich gewogen,
Den Andern hüllet rings Verderben ein;
Indeß dem Bösen günstig sich die Segel schwellen,
Sehn wir den Guten oft am jähen Riff zerschellen.

Vergebens suchen wir nach jenen Mächten,
Die uns den Richter in der Brust erweckt,
Die mit Gerechtigkeit dem Guten Kränze flechten
Und deren Strafe alle Bösen schreckt:
„Die Mächte, die uns lohnen und verdammen,
Von unserm Erdball können sie nicht stammen."

Doch wende nicht verzweifelnd d'rum den Rücken,
Der Welt ein Fremdling, deren du ein Theil;
Die Geister, die dich strafen und beglücken,
In deren Hand gelegt dein Weh und Heil,
Am Himmel nicht, nicht in der Erde Gründen,
In deinem Busen nur kannst du sie finden!

D'rum tauch' hinein in's menschliche Gewimmel,
In seinem Weh dich spiegelnd, seiner Lust,
Und lern' erkennen: Deine Höll', den Himmel,
Du trägst sie in der eignen Brust!
Und wem der inn're Richter nur das Steuer lenkt,
Der führt das Glück an Bord, auch ohne daß er's denkt!

So laßt uns hier des Menschen Bild entfalten,
Ein Bild von seiner Größe, seinem Wahn.
Hervor an's Licht, ihr schwankenden Gestalten,
Irrthum und Wahrheit, kommt heran
Und pocht gewaltig an der Seele Tiefen
Und weckt die Geister, die verborgen schliefen!

Die heimlich schuldbewußte Wange röthet,
Des Mitgefühles Thräne rufet wach,
Die Thorheit und Verkehrtheit tödtet
Durch euren Haß, das Laster deckt mit Schmach.
Das Schlechte sollt zum Abgrund ihr verdammen
Und für das Höchste unsern Geist entflammen!

Und wenn sich euch die inn're Stimmung reget,
Ein heilig Feuer durch die Adern fliegt,
Das Edle mächtig eure Brust beweget,
Dann hat die deutsche Kunst gesiegt!
Denn mächtiger als einst in Sinai's Gewittern,
Fühlt ihr die Göttlichkeit im Busen zittern!

Hervor d'rum, meine Kunstgenossen!
Der Vorhang steigt, die Lichter sind entfacht,
Die Flamme, die der Göttlichkeit entsprossen,
Sie überstrahle hell des Irrthums finstre Nacht!
Laßt triumphieren unsre heil'ge Sache!
Hell strahle deutsche Kunst und deutsche Sprache!

Red, White and Blue.

Roth.

Ihr Schwestern, ihr Farben, mir zugesellt,
Auf, kündet deutlich die Meinung,
Die jede einzeln in sich enthält,
Was kündet unsre Vereinung.

Das Morgenroth kündet das werdende Licht,
Das Höchste, was in euch entbrannte;
Es färbt euch mit leuchtendem Roth das Gesicht,
D'rum deut' ich die Liebe zum Lande.

Blau.

So lange des Himmels Blau uns noch lacht,
Kann nichts die Hoffnung uns rauben,
D'rum deut' ich zum Trotz der Gewitternacht
Den starken, muthigen Glauben.

Weiß.

Doch Liebe und Glaube sind nur ein Wahn,
Fehlt die Unschuld, die Tochter der Reinheit;
D'rum reih' als dritte ich mich euch an
Und verknüpf' euch zur innigen Einheit.

So kündeten wir drei siegesbewußt
Der Freiheit goldenen Morgen!
D'rum ruh', was wir deuten, in jeder Brust
Auf ewig sicher geborgen.

Fahnenweihe.

Stimmet zum festlichen Sange die Kehlen,
Feuriger Jubel durchbrause die Luft!
Lasset dem schwellenden Ton sich vermählen
Lieblicher Blumen würzigen Duft!
Liebe und Lust, die den Busen durchglühen,
Treten hervor in harmonischem Laut:
Preiset, o Sänger, in Festmelodieen
Jubelnd die Tonkunst, die liebliche Braut!

Schmeichelnd dringt in Seelentiefen
Lindernd, zündend der Gesang;
Geister, die verborgen schliefen,
Füllet er mit mächt'gem Drang;
Sänftigt Sturm, entfachet Lohen,
Weckt die Lust und stillt den Schmerz,
Bricht die Bahn dem Edlen, Hohen,
Schlingt ein Band von Herz zu Herz!

Laßt uns d'rum fröhlich das Banner entfalten,
Weihet es deutschem Lied und Gesang!
Treu in des Lebens Wechselgestalten
Künd' es das Band, das uns Alle umschlang!
Was im tiefinnersten Busen wir fühlen,
Bricht in Tönen zündend sich Bahn.
Flattre zur Freud' d'rum, zu ernsteren Zielen,
Fröhlich des Sängers Banner voran!

Laßt zum Gelübd' uns die Hände erheben,
Schwöret zur Fahne mit Herz und mit Mund:
Unbefleckt stets soll voran sie uns schweben,
Sinnbild der Einigkeit unserem Bund!
Edles und Großes ihr Flattern verkünde,
Was in tiefinnerster Seele uns glüht,
Daß mit heiligen Banden verbinde
Siegreich Länder und Völker das Lied!

Ernst Wilhelm Pieper.

Geboren am 11. Oktober 1828 in Löbegallen, Ostpreußen, studierte er die Rechte 1845 bis 1848 in Heidelberg, Bonn und Berlin, war dann Auskultator und Referendar am Stadtgericht zu Berlin, gab aber die juristische Carriere unter dem Manteuffel'schen Regime auf und erlernte die Müllerei und die Landwirthschaft, welcher er elf Jahre treu blieb. Im Herbst 1866 kam er nach Amerika, nachdem er den Feldzug in Böhmen als Landwehroffizier mitgemacht hatte. In Amerika wandte er sich im Jahre 1868 der Journalistik zu, arbeitete in diesem Fache acht Jahre in Detroit und dann 16 Jahre als Chef-Redakteur des „Seebote" in Milwaukee, wo er im Frühjahr 1893 starb.

Erstes Begegnen.

Das war im hellen Saale
Ein frischer, froher Tanz:
Vor deiner Schönheit Strahle
Verschwand der Kerzenglanz;
Bei deines Aug's Gefunkel
Erschien die ganze Welt
Mir als ein traurig Dunkel,
Das nur dein Blick erhellt.

Und wenn ich zwischen Andern
Mit dir im Tanz mich schwang,
War mir's, als müßt' ich wandern
Mit dir die Welt entlang,
Als müßt' ich gleich mich neigen
Zu deinem Ohre sacht', —
Doch staunen nur und schweigen
Konnt' ich vor deiner Pracht.

Abendsegen.

Nun geht der Tag zur Rüste;
Der Abendsonnenstrahl
Verklärte noch und küßte
Mein Aug' zum letzten Mal.

In Feierabendstille
Ruht Alles weit und breit,
Und frommer Andacht Fülle
Ist ringsum ausgestreut. —

Ich weiß, in dieser Stunde
Gedenkst du liebend mein,
Und schließ'st aus Herzensgrunde
In dein Gebet mich ein.
Und wer auf guten Wegen
Gewandelt diesen Tag,
Der weiß, daß Heil und Segen
Ihm Gott bescheiden mag;
Dem werden Schmerz und Reue
Nicht stören Schlaf und Ruh',
Den deckt mit Gottestreue
Sein gut Gewissen zu. —
In dieser frommen Stunde
Gedenk' ich liebend dein,
Und schließ' aus Herzensgrunde
In mein Gebet dich ein.

Verbannt.

Ein Fragment.

Nach einem Tag voll heißer Sonnengluth
Ist's Nacht geworden, und die Erde ruht.

Die Menschen ruhen auch. Nur leise geht
Der Hauch der Nacht durch's Weltall, wie Gebet,
Und hoch am Himmel glänzen hell und klar
Der Mond und all der weißen Sterne Schaar,
Und wo ihr Licht auf Land und Fluthen fällt,
Da ziehn Traumbilder durch den Schlaf der Welt.

Wer über Tag vor Noth und Sonnenbrand
Für Herz und Haupt nicht Trost noch Schatten fand,
Wer nichts gewann als Elend nur und Schmerz,
Und wem ein Weh' unsäglich füllt das Herz, —
Auch die ruh'n aus.

Auf einem Bett von Stroh,
Da liegt er nun, der aus der Heimath floh,
Der Haus und Herd, sein köstlich Paradies,
Und Weib und Kinder über Nacht verließ,
Der selber sich mit unglücksel'ger Hand
Aus seinem Glück vertrieben und verbannt,
Und der nun einsam, ohne Trost und Kuß,
Sein Schicksal in der Fremde tragen muß.

Er hatte lang gerungen und gestrebt,
Für Weib und Kinder einzig nur gelebt,
Sein Weib vergöttert und vor ihm gekniet
Voll jener Liebe, die im Hohenlied
Beschrieben steht, und deren Wundermacht
Die Hölle und den Tod zu Schanden macht!
Er war auch treu gewesen, treu wie Gold,
Auch als die Welt ihn treulos machen wollt';
War treu gewesen stets und überall, —
Und dennoch kam sein Menschenglück zu Fall.
Nun liegt er da, von Weib und Kindern fern,
Und schläft. Ob endlich wohl ein Hoffnungsstern
Ihm aufgegangen in der Lebensnacht,
Daß er im Schlaf so freundlich spricht und lacht?

O, stört ihn nicht! Er spricht von seinem Weib,
Von seiner Kinder Spiel und Zeitvertreib;
Ihn hat weit über Land und Meeresraum
Nach Hauf' getragen ein barmherz'ger Traum,
Und er ist wieder nun bei Weib und Kind,
Die ja sein Liebstes auf der Erde sind,
Für die sein Herz mit jeder Faser glüht,
Und die vielleicht er niemals wiedersieht.
Er ist daheim. Er drückt mit süßer Lust
Das heißgeliebte Weib an seine Brust,
Und seine Kinder tanzen her um ihn,
Und reiten jubelnd auf des Vaters Knien.

O, stört ihn nicht! Von Freundlichkeit und Lust
Fand er noch nichts, seit er von Hauf' gemußt.
Nun träumt er schlafend wieder sich zurück
Zu seinem Weib und in sein häuslich Glück;
Zu seinem Weib, das, engelschön und gut,
So oft und gern in seinem Arm geruht,
Und dessen Augen wie die Sonne klar,
Und dessen Herz nur lauter Liebe war.

O, stört ihn nicht! Schickt lieber himmelwärts
Ein fromm Gebet um Frieden für sein Herz,
Denn seine Noth, sein Weh' und seine Reu',
Die werden doch mit jedem Morgen neu.
O, stört ihn nicht!

Da ist er aufgewacht.
Noch spricht sein Mund von Glück und Schönheitspracht;
Noch ruht im Traum er süß, und weich und warm
In seines heißgeliebten Weibes Arm,
Auch spricht er etwas noch, das, wie Gebet,
So kindesfromm von seinen Lippen geht, —
Dann aber, — wie der Mond in's Aug' ihm scheint,
Bedeckt er seufzend sein Gesicht und weint.

Heimweh.

Als ich im Vaterhauf' noch war,
Da wollt' ich in die Welt;
Es zog mich häufig wunderbar
Hinaus in's freie Feld;
Da wählte ich mir immer gern
Das höchste Hügelstück
Und musterte die blaue Fern'
Mit sehnsuchtsvollem Blick.

Was mich zu Hause damals hielt,
Das war mir nur zur Last,
Das hab' ich jeden Tag gefühlt
Wie Sklavenketten fast;
Frei, wie der Vogel in der Luft,
Wollt' ich die Welt besehn,
Und lieber zeitig in die Gruft
Als niemals wandern gehn.

Die Welt schien mir so weit und breit,
Die Erde schön und grün, —
Da, meint' ich, würde Freudigkeit
Mir allerorten blühn,
Da würden Herz und Seele schon
Mir aufgehn voll und tief,
Und bald sich lösen jeder Ton,
Der damals in mir schlief.

Nun, da mein dunkles Haar schon bleicht,
Hab' ich, was ich gewollt:
Ich habe ganz und gar erreicht,
Warum ich einst gegrollt;
Was Andre fest zu Hause hält,
Das ist für mich vorbei,
Ich bin in Gottes weiter Welt
Geworden vogelfrei.

Verloren hab' ich Herd und Haus,
Verloren Weib und Kind,
Und wandre in die Welt hinaus,
Wie Wolken mit dem Wind;
Ich darf auch nicht einmal als Gast
Zur Heimath mehr zurück, —
Doch nirgend find ich Ruh' und Rast,
Und nirgend, nirgend Glück.

Wohl schau zum Himmel ich hinauf
In mancher frommen Stund',
Und von der vielen Thränen Lauf
Sind mir die Augen wund,
Doch kehrt sich meiner Seele Blick
Vergebens heimathwärts, —
Ich bin verbannt, und Stück für Stück
Bricht mir mein armes Herz.

Johann Hermann R. Reffelt.

Geboren am 12. Dezember 1811 zu Bramsche an der Hase, besuchte er das Gymnasium und das Lehrerseminar zu Osnabrück und war dann 23 Jahre lang Lehrer zu Melle und Wester-Oldendorf. Im Jahre 1856 folgte er einem Rufe als Theilnehmer einer Erziehungsanstalt in West-Bloomfield, New Jersey, ließ sich später in der Stadt New York nieder, wo er zuerst an der Schule des verstorbenen Dr. Dulon thätig war, dann aber eine Schule für Mädchen gründete. Im Jahre 1861 trat er als Lehrer in die neugegründete Hoboken-Akademie, in welcher Stellung er bis 1867 verblieb. Er starb 1889. Er veröffentlichte eine ganze Reihe Lese- und Rechenbücher, welche eine außerordentliche Verbreitung gefunden haben; außerdem „Dichtungen", New York 1882, 2. Auflage.

Käterchen und Kätzchen.

Eine Romanze.

I.

Das Kätzchen sprach: „Lieb Käterchen,
Komm', spiel' mit mir Theäterchen!"

Das Käterchen sprach: „Kätzchen,
Willst du denn sein mein Schätzchen?"

Das Kätzchen sprach zum Käterchen:
„Gewiß! auf dem Theäterchen."

Das Käterchen sprach: „Kätzchen,
Dann gieb mir auch ein Schmätzchen!"

Das Kätzchen sprach: „Miau!
Mach' mich zu deiner Frau!"

Das Käterchen sprach: „Röschen,
Hab' ja noch keine Höschen."

Das Kätzchen sprach: „Miau,
Ich nehm's nicht so genau."

Das Kätzchen und das Käterchen,
Sie spielten nun Theäterchen.

Das Käterchen und Kätzchen,
Sie tauschten aus manch' Schmätzchen.

Sie spielten Mann und Frau
Und nahmen's nicht genau.

So ging's auf dem Theäterchen
Mit Kätzchen und mit Käterchen.

Und auf dem Welttheater
Geht's so mit Katz' und Kater.

II.

Vorspiegelungen.

Das Kätzchen sprach zum Käterchen:
„Ich spiel' nicht mehr Theäterchen
Und auch nicht Mann und Frau,
Miau, miau, miau!

„Es hat gesagt mein Väterchen,
Du wärst ein dummes Käterchen,
Was du wollt'st mit 'ner Frau?
Miau, miau, miau!

„Du hättest ja kein Häuschen,
Könnt'st fangen keine Mäuschen
Für eine liebe Frau,
Miau, miau, miau!"

Da aber sprach das Käterchen:
„Es irrt gewiß dein Väterchen,
Ich sorg' schon für die Frau,
Miau, miau, miau!

„In meines Vaters Häuschen
Sind schrecklich viele Mäuschen
Für eine liebe Frau,
Miau, miau, miau!

„Da giebt's auch Milch und Brötchen,
Und keine Hungerpfötchen
Saugt dort die liebe Frau,
Miau, miau, miau!

„Und wenn wir sind ein Pärchen,
Dann halten wir ein Fairchen
Im deutschen Club, miau!
Das bringt Geld für die Frau.

„Wir geben auch Concertchen
In unsrer Nachbarn Gärtchen,
Und singen an, miau!
Das bringt Geld für die Frau.

„Und dann kommt noch ein Bällchen
In unserm schönen Ställchen
Zu Ehren meiner Frau,
Miau, miau, miau!

„Wir halten Carnevälchen
Auch noch im deutschen Sälchen,
Das ist was für die Frau!
Miau, miau, miau!"

Dem Käterchen gab Kätzchen
Darauf ein süßes Schmätzchen,
Sprach: „Ich werd' deine Frau,
Miau, miau, miau!"

So geht's mit Katz und Kater
Auch auf dem Welttheater;
Sie werden Mann und Frau
Und schreien dann: „Au, au!"

III.

Die Entführung.

Zum Kätzchen sprach das Käterchen:
„Was hat gesagt dein Väterchen,
Daß du versprachst, miau!
Zu werden meine Frau?"

Da schluchzte laut das Kätzchen,
Verzog das kleine Frätzchen
Und sprach: „Miau, miau!
Soll nicht sein deine Frau.

„Es hat gesagt mein Väterchen:
„„Ich geb' dem armen Käterchen
Dich nimmermehr zur Frau.""
Miau, miau, miau!

„„Das ist ein nettes Jüngelchen,
Hat ein beredtes Züngelchen
Und lügt dabei recht schlau.""
Miau, miau, miau!

„„Im deutschen Club das Fairchen
Ist weiter nichts, als Märchen,
Und bringt kein Geld der Frau.""
Miau, miau, miau!

„„Die Bällchen und Concertchen
In Ställchen und in Gärtchen,
Die kosten ja der Frau
Viel Geld."" Miau, miau!

„„Und dann das Carnevälchen
Da irgendwo im Sälchen
Paßt nicht für Mann und Frau.""
Miau, miau, miau!

„„D'rum halte nur dein Züngelchen,
Mein Kind, das arme Jüngelchen
Bekommt dich nicht zur Frau.""
Miau, miau, miau!

Da sprach erzürnt das Käterchen:
„Ein Närrchen ist dein Väterchen,
Nimmt Alles zu genau.
Miau, miau, miau!

„Es hat zu viel Passiönchen
Für seine Milliönchen,
Gönnt keine Freud' der Frau.
Miau, miau, miau!

„Ich aber, liebes Thierchen,
Will machen dir Plaisirchen,
Wenn wir sind Mann und Frau.
Miau, miau, miau!"

Da gab vergnügt das Kätzchen
Dem Käterchen ein Schmätzchen
Und sprach: „Führ' mich zur Trau!
Miau, miau, miau!"

Und als geschürzt das Knötchen,
Sie reichten sich die Pfötchen
Und jubelten: „Miau!
Wir sind jetzt Mann und Frau!"

Was weiter nun im Märchen?
Gar heimlich schlich das Pärchen
Sich weg in Feld und Au
Und sang: „Miau, Miau!"

Was aber that das Väterchen?
Es schalt auf's böse Käterchen
Und auf die böse Frau
Und schrie: „Miau, au, au!"

Wie hier mit Katz und Kater
Geht's auf dem Welttheater.
Der Mann entführt die Frau,
Der Vater schreit: „Wauwau!"

IV.

Die Rückkehr.

Das Kätzchen sprach zum Käterchen:
„O, wär' ich doch beim Väterchen,
Und nicht in Feld und Au!
Miau, miau, miau!

„Hier giebt's nicht Milch und Brötchen,
Nicht Würstchen, nicht Pastetchen
Für eine junge Frau.
Miau, miau, miau!

„Nicht Thee-, nicht Kaffeeschälchen,
Ja, nicht 'mal ein Skandälchen,
So zwischen Mann und Frau,
Giebt's hier. Miau, miau!

Das Käterchen sprach: „Schätzchen,
Giebt's denn nicht süße Schmätzchen
Für uns in Feld und Au?
Miau, miau, miau!"

Da aber sprach das Kätzchen:
„Man wird nicht satt von Schmätzchen;
Auch Greenbacks braucht die Frau.
Miau, miau, miau!

„Komm her, mein liebes Käterchen,
Und laß uns gehn zum Väterchen;
Sonst hungern Mann und Frau.
Miau, miau, miau!"

„Ich gehe mit, mein Schätzchen,"
Sprach Käterchen zum Kätzchen,
„Wir sind ja Mann und Frau.
Miau, miau, miau!"

Und als nun mit dem Käterchen
Das Kätzchen kam zum Väterchen,
Sprach es: „Ich bin jetzt Frau;
Vergieb mir! Au, miau!"

Da sprach versöhnt das Väterchen:
„Ich segne dich und Käterchen
Und bin nicht mehr genau.
Miau, miau, miau!"

Dann that er auf sein Säckchen
Und holt hervor Greenbäckchen,
Gab sie der jungen Frau;
Die sang vergnügt: „Miau!“

Bei sich sprach nun das Käterchen:
„Ich lob' mir das Theäterchen,
Die Greenbacks und die Frau.
Miau, miau, miau!“

Und ihr, ihr lieben Kater
Vom großen Welttheater,
Bedenkt, daß eine Frau
Auch Greenbacks braucht! Miau!

Der Millionär.

„Ja, alter Freund, ich habe
Mein Ideal erreicht,
Bin Millionär geworden,
Vor dem sich Alles neigt;
Allein frei von Beschwerden
Ist doch kein Mensch auf Erden.“
Der Millionär, der Millionär,
O hört, o hört ihn an!
Der Millionär, der Millionär,
Er hebt ein Klaglied an.

„Laß ich mich auf der Straße,
Auf Promenaden sehn,
Dann kommen gleich die Bettler,
Sich Gaben zu erflehn.
Und das macht viel Beschwerden;
Man sollt' des Henkers werden!“
Der Millionär, der Millionär,
Wie übel ist er dran,
Der Millionär, der Millionär,
Wenn man ihn bettelt an.

„Und dann die feinen Bettler
In allerlei Gestalt,
Sie sitzen wie die Kletten
Und weichen nicht so bald.
Wie man sich mag geberden,
Es muß geopfert werden.“
Der Millionär, der Millionär,
Wie übel ist er dran,
Der Millionär, der Millionär
Ist ein geplagter Mann.

„Und auch die vielen Freunde,
Die theuren, die ich hab',
Sie nehmen mir mit Freuden,
So viel sie können, ab.
Sie lachen der Beschwerden
Des Millionärs auf Erden.“
Der Millionär, der Millionär,
Wie übel ist er dran,
Der Millionär, der Millionär,
Wenn ihn ein Freund pumpt an.

„Möcht' wissen, was der Reichthum
Mir wohl genützet hat!
Zwar eff' ich Leckerbissen,
Doch — eff' ich mehr als satt,
Dann hab' auch ich Beschwerden
Im Magen hier auf Erden.“
Der Millionär, der Millionär,
Ja übel ist er dran,
Wenn Leckerbissen er nicht mehr
Bequem verdauen kann.

„Und wenn ich 'mal beim Weine
Das rechte Maß nicht find',
Krieg' ich den Katzenjammer,
Wie jedes Menschenkind.
Und wer kann fröhlich werden
Bei Kopf- und Haarbeschwerden!?“
Der Millionär, der Millionär,
Ja, er ist übel dran,
Wenn er das rechte Maß nicht mehr
Beim Weine finden kann.

„Dann kommt so ein Poete,
Arm wie 'ne Kirchenmaus,
Und ladet unter Lachen
Mich ein zum Heringsschmaus.
Er spottet der Beschwerden
Des Millionärs auf Erden.“
Der Millionär, der Millionär,
Wie übel ist er dran,
Wenn ein Poete kommt daher
Und sieht ihn lachend an!

„Wein und Liquöre färben
Auch mir die Nase roth,
Und kein mitfühlend Herze
Erbarmt sich meiner Noth.
So wird mir wohl auf Erden,
Nie weiß die Nase werden.“
Ein Millionär, ein Millionär
Ist auch sehr übel dran,
Wenn von der rothen Nase er
Befreit nicht werden kann.

„Auch stellen schlimme Gäste
Sich manchmal bei mir ein;
Nicht selten läßt sich sehen
Das böse Zipperlein.
Das reißt! das macht Beschwerden!
Man sollt' verrückt drob werden!“
Der Millionär, der Millionär,
Wie übel ist er dran,
Wenn so ein Zipperlein kommt her
Und zwickt den armen Mann.

„Wenn ich im Dannenbette
Die Augen schließe zu,
Träum' ich von Räubern, Mördern,
Und finde keine Ruh.
So kann frei von Beschwerden
Ich selbst des Nachts nicht werden.“
Ja Millionär, ja Millionär,
Man ist sehr übel dran,
Wenn man des Nachts nicht ruhig mehr
Im Bette schlafen kann.

„Ja, als ein Jammerwesen
Erschein' ich selber mir.
Wozu bin ich geboren?
Was soll und bin ich hier?
Rath' Jedermann auf Erden,
Nie Millionär zu werden."
O Millionär, o Millionär,
Wie übel bist du dran!
Ja, ja, mein lieber Millionär,
Du bist der ärmste Mann.

Die wahre Republik.

Die Republik, ihr Herren wißt,
Sie ist kein Kinderspiel;
Die Republik, die wahre, ist
Der Menschheit schönstes Ziel.
Jubellied.

„Die Republik, die wahre, Freund,
Sag, ist damit ein Land gemeint,
In welchem herrscht von Pol zu Pol
Der Geldsack und das Monopol?"
Wo denkst du hin, mein lieber Freund?
Ein solches Land ist nicht gemeint.

„So sag mir denn, ist es ein Land,
Wo krummer Whisky wird gebrannt?
Wo sich so hoch die Lumpen blähn
Und Ringe überall bestehn?"
Bei Leibe nicht, mein lieber Freund!
Ein solches Land ist nicht gemeint.

„Ist es ein Land, wo Ehrlichkeit
Geworden fast zur Seltenheit?
Ein Land, wo die Partei befiehlt
Und unverschämt das Volk bestiehlt?"
Das ist es nicht, mein lieber Freund!
Ein solches Land ist nicht gemeint.

„Ist es ein Land, wo auf der Wacht
Der Patriot wird ausgelacht?
Wo kleine Diebe man hält fest,
Die großen aber laufen läßt?"
Auch das ist's nicht, mein lieber Freund!
Ein solches Land ist nicht gemeint.

„Ist es ein Land, wo Corruption
Sich hat gesetzt hoch auf den Thron?
Und wo die Würd' und Majestät
Des Volkes ganz verloren geht?"
Das kann's nicht sein, mein lieber Freund!
Ein solches Land ist nicht gemeint.

„Die wahre Republik! Wohlan!
Wo trifft man denn dieselbe an?
Ist sie da, wo ein Präsident
Nach Willkür führt das Regiment?"
Du räth'st es nicht, mein lieber Freund!
Auch solch ein Land ist nicht gemeint.

„So sprich doch endlich unverblümt,
Wie es dem Wahrheitsfreunde ziemt;
Sag, wo wird denn mit Recht ein Land
Die wahre Republik genannt?
Wo ist die Republik nicht Schein?
Wo mag sie wohl die wahre sein?"

Die wahre Republik, mein Freund,
Ist, wo die Bürger stehn vereint
Im Kampf für Freiheit, Recht und Licht
Und von der Wahrheit weichen nicht;
Wo Alle ohne Unterschied
Sind um des Landes Wohl bemüht.

„Da ist die wahre Republik
Ja wohl der Staatskunst Meisterstück?!
So nenne endlich mir das Land,
Wenn dir ein solches ist bekannt!"
Das schöne Land, Freund, merk' es ja!
Es ist und bleibt Utopia.

Metamorphose.

Ja, ja, ihr lieben Leute,
So geht es hier auf Erden:
Aus Lumpen können Greenbacks
Und große Herren werden.

Der Freie.

„Frei ist der Mensch geschaffen,
Und frei will ich auch sein!"
So lallt der Hans und kehret
Beim nächsten Gastwirth ein.

Robert Reitzel.

Geboren im Großherzogthum Baden, studierte er Philosophie und Theologie, wurde Ende der sechziger Jahre Prediger einer lutherischen Gemeinde zu Washington, gründete später eine freie Gemeinde daselbst, und giebt seit 1882 zu Detroit, Mich., die Wochenschrift „Der arme Teufel" heraus.

Verloren.

Einst war ich glücklich, denn zu eigen
War mir ein junges Herz gegeben,
Ein einfach frommes Herz, demüthig
Und dennoch stark durch Liebesleben.

Zwei Augen auch, zwei blaue Sterne,
Die strahlten mir mein Gottvertrauen,
Und war mir wild und wüst zu Muthe,
Konnt' ich in jene Augen schauen.

Und glüht' mein Kopf von Fieberhitze,
So legten sich zwei weiche Hände
So lindernd kühl auf meine Stirne
Und löschten alle Fieberbrände.

Doch wie die Menschen, Fernes haschend,
Das Eigne stets geringer achten,
So mußt' ich Thor, die blauen Sterne
Vergessend, nach der Sonne trachten.

Wohl hab' ich stolzen Flug genommen,
Zu baden mich im höchsten Phaos,
Doch rascher mit versengten Schwingen
Stürzt' ich in der Enttäuschung Chaos.

Die blauen Sterne sind erloschen,
Die Sonne hat mich längst vergessen,
Ich aber liege still im Dunkel
Und denke deß', das ich besessen.

Zum neuen Jahr 1888.

Es war wie immer,
Es blieb beim Alten,
Wir haben uns Alle
Recht brav gehalten.

Wir hatten Muth
Im Wirthshausorden;
Wir schauten zu,
Wie Andere morden.

Wir sagten uns selber:
Es muß so sein!
Und tranken grimmig
Unseren Wein.

Wir haben dem Volk
Recht brav gerathen —
Jedoch der Henker
Verzeichnet die Thaten.

* * *

Wir trösten uns, 's ist nur noch ein Jahr,
Gebt acht, wie ihr dann euch verwundert,
Dann machen wir euch historisch klar:
Es jährt sich das Jahrhundert!

Bis dann erlaubt uns die Polizei,
Den Bastillensturm zu feiern,
Mit Schlüsselbüchsen zu schießen dabei
Und die Marseillaise zu leiern.

Wie werden sie klingen, die Friedensschalmei'n!
Wir haben Erfahrung erworben;
Wir schlucken die Thränen mit hinein,
Zum Andern sind wir verdorben.

Ja wohl, wir warten noch einmal ein Jahr,
Man wird ja immer gescheidter —
Und ist das Essen auch dann nicht gar,
Dann gehts noch e Bissel so weiter.

Im Gedächtnisse Karl Heinzens,

geb. den 22. Februar 1809.

Halb gönn' ich ihm den Grabesfrieden,
Halb wünsche ich, es sei ihm noch beschieden,
Die Leiden dieser Zeit zu tragen,
Der Wahrheit goldnes Wort zu sagen
Und Schuften auf den Kopf zu schlagen.

Lorenz Rohr.

Geboren am 15. August 1846 in der Rheinpfalz, besuchte er das Gymnasium in Speyer und studierte Philologie auf der Universität München. Im Jahre 1869 kam er nach Amerika, wo er in Massachusetts, New Jersey, Tennessee, Kentucky und Indiana bis 1881 als Lehrer der Sprachen thätig war. Alsdann widmete er sich der Journalistik und ist seit 1884 Chef-Redakteur des „Evansville Demokrat". Seine Gedichte erschienen in mehreren Zeitungen.

Der erste Mai.

O Mai, du schöne Rosenzeit,
Da bist du endlich wieder
Und schenkst den Sängern weit und breit
Die süßesten der Lieder.

Manch Blümchen schlägt die Aeuglein auf,
Manch Vöglein singt im Maien
Dem Schöpfer Dank zum Himmel auf;
Der Mensch auch soll sich freuen.

Die reiche Frühlingsherrlichkeit
Soll Herz und Sinn ihm jüngen.
O Mai, du schöne Rosenzeit,
Was wirst du Alles bringen?

Wünsche.

Ich wollt', ich könnte tauchen
Hinunter in's tiefste Meer
Und fänd' eine schöne Perle,
Die schönste, die drunten wär'.

Ich wollt', ich könnte fahren
In den tiefsten Bergesschacht
Und fände Gold im Berge,
Das reinste, das drinnen lacht.

Ich trüge Gold und Perle
Vergnügt zum Goldschmied hin,
Der müßte ein Ringlein schmieden
Für dich, meine Königin.

Die Deutschen in Amerika.

Germania, Mutter lieb und traut,
Wiewohl wir uns erkoren
Columbia hold zur Herzensbraut,
Du bleibst uns unverloren.

Germania, Mutter treu und gut,
Dieweil wir nicht geblieben,
Ist uns nun kund, wie Scheiden thut,
Es lehrt uns stärker lieben.

Germania, Mutter fromm und zart,
Im Sinnen wie im Minnen
Sei unser Stern die deutsche Art,
Bis Nacht uns ruft von hinnen.

Germania, Mutter stark und frei
Durch deiner Söhne Treue;
Vom Vaterland die Melodei
Stählt stets den Muth auf's Neue.

Germania, Mutter frisch und froh
Blüht dir des Daseins Blume.
O daß die Kunst zu leben so
Auch uns gedeih' zum Ruhme.

Germania, Mutter hehr und schön,
Gott schütz' dich allerwegen,
Und uns auch werd' Dein Wohlergehn
Im Land der Wahl zum Segen.

Die deutsche Sprache.

Die Sprache, die das Kind gelernt
Auf der Mutter Schooß, auf Vaters Knie,
So tief, so rein und wohllautvoll,
Der treue Mann vergißt sie nie.

Man braucht nicht Merlins feines Ohr,
Man hat es dennoch bald erlauscht,
Aus schätzereichem Grund hervor
Wie schön die deutsche Sprache rauscht.

O bleibet stets der Mutter treu
Als Bürger in Columbiens Land;
Ein jedes Wort aus ihrem Mund
Sei uns der Liebe Unterpfand.

O Muttersprache, Mutterlaut,
Begleite treulich für und für
Uns auf des Lebens Wechselgang
Als unsre allerschönste Zier.

Und wenn einst in des Daseins Uhr
Der Sand gemach zur Neige rinnt,
Beut Trost dem Greis der süße Laut,
Wie beim Gebete einst dem Kind.

Bertha Rombauer.

In der ungarischen Freistadt Leutschau 1809 von deutschen Eltern geboren, erhielt sie eine treffliche Erziehung, heirathete ihren Vetter, welcher Direktor technischer Unternehmungen in Ungarn war, aber wegen Theilnahme an der achtundvierziger Bewegung nach Amerika ging. Sie beschäftigte sich viel mit Literatur und übersetzte namentlich viele Gedichte von Petöfi und anderen ungarischen und englischen Dichtern. Sie lebt noch heute hochbetagt in Alameda, Californien.

„Bunte Blätter", Gedichte, St. Louis 1869.

Ich lieb' es, wenn es draußen weht und stürmt.

Ich lieb' es, wenn es draußen weht und stürmt,
Am Himmel sich die droh'nde Wolke thürmt,
Wenn schlanke Bäume sich tief niederbeugen
Und hohe Stämme ihre Kronen neigen.

Ich liebe sie im Aufruhr, die Natur,
Wenn sie verlor'n des Gleichgewichtes Spur,
Wenn dann und wann ein Blitz das Dunkel lichtet,
Der Sturm das dürre Laub zu Haufen schichtet.

Wenn er es, wie im Zorne, aufwärts rollt,
Wenn in der Höhe dumpf der Donner grollt,
Die schwere Wolke ihren Strom entsendet
Und aufgewühlten Staubes Herrschaft endet.

So tobt der Sturm im Herzen oft, dem armen,
Und wühlt in ihm ohn' Mitleid und Erbarmen,
Es schmerzt darin so manches tiefe Leid
Der Gegenwart und der Vergangenheit.

Auch dort hat falbe Blätter aufgeschichtet
Der Sturm der Zeit, und doch sie nicht vernichtet;
Nur selten kann sie fremdes Aug' ergründen,
Noch seltener dafür die Deutung finden.

Erinnerung weht sie aus jenen Tiefen,
In denen sie so still und lautlos schliefen;
Es zuckt darin ein Blitz vergangner Lust,
Im Thränenstrom erlischt das Weh' der Brust.

Die Wolken.

Von A. Petöfi.

Nur in den Wolken möcht' ich fliegen,
Wär' ich ein Vogel leicht beschwingt,
Und nichts als Wolken wollt' ich malen,
Wär' ich ein Maler, unbedingt.

So lieb' ich sie, die Wolken, alle,
Und jede einzeln grüß' ich mir,
Seh ich sie kommen; wenn sie gehen,
Sag' ich zu jeder: Gott mit dir!

Sie sind mir liebe, traute Freunde,
Die Wanderer am Himmel dort,
Auch kennen sie mich schon, ich glaube
Selbst mein noch ungesprochnes Wort.

Oft sah ich sie wie schlummernd liegen,
So schön, so still, so unbewußt,
Am Morgen und am Abendhimmel,
Wie Kinder an der Mutterbrust.

Geschaut hab' ich sie, wenn sie kamen
Gleich wilden Männern in den Streit
Auf Tod und Leben, mit dem Sturme,
Dem wüthenden, zum Kampf bereit.

Ich sah sie schwesterlich umgeben
Des bleichen Mondes Angesicht,
Des kranken wachen Jünglings oben,
Treu ihn umschlingen und sein Licht.

Ich sah sie oft und vielgestaltig
Auf ihrer wechselvollen Bahn,
Doch wie und wo ich sie gesehen,
Mit Liebe sah ich stets sie an.

Warum zieht es mich hin zu ihnen?
Weil meiner Seele sie verwandt,
In der stets neu Gestalten wechseln,
Die selbst den Wechsel nie gekannt.

Wißt ihr es nicht, daß ich der Wolke
Auch noch in andern Dingen gleich?
Seht, so wie sie ist auch mein Auge
An Blitzen und an Thränen reich.

Claus Ruyter.

Am 6. November 1849 in Vegesack bei Bremen geboren, besuchte er die dortige Bürgerschule, war drei Jahre in einem Bremer Handlungshause thätig, kam 1868 nach New York, wo er sich ebenfalls dem Kaufmannsfach ergab. Er verblieb daselbst acht Jahre und zog dann nach Milwaukee und später nach Minneapolis, wo er zur Zeit Hülfs-Countyschatzmeister ist. Seine Gedichte erschienen in Zeitungen, hauptsächlich in der Minneapolis Zeitung unter dem Namen „Raman".

Ein Märtyrer der Johnstown Katastrophe.

„Rettet euch! Rettet euch!" schallt es vom Hügel,
„Der Damm ist gebrochen, Gefahr im Verzug!
Rettet euch! Rettet euch!" rufet vom Bügel,
Auf seinem Rosse, der Jüngling im Flug.
Hinunter in's Thal, durch die Straßen hin jagt er,
Und lauter und schriller ertönet sein Schrei;
Bestürzt eilt die Menge in's Freie: „Was sagt er?"
Fragt einer den andern, und lacht wohl dabei.

Rettet euch! Rettet euch! ferne her schallt es,
Und Viele nun wenden die Blicke zurück.
Ein Tosen, ein Donnern! Vom Berge her hallt es; —
Urplötzlich, hier kommt es, schon stürzet die Brück'; —
Verwirrt durcheinander nun Männer und Frauen
Hinein in die Häuser; — heraus nur geschwind! —
Die Schwachen erstarren vor Schrecken und Grauen,
Die Mutter erhaschet verzweifelt ihr Kind.

Der Vater ergreift den gebrechlichen Alten,
Der Bruder die Schwester, der Jüngling die Braut,
Und Hunderte schon in den Fluthen erkalten,
Bevor sie das Freie nur wieder erschaut.
Denn immer gewaltiger strömt es in Schauern
Von wuchtigen Massen hernieder, hinaus!
Es krachen die Balken, es dröhnen die Mauern,
Es zittert der Boden, es stürzet das Haus.

Als hätte die Hölle die Hand mit im Spiele,
So schwemmen und schleudern die Wasser es her,
Und Menschen und Pflanzen und Thier im Gewühle,
Es sinkt, und es hebt sich; ein grausiges Meer.

Ein Keuchen, ein Gellen, ein Aufschrei! — dann Stille. —
Nur Wenige tröstet das rettende Land,
Hier schwinden die Kräfte, dort lahmet der Wille,
Und Leichen und Trümmer bedecken den Strand.

Rettet euch! Rettet! nicht schallt es vom Hügel,
Der Damm ist geborsten, das Unglück geschehn;
Den Jüngling, ihn trafen die Wogen im Bügel,
Er ward, sammt dem Rosse, nicht wiedergesehn. —
Namenlos starb er, die Hand an dem Zügel,
Namenlos war auch des Unglücks Gewalt;
Doch ewig soll leuchten herab von dem Hügel,
Im Lichte der Sonne, des Jünglings Gestalt!

Mütterchens Kirchgang.

Leiser tönt es aus der Ferne,
Es verhallt der Glocke Ton;
Aus der Ferne winken Sterne
An dem Abendhimmel schon.

Mütterchen im schwarzen Kleide
Folgt der Glocke letztem Ton;
Mütterchen, o sag dein Leide,
Klagest um den einz'gen Sohn?

Sind die Lieben all' gegangen,
Die du einst um dich vereint?
Sag, o Mutter, mir dein Bangen,
Hast du um den Sohn geweint?

Mütterchen im schwarzen Kleide
Schwanket zu der Thür hinein,
Klaget all ihr Herzeleide
Nur dem großen Gott allein.

Im Herbst.

Wenn im Herbst die Blätter fallen,
Vöglein ziehen Süd;
Wenn am feuchten Waldesrand die
Letzte Blume blüht,

Rauscht es durch die welken Zweige:
Auf, und bald davon; —
Frühling ist vorangegangen,
Sommer ist entflohn! —

Fern am Horizonte flimmert
Stilles Abendroth;
Winter kommt herangezogen,
Bringet Eis und Tod!

Unser Vaterland.

Hebt sich das Herz nicht in der Brust?
Fühlt ihr sie nicht, die hohe Lust,
Von deutschem Stamm zu sein?
O, deutscher Strand, mein Vaterland,
Wie kraftvoll stehst du da!

Der Männer Muth, der Thaten Gluth,
Sie führen dich nicht irr';
Nicht machen Macht, noch Sieg der Schlacht
Dein Selbstbewußtsein kirr!

Treu ist dein Sinn, stolz der Gewinn,
Du Völkerfriedenswall!
Du prahlest nicht, legst kein Gewicht
Auf leerer Worte Schwall!

Gemüthvoll Herz, das sonnenwärts
Die sinn'gen Blicke lenkt!
Du Forschergeist, der's All durchkreist,
Du Volk, das fühlt und denkt.

Wie lieb' ich dich, bin stolz auf dich,
Mein deutsches Vaterland!
O, gäbe Gott, daß nie zum Spott
Dir's Schicksal führt die Hand!

Schwillt euch das Herz nicht in der Brust?
Fühlt ihr sie nicht, die hohe Lust,
Von deutschem Stamm zu sein?
O, deutscher Strand, mein Vaterland,
Halt immer redlich Wacht!

Amerika.

Gold ist dein Abgott —
Rings dampfen Schlote,
Ragen die stolzen
Bauten in's Land!

Offen die Arme,
Jeder willkommen,
Der deiner Kraft und
Sich nur vertraut!

Adelnd die Arbeit,
Schutzvoll dem Bürger,
Hülfreich dem Armen,
Walte gerecht!

Wahr' die Gesetze
Streng, unparteiisch,
Pflege das Wissen,
Ehre die Kunst!

Laß nicht die Sucht nach
Reichthum und Würden
Lähmen die Schwingen,
Trüben den Geist!

Unmaß im Treiben,
Blinder Parteiwahn
Brachten Verderben
Einst über Rom.

Prüfe Vergangenes,
Nutze das Heute,
Soll dir die Zukunft
Segnend erblühn!

Adlerflug.

Adler, ach ich neide dir
Deinen hohen Flug,
Schwebest über Land und Meer
Mit der Wolken Zug!

Ziehest unter Sonnenglanz
Schweigend deine Bahn;
Dringet doch des Menschen Weh
Nicht zu dir hinan.

Wendet reuig er den Blick,
Schmerzerfüllt, zurück,
Wiegest du in lichten Höh'n
Dich in deinem Glück.

Und vergeht ihm schier der Muth
In des Tag's Gewühl,
Hebst du über Stürme dich
Voller Selbstgefühl.

Adler, ich beneide dich,
Wiege stolz dich dreist!
Doch wie hoch und hehr auch du, —
Höher strebt der Geist!

Toast.

Das Haupt in Weinesgluth getaucht,
Das Jugendfeuer unverraucht;
Die Herzen voll,
Die Geister frei,
Ein jeder Zoll
Ein Deutscher sei:
Hebt an!

Begeistert schlaget Glas an Glas,
Und hell erkling' Tenor und Baß;
Aus frohem Mund
Ein wahres Wort,
Zur richt'gen Stund',
Am rechten Ort:
Stoßt an!

Von echtem Brudergeist durchglüht,
Hoch Allem, was da lebt und blüht;
Des Mannes Pflicht,
Des Weibes Treu'
So stolz, wie schlicht,
Und ohne Scheu:
Trinkt aus!

Moltke und Bismarck.

Das war bei Königgrätz zu banger Stunde,
Denn unentschieden wogte rings die Schlacht;
„Ob er bald kommt?" so ging's von Mund zu Munde,
Und Jeder wünschte: Wär' es doch erst Nacht!
Der Kronprinz hatte den Befehl erhalten
Vom Feldmarschall, zur festbestimmten Zeit
Vom Norden her des Gegners Macht zu spalten. —
Fünf Stunden währte schon im Thal der Streit,
Und angstvoll sich entrang das Wort, das schwere:
Käm' „unser Fritz" doch nur mit seinem Heere!

Auch Bismarck's Geist durchzog es banger Ahnung,
Für ihn vor Allen war's ein Augenblick
Der tiefsten Sorge und voll bitt'rer Mahnung,
Denn in der Wage schwankte sein Geschick.
Er war's gewesen, der den Krieg erzwungen,
Der die Verantwortung für Alles trug;
Jetzt hing an einem Haare, was errungen,
Um was gestritten in der Jahre Flug.
Wer kann ermessen des Gewissens Qualen,
Die durch des Staatsmann's wunde Brust sich stahlen!

Nicht weit von ihm hielt Moltke, ernstgelassen;
Des Schweigers Blick kein Zug der Schlacht entging.
Nicht wollte Bismarck ihn erkennen lassen
Den Zweifel, der sein banges Haupt umfing.
Auch mocht' er nicht durch ungehör'ge Frage
Ihm lästig fallen zu solch ernster Stund',
D'rum sann er nach, wie nur in dieser Lage
Ihm werde Moltke's Seelenzustand kund.
Da kam ein guter Einfall ihm ganz plötzlich,
Echt diplomatisch, und zugleich ergötzlich.

Er hatte zwei Cigarren in der Tasche,
Wovon die eine gut, die andre schlecht;
Daß er den richtigen Moment erhasche,
Ritt er heran, nun heißer das Gefecht,
Und reichte dann mit leichter Handbewegung
Ihm sein Besteck. „Raucht Eure Excellenz?"
Fragt er, bekämpfend die Erregung. —
Der Moltke nimmt's, sein scharfer Sinn erkennt's,
Was zu der Handlung führte den Kollegen,
Denkt: Wart', dich straf ich für dein Zweifelhegen.

Dann kaltblütig sie prüfend unter Scherzen,
Steckt ganz gemüthlich er die beste ein. —
Dem Bismarck fiel es wie ein Stein vom Herzen,
Ihm konnte wohliger fürwahr nicht sein.
Nichts merken lassend, thät er an sich halten,
Bis ihn sein Rappen wieder seitwärts trug;
Geschwunden von der Stirne sind die Falten,
Die Ruhe Moltke's sagte ihm genug. —
Nicht lang' hernach, aufblitzt es in der Sonnen.
Der Kronprinz kam, die Schlacht, sie war gewonnen.

Carl Heinrich Schmolze.

Schmolze wurde im Jahre 1823 zu Zweibrücken in der Rheinpfalz geboren. Als Knabe, von Natur hochbegabt, sandte ihn sein Vater zu einem Maler nach Metz, wo er drei Jahre weilte

und zum genialen Künstler heranwuchs. Von Metz ging er nach München, zur Zeit der Entstehung der „Fliegende Blätter", zu deren ersten Mitarbeitern als Zeichner und Dichter er zählt. Um die Zeit der 48er Bewegung gründete er mit einigen Gesinnungsgenossen, Künstlern und Literaten die „Leuchtkugeln". Während des Badischen und Pfälzer Volksaufstandes war Schmolze als Civil-Commissär in Zweibrücken thätig. Nach Niederwerfung der Erhebung floh er nach Frankreich und, von hier ausgewiesen, nach London. Bald darauf kam er nach Amerika. In Philadelphia ließ er sich häuslich nieder; er gründete daselbst den Künstlerverein der „Namenlosen", eine kleine Schaar junger deutscher Flüchtlinge von Bildung und Talenten. Hier wirkte Schmolze durch seinen kritischen Geist, verbunden mit persönlicher Liebenswürdigkeit, auf's Anregendste, aber leider nicht lange — er starb 1859, viel zu frühe für seine Freunde, im sechsunddreißigsten Lebensjahre.

Traum eines Deutschen in Deutschland. (1851.)

Jüngst hatt' ich einen bösen Traum,
Drob grämt' ich mich nicht wenig;
Mir träumt', im Land wär' große Noth,
Gestorben sei der König.

Auch weinten um die Königin
Die Hauptstadt und Provinzen,
Sie starb, — es starben alle mit,
Prinzessinnen und Prinzen.

Es starben selbst die Kammerherrn,
Des Hofes Cavaliere,
Es starben selber die Lakai'n,
So wie auch die Hatschiere.

Verlassen stand die Residenz
Mit trauriger Façade,
Und „Heil dem König!" spielte nicht
Mehr auf die Wachtparade.

Kein Zöfchen sah mehr vom Balkon
Herab mit zartem Girren;
Kein schlanker Lieutenant durch die Stadt
Ließ mehr den Säbel klirren.

Kein Pflaster ward mehr ruiniert
Vom Sturm der Equipagen;
Darob ich denn die Pflasterer
In Wahrheit mußt' beklagen.

Ja selbst die edle Polizei
Floh weit ob Thal und Hügel;
Und ach, kein Handwerksbursch' bekam
Hinfüro dort noch Prügel.

Doch um mich scholl's wie Donnerruf
Bei der Karthaunen Krachen:
„Die Republik! die Republik!"
Und ich — ich mußt' erwachen.

Da lag ich denn im weichen Bett,
Im altgewohnten, warmen, —
Ih was? — Besuch in aller Früh? —
Und seh ich recht — Gensdarmen!

„Sind Sie der Herr X. X.?" — Jawohl! —
„Verzeih'ns, daß wir genieren;
Sie werden in das Hundeloch
Gefälligst mitspazieren!"

Gottlob, so war es nur ein Traum! —
So rief ich unterthänig, —
Noch lebt die edle Polizei;
Der Herr erhalt' den König!

Hüben und drüben.

Er warf ihn fort, den bunten Rock,
Den er zuvor getragen,
Und hat sich mit dem andern Volk
Für Republik geschlagen.

Mit Wunden dann den Leib bedeckt,
Zog er in fremde Lande,
Nun statt des Schwert's schwingt er die Axt
Im Westen, der Verbannte.

Sein Weib, sie hat ihn lieb gehabt
Und ist ihm nachgekommen;
Nur schade, daß im fremden Land
Die Sitten ihr nicht frommen.

Sie ist ein seelengutes Weib,
Doch will's ihr nicht behagen,
Daß hier ein Jeder für sich selbst
Sich schinden muß und plagen;

Daß hier im Lande der Baron
Nicht mehr gilt als der Schuster,
Daß hier der Werkmann auch ein Mann,
Ein freier, selbstbewußter;

Daß hier ein Jeder selber fühlt,
Wie hart die Arbeit schmecket,
Und daß der Tisch sich schlecht und gut
Je nach der Arbeit decket.

Ihn kümmert's nicht — er schafft und singt,
Das klinget frisch und munter:
„Hier hüben geht die Sonne auf,
Dort drüben geht sie unter!"

Das Evangelium der Pflanzenfresserei.

Jammer! Was geschieht im Jahre achtzehnhundertfünfzigdrei —
Schier das halbe Thierreich drängt sich um den Menschen mit Geschrei!
„J — a, Disteln! J — a, Wasser", krächzt der Esel, „sind dein Theil!"
„Nur in Sauerkraut und Grünkohl", schwärmt der Bönhas, „liegt das Heil!"
Und am End' mit plumper Schnauze brüllt zudringlich gar das Rind:
„Glaube mir, daß Kleesalat und Gras die Welterlöser sind!" —
Ach, es weiß der Mensch, der arme, kaum, ob er verzweiflungsvoll
Nicht zuletzt, statt Wein und Braten, Luft und Steine schlucken soll!

Sonnett.

Vom Westen kam die stille Nacht gezogen
Und schüttelte die perlenfeuchten Haare,
Sie sank herab auf blauem Flügelpaare,
Und Sterne säumten ihres Mantels Bogen.

Der Falter war der Rose zugeflogen;
Die Wasserlilie schlief, die wunderbare,
In Blumenträumen, wo der Mond, der klare,
Sich silbern tauchte in die grünen Wogen.

Und wie belebt von sel'ger Liebe, wiegten
Die Wellen sich in sanft geschlungnen Kreisen;
Im Haine aber klangen süße Weisen

Zwangloser Sänger, die im Laube schmiegten;
Von Lust und Lieb', so klangen ihre Lieder — —
Ach Lust und Lieb'! mir bringt sie Keiner wieder.

Julius H. Stackemann.

Im Jahre 1837 in Braunschweig geboren, kam er 1859 nach Amerika, diente im Bürgerkriege, redigirte 1874 den „Schnedderedeng" in New York, war auch an der „Westlichen Post" in St. Louis und anderen westlichen Zeitungen thätig und lebte zuletzt in St. Paul, wo er seinem Leben 1892 selbst ein Ende machte. Stackemann, welcher viele Jahre den Namen Julius Wild und Julius Duncan führte, war sehr talentvoll und schrieb schwermüthige, aber formschöne und gedankenreiche Dichtungen, ebenso werthvolle historische Prosa-Arbeiten.

Adolf Strodtmann.

Am 24. März 1829 zu Flensburg geboren, gerieth er 1848 als Student in Kiel in dänische Gefangenschaft, studierte dann in Bonn Philosophie, wurde aber wegen Veröffentlichung eines revolutionären Gedichtes relegirt und kam 1852 nach Amerika, wo er in Piladelphia eine Buchhandlung gründete. Später war er in New York und anderen Städten als Journalist thätig, kehrte 1856 nach Hamburg zurück und starb in Berlin am 17. März 1879. Er veröffentlichte mehrere poetische Werke und literarische Arbeiten. Nachstehend einige auf hiesigem Boden entstandene Gedichte.

O du meine liebliche Liebe!

Es war dort unter dem Lindenbaum,
Da träumt' ich seligen Frühlingstraum;
Sie hielt den Becher in weißer Hand,
Ich aber jauchzte in's helle Land:
„Dein Wohl, du liebliche Liebe!"

Es war dort unter dem Lindenbaum,
Da hab' ich begraben den Jugendtraum;
Kein Stern erhellte die kalte Nacht,
Als sie die Aeugelein zugemacht,
Die bleiche sterbende Liebe.

Nun sitz' ich unter dem Lindenbaum,
Und denk' an den flüchtigen Liebestraum,
Bei Nacht und Tage, bei Tag und Nacht, —
Mein Eins und mein Alles, gut Nacht, gut Nacht!
Leb wohl, du liebliche Liebe!

Der flüchtige Negersklave.

(Nach dem Amerikanischen des Henry W. Longfellow.)

Der Neger lag im Irrlichtssumpf,
Und vor ihm flackerten hell
Die Lagerfeuer am Weidenstumpf;
Oft hört' er Rossegetrampel, und dumpf
Des Bluthunds fernes Gebell.

Wo der Glühwurm scheint und die Irrwischflamm'
In Farren und Bilsenkraut,
Wo die Tann' umkleidet der feuchte Schwamm,
Wo die Ceder ragt und der Rebenstamm
Gefleckt wie der Schlange Haut;

Wohin kein menschlicher Fuß sich verlor,
Wo der giftige Nebel schwillt:
Auf den zitternden Grund im finstern Moor
Duckt er sich hinab in das wuchernde Rohr,
Wie in sein Lager das Wild.

Ein armer Sklave! vom Peitschenschlag
Geschändet der Tyrannei;
Auf die Stirne gebrannt das Mal der Schmach,
Und ein Lumpengewand um den Körper lag,
Des Elends düstre Livrei.

Um ihn war Alles licht und schön,
Und Alles war frei und froh;
Eichhörnchen tanzten auf Baumeshöh'n,
Und Vögel erfüllten die Luft mit Getön,
Das jubelnd aufwärts entfloh.

Auf ihn nur fiel das Loos der Pein,
Seit er an's Licht gebracht;
Auf ihn nur blitzte der Fluch des Kain
Hinab, und schmetterte ihn allein
In ewige Schmerzensnacht.

Karl August Türcke.

Am 15. November 1808 in der Provinz Brandenburg als Sohn armer Landleute geboren, besuchte er unter großen Opfern das Gymnasium zu Prenzlau, wurde Lehrer, bezog 1834 die Universität Berlin und studierte Theologie, wurde Diakon am Dom zu Fürstenwald und Rektor der dortigen Bürgerschule, hatte aber wegen seiner Freiheitsliebe viel zu leiden und kam 1858 nach Amerika, wo er in Cincinnati Pastor der Dritten Protestantischen Gemeinde wurde. Diesem Amte stand er 24 Jahre lang vor, um sich dann zur Ruhe zu setzen. Er wohnte bei seinen Kindern in Seymour, Ind., Fort Wayne und Chicago, und starb in letzterer Stadt am 29. Januar 1886. Er war literarisch sehr thätig und schrieb außer vielen Gedichten auch ein Trauerspiel: „Deutschlands Befreiung".

Der deutsche Sänger in Amerika.

Laut schlägt mein Herz, denk' ich an deine Fluren,
Du altes, theures deutsches Vaterland,
Wo überall des Segens reichste Spuren
Ergossen sind von unsichtbarer Hand.
Mein Herz schlägt laut, denk' ich an jene Triften,
Wo ich der Jugend frohen Traum geträumt,
An jene Eichen, die mit blauen Lüften
Ein deutscher Himmel wonnereich umsäumt.

Ich seh' im Geist noch jene heil'ge Quelle,
Die aus des Berges Fuße sich ergoß,
Und murmelnd dann mit lebensfroher Welle
Durch Wies' und Thal, durch Feld und Fluren floß.
Ich seh' im Geist des Hauses düstern Gipfel,
Wo über Schwalben thront' ein Storchenpaar,
Ich seh' der Berge stolze Tannenwipfel
Und horstend drin den königlichen Aar.

Ich wuchs heran. Ein wunderbar Verlangen
Trieb fort mich aus der Heimath trautem Kreis;
Der Meeresfluth lauscht' ich mit stillem Bangen,
Ich sah der Gletscher ewig starrend Eis.
Ich stand wo einst der Römer Adler sanken,
Ich stand wo Tell den Freiheitsschuß gethan:
Mein Herz entbrannt', ich schwur: ohn' alles Wanken
Auch du willst wandeln auf der Freiheit Bahn.

Begeist'rungsvoll ergriff ich meine Leier
Und sang der Freiheit Lied aus voller Brust,
Im Herzen brannt' ein jugendliches Feuer,
Das ich geschürt mit ungezähmter Lust.
Bis zu den Thronen drangen meine Lieder,
Bis zu den Hütten stiegen sie hinab:
Kein Echo hallte mir die Freiheit wieder;
Ich spähte rings und fand der Freiheit Grab.

Aus war der Traum! — O schreckliches Erwachen! —
Noch düstert die Erinn'rung meinen Blick. —
Der jugendlichen Freiheit stolzer Nachen,
An kalten Felsen prallte er zurück.
Dem freien Worte drohten Kerkermauern,
Die Ketten fesselten der Freiheit Sohn;
In jedem Blicke sah Verrath ich lauern —
Das, deutsches Volk, war deines Sängers Lohn.

In Zornesgluth ergriff ich meine Leier;
Ich suchte Trost in ihrem heil'gen Klang.
Ich sang der Freiheit ernste Todtenfeier,
Die Saite schlug ich, und — die Saite sprang.
Wo Tyrannei und stolze Willkür wohnen,
Wo sich das Volk dem Fürstenjoche beugt,
Wo Heuchelei und Lüge gleißend thronen,
Da grollt der Sänger und die Leier schweigt.

Fort trieb's mich dann mit unnennbarem Sehnen
Der Heimath fern zum düstern Meeresstrand,
Der theuren Heimath flossen meine Thränen,
Und doch — ich grollte meinem Vaterland.

Dem Blicke schwand des Vaterlandes Küste,
Durch grause Wogen flog ich kühn dahin,
Durchschritt des Meeres sturmbewegte Wüste:
Der Freiheit Strahl erglühte meinen Sinn.

Und hier nun, in Columbia's heil'gen Gauen,
Wo sich der Freiheit Himmelstempel thürmt,
Wo Ketten sinken und durch goldne Auen
Der Freiheit Odem mächtig brausend stürmt:
Hier sollt' ich schweigen? — Nein, der Freiheit schalle
Mein Lied, so lang das kühne Herz noch schlägt,
Bis ich in's Land der ew'gen Freiheit walle,
Und man auf's Grab mir meine Leier legt.

Carl Ungar.

Am 7. März 1855 zu Bonn geboren, besuchte er daselbst das Gymnasium und später die Handelsschulen in Frankfurt a. M. und Köln, kam 1871 nach Amerika, wo er in Chicago an verschiedenen Zeitungen thätig war. 1877 ging er nach St. Louis, wo er ebenfalls dem journalistischen Berufe oblag. Im Jahre 1889 wurde er zum Bureauchef im städtischen Licenz-Departement ernannt.

W. T. Sherman.

Das greise Haupt geneigt zum ew'gen Schlummer,
Liegst nun du, wackrer Recke, auf der Bahre!
Erstarrt die wucht'ge Faust, die fuhr an's gute Schwert,
Wann's galt, daß man das Vaterland bewahre!

Die kalte Stirn des todten Schlachtenlenkers
Durchfurchen tief gewalt'ge Denkerfalten,
Dahinter kühne Pläne sich geregt,
Als noch es galt, die Union zu halten!

Dein kühner Marsch zur See durch grimme Feindeslande
Bedarf nicht Liederklang noch Lobgedichte,
Dies Meisterstück von zäher Feldherrnkunst,
Es bildet längst ein Stück der Weltgeschichte!

Grant's Zielbewußtsein, eisernes Beharren,
Phil Sheridan mit seinen wilden Ritten,
Erreichten viel; doch, Sherman, du
Hast kühn dem Feind den Lebensnerv durchschnitten!

Prunklos und schlicht, wie stets du warst im Leben,
Wird heut' in heim'scher Erde man dich betten.
O, ruhe sanft im kühlen Erdenschooß
Des Landes, das dein tapfrer Arm half retten!

Die Ehrensalve rollt, der Rauch steigt zu den Sternen,
Wehmüthig rauscht's in den beflorten Fahnen,
Fahr' wohl du Held! bedeckt vom Sternenbanner,
Das stets an seinen Retter wird gemahnen!

Zum 1. April 1891.

Ein greiser Lootse, festgebannt an's Land,
Erblickt in wilder, sturmgepeitschter See
Das stolze Schiff, von seiner kund'gen Hand
Geleitet einst. — Wird's ihm im Herzen weh?

Des Staatsmann's kundig Aug' auf treuer Wacht
Schaut schweres Stürmgewölk sein Land umdräu'n,
Zur Abwehr fehlt dem Treuen nun die Macht! —
„Kannst, Bismarck, du des Wiegenfest's dich freu'n?"

Heut' selbst gereicht dein Groll dir noch zum Ruhm!
Du hast dem jungen Haupt die Krone aufgedrückt!
Wenn auch sein eitles Gottesgnadenthum
Des Dankes Regung ihm im Herz erstickt!

Voll „Gottes Gnaden" schaut auf dich verklärt
Ein Heldengreis aus fernem, schönem Land —
Von wannen nie ein Wandrer wiederkehrt —
Der besser wie sein Enkel dich erkannt!

Geeint hast du das deutsche Volk, und d'rum,
Was aus der Krone auch noch werden mag —
Und wenn verstrich selbst ein Millennium —
Das Volk wird ewig feiern diesen Tag!

Zum Deutschen Tag.

Wie in des deutschen Urwalds Eichenhain
Der wackren Hünen Schaar sich froher Feste freute.
So wollen, Deutschlands Sprossen, auch wir heute
Des „Deutschen Festes" uns erfreu'n!

Ein echtes Volksfest sei's, dem heute wir uns weih'n,
Kein Fest der Bayern, Pfälzer, Hessen, Schwaben;
Sie alle ihre schönen Feste haben,
Doch heute soll's das ganze Deutschthum sein.

Ob an der Elbe, Spree, am grünen Rhein,
Zum süßen Schlaf die Mutterhand dich wiegte,
Ob platt, ob schwäbelnd sie an's Herz dich schmiegte,
Das deutsche Mutterherz war dein!

So halte fest und halt' das Herze rein,
Wenn auch des Lebens Stürme dich umtosen,
Es sang schon Mancher, der nicht lag auf Rosen:
„Das ganze Deutschland soll es sein!"

Die neue Heimath halfen wir befrei'n!
Viel theures deutsches Blut ward hier vergossen,
Das ganze Land die Früchte hat genossen,
D'rum können stolz als Deutsche hier wir sein!

Hebt hoch den Becher voll von deutschem Wein,
Ein Hoch den deutschen Brüdern in der Ferne,
Ein dreifach Hoch für „Streifen und für Sterne!"
Der „Deutsche Tag" soll stets uns theuer sein!

Wilhelm Vocke.

Geboren am 4. April 1839 zu Preußisch-Minden, Westfalen, widmete er sich dem Kaufmannsstande in Dortmund, kam 1857 nach Chicago, machte von April 1861 bis Herbst 1864 den Bürgerkrieg mit, war dann Lokalredakteur der „Illinois Staatszeitung", studierte später die Rechte und praktizirt seit 1869 als Advokat. Er war Mitglied der Illinois Staatsgesetzgebung und des städtischen Schulrathes. Seit länger als dreißig Jahren ist er nicht mehr dichterisch thätig gewesen, doch erwarb er sich nach dem Kriege als Uebersetzer deutscher Dichter, namentlich der Gedichte Julius Rodenbergs, einen besonderen Ruf. Er gilt als einer der belesensten Männer und ist ein ausgezeichneter Rhetoriker in deutscher und englischer Sprache.

„Handbuch der Rechtspflege in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika", Köln 1891.

Lincoln und Douglas.

Zwei Redner, beide hochbegabt,
Wetteifern um des Volkes Gunst;
Das Volk leiht beiden gern sein Ohr,
Entzückt von ihrer Redekunst.

Der Streit betrifft die Sklaverei,
Die dieses freie Land entehrt;
Wer gegen sie die Lanze schwingt,
Der ist der Bürger Stimmen werth.

Der eine Redner lehrt dem Volk,
Die „squatter sovereignty" sei gut;
Ob Lohn ob Frohn im Westen herrsch',
Bestimm' die „border ruffian"-Brut.

Der andre kühn sein Haupt erhebt
Und spricht: Mit Nichten soll's so sein;
Ein Fluch des Südens Sklaverei;
Der Westen sei das Land der Frei'n.

Ein Haus getheilt wie dieser Bau,
Der sonst bedrängter Menschheit Glück,
Er fällt in Trümmer, kehrt er nicht
Zu einheitlichem Plan zurück. —

Douglas, dein Wort ist Lug und Trug;
Der freien Arbeit dienst du nicht,
Denn was du sprichst ist Barbarei;
Dir widerstehn ist Bürgerpflicht.

Lincoln, du bist der rechte Mann,
Kämpfst für die Freiheit für und für;
Die Menschlichkeit, sie leitet dich,
D'rum stehn wir Deutschen treu zu dir.

Des Vaters Segen.

Auf sand'gem Hügel an dem See,
Der blaue Himmel über mir,
Das Herz so schwer von Heimathweh,
Steh' ich auf fremdem Boden hier.

Vier Jahre zogen schon vorbei,
Seit meine Heimath ich verließ;
Es war im Wonnemonat Mai,
Die Blüthen trieben duftig süß!

Voll Thatendrang und Wanderlust
Stürmt' ich vom Vaterhause fort;
Des Ziels war ich mir nicht bewußt,
Doch ahnt' ich Glück so hier wie dort.

Nun steh' ich, freund- und mittellos,
Ein Fremdling in dem weiten Land;
Mir wirft das Glück nichts in den Schooß,
Mich leitet keines Führers Hand.

Seit Jahren schläft die Mutter schon;
Es schied der Vater seit ich ging,
D'rum trauert schwer der ferne Sohn;
An ihm sein ganzes Herze hing.

In Noth und Weh, in Freud' und Leid
Gedenk' ich seiner immerdar;
Sein Geist ist bei mir allezeit;
Ich weiß, was mir der Vater war.

Als ich hinauszog in die Welt,
Da drückt' er mir die warme Hand:
„Mein Sohn, zieh' hin wo's dir gefällt,
Such' dir dein Glück im fremden Land.

„Sei treu und brav und rühre dich;
In ernstem Ringen wirst du groß;
Thust recht du unerschütterlich,
Erstrebst du dir ein glücklich Loos.

„Du wirst nicht gleich auf Rosen ruhn;
Auch thut dir Niemand was zu gut,
Zeigst du nicht gleich in regem Thun
Zur Arbeit Lust und frohen Muth.

„Verzag' nicht, wenn dir's nicht gleich glückt.
Manch' schwerer Kampf steht dir bevor;
Und sei's auch, daß die Noth dich drückt,
Schau' dennoch hoffnungsvoll empor.

„Und strebe stets den Besten nach,
Bleib' nie vor Anderen zurück;
Nähr' deinen Geist und halt' ihn wach,
Denn darin liegt das höchste Glück.

„Nun Gott befohlen, zieh' von Haus;
Es ist mir um dich gar nicht bang;
Nimm meinen Segen mit hinaus."
Die Thräne rollt' ihm auf die Wang'. —

Mit diesem Segen zog ich fort,
Und wo ich geh', ist er bei mir;
Er leuchtet mir an jedem Ort
Ein heller Leitstern für und für.

Dies ist mein Patrimonium;
Ich preis' es mehr als Geld und Gut.
Wer sich nach Bess'rem siehet um,
Dem fehlt fürwahr der echte Muth.

Chr. Friedrich Vogler. Franz Melchers.

Vogler, in Elleben bei Erfurt geboren, wanderte nach Charleston, S. Car., aus, war Kaufmann und trat 1857 in die Redaktion der „Deutschen Zeitung" Charleston's, machte den Krieg mit und kehrte später nach Erfurt zurück, wo er Correspondent einer Samenhandlung wurde und 1891 starb. — Melchers wurde am 9. Januar 1826 in Oldenburg geboren, war Kaufmann in Bremerhafen, kam 1846 nach Charleston, S. Car., und gründete daselbst 1853 die „Deutsche Zeitung", welche er mit Ausnahme der Kriegsjahre bis heute führte; auch war er vier Jahre lang Mitglied der Legislatur von Süd-Carolina.

„Musenklänge aus dem Süden", eine Sammlung von Original-Gedichten von Hugo Weidemann, Chr. Friedrich Vogler, George Hoffmann und Franz Melchers. Charleston, S. Car., Melchers' Verlag 1858.

Hugo Weidemann.

In Schlesien geboren, wurde er Kaufmann, kam 1852 nach New York und nach langen Wanderungen 1854 nach Charleston, S. Car., wo er in das Geschäft der „Deutschen Zeitung" trat. Er starb am 16. März 1857 im Alter von 31 Jahren.

„Musenklänge aus dem Süden"; s. oben unter „Vogler-Melchers".

Der vierte Juli.

Verschlossen im Saale mit ernstem Blick,
So saßen des Volkes Gesandte;
Zu wägen im Herzen und Geiste das Glück
Des Volkes, das sie ernannte.
Sie haben's erwogen, sie haben's bedacht
Und haben's verkündet der Welt:
Daß gleich alle Menschen Gott Vater gemacht —
Und die Fesseln, sie waren zerschellt.

Und es rauschte hinaus, das stolze Wort,
Schlug donnernd an jeden Thron:
„Dort über den Sternen, dort wohnt unser Hort,
Euch Mächtigen sprechen wir Hohn."
Da bebt die gesalbte, gekrönte Schaar,
Und sandte zum Kampfe den Knecht,
Doch schleuderte Blitze Columbia's Aar,
Und schützte sein heiliges Recht.

Zwar rollten die Jahre zum Strome der Zeit,
Zwar decket die Helden der Sand,
Doch der sie einst muthig ihr Leben geweiht,
Schützt heut' noch Columbia's Land.
Die Jungfrau, die Freiheit hält immer noch Wacht,
Das Banner der Sterne im Arm;
Es hassen Columbia's Söhne die Nacht
Und lieben die Freiheit noch warm.

Sie feiern den göttlich begnadeten Tag
Mit Jubel zum achtzigsten Mal,

Und wieder durchzittert die Herzen ein Schlag,
Wie Jene, verschlossen im Saal.
Und Freiheit und Gleichheit erschallt es zum Thron
Des Vaters im Himmel. Und Dank,
Dank jubeln die Freien, dir, Washington,
Du Retter im Sturme, hab' Dank!

Der gelbe Tod.

Du bleicher Mann, ich fürchte nicht,
Von dir geküßt zu werden,
Ich hab' erkannt ein heil'ges Licht,
Das strahlt nicht hier auf Erden.

Ich hab' gelebt, und Sorg' und Leid,
Viel Leid hab' ich ertragen,
Warum sollt' ich, du bleicher Mann,
Vor deinem Kuß jetzt zagen?

Noch ein Gefühl voll heil'gem Dank
Für's treu'ste Schwesterherz,
Dann scheid' ich von dem Erdenland,
Recht gern vom Erdenschmerz.

Ja, bleicher Mann! ich fürchte nicht
Dein todgeweihtes Schwert,
Ich kenne ja des Lebens Lust
Und seiner Leiden Werth.

Otto Welden.

(Siehe oben Seite 102.)

Am Gräberschmückungstage.

(Von einem Einsamen.)

Wer ruft den letzten Gruß mir zu
Mit eines treuen Freundes Munde?
Wer schließt mir's müde Aug' zur Ruh'
In meiner letzten Abschiedsstunde?

Wer legt ein Blümlein mir auf's Grab?
Zum „letzten Rufe" eingeladen,
Steig' ich zur Mutter still hinab
Und meinen alten Kameraden.

Wo mit dem treuen Herzen ruht
Das Heiligste, was wir besaßen, —
Einst unser Daseins höchstes Gut, —
Ach! längst schon schlummert's unter'm Rasen.

Der Blume Hauch, des Zephyrs Weh'n,
Die über meinen Hügel streichen,
Ist Alles, was da mag gescheh'n,
Was ein Verlass'ner kann erreichen.

Vergeßlich ist des Menschen Sinn.
Der Freund, bei dem wir oft gesessen,
Vergessend zog er längst dahin.
Des Todten Lohn ist hier: „Vergessen!"

O schließ' an's Mutterherz dich an!

O, schließ' an's Mutterherz dich an,
So lang' dies treue Herz noch schlägt!
Wer weiß, wie balde himmelan
Dein feindlich Fatum fort es trägt!

D'rum halt' es fest, so lang es geht,
Das für dich schlug sein Leben lang;
Ist dir der Jugendtraum verweht,
Schlägt ohne es dein Herz nur bang'.

Das schönste Weib, — der Erde Lust, —
Giebt niemals dir die süße Ruh',
Die du einst fand'st an Mutter's Brust,
D'rum meide nie die Mutter du!

D'rum halt es hehr, dies theure Herz,
Das dich in süßen Traum gewiegt,
Wenn du — im Leide oder Scherz —
Vertrauend dich daran geschmiegt!

Wohl theilt die Welt die Freuden dein,
Wenn Reichthums Füllhorn dich beglückt,
Doch nur der Mutter Herz — in Pein
Und herbster Noth — dich an sich drückt;

Wie sie des Kindes Thränenfluß
Gestillt mit einem sanften Wort
Und trieb mit ihrem warmen Kuß
Und milden Blick all' Unheil fort!

D'rum steh' zum Mutterherzen treu,
Was auch dich von ihm locken mag,
Damit nicht einst voll bitt'rer Reu'
Dein Leben sei dir — Tag für Tag!

O könnte ich doch dieses Herz
Noch einmal an das meine drücken!
Wie wollt' ich trotzen jedem Schmerz,
Verlachend alle Schicksalstücken!

Winterträume.

Die Erde hüllt sich in ihr Leichentuch,
Zu träumen bis zum holden Frühlingsmorgen,
Von ihrer Kinder menschlich-kleinen Sorgen,
Die all' verzeichnet sind im Schicksalsbuch. —

Der Sturmwind nahm die schönsten Blüthen hin,
Die stolzen Bäume stehen nackt, entblättert,
Doch ihre Kraft ist gänzlich nicht verwettert,
Aus diesem Tod wird schön'res Leben blüh'n. —

Ob wohl auch du, o stolzer Erdensohn,
Gleichwie der Baum von Neuem wirst erstehen,
Ein neu Gewand dich schöner wird umwehen,
Als deines frühen Welkens bester Lohn?! —

Wirst du einst durch dich selber wieder sein?
Wird holde Jugend dir sich neu vermählen?
Wirst du, geliebt, die Liebe wieder wählen,
Empfinden in unendlich süßer Pein?!

Das Leben ist so bitter — und so schön,
Und soll der arme Erdensohn es lassen,
Da seh'n wir ihn mit Angst und mit Erblassen
Zurückschau'n nach der Jugend lichten Höh'n.

Und seufzend fragt er sich in tiefem Schmerz:
„Sollst wie die Blume du vorübergehen,
Dies holde Licht, dies All nicht wiedersehen,
Für immer todt sein, göttlich fühlend Herz?!

„Und Berg und Thal, — die lieblich grünen Au'n,
Die Blumen alle mit den süßen Düften,
So hold sich schaukelnd in den reinsten Lüften,
Dies Alles sollst du nimmer wieder schau'n?!

„Dies holde Dasein, das so lieblich schafft, —
Ach! diese lachend-frischen, duft'gen Matten,
Wo Himmelslust und Erdenschmerz sich gatten,
Zum Rausch der Götterwonne hingerafft?!"

O tröste dich! Halt ein dein banges Ach!
Die Blume welkt, um wieder zu erblühen,
Aus ihrem Tod ein schön'res Sein zu ziehen,
Nichts kann vergeh'n — auch du wirst wieder wach!

Vernichtung ist nur eitel Phantasie, —
Doch trifft sie keins der winzigsten Atome;
Sein wird, was lebte unter'm Himmelsdome,
In ew'gen Wechsels schönster Harmonie!

Carl Weil.

Geboren 1846 zu Speyer in der Rheinpfalz, studierte er Theologie, kam 1868 nach Amerika, war Pastor an verschiedenen Gemeinden in und um Pittsburg und endete sein Leben 1892 durch Selbstmord.

„Gedichte" aus den Papieren des verst. Rev. Karl Weil. Pittsburg 1892.

Zu Washingtons Geburtstag.

Fernher von Virginien's Grunde,
Groß an Helden, reich an Ehr',
Wo im Schatten der Magnolien
Ragt Mount Vernon hoch und hehr,
Klingt es heut' wie Geistergrüßen,
Tönt ein Mahnen ernst und laut:
„Nicht vergeßt den großen Todten,
Den Columbia einst geschaut, —
Georg Washington!"

Groß im Frieden, Held im Kriege,
Landesvater treu und wahr,
Schwert und Pflugschaar kräftig brauchend,
Beut sein Wappenschild er dar.
Wunderbar des Sieges Lorbeer
Einend mit der Weisheit Kron',
Strahlt als heller Stern am Himmel,
Bleibt Columbia's größter Sohn —
Georg Washington.

Vor der Zorngluth seines Blickes,
Schwindend schnell wie Blüthenstaub,
Sanken einstens Frankreichs Lilien,
Welkend wie des Herbstes Laub.
Des perfiden Albions Klauen,
Englands gier'ger Krämerseel'
Raubte stark in blut'gem Ringen
Einst Amerika's Juwel —
Georg Washington.

Zweimal zu den höchsten Würden
Durch des Volkes Wahl erhöht,
Blieb doch einfach stets sein Wesen,
Nie von Hochmuth stolz gebläht.

Als der Erste in dem Kriege,
Als der Erst' in Friedenszeit,
Als der Erst' in aller Herzen,
Glänzt sein Name unentweiht —
Georg Washington.

Windet heute ihm zu Ehren
Frisch des Lorbeers duft'gen Kranz,
Daß sein Geist sein Volk neu segne
Und verkläre voll und ganz!
Vor dem Bild des Patrioten
Laßt des Dünkels falsch Idol! —
Sorget, daß auf's Neu' erstehe
In des Landes Kapitol —
Georg Washington!

Der Reiter von Johnstown.

Was braust von der Höhe hernieder zum Thal,
Auf feurigem Rappen wie wetternder Strahl,
Als gält's noch die Welt zu umjagen?
Es dampfen die Nüstern, die Augen erglüh'n,
Es flattert die Mähne, die Funken aufsprüh'n,
Hier gilt es, nicht zaudern noch zagen.

Fahl zucken die Blitze, der Donner dumpf rollt,
Im Echo die Berge entlang er noch grollt,
Und Himmel und Erde erbeben.
Das Rufen des Reiters klingt durch den Sturm jäh:
„Es flieh' auf die Berge, es eile zur Höh',
Wer noch will erretten sein Leben!"

Gespenstig stürmt weiter die grausige Jagd,
Voll Angst und Entsetzen wird Platz ihr gemacht,

Nach Rettung die Flüchtenden streben.
Lang tönt's noch von fern wie verhallendes Weh:
„Es flieh' auf die Berge, es eile zur Höh',
Wer noch will erretten sein Leben!"

Hoch oben auf felsig hochragendem Kamm
Barst jählings des Bergsees schützender Damm,
Verderben entsendend zum Thale.
Todbringend sanft hin der friedliche Teich
Und wirbelt hinab aus der Glücklichen Reich
Manch' Haupt zu des Todes Portale.

Es tosen dahin in wild wirbelnden Reih'n,
Dem Tod und Verderben das Liebste zu weih'n,
Des Wassers gewaltige Fluthen.
Zu ihnen in tödtlichem Reigen gesellt,
Des Elends entsetzliche Nacht noch erhellt
Der Glanz von hochlodernden Gluthen.

Der Reiter entschwand und sein Rufen verklang,
Die Wogen verrauschten die Berge entlang —
Vom Himmel floß sonnige Helle.
Wo schnell einst getaucht ward in Todesnacht
Was glücklich dem Tag noch entgegen gelacht,
Ragt mahnend ein Denkstein zur Stelle.

Doch wer, einst gerettet auf bergender Höh',
Den Armen, die damals verschlungen der See,
Noch Thränen der Liebe will schenken,
Der wird auch des warnenden Eckartes Wort:
„O flieht auf die Berge zum sicheren Ort!"
Des Reiters von Johnstown gedenken.

Louis Willich.

Willich, oder eigentlich Ludwig Willich Freiherr von Pöllnitz, wurde am 27. Mai 1840 zu Darmstadt geboren, absolvirte das dortige Gymnasium, diente von 1856 bis 1863 als Offizier in der deutschen Armee und dann in der Unionsarmee bis zum Schluß des Bürgerkrieges. Von 1863—1867 war er Lokalredakteur der „Jll. Staatszeitung" in Chicago, siedelte 1867 nach St. Louis über, wo er mit Jos. Keppler den „Puck" herausgab. Im Jahre 1876 gründete er die „Laterne", welche er noch heute herausgiebt und redigirt. Außerdem giebt er die „Deutsch-amerikanische Kriegerzeitung" heraus. Er schrieb viele Gedichte, Humoresken u. dgl., zum Theil unter dem Namen „Jackson P. Hoofnakle".

Helgoland Ahoi!

Jetzt kommst auch du, du altes deutsches Eiland,
Das stolz zum Himmel aus der Nordsee ragt,
Auch du sollst wieder in der Mutter Arme,
Für dich auch jetzt der Heimkehr Morgen tagt!
Auch du bist endlich, endlich wieder da!
Hurrah, Germania, hurrah! hurrah!

Bald wird von deiner steilen, rothen Höhe,
Bewohnt vom alten, deutschen Friesenstamm,
Verschwinden Englands Flagge, und dann wehen
„Schwarz, Weiß und Roth" von deinem Felsenkamm:
Das deutsche Reich, das wieder stark und groß,
Nimmt dich zurück in seinen Mutterschooß!

Nicht wirbt um dich Germania, wie sie mußte
Einst um ein andres edles Schwesternpaar,
Das ihr entrissen des Franzosen Tücke,
Als schwach und machtlos war der deutsche Aar:
Nicht wirbt um dich sie mit gezücktem Schwert,
Du kehrest friedlich heim zu ihrem Herd.

Nicht sollen wieder Ströme Blutes fließen,
Nicht tönen jetzt der Kriegstrompete Klang,
Nicht Thränen armer deutscher Mütter strömen,
Wie einst als Schleswig sie zurückerrang;
Vom großen Afrika ein kleines Stück
Bringt in der Mutter Arme dich zurück!

Jetzt kommst auch du, du altes deutsches Eiland,
Das stolz zum Himmel aus der Nordsee ragt,
Auch du sollst wieder in der Mutter Arme,
Für dich auch jetzt der Heimkehr Morgen tagt!
Auch du bist endlich, endlich wieder da!
Hurrah, Germania, hurrah! hurrah!

Auch zwei Revolutionäre.

Auch du warst eigentlich ein Revolutionär
„Schießpulver", als man dich zuerst erfand.
Auch du erregtest Furcht und Schrecken überall,
Als deine Stärke man zuerst erkannt.
Den stolzen Ritter holtest du vom hohen Roß,
Der Schwache wurde stark durch dich, und kühn;
War stetig seine Hand und sicher nur sein Aug',
Braucht' er vor keinem Riesen mehr zu flieh'n.

Der schwere Eisenpanzer fiel, und der Soldat
In kleiner Tasche, eng beisammen, trug
Den Tod von Dutzenden, und wer es nur verstand
Zu „decken" selber sich, der galt für klug.
„Feig" nannte es der Landsknecht, doch nicht ganz mit Recht,
Denn auch da drüben blitzte das Gewehr:
„Der Feind" auch „deckte" sich, so gut es gehen wollt',
Und schoß man hin, so schoß es wieder her.

Kurzum: was man vom Pulver immer sagen mag,
Halb Demokrat ist's, halb Aristokrat,
In tadelloses Schwarz gekleidet, glatt und kalt,
Hob es zu hohen Ehren den Soldat. —
Doch jetzt macht sich ein anderer Geselle breit,
Er kommt daher mit leisem, scheuem Schritt,
Ein echter Proletarier, schmierig anzuschauen,
Und feig dabei, er heißt der — Dynamit.

Wer da von diesem Stoff in seinem Hosensack
Mit sich herumträgt ein paar lump'ge Loth —
Wie grüne Seife sieht er aus — der trägt trotzdem
Zugleich für Tausende den jähen Tod.

Auch braucht er selber nicht einmal dabei zu sein:
Wenn in der Näh' er im Verstecke liegt,
Dann kann ganz ohne Furcht er überzeugen sich,
Ob Alles richtig in die Lüfte fliegt.

Fürwahr, wer den zum Helfershelfer sich erkor,
Wie groß auch immerhin die Unbill sei,
Die man ihm zugefügt — er ist und bleibt ein Tropf,
Für den zu gut das Pulver und das Blei,
Daß er's gebrauche, oder daß man's braucht bei ihm.
Und gegen den nur eine Politik
Ist richtig, ob sie sonst auch grade nicht human,
Und diese Politik, sie ist — der Strick.

Nur nicht ängstlich.

Und wieder tönt der Schreckensruf,
Vom heil'gen Rußland diesmal her,
Und wieder hallt es schaurig fort
Aus fernen Landen über's Meer:
Sie kommt, sie kommt! sie ist schon da.
Der Schreck der Welt, die Cholera!

Und wieder heißt's: was thun wir jetzt?
Ob denn auch gar kein Kräutchen wächst,
Das diesen schwarzen Schrecken bannt,
Die Menschheit zähneklappernd ächzt,
Mit dessen Hülfe diese Pest
Erfolgreich sich bekämpfen läßt?

Der Aerzte hochgelehrter Rath
Hat soweit ihr nichts abgeguckt,
Und, grad' wie sie zuerst erschien,
Auch jetzt noch mit den Achseln zuckt:
„Bacillen" sind's, das wissen wir,
Doch Kräutchen giebt es keins dafür!

Und doch giebt's eins! Bescheiden wächst
Ein schlichtes, unansehnlich Kraut,
Das keine Früchte trägt und das
Man deshalb doch in Masse baut:
Du weißt nicht, welches Kraut gemeint?
Es ist das Besenkorn, mein Freund!

Und während man mit diesem Kraut
Den Schmutz aus Haus und Gassen kehrt,
Ist noch ein anderes Gewächs
Im höchsten Grad' empfehlenswerth;
Gebrauch' es häufig, fest und stramm,
Das Zweite, Freundchen, ist der Schwamm.

Benützt die beiden fleißig nur,
Und hab 'nen guten Schluck zur Hand,
Und frischen Muth und keine Angst,
Dann leistest du ihr Widerstand;
Die Medizin 'nem Jeden frommt,
Und hilft auch, wenn sie wirklich kommt!

Der erste April in Friedrichsruh.

Welch' Treiben, welch' Hasten im Sachsenwald,
Welch' strahlende, frohe Gesichter,
Geputzte Menschen, sie drängen sich hin
Nach Friedrichsruh dichter und dichter.

Geputzte Menschen mit Weib und Kind,
Mit Blumen, Guirlanden und Kränzen,
Zum alten Recken ziehen sie hin,
Und Jubel herrscht ohne Grenzen.

Dazwischen auch Herren mit Orden und Stern,
In prächtigen, stolzen Karossen,
Und Offiziere mit blinkendem Helm,
Landjunker auf stattlichen Rossen.

Von Böllerschüssen erzittert die Luft:
Sie verkünden den lauschenden Ohren,
Daß er, der Schöpfer des neuen Reichs,
An diesem Tag ward geboren.

Des Kaisers Ungnade, sie kümmert sie nicht,
Sie haben nur einen Gedanken:
Ihm, der die alte Schmach hat gerächt,
Dem größten der Deutschen, zu danken.

Fürwahr! solch' fröhlich Getreibe sah
Der Sachsenwald nicht, so lang brauste
Der Wind durch den mächtigen Eichenforst
Seit Wittekin droben noch hauste.

Und Er im Kreise der Seinen empfängt
Sie Alle, die kamen, auf's Gleiche;
Trotz der Fülle der Jahre steht er da:
Des Sachsenwalds stolzeste Eiche!

Für Jeden hat er ein freundliches Wort,
Er schüttelt dann Allen die Hände:
Dem Nachbar, dem Junker, dem Offizier,
Der Jubel, der nahm schier kein Ende!

Und neben ihm thürmt sich schon riesengroß
Ein Haufen von Gratulationen,
Depeschen und Briefe von Nah und Fern,
Es geht bald in die Millionen.

Doch jetzt wird es still — er richtet sich auf,
Wie der Leu, wenn er schüttelt die Mähne,
Mit bewegter Miene sagt Allen er Dank,
Im Auge erglänzt ihm die Thräne.

Doch gleich ist er wieder der „Eiserne" ganz:
„Ihr Freunde, auf Eins könnt ihr bauen:
Wir können den Russen und Franzen zugleich,
Gottlob, auch heut' noch verhauen!"

Da erschallt von Tausenden Stimmen ein Hoch,
Daß die alten Eichen erdröhnen,
Ein Hurrah aus tausend Kehlen zugleich
Von Germania's dankbaren Söhnen.

Und höher wächst immer der Glückwünsche Hauf' —
Nur einige waren beklommen:
Vom Kaiser, der seine Krone ihm dankt,
Von dem sei kein Wort noch gekommen.

Da wird ein Korb grad herbeigebracht,
Der Korb der „Getreuen von Jever",
Der Alte erkennt ihn sogleich und lacht:
„Ihr Jungens, die sünd mer noch lever!"

Nachwort.

Die günstige Beurtheilung, welche der erste Band von „Deutsch in Amerika" nicht nur hierzulande, sondern auch in Deutschland seitens hervorragender Literaturkenner wie Sacher-Masoch, Joseph Kürschner, Paul Barsch, Richard Wülker, Alfred Streit und in Zeitschriften wie Zarncke's Liter. Centralblatt, Gegenwart, Gartenlaube, Anglia, Monatsblätter der „Breslauer Dichterschule", Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, Hamburger Nachrichten u. s. w. gefunden hat, sowie das vielseitige Verlangen nach einer zweiten, verbesserten und erweiterten Auflage, haben uns veranlaßt, eine solche erscheinen zu lassen. Es sind in dieser zweiten Auflage einige Irrthümer der ersten ausgemerzt worden und der Nachtrag enthält eine Anzahl Namen von Dichtern und Proben ihrer Poesie, die wir in der ersten Auflage nicht erwähnt haben und auf die wir durch eine wohlmeinende Kritik, der wir hierfür unsern besten Dank sagen, hingewiesen worden sind. Ein derartiges Werk wird überhaupt nie den Anspruch auf Vollständigkeit erheben können; aber die Herausgeber glauben zu der Behauptung berechtigt zu sein, daß darin kein Name fehlt, der im deutsch-amerikanischen Dichterwald auch nur einigermaßen Bedeutung hat, haben wir doch selbst das üppig wuchernde Unterholz, soweit es überhaupt möglich war, wenigstens dem Namen nach aufgeführt. Die Schwierigkeit, alle Lücken auszufüllen, das ganze Material ausfindig zu machen und zu erlangen, kann nur im Laufe vieler Jahre durch fortgesetztes Suchen und Ergänzen des vorliegenden Stoffes überwunden werden; außerdem soll nicht unerwähnt bleiben, daß unser Bemühen in manchen Fällen am Nichtentgegenkommen Solcher gescheitert ist, welche in der Lage wären, wesentliche Dienste zu leisten.

Der Herausgeber:
Germania Männerchor.

Der Verfasser:
Dr. G. A. Zimmermann.

Die bereits vor dem Nachtrage veröffentlichte Namenliste deutsch-amerikanischer Dichter können wir wie folgt vervollständigen:

Ahrens, W.
Anton, E.
Arlberg, M.
Arr, A. von
Bastel, F.
Bauer, Adolf
Bechtold, H. C.
Beck, M.
Becker, Gottfried
Behrendt, M.
Bergel, J.
Beschke, W.
Beyschlag, C.
Biedenkapp, G.
Bischoff, J. N.
Blöde, M.
Bloomfield, Hein v.
Bodenstab, A.
Boeckling, A.
Boeckmann, Dr.
Boeldecke, E.
Boetticher, Fr.
Boltig, G.
Braunstein, H.
Breiter, H.
Bruchhausen, C.
Bruere, G.
Bülow, D. von
Carabin, P.
Cherouny, H. W.
Ciolina, Fr.
Creutz, M.
Dammann, H.
Demuth, H.
Dengler, M.
Dieckmann, H.
Dietsch, F.
Dirker, J.
Döhn, R.
Donner, Fr.
Dönitz, F.
Dörner, C. u. H.
Douai, A.
Ebeling, A.
Ehrenberg, A.
Eisenbeil, F.
Erasmus, J.
Erichsen, M.
Eylert, F.
Eyser, J.
Eyth, M.
Fern, Edna
Fiedler, G.
Forster, Anna
Franke, C.
Fridolin, Geo.
Fuchs, J.
Furger, Fr.
Fürgang, W.
Ganzhorn, W.
Gehring, J. A.
Gieseler, E. A.
Glogau, J.
Goeders, E.
Goetz, G. F.
Gohn, C.
Gramm, W.
Gußmann, R.
Hagmann, V.
Hager, W.
Hauser, C.
Hämmerle, J.
Heinzmann, E.
Helmuth.
Henni, J. M.
Hering, C.
Hilgard, Th.
Hobelmann, J. A.
Höcker, L.
Hoffmann, Geo.
Hoffmann, Julius
Hofmann, Fr.
Honthumb, C. A.
Jenp, J. B.
Ihne, F. W.
Jüttner, Otto G.
Karl, Fr.
Kaufmann, E. L.
Kämmler, Fr.
Kehr, G.
Kiderlen, W. L.
Klauprecht, E.
Koch, C. J.
Kopp, W.
Kramer, Ph.
Kröger, A. E.
Krüger, A.
Kunze, J. W.
Lacri, C.
Lahmann, Fr.
Lehmus, C.
Lemann, C.
Lender, M.
Leonhard, R.
Lichtenberg, J.
Lieban, Karl
Lintz, M.
Loewe, G.
Lortzing, M.
Lust, J.
Mack, Al.
Mätzel, H.
Marwedel, F.
Meng, J.
Meyen, L.
Miller, Peter
Minding, J.
Möllhausen, B.
Mühl, E.
Müller, Fr.
Muntaner, Ramon
Mylius, A.
Neuhaus, R.
Niemeyer, O.
Nitschmann, A.
Oertzen, G. v.
Paunes, J.
Pelz, W. E.
Pfeiffer, C.
Pütz, F. W.
Rainer.
Reutlinger, A.
Riedel, F. A. W.
Rittig, J.
Rommel, G.
Rondthaler, E.
Rosenfeld, A.
Roissi, A.
Rothermel, J. N.
Rümelin, C. G.
Schaad, J. C.
Scheffer, O.
Schmidt, Ernst
Schmitt, Nik.
Schoppe, Amalie
Schramm, H.
Schubel, H.
Schuricht, H.
Scriba, V.
Seckendorf, G. A. v. (Patrik Peale).
Seiffert, C.
Smerjnin, J.
Stohlmann, E.
Stockfeld, G.
Spieker, E.
Strack, Fr.
Strauß, W.
Tafel, G.
Tarnuzzer, Chr.
Thiem, R.
Tietze, E.
Tubbe, G.
Vitringa, D.
Wagner, W.
Waldhausen, G. L.
Waldmüller, R.
Warus, P. F. L.
Wälti, C.
Wehrmann, P.
Weiß, P.
Weyse, J.
Wiedersheim, V.
Wierse, Paul
Wilhelmi, St.
Wilhelmi, H. C.
Wörner, G.
Wyneken, F.
Zelecki, E. Graf
Zöllner, H.

Inhaltsverzeichniß zum Nachtrag.

